# Der Neue Merkur

## Monatsschrift für geistiges Leben

Zweiter Jahrgang / Zweiter Band

Oktober — März

1915 — 1916

Reprinted by permission of Dr. Bella Schlesinger, Tel-Aviv
by
KRAUS REPRINT
a Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970

Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

# Der Neue Merkur

## Monatsschrift für geistiges Leben

Herausgeber: Efraim Frisch

Zweiter Jahrgang / Zweiter Band

Oktober — März

1915 — 1916

München und Berlin

Verlegt bei Georg Müller

* * *

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/der-neue-merkur_october-1915-march-1916_2

# Inhaltsverzeichnis

## I.

## Aufsätze


Seite

Alexander Berrsche: Zur Alpensymphonie von Richard Strauß . . 420
Franz Blei: Zum Balkanproblem . . . . . 264
Max Hildebert Boehm: 1. Bewährung des kriegerischen Menschen . 306
2. Militarisierung des geistigen Menschen . 549
Firmin Coar: Über das Wesen französischer Macht . . . . . 621
Ignaz Daszinsky: Polnische Zukunftsfragen . . . . . 180
Z. Diesendruck: Vom Doppelsein der Kultur . . . . . 293
Moritz Dub (Wien): Die wirtschaftliche Annäherung . . . . . 592
Johannes Geffcken: Friedensidee und Weltmonarchie . . . . . 137
Wolfgang Heine, M. d. R.: Reife für den Frieden . . . . . 245
Rudolf Kayser: Vom jungen Deutschland . . . . . 353
Erich Lichtenstein: Deutsche Barockdichtung . . . . . 194
Ferdinand Lion: 1. Gedanken über Europa . . . . . 212
2. Bemerkungen über Frankreich . . . . . 541
August Mayer: Kriegsbetrachtung I . . . . . 127
Kriegsbetrachtung II . . . . . 577
Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Juristenpredigten im Krieg
1. Recht gegen Recht . . . . 284
2. Vergeltung . . . . . 397
3. Das Gesetz und die Propeten . 484
Wilhelm Michel (Darmstadt): Gott und die Sprache . . . . . 649
Kuno Mittenzwey: Zur Kritik des bürgerlichen Menschen . . . . 558

Seite

August Oehler: Stimmen aus Österreich . . . . . 270
Erich Schairer: Die Deutsch-türkische Vereinigung . . . . . 174
Prof. Dr. Willy Staerk: Das Judentum als wissenschaftliches Problem 407
Hugo Schulz: Der Winterkrieg in den Karpathen . . . . . 162
Erich Unger: Der Krieg . . . . . 567
Emil Wolff: Oliver Cromwell und die Anfänge des Imperialismus . 512

II.

## Gedichte

Klabund: Die Himmelsleiter . . . . . 640
Gottfried Kölwel: Den Toten . . . . . 511
Nachtlied . . . . . 566
Christian Morgenstern: Gedichte (aus dem Nachlaß) . . . . . 189

III.

## Dramatisches

Heinrich Mann: Die große Liebe (Drama) . . . . . 1
August Strindberg: Ein Vorspiel . . . . . 465
Erich Unger: Der Krieg (Dialog) . . . . . 567

IV.

## Romane — Novellen

M. J. bin Gorion: Zwei alte Erzählungen . . . . . 280
Gerhard Gutherz: Drei zum Knoten (Novelle) . . . . . 314
Max Mell: Die Brille (Novelle) . . . . . 380
Franziska Gräfin zu Reventlow: Die Silberwanze . . . . . 573
Emil Alphons Rheinhardt: Ferien (Novelle) . . . . . 496
Oscar A. H. Schmitz: Eine heimliche Geschichte (Novelle) . . . . 604
Andreas Schreiber: Die arme Vaubonne (Novelle) . . . . . 167
Arnold Ulitz: Die Flucht nach Indien (Erzählung) . . . . . 655

V.

## Tagebücher

Gustave Flaubert: Italien . . . . . 424

# Die große Liebe

## Drama in vier Akten von Heinrich Mann

### Personen

Liane Löwen
Frau Huller
Frau Benedikt
Die Hofrätin Löwen
Lisl, ihre Tochter
Frau v. Molli
Mrs. Paine
Eine ältere Dame
Eine dicke Dame
Ihre Tochter
Eine Kokotte
Alice
Miß Tornton
Mädchen bei Löwen
Christoph Gaßner
Viktor Türk
Franz Löwen
Dr. Josefsthal
Philipp Mandl
v. Molli
Schneider
Conte Ronda
Duca di Folino
Fürst Ataxine
Leutnant Berton
1. } junger Mann (zu der älteren Dame gehörig)
2. }
Der Begleiter der Kokotte
Martin, Kellner
Fritz, Barman
Der Geschäftsführer des Hotels
Ein Boy
Hotelgäste, Kellner und Boys.

# Erſter Akt

Herrenzimmer im Hauſe Löwen. Bibliothek. Moderne Zeichnungen an den Wänden. Türen links, rechts und im Hintergrund, in der Täfelung. Volle Beleuchtung

## Erſte Szene

Die Hofrätin Löwen. Franz Löwen

Die Hofrätin am Arm Löwens, von rechts:

Lieber hier. Dies Zimmer iſt weniger parfümiert als Lianes Salon.

Löwen:

Aber Liane hält ſich mehr hier auf als drinnen.

Die Hofrätin:

Ja: bei den Büchern.

Löwen:

Du wirſt nicht leugnen, Mama, daß ſie eine vollkommene Hausfrau iſt. Hat es dir geſchmeckt?

Die Hofrätin:

Euer Souper war gut. Da es aus dem Continental kommt, hatteſt du nur zu bezahlen. Was mir, offen geſtanden, nicht gefällt, iſt, daß wir hier alle zu Ehren dieſes Muſikers aufgeboten ſind.

Löwen:

Herr Chriſtoph Gaßner iſt unſer Freund.

Die Hofrätin:

Seit acht Tagen.

Löwen:

Schon voriges Jahr in Dresden haben wir ihn kennen gelernt.

Die Hofrätin:

Man macht in unſeren Kreiſen zu viel Weſens von ſolchen Leuten.

## Zweite Szene

Die Vorigen. Frau Huller. Philipp Mandl

Frau Huller mit Philipp, von rechts:

Aber Frau Hofrätin! Ein weltberühmter Komponiſt! Man muß doch für ihn ſchwärmen. Was würden Sie übrigens ſagen, wenn Lisl ihn heiratet?

Philipp:

Ja, was würden Sie ſagen, Frau Hofrätin? Ich erkläre, daß ich mich auf

alles gefaßt mache. Wir jungen Leute haben nur noch zu verschwinden, wenn so eine Berühmheit sich zeigt. S—ſ—ßt! Schon haben sie sich.

Die Hofrätin:

Erstens ist er zu alt für Lisl. Und dann, der Ruhm: ist das eine Position?

Löwen:

Man sagt.

Philipp zu Frau Huller:

Wenigstens sollten die anderen Damen uns entschädigen. Sie zum Beispiel, Frau Jenny, fühlen Sie sich mir gar nicht verpflichtet? Leiser: Bin ich diskret, wie?

Frau Huller:

Dieser Philipp! Schon wieder Witze?

Philipp leise:

Witze? Es war eine bedeutende Quetschung am Fuß, wissen Sie? Heute gehe ich das erstemal wieder aus. Seien Sie froh, daß ich lebe.

Frau Huller ängstlich:

Ich glaube, man braucht Sie, um den Kaffee zu servieren.

## Dritte Szene

Die Vorigen. Lisl. Gaßner. Liane. Frau Benedikt. Dr. Josefsthal. Das Zimmermädchen

Philipp nimmt dem Zimmermädchen das Tablett ab:

Kaffee, die Damen?

Lisl von rechts, zu Gaßner:

Die wirkliche Hausfrau hier ist nämlich der Philipp.

Philipp:

Ich belege den Posten bei Ihnen, Lisl.

Liane

mit Frau Benedikt und Dr. Josefsthal von rechts. Nimmt Tassen vom Tablett:

Danke, Philipp, Sie sind sehr lieb.

Frau Benedikt:

Herr Mandl, Sie müssen warten, bis ich auch Zucker habe.

Philipp:

Sie bekommen Zucker, wenn Sie Philipp zu mir sagen. Sie sind bei der Oper, gut. Aber ist das ein Grund, so steif zu sein?

Lisl:

Genieren wird man sich wegen der gnädigen Frau. Wo sind die Zigaretten,

Philipp? Zu Frau Benedikt: Sie werden einmal rauchen, gnädige Frau. Ich möchte Ihnen Ihre kostbare Stimme ruinieren.

Das Zimmermädchen ab

Gaßner zu Liane:

Herr Mandl ist ein Verwandter?

Liane:

Nein. Aber er fühlt sich nur wohl, wenn er so behandelt wird. Wir sind eine Clique, wissen Sie. Alle kennen sich von jeher, es ist schrecklich. Würden Sie sich da hineinfinden?

Gaßner:

Erstens kenne ich ja Frau Benedikt.

Liane zurückhaltend:

Ja — von früher her, als Sie beide noch unbekannt waren. Sie hat mir manches von Ihnen erzählt.

Gaßner:

Gutes?

Liane lächelt:

Nicht immer.

Gaßner:

Das ist begreiflich ... Ich wollte sagen, daß auch Ihre Leute, selbst die, die ich noch nie gesehen hatte, mir schon vertraut scheinen, so viel beschäftigte ich mich seit acht Tagen mit Ihnen.

Liane:

Und vielleicht werden Sie sogar meine Schwägerin Lisl heiraten.

Gaßner:

Es könnte geschehen, — da sie Ihre Schwägerin ist. Wie der Wert unserer Wünsche schwankend ist! Hergekommen war ich, brennend vom Ehrgeiz für meine Oper. Jetzt aber betrachte ich als das Ziel meiner Reise dies Haus.

Liane:

Sie sind der gütigste Mensch, der mir begegnet ist.

Gaßner:

Warum gütig?

Liane:

Es sieht manchmal aus, als wüßten Sie gar nicht, was für eine außerordentliche Musik Sie schreiben. Ihre Musik war mein größtes Erlebnis. Sie war mein einziges großes Erlebnis.

Gaßner:

Darum kann man doch gute Freunde sein.

Liane:

Ich weiß nicht.

Gaßner:

Ich weiß es. Schon als ich Ihnen meinen ersten Besuch machte und noch bevor Sie eintraten, fühlte ich mich hier allem befreundet: Ihrem Porträt, diesen Möbeln, Ihren Büchern.

Liane:

Sie stehen zwischen denen meines Mannes. Dies ist sein Zimmer.

Gaßner:

Ja. Sie haben ein reizendes Kind und einen Mann, der Sie, glaube ich, anbetet.

Liane:

Er verehrt mich sehr. Ich darf nicht klagen.

Gaßner:

Und er macht Ihnen keinen Kummer.

Liane:

O nein. Wenigstens nicht durch seine Schuld . . . Er verehrt auch Sie, wissen Sie, weil ich es tue.

Gaßner:

Unsereiner lebt mehr oder weniger von der Gunst solcher ungewöhnlichen Frauen, wie Sie eine sind.

Löwen tritt hinzu:

Verzeihen Sie die Frage, Herr Gaßner: es bleibt, für Ihre Premiere, beim nächsten Dienstag?

Gaßner:

Ich denke.

Liane:

Mein Mann fiebert schon. Sooft ich hereinkomme, sitzt er am Klavier und liest Ihre Partitur.

Löwen:

Man hat hier allgemein große Vorliebe für Ihre Musik. Ich hoffe, Sie werden am Dienstag mit uns zufrieden sein.

Gaßner:

Es ist an mir, Sie zufriedenzustellen.

Löwen:

Die arme Frau Huller wird nicht dabei sein dürfen. Liane, willst du ihr den Auftrag ihres Mannes vielleicht ausrichten?

Liane:

Muß ich? Zu Gaßner: Es ist immerhin peinlich, einer Frau zu sagen, daß sie abreisen möge, weil ihr Mann ankommt.

Gaßner:

Frau Huller ist unglücklich verheiratet?

Liane:

Ihre ganze Ehe besteht aus Auftritten.

Löwen:

Ich begreife nicht, wie es zu Auftritten kommen kann.

Liane sieht zu Boden:

Du begreifst das freilich nicht.

Lisl ruft:

Das ist ein Gedanke. Eine Schönheitskonkurrenz!

Philipp:

Die Hausfrau ist hors concours!

Frau Benedikt:

Es wäre nicht edel, mich mitkonkurrieren zu lassen. Ich weiß wohl, man sieht meinem Teint die vielen Masken an, die ich habe machen müssen.

Dr. Josefsthal:

Sie, verehrte Frau, haben uns so viele Gestalten der Schönheit vor Augen geführt, daß wir Sie niemals werden anders sehen können als schön.

Frau Huller:

Philipp, meine Tasche. Sie nimmt eine Puderdose heraus und benutzt sie

Lisl zu Gaßner:

Wem geben Sie Ihre Stimme?

Gaßner:

Wenn Sie mich beeinflussen wollen, Fräulein Lisl, darf ich sie Ihnen nicht mehr geben.

Lisl:

Um mich nicht zu verwöhnen? Wie Sie vorausschauend sind! Sie haben wirklich Ehemannstalente.

Die Hofrätin:

Lisl, schwatze nicht! Das Kind redet daher und versteht nicht die Hälfte.

Lisl:

Gott, daß ich ihn vielleicht heiraten werde, ist hier doch bekannt. Und wenn nichts daraus wird, wundert sich auch kein Mensch. Wer wird daraus heute noch eine Affäre machen!

Frau Benedikt zu Liane:

Ich freue mich immer aufs neue, liebe Frau Löwen, wie gut Sie Ihre Krankheit überstanden haben! Sie sind schöner und jünger geworden. Wissen Sie, daß die Leute mich immer fragen, wer dies junge Mädchen ist?

Liane:

Loben Sie nicht mich, sondern den Doktor Josefsthal.

Dr. Josefsthal:

Mein Verdienst ist in diesem Fall noch geringer als sonst. Meinen anderen Kranken bin ich wenigstens notwendig, um ihnen Hoffnung zu geben. Aber wenn eine darauf verzichtet?

Frau Huller:

Wie kann man so geduldig sein! Ich bin in Verzweiflung, wenn ich nur den Schnupfen habe.

Liane:

Wenn Leute kamen, war ich wohl nicht sehr ruhig?

Dr. Josefsthal:

Visitenkarten schon regten Sie auf. Sonst aber — : nun, wir hatten uns darüber geeinigt, daß die medizinische Wissenschaft wohl erkennen, aber leider nicht heilen kann. Ich habe mich nie so gut mit einer Patientin verstanden. Ganz so ergeben in Ihr Schicksal brauchten Sie trotzdem nicht zu sein.

Liane:

Ich war es gar nicht. Lieber Doktor, ich wußte ganz genau, daß ich nicht sterben würde. Sie sieht Gaßner an: Ich konnte es noch gar nicht.

Gaßner:

So krank waren Sie?

Liane mit ihm nach vorn:

Ich erzählte es Ihnen schon.

Gaßner:

Ich habe darüber hingehört wie über den vergeblichen Versuch des Unglücks, etwas zu verhindern, was doch kommen mußte.

Liane:

Auch ich wußte, daß es kommen mußte und daß ich leben würde. Sie hatten uns geschrieben, daß Sie kommen würden.

Pause

Gaßner:

Habe ich mich heute abend genug um Lisl bekümmert?

Liane:

Sie hat sich mehr um Sie bekümmert.

Gaßner:

Sie sind unzufrieden?

Liane:

O nein!

Gaßner:

Wollen Sie mich denn nicht mehr verheiraten?

Liane:

Ich habe Sie bei Tisch neben Lisl gesetzt. Was sollte ich weiter tun?

Gaßner:

Sich selbst nicht an meine andere Seite setzen! Wenn Sie mich verheiraten wollen, hätten wir seit acht Tagen nicht so viel beisammen sein dürfen.

Liane:

Ich werde der Anlaß sein, daß Sie Ihr Glück versäumen.

Gaßner:

Ich will lieber durch Sie unglücklich werden, als glücklich durch eine andere.

Liane:

Sie sind nicht banal genug, um das zu sagen.

Gaßner:

Aber um es zu empfinden.

Liane beschwörend:

Schweigen Sie noch! Sagen Sie kein Wort mehr, als Sie bis zu dieser Minute wissen. Es wäre schade um uns.

Gaßner:

Ich sagte es Ihnen schon: vom ersten Betreten dieses Hauses an war ich mir bewußt, hier werde ich viel erleben.

Liane:

Mein Freund, es ist möglich, daß wir etwas zusammen erleben sollen. Aber wir dürfen nicht an die Unüberwindlichkeit des Schicksals glauben; denn erinnern Sie sich bitte: das erstemal, als wir uns begegneten, voriges Jahr in Dresden, haben Sie mich gar nicht beachtet.

Gaßner:

Wie können Sie glauben! Jenen einzigen Abend im Trubel einer Hotelhall, bei der Feier meines Erfolges, und ich war Erfolge noch nicht gewohnt: was Wunder, wenn ich nicht die Geistesgegenwart und Geschicklichkeit hatte, mich Ihnen zu nähern. Trotzdem, Sie dürfen mir glauben, trug ich aus alledem nur ein wirklich befreundetes Bild davon. Und als jetzt Ihr Brief kam —

Liane:

Mein Brief?

Gaßner:

Sie haben mir doch geschrieben. Wie hätte ich mir sonst, bei unseren flüchtigen Beziehungen, erlaubt, Sie aufzusuchen.

Liane:

Es wäre schlimm gewesen, wenn Sie mich nicht aufgesucht hätten. Aber geschrieben habe ich Ihnen nicht.

Gaßner:

Dann begreife ich nicht ... Und Sie wollen das Schicksal leugnen.

Liane:

Das Schicksal heißt vielleicht Lisl.

Lisl tritt hinzu:

Was ist mit Lisl?

Liane:

Herr Gaßner spricht von dem Brief, den du ihm geschrieben hast, bevor er herkam.

Lisl:

Einen Brief, ich? Ausgeschlossen. Das könnte höchstens eine Ansichtskarte gewesen sein.

Liane zu Gaßner:

Also war es eine Ansichtskarte?

Gaßner:

Es war ein Brief, auf goldgelbem Papier, mit den Buchstaben L. L.

Lisl:

So ist mein Papier — aber deins auch, Liane. Zu Gaßner: Und was stand darunter: Lisl — oder vielleicht etwas anderes?

Liane:

Ich glaube kaum.

Lisl:

Das wäre auch gar nicht schön!

Gaßner:

Jetzt wage ich nichts mehr zu behaupten.

Lisl:

Ah! Sie wagen nicht. Sie holt Löwen herbei: Franz! Jetzt schreiben die Geister Briefe für mich. Oder auch für Liane, man weiß nicht. Der Herr Christoph Gaßner hat einen Brief bekommen, den keine von uns geschrieben hat.

Löwen:

Wann war's denn?

Gaßner:

Vor vier Wochen.

Löwen:

Damals warst du, Liane, schwer krank.

Lisl:

Und ich war mit Mama im Gebirge.

Löwen:

Man hat sich einen Scherz erlaubt.

Gaßner:

Ich muß dem Spaßmacher dankbar sein. Zu denken, daß ich ohne ihn nicht hier wäre!

Lisl:

Herr Christoph Gaßner! Mit ihm auf die andere Seite: Was stand darunter?

Gaßner schweigt

Lisl:

War es vielleicht undeutlich?

Gaßner:

Es war sehr deutlich.

Lisl:

Dann brauchen Sie nichts mehr zu sagen. Meine Unterschrift kann niemand lesen ... Dann sind Sie also wegen Liane gekommen.

Gaßner:

Und dann habe ich Sie, Fräulein Lisl, kennen gelernt.

Lisl:

Wollen Sie das für ein erschütterndes Ereignis ausgeben?

Gaßner:

Für ein sehr willkommenes.

Lisl:

Meinetwegen. Aber eine andere Frage: habe ich Ihnen eigentlich schon mein Jawort gegeben?

Gaßner:

Das ist es, was ich mich auch frage. Wenn Sie glauben, daß man bei Ihnen weiß, woran man ist.

Lisl:

Trösten Sie sich, bei Ihnen weiß man es auch nicht. Falls ich Ihnen übrigens mein Jawort gegeben haben sollte, nehme ich es hiermit zurück.

Gaßner:

Sie sind hart.

Lisl:

Aber gerecht ... Sind Sie nun froh?

Gaßner wehrt ab

Lisl:

Machen Sie keine Geschichten! Ich habe ja auch gedacht, es würde gehen.

Wir lieben uns nicht, aber das hätte nichts gemacht. Sie hätten durch mich ziemlich viel Geld bekommen, und ich Ihren Namen. Zusammen hätten wir Sensation erregt.

Gaßner:

Und warum muß das alles ein Traum bleiben?

Lisl:

Von den Hindernissen, die auf Ihrer Seite bestehen, wollen wir nicht reden. Ich aber werde niemals Ihre Musik zu Ende hören können.

Gaßner:

Meine Musik?

Lisl:

Auch nicht, was Sie sagen. Überhaupt nichts, was einer sagt, oder spielt, oder singt. Kein Buch kann ich fertig lesen und kein Bild ansehen. Es gibt nämlich von alle dem so schrecklich viel, und man muß alles mitmachen. Das dauert schon ewig, obwohl ich eigentlich noch nicht lange dabei bin, und es soll immer weitergehn. Da kann man wirklich von allem im Leben gerade nur kosten.

Gaßner:

Lisls Schicksal!

Lisl:

Es ist auch nicht dümmer als ein anderes. Sehen Sie, ich habe immer Flirts, und niemals wird es Ernst. Natürlich würde ich auch nach unserer Verheiratung weitergeflirtet haben, aber ich glaube, Sie hätten ganz ruhig sein dürfen, bei mir kommt nichts zu Ende.

Gaßner:

Sie spielen.

Lisl:

Und Sie waren wohl immer sehr ernst?

Gaßner:

Im Gegenteil, ich habe viel gespielt. Jetzt ist es an Ihnen.

Lisl:

Ja: es wechselt. Schade, daß es bei uns nicht zusammentrifft; dann hätte ich die Frau des berühmten Christoph Gaßner sein können. So geht es nicht. Denn Ihre Musik ist doch viel zu schön, als daß man mittendrin fortlaufen darf.

Gaßner:

Sie sind ein entzückendes Mädel.

Lisl:

Das sagen Sie aufrichtig. Aber dafür habe ich mich anstrengen müssen.

Philipp hinten:

Aber wenn ich mein Ehrenwort gebe!

Frau Huller:

Liane, hör' das an!

Liane:

Sie jammern schon wieder über Ihren Fuß, Philipp? Soll Doktor Josefsthal ihn anschauen? Was ist denn damit?

Philipp:

Was damit ist? Ein Auto ist mir drüber gegangen. Jawohl. Vor acht Tagen.

Frau Huller:

Dieser Schwindler!

Liane:

Das würden Sie mir seit acht Tagen jeden Morgen am Telephon erzählen.

Philipp:

Durfte ich denn? Es ist doch eine diskrete Sache. In dem Auto saß eine Dame mit einem Herrn, — wenn Sie mich denn zwingen, zu reden.

Frau Huller:

Er renommiert!

Philipp:

Renommieren werde ich damit, wenn ein Liebespaar mir über den Fuß fährt und mich auf der Landstraße liegen läßt, soviel ich auch schreie!

Frau Huller zu Frau Benedikt:

Das tut doch keine Frau! Zu Philipp: Man hätte Ihnen geholfen!

Philipp:

Sie werden mir helfen! Ihr Herz ist bekannt!

Liane:

Könnte es nicht auch so gewesen sein, lieber Philipp, daß Sie selbst im Auto saßen, auf einer Ihrer kleinen Hochzeitsreisen, und dabei verunglückt sind?

Philipp:

Nein, ich saß nicht in dem Auto. Sieht Frau Huller an: Aber ich werde auch noch drin sitzen!

Frau Huller lacht angestrengt

Allgemeine Heiterkeit

Dr. Josefsthal vorn, zu Löwen:

Sie sind geschäftlich überanstrengt.

Löwen:

Ich bin überreizt durch ein Unternehmen, dessen Ausgang ich nicht voraussehe.

Dr. Josefsthal:

Als Ihr Arzt kenne ich so gut Ihre zuverlässige Natur, daß ich überzeugt bin, lieber Freund, auch geschäftlich brechen Sie sich nicht den Hals.

Löwen:

Die Idee ist so schlimm wie die Tatsache. Lieber Doktor, Sie kennen von jeher jedes Elend. Ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen nicht auch dieses eingestehen sollte. Unsereiner täte gut, seine Geschäfte mit seinem Arzt zu besprechen. Ich habe die entsetzliche Vorstellung, daß es im Fall eines geschäftlichen Zusammenbruchs auch mit meiner Häuslichkeit aus ist. Leise, den Kopf gesenkt: Alle meine Anstrengungen sind darauf gerichtet, meine Frau zu behalten.

Dr. Josefsthal leise, eindringlich:

Das Kind ist da.

Löwen:

Habe ich das Recht, es ihr zu nehmen, falls sie gehen will?

Dr. Josefsthal:

Sie werfen Ihre Waffen fort.

Löwen:

Meine beste Waffe wird es immer sein, daß ich Liane das Leben erleichtere.

Dr. Josefsthal:

Ich werde Ihre Nerven stärken müssen. Die wirksamste Stärkung aber haben Sie zweifellos von Ihrem Freunde Viktor Türk zu erwarten.

Löwen:

Von dem Freunde meiner Frau.

Dr. Josefsthal:

Er kennt die Einzelheiten Ihres Unternehmens? Natürlich. Welcher große geschäftliche Vorgang wäre ihm unbekannt. Sein Einfluß hat Leuten geholfen, die gefährdeter waren.

Löwen:

Ich erwarte ihn täglich. Ruft: Liane!

Liane:

Mein Freund!

Löwen:

Verzeih einen Augenblick. Dr. Josefsthal möchte wissen, wann Viktor Türk zurückkommt. Er hat dich vielleicht benachrichtigt?

Liane:

Aber — weißt du denn nicht, daß er schon da ist? Ich hatte ihn für heute abend gebeten, leider konnte er nicht.

Dr. Josefsthal:

Ihr Freund Türk sagt Ihnen ab? Das muß ihn einen schweren Kampf gekostet haben.

Liane:

Im letzten Augenblick mußte ich sein Gedeck fortnehmen lassen. Es war keine Zeit mehr, einen fünften Herrn herbeizutelephonieren.

Löwen:

Er hat dir nicht gesagt, was ihn abhält?

Liane:

Ich habe keine Ahnung.

Gaßner mit Liane beiseite:

Ihr Freund —?

Liane:

Viktor Türk, der Finanzier: Sie wissen schon. Wir sind sehr befreundet. Das heißt, er hat viel Freundschaft für mich. Wenn er in der Stadt ist, vergeht kaum ein Nachmittag, ohne daß ich ihn bei mir sehe.

Gaßner:

Da habe ich eigentlich Glück gehabt, daß er in diesen Tagen nicht da war.

Liane:

Sie brauchen nicht eifersüchtig zu sein. Er spielt hier gar keine Rolle. Höchstens, daß seine — Gefühle mich bedrücken. Aus Mitleid dulde ich sie. Erraten Sie nicht, warum er heute abend abgesagt hat? . . . Weil Sie da sind.

Sie sprechen leise weiter

Lisl hinten:

Ich finde seine Musik ganz herrlich, obwohl ich nie bis zum Schluß bleibe.

Philipp:

Ich bleibe, aber ich kriege alle Zustände.

Frau Huller:

Sie ist doch so riesig modern.

Die Hofrätin

Es ist keine Musik mehr. Singen Sie denn das wirklich gern, Frau Benedikt?

Frau Benedikt:

Von uns Sängern verlangt seine Musik freilich Selbstverleugnung. Wenn wir recht im Vordergrund zu stehen meinen, zieht vielleicht ein Hirtenbub vorüber, singt und ist genau so wichtig. Oder die Sonne geht auf und ist noch wichtiger. Das Orchester aber deckt unsere Stimmen nie. Und alles ist schön, das Schönste, glaube ich doch, was sich heute machen läßt.

Löwen:

Eben weil alles gleichmäßig behandelt ist. Ein klingendes Weltbild sozusagen, der Zusammenklang von unser aller Leben, in dem es ja keine Helden und keine Knechte mehr gibt. Bescheiden und groß.

Dr. Josefsthal:

Bescheiden, weil es so geistreich ist. Haben Sie nicht bemerkt? Man ist nicht versucht, den Christoph Gaßner mit dieser im Grunde herablassenden Ehrerbietung zu behandeln, die wir für die weniger klarsichtigen, daher größenwahnsinnigen Künstler übrig haben. Er überschätzt die Bedeutung seiner Tätigkeit nicht, drückt aber manchmal äußerst feine Dinge aus, von denen wir voraussehen, daß eines Tages alle Menschen sie fühlen werden. Er sagt uns gleichsam schon etwas über unsere Enkel. Das ist immerhin merkwürdig.

Liane vorn, zu Gaßner:

Man spricht über Sie? Dann läßt sich voraussehen, daß man sogleich an mich herantreten wird mit dem Verlangen, ich solle für eine musikalische Unterhaltung sorgen. Was kann ich als Hausfrau dagegen tun.

Gaßner:

Sie sollen gar nichts dagegen tun. Ich stehe Ihren Gästen zur Verfügung.

Liane:

Sie sind noch edler, als ich dachte. Dann verständige ich also Frau Benedikt. So sehr sie sonst die Salons verachtet, in denen sie singen muß: wenn Sie spielen, wäre sie natürlich gekränkt, daß man nicht auch sie bittet. Einen Augenblick. Sie geht zu Frau Benedikt und flüstert mit ihr

Frau Benedikt nach vorn, zu Gaßner:

Es wird gewünscht, daß wir musizieren. Ich möchte es nicht und bitte Sie, es mir für heute abend zu untersagen.

Gaßner:

Die Proben haben Sie freilich grade genug angestrengt. Aber sollten wir der Hausfrau nicht den Gefallen tun?

Frau Benedikt:

Ich bin befreundet genug mit ihr, daß ich einmal Nein sagen darf.

Gaßner:

Aber ich?

Frau Benedikt:

Oh, Sie, glaube ich — auch schon.

Gaßner:

Liebe Klara, es sieht aus, als wären Sie mir mit Absicht ungefällig.

Frau Benedikt:

Keineswegs, Meister. Haben Sie sich etwa bei den Proben über mich zu beklagen?

Gaßner:

Wahrhaftig nicht. Sie singen, daß ich Herzklopfen bekomme.

Frau Benedikt:

Und das will etwas heißen.

Gaßner:

Aber wenn wir hier in einem geschlossenen Zimmer miteinander Musik machten, das würde Sie peinlich an alte Zeiten erinnern?

Frau Benedikt ausweichend:

Damals hörte ja niemand uns zu. Obwohl sich's gerade damals verlohnt hätte.

Gaßner:

Wissen Sie denn nicht, wie viel voller und gefesteter heute Ihre Kunst ist?

Frau Benedikt:

Kunst. Aber dieses gewisse Äußerste, Fesselose, das die Leute nie zu hören bekommen, weil sie uns noch nicht kennen wollen, solange wir es haben?

Gaßner:

Es ist nicht schön, jung zu sein. Man war wirr und beladen.

Frau Benedikt:

Sie? Sie nahmen die Dinge leicht, außer dem einen, ein Meister zu werden.

Gaßner:

Ich sollte Sie mir in Ihrem Heim ansehen, mit Ihrem Mann und Ihrem Buben. Sie sind glücklich, das fehlt mir.

Frau Benedikt:

Warum? . . . Vorhin habe ich den Herrschaften über Ihre Musik alles Gute gesagt, das sich irgend sagen ließ, und ich glaube es auch. Sie verstehen alles. Sie umfassen das ganze Leben und erhöhen es. Sie lieben, in Ihren Werken, die Menschen, wie vielleicht niemand sie liebt. Sie haben ein großes Herz: zu groß für uns Arme. Niemals haben Sie ein Wesen geliebt, eins vor allen andern, niemals eine Frau.

Gaßner:

Sie irren sich, Klara.

Frau Benedikt:

Darum empfinden die einfachen Leute Ihre Musik als etwas zu Fernes, Hohes, Übermenschliches. Sie sind vielleicht ein Heiland, aber der verweilt nicht.

Gaßner:

Sie sind noch bitter von jener alten Zeit her. Ich kann lieben.

Frau Benedikt:

Niemals werden Sie eine Frau wirklich lieben.

Gaßner bestürzt, leise:

Sie sagen —?

Frau Benedikt sanft und bestimmt:

Niemals.

Liane zu ihnen hin:

Nun?

Gaßner:

Gnädige Frau, ich habe eine große Ungezogenheit begangen, ich habe Frau Benedikt das Singen verboten. Können Sie sich in die maniakalische Geistesverfassung eines Koponisten hineindenken, der in drei Tagen eine Premiere hat? Dann verzeihen Sie mir.

Liane:

Warum reden Sie so viel? Nach der Gesellschaft: Meine Lieben, es ist wirklich besser, wir schonen unsern berühmten Gast und auch seine Darstellerin bis zum Dienstag.

Die Hofrätin:

Ich habe gleich gesagt, daß eine Partie Bridge es auch tut.

Lisl:

Man hat nicht achtgegeben, Mama, weil du das immer sagst.

Philipp:

Bridge ersetzt uns den Genuß nicht. Mindestens muß gepokert werden.

Löwen:

Ich richte den Tisch her. Links ab

Frau Huller zu Gaßner:

Führen Sie mich hinein? Ich bin die am schwersten Enttäuschte, wissen Sie, weil Sie nichts vorspielen.

Gaßner mit Frau Huller links ab

Liane:

Viel Vergnügen! Frau Benedikt und ich verstehen nun einmal nichts davon. Zu der Hofrätin: Mama, schone unsere Gäste!

Die Hofrätin, Philipp, Lisl, Dr. Josefsthal links ab

## Vierte Szene

Liane. Frau Benedikt

Liane:

Ich bin glücklich, daß wir inzwischen plaudern dürfen. Ist es sonderbar, wie? wenn man von den Freuden der andern nichts versteht. Sonst ist

es freilich mein Ehrgeiz, jeden Sport gleich mitzumachen, jede dumme Mode.

Frau Benedikt:

Oh! ich habe für das Pokern sogar eine Leidenschaft. Eben darum lasse ich es.

Liane:

So stark?

Frau Benedikt:

Übrigens ist mein Mann unzufrieden, wenn ich ermüdet heimkomme.

Liane:

Und auch singen wollten Sie wohl nicht, aus Rücksicht auf Ihren Mann?

Frau Benedikt:

Wie kommen Sie darauf, daß ich nicht wollte?

Liane:

Ich weiß selbst nicht. Sagten Sie uns nicht, daß Sie und Christoph Gaßner sich gut gekannt haben, als Sie beide sehr jung waren?

Frau Benedikt:

Ja. Wir waren bei demselben Theater, er als zweiter Kapellmeister, ich in meinem ersten Engagement.

Liane:

War es schön damals? Waren Sie glücklich?

Frau Benedikt:

Man war jung.

Liane:

Und — sonst nichts? Verzeihen Sie.

Frau Benedikt einfach:

Und verliebt. Sie dürfen schon davon mit mir reden. Ich habe den Christoph Gaßner, der jetzt so groß geworden ist, einmal sehr lieb gehabt.

Liane ohne sie anzusehen:

Und er Sie.

Frau Benedikt an Liane vorbei:

Nicht so sehr.

Liane:

Wie? Sie irren sich! Eine Frau, die ihm gewiß — gefiel, die seine Interessen hatte, die ihn verstand ...

Frau Benedikt:

Trotzdem nicht. Auf seine Art liebte er mich wohl. Ich hätte irgendein süßes Mädel sein dürfen, für ihn wäre es dasselbe gewesen.

Liane erschrocken:

Er hat nicht gefühlt, wer Sie seien?

Frau Benedikt:

Nein, das hat jeder andere besser gefühlt. Ich gestehe, daß ich damals glaubte, er wolle nicht, und es sei Eifersucht. Ich haßte ihn dafür, und er mich für meine Vorwürfe, für die Unruhe, die ich in sein Leben brachte. Denn er war natürlich, jetzt sehe ich es ja ein, viel zu sehr beschäftigt mit sich selbst, um auch noch auf ein zweites Wesen einzugehn, das genau so wichtig genommen werden wollte.

Liane:

Das war damals, als er alles noch zu werden hatte, was er jetzt ist. Wenn Sie ihn jetzt lieben würden —

Frau Benedikt einfallend:

Wären es dieselben Kämpfe, das gleiche Elend. Sie steht auf: Glauben Sie denn, daß ein Mann wie Christoph Gaßner je etwas nachlassen kann von seinem Anspruch, der Einzige zu sein? Was er braucht, der allzu bedeutende Mann, ist eine Durchschnittsehe mit einem gehorsamen Bürgerkind, das ihn hinterrücks betrügt.

Liane steht auf:

Aber nicht er hat sich bürgerlich verheiratet, sondern Sie.

Frau Benedikt:

Er zieht es vor, noch andere unglücklich zu machen.

## Fünfte Szene

Die Vorigen. Frau Huller

Frau Huller flatternd von links:

Das ist nicht auszuhalten, dieser Philipp agaciert mich.

Philipp von draußen:

Nicht fortlaufen! Wo ich im schönsten Gewinnen bin.

Frau Huller:

Liebste Frau Benedikt, seien Sie lieb und nehmen meinen Platz!

Liane zu Frau Benedikt:

Sie brauchen nicht lange zu sündigen. Ich werde das Spielernest bald ausheben.

Frau Benedikt:

Mein armer Mann! Ab

## Sechste Szene

Liane. Frau Huller

Frau Huller:

Liane! Du mußt mich retten.

Liane:

Was iſt geſchehen? Haſt du dort drinnen dein Vermögen verloren?

Frau Huller:

Die Sache iſt ernſter als du glaubſt. Tragiſch geradezu.

Liane:

Da bin ich neugierig.

Frau Huller!

Ich wage es ſogar dir kaum zu ſagen. Es iſt wirklich, als ob dunkle Mächte mit uns ſpielen, wie es neulich in dem Stück hieß. Das Auto, das den Philipp überfahren hat, war nämlich — meins.

Liane:

Schauderhaft. Aber ich will dir auch ein Geſtändnis machen: ich dachte es mir ſchon. Es war nämlich an eurem Benehmen nicht ſchwer zu merken.

Frau Huller erſchrickt

Liane:

Fürchte nichts, den andern iſt es nicht aufgefallen. Man muß wohl Sinn für ſolche Sachen haben.

Frau Huller:

Ja, nicht wahr? Wir verſtehen uns. Du kannſt dir meinen Zuſtand denken, als ich Philipp liegen laſſen mußte, rechts Wald, links Wald, und weiter, mit — dem Herrn, der bei mir war.

Liane:

Ich weiß ſchon. Da du dieſen Herrn liebſt, kam das andere natürlich nicht in Frage.

Frau Huller:

Freilich habe ich ihn geliebt. Aber es war damals ſchon ziemlich aus. Da hatte ich doch erſt recht keinen Grund mehr, mich vor Philipp zu kompromittieren. Ich hoffte, unter dem dichten Schleier habe er mich nicht erkannt.

Liane:

Ich würde es dir ſehr übel genommen haben, liebe Jenny, wenn du aus Sentimentalität eine ſolche Dummheit begangen hätteſt. Unſere Leidenſchaften haben

anerkanntermaßen das Vorrecht, über alles hinwegzusausen. Mag ein gleichgültiger Herr ruhig auf der Landstraße enden.

Frau Huller:

Ein gleichgültiger Herr! Du ahnst also noch immer nicht meine ganze Tragik? Liane! Ich liebe doch Philipp.

Liane:

Oh!

Frau Huller stolz:

Nicht wahr? Wenn so etwas in der Zeitung stände, würdest du es nicht glauben.

Liane:

So etwas steht auch nicht darin. Also in Begleitung eines Mannes, von dem du dich innerlich schon losgesagt hast, überfährst du den, den du liebst, und kannst dich ihm unter diesen Umständen natürlich erst recht nicht zu erkennen geben. Ich verstehe, Jenny, daß dein Herz mehr geblutet hat, als Philipps Fuß.

Frau Huller:

Ob es geblutet hat! Ich kann dir versichern, der andere hat einen schlechten Tag gehabt.

Liane:

So sehen unsere Tragödien aus.

Frau Huller weint:

Und das schlimmste ist: jetzt haßt Philipp mich. Aus Rachsucht will er mich haben. Wenn ich ihm nun zeige, wie sehr er mir gefällt, hält er es für Schwindel, weil ich Angst vor ihm habe.

Liane umarmt sie:

Arme Jenny! Das ist nun wirklich traurig. Du mußt ihn erpressen lassen, was du gern freiwillig gegeben hättest. Aber siehst du, der Ehebruch legt uns Verpflichtungen auf. Alles geht seine Wege.

Frau Huller:

Ich will nicht mehr.

Liane:

Dann gibt es etwas anderes. Verzichte auf Philipp und den Rest, und versöhne dich mit deinem Mann.

Frau Huller:

Das halte ich nicht aus. Man braucht doch Sensationen.

Liane:

Nun, die hast du.

Frau Huller:

Ich werde also wieder dort hineingehen und mir von Philipp Unverschämtheiten sagen lassen ... Du kommst nicht mit?

Liane:

Gleich. Ich sorge nur für Erfrischungen. Frau Huller links ab

## Siebente Szene

Liane. Gaßner

Liane geht durch das Zimmer, setzt sich und blickt nach der Tür

Gaßner von links:

Was tun Sie dort?

Liane:

Ich — habe Sie erwartet.

Gaßner:

Und ich bin gekommen. Er setzt sich zu ihr: Den ganzen Abend schon bin ich gespannt auf dies Alleinsein mit Ihnen.

Liane:

Auch ich habe die Reden der andern nur wie aus der Ferne gehört und ihnen geantwortet wie ins Leere.

Gaßner:

Mir drängt sich schon alle diese Tage lang das Leben zusammen in die kurzen Stunden, die ich Ihnen hier gegenübersitze. Ich habe keinen anderen Gedanken. Wenn ich mit Ihnen in derselben Stadt lebte, mir scheint, ich würde niemals mehr arbeiten können.

Liane:

Das dürfen Sie nicht sagen. Es ist auch nicht wahr.

Gaßner:

Es wäre eine Wollust, zu verstummen vor Ihnen.

Liane:

Es wäre ein Verbrechen. Das verlange ich nicht.

Gaßner:

Doch. Sie verlangen es.

Pause

Gaßner:

Und seien Sie versichert, daß ich dies keiner Frau je gesagt habe.

Liane:

Ich weiß es.

Gaßner:

Was habe ich Ihnen nicht alles verraten, vom ersten Tage an.

Liane:

Und ich Ihnen!

Gaßner:

Mögen Sie von Ihrer Ehe enttäuscht sein —

Liane:

Ich bin nicht einmal enttäuscht. Ich hatte nichts erwartet.

Gaßner:

Sie haben doch Ruhe. Und Sie haben Ihr Kind zu lieben.

Liane:

Ja, ohne Alice hätte ich es wohl nicht ertragen.

Gaßner:

Was hätten Sie getan?

Liane:

Weiß ich's? Eine Abenteurerin steckt in jeder von uns.

Gaßner:

Sie haben widerstanden.

Liane:

Ich habe gewartet.

Gaßner steht auf, tut einige Schritte, kehrt zurück. Angstvoll:

Worauf? Können Sie denn noch glauben, daß es für Wesen wie uns, in der Welt, die wir kennen, ein unbedingtes Glück gibt?

Liane in den Sessel gelehnt, regungslos, sieht plötzlich zu ihm auf:

Sie haben also niemals geliebt?

Gaßner:

Ich habe Ihnen gesagt, mit welchen Frauen ich gelebt habe.

Liane:

Mit Kokotten und kleinen Schauspielerinnen. Das zählt nicht.

Gaßner:

Warum weniger als anderes? Wir lieben Illusionen. Alles Schöne dieser Erde ist trügerisch, warum nicht auch die Frau? Diese Spitzen, diese Stoffe, die für Lichtgestalten einer anderen Sphäre gewebt scheinen, über sie gebeugt: diese Haut, zu kostbar und makellos, um über irgend etwas Animalisches gespannt zu sein, dies Haar, das ich einatme, wie den Himmel selbst —

Liane reglos:

Das alles gefällt Ihnen und Sie sehen darauf hinab.

Gaßner:

Die Wesen, die sich unter so viel Schimmer verbergen, haben mich zu oft schon enttäuscht.

Liane:

Sie möchten in den Spitzen auch noch Seele.

Gaßner tritt zurück:

Ich hatte es immer nur mit Frauen zu tun, die mir gefielen, oder aber mit Frauen, die ich hätte lieben wollen. Niemals war, bis heute, alles in einer.

Liane:

Liegt der Fehler nicht in Ihnen? Ihre Träume sind zu groß. Sie schaffen das Ideal; eine arme Sterbliche kann nicht Ihrer Musik gleichen.

Gaßner:

Kunst ist doch nur die vollkommene Wirklichkeit. Eine von euch muß sie erreichen. Wo ist sie. An einer gewissen Altersgrenze erwartet man sie brennender und angstvoller als vordem. Jede Stunde scheint ein Versäumnis. Ich bin allein, und hinter mir liegen Trümmer. Alles, was man mit Menschen zu tun gehabt, war Blamage, denn man hat keinen halten können. Wie hart waren alle, wie hart wir selbst! Das ist der Augenblick, wo alles in uns bebend aufhorcht. Das Tor wird zugeschlagen! Du hast nicht gelebt!

Liane:

Ist das nicht Überreiztheit und Verkennung des wirklichen Lebens?

Gaßner:

Ich behaupte ja nicht, daß dies das Lebensgefühl von Leuten sei, die auf den nächsten Orden warten oder zu der ersten Million die zweite legen. Mein Dasein war bürgerlicher Müßiggang und eine unablässige Vervollkommnung jener inneren Kraft, durch die wir leiden und lieben.

Liane:

Sie sind stark, da Sie tausend andere Herzen aufzurütteln vermochten!

Gaßner:

Und nicht eins!

Liane:

Was wollen Sie? Ein Glück wie alle? Ich habe eine Frau für Sie gesucht. Ich bin eine gute Freundin.

Gaßner:

Sie wissen genau, wie die Frau aussehen müßte, der ich mich hingeben könnte!

Liane:

Ja. Denn ich weiß, seit ich Ihre Werke kenne, wie wir sein sollten.

Gaßner:

Mir ist es, als hätte ich sie alle nach Ihrem Bilde gemacht! Ich habe Sie von jeher gekannt.

Liane:

Und ich Sie!

Gaßner zurückweichend:

Trauen Sie mir nicht zu sehr! Was Sie von mir wissen, haben mein Verstand und meine Sehnsucht erdichtet. Mein Herz ist nicht rein genug für Ihres!

Liane:

Sie haben mich alle anderen Herzen verachten gelehrt! Sie sind der einzige, der mir gewachsen ist.

Gaßner:

Sie sagen es? Von allen Worten, die ich im Leben gehört habe, versprechen diese mir am meisten Glück und am meisten Schmerz. Da ich antworten soll, schaudere ich zurück. Ich habe Ihnen gegenüber die Keuschheit eines Jünglings. Ich fürchte Sie und mich und was wir jetzt aussprechen sollen.

Liane heftig, mit Schmerz:

So überlassen Sie es mir und verlangen, daß ich Ihnen gestehe, wie sehr ich Sie liebe!

Gaßner

steht regungslos. Plötzlich schnell auf sie zu. Ein langer Kuß

Pause

Gaßner nimmt eine Zigarette:

Es ist geschehen. Was nun.

Liane:

Ja, was. Eine Zigarette rauchen. Sie steht auf

Gaßner entschlossen:

Liane, dies alles bleibt ohne Folgen, — oder Sie lassen sich scheiden und werden mein.

Liane:

Wenn Sie es verlangen, werde ich es wohl tun müssen.

Gaßner:

Sie haben den Gedanken nicht selbst gehabt? Was hält Sie zurück?

Liane:

Nichts. Oder vielleicht die Wehrlosigkeit meines Mannes. Daß er gar nicht begreifen würde. Daß er mir keinen Vorwand gibt. Sie haben es gehört, er

begreift nicht, wie man es in einer Ehe zu Szenen kommen lassen kann. Wir haben nie eine gehabt, wie soll ich sie nun herbeiführen.

Gaßner:

Wenn es nötig ist, befreie ich Sie, und gleich jetzt!

Liane:

Wäre ich nur nicht so frei! Er läßt mich gehen und kommen, wie es mir beliebt. Ich reise viel, ich verkehre, mit wem ich will, und er vertraut mir. Eine Frau, die nicht brutal sein kann, hat es schwer, loszukommen von einem so modernen Gatten.

Gaßner:

Von einem so gleichgültigen! Er liebt Sie nicht!

Liane:

Doch, er liebt mich. Oh! nicht stürmisch. Aber es ist ihm ein tiefes Bedürfnis, zu wissen, daß am dritten Tage wieder ein Brief von mir da sein wird, und daß ich zum Frühjahr dann selbst wieder einmal herschaue. Und er liebt das Kind; vielleicht würde er es mir nicht lassen. Und das sage ich Ihnen: ohne mein Kind gehe ich nicht fort!

Gaßner nimmt sie in die Arme:

Süße Frau! Ich möchte dich nicht anders als so, voll Hochherzigkeit und Liebe. Glaube nicht, daß ich es weniger schwer nehme!

Liane küßt ihn auf die Haare:

Ich weiß. Denn du liebst mich ja. Du verstehst alles, noch bevor ich es ausspreche. Ich darf die Augen schließen, du wirst mich führen.

Gaßner:

Ich würde mich verachten, nähme ich dich leichthin zur Geliebten. Es ist Feigheit, von einer Frau nur die Freuden zu nehmen und die Last ihres Lebens einem anderen zu lassen. Der Betrug würde uns kleiner machen als wir sind, er würde uns Mißtrauen gegeneinander eingeben, er würde uns trennen.

Liane:

Wie du nobel bist, wie ich dich liebe!

Gaßner:

Und ich will nicht teilen! Ich will mein Glück keinen unreinlichen Zugeständnissen verdanken. Ich bin nicht Weltmann genug, um mir von einem Mann, den ich achte, Freundschaft erweisen zu lassen, indes ich mir heimlich seine Frau ausleihe.

Liane macht sich los, entfernt sich von ihm:

Da Sie ihm gegenüber so fein empfinden, darf ich Ihnen gestehen, was mich

letzten Grundes zurückhält: das Mitleid mit ihm, der mich braucht und sich fürchtet, mich zu verlieren. Denn das fürchtet er schon immer. Er weiß, daß ich ihn nie geliebt habe. Seien Sie sicher, er fühlt die Gefahr, die ihm droht.

Gaßner:

Dann wird sie ihn nicht überraschen. Sprechen Sie mit ihm!

Liane:

Soll ich denn seine Existenz zerbrechen?

Gaßner:

Oder Ihre und meine!

Liane:

Haben wir so viel Rechte?

Gaßner:

Wir haben sie wohl erworben durch lebenslange Entbehrung. Mögen nun andere leiden. Welches Gefühl will denn aufstehn gegen unseres! Sprechen Sie ein Wort und Bewegung nach der Tür links: ich mache allem ein Ende.

Liane flehende Gebärde

Gaßner ergreift ihre Hände:

Liane! Welche kalten Hände! Verzeihen Sie mir! Ich habe nie das Unglück eines Menschen gewollt.

Liane:

Und jetzt wollen Sie einem gleich Frau und Kind nehmen.

Gaßner:

Lieben Sie mich denn nicht?

Liane:

Ach! ob ich Sie liebe.

Gaßner:

Verzeihen Sie mir! Ich habe es leicht, mich mit meiner Entschlossenheit zu brüsten. Was hält, in meiner bisherigen Existenz, mich denn zurück. Ich bin, trotz Erfolg und Ehren, ein alter Zigeuner. Habe ich auch nur das Recht, zu verlangen, daß Sie um meinetwillen Familie und Haus verlassen, Ihren Kreis, Ihr gewohntes Leben, Vergnügungen und Pflichten? Sie fesselt so vieles.

Liane mit Leidenschaft:

Mich fesselt gar nichts!

Gaßner:

Wie schön solch ein Wort Sie macht! Wie ich Sie anbete! Sie setzen sich einander gegenüber, ganz nahe

Gaßner:

Daß ich es bin, der dieſe Bruſt ſtärker atmen macht! Seit wann lieben Sie mich?

Liane:

Von jeher! Solange ich Ihre Werke kenne.

Gaßner:

Dann lieben Sie den, der das geſchrieben hat, — gleichgültig, was für ein Mann er iſt?

Liane lächelnd:

O nein! Es iſt ſogar ein rechtes Glück, daß Sie mir auch gefallen. Sonſt wäre nichts daraus geworden.

Gaßner:

Ich gefalle Ihnen? Wirklich? Springt auf, wirft die Arme empor, jubelt: Ich bin wieder jung! Alles beginnt erſt! Liane! Wir werden unerhört glücklich ſein.

Liane:

Wiſſen Sie das ſo genau? Gerade weil wir beide ſo unendlich lieben könnten, werden wir einander vielleicht unglücklich machen. Wir wiſſen zu viel. Können Menſchen, wie wir, denn noch glauben? fragten vorhin Sie ſelbſt.

Gaßner:

Da hatten wir noch nicht geſprochen!

Liane:

Warum ſollte gerade ich Sie nicht enttäuſchen, — da noch jede es getan hat. Wie war es mit Frau Benedikt? Sie ſcheint ſehr gelitten zu haben durch Sie.

Gaßner:

Die? Sie hat Ihnen wohl kaum geſagt, warum wir uns trennten? Weil ſie mich betrog.

Liane:

Bis ſie es tat, werden Sie ſie ſehr gequält haben.

Gaßner ſetzt ſich wieder, nimmt ihre Hände, küßt ſie langſam:

Liane, geliebte Frau, ſeien wir gütig miteinander. Dieſe Hände ſpenden mehr Seele, als alle andern Frauen mit ihren hingebendſten Blicken. Wir wollen uns mit Einfachheit lieben, wie vielerfahrene Leute, die Unruhe und Einſamkeit hinter ſich laſſen. Und es ſoll immer dauern.

Liane:

Ich werde Sie lieben, wie Sie wollen, wenn Sie ſtark genug ſind, mich gegen mich ſelbſt zu verteidigen.

Gaßner:

Was fürchten Sie? Iſt jetzt nicht alles gut?

Liane:

Weil wir in dieser Stunde miteinander reden, als gäbe es auf Erden nur Sie und mich? Sie wissen trotzdem, mein Freund, daß ich auch in der Welt lebe.

Gaßner:

Sie werden die elegante Frau sein, der man den Hof macht, und dabei meine Geliebte. Sie sind auch die Schwester, die meine Gedanken kennt, feiner und klüger als ich.

Liane:

Täuschen Sie sich nicht! Mir kommt alles nur von Ihnen. Sie sehen sich bei mir im Spiegel. Und ich habe Zeiten, wo ich ganz geistlos dahinlebe und beinahe frivol.

Gaßner:

Ich liebe Sie für Ihre Vielfältigkeit!

Liane:

Eine Frau, die ihren Mann nicht liebt, pflegt Versuchungen ausgesetzt zu sein. Haben Sie noch nicht daran gedacht, daß Sie wahrscheinlich nicht der erste sind, der mich gereizt hat? Oh! der Reiz war niemals stark genug.

Gaßner:

Andere haben Ihnen gefallen wie ich?

Liane:

Und Ihnen? Auch künftig wird Ihnen noch manche Frau gefallen.

Gaßner:

Das ist aus!

Liane:

Sie werden sie sich hoffentlich versagen können. Von mir hoffe ich dasselbe. Aber wenn einmal der Sieger käme: er, wissen Sie, der sinnliche Bezwinger, dem keine widersteht.

Gaßner:

Eine männliche Kokotte. Sie wollen mich quälen.

Liane starr:

Vorhin hat meine Freundin Frau Huller mir von ihren Abenteuern erzählt, die so dumm sind und so unwiderlegbar. Ich bin erschrocken, wie gut ich sie, trotz unserer großen Liebe, verstehen kann. Das sind die Dinge, die jede von uns versteht. Erwacht, läßt sich gegen seine Schulter gleiten

Gaßner:

Verstehen, aber nicht tun!

Liane:

Wäre zwischen uns nicht schon der Gedanke eine Untreue?

Gaßner verzweifelt:

Und Sie rechnen damit! Sie sehen es voraus!

Liane starr:

Es ist schrecklich! Wir sollten uns nie wiedersehn. Wir werden vielleicht das Schlimmste zusammen erleben. Bisher war ich nur nicht glücklich, dann werde ich unglücklich sein.

Gaßner umfaßt ihre Schläfen:

Kind! Es ist die Furcht vor dem Glück. Ich weiß Ihnen zu helfen. Vertrauen Sie mir!

Liane läßt sich gegen seine Schulter gleiten:

Ach ja. Sie sind stark, Sie werden mich behüten. Ich gehöre ganz Ihnen. Ist es nicht, als sei man einer Gefahr entronnen, da wir uns gefunden haben?

Gaßner:

So ist es.

Liane:

Alles in meinem Leben war ein Umweg zu Ihnen. Als ich dies zu fühlen begann: wissen Sie, welche Probe ich gemacht habe?

Gaßner:

Sie haben mich geprüft? Sie sind eine richtige Frau.

Liane:

Ich habe Alice entscheiden lassen.

Gaßner:

Ihr Kind und ich waren Freunde, sobald Sie uns bekannt machten.

Liane:

Ja; und ohne daß ich ihr sagte, wer Sie seien. Ich, die Ihre Musik kannte, hatte ein Vorurteil zu Ihren Gunsten. Alice hatte keins. Sie gleicht mir. Wen sie liebt, darf auch ich lieben.

Gaßner:

Jetzt werde ich Ihr Kind noch lieber haben müssen. Wir drei werden eins werden. Sie werden mir ganz gehören ... Sprechen Sie!

Liane:

Mein lieber Freund, ich liebe Sie. Alles andere ist ungewiß, dies aber erfüllt mich mit Sieg und Sicherheit. Sie löst sich von ihm: Ich möchte, daß Sie durch mich glücklich werden.

Sie stehen auf. Ermüdete Bewegungen. Pause

Liane:

Man hat uns hier vergessen. Wir werden die Spieler in die Wirklichkeit zurückrufen müssen, — angenommen, daß wir selbst noch darin sind.

Gaßner nervös:

Liane, was ist's mit diesem Herrn Viktor Türk, der für Ihren Freund gilt?

Liane:

Sind Sie eifersüchtig?

Gaßner:

Ich muß die Hindernisse kennen, um sie fortzuräumen.

Liane:

Es ist keins fortzuräumen. Er liebt mich und hat sich scheiden lassen, um mich heiraten zu können. Ich habe ihm keinen Zweifel darüber gelassen, daß er sich gar keine Hoffnungen zu machen hat. Ich habe harte Worte gebraucht. Aber Frau und Kinder verlassen: um so vieler Opfer willen habe ich ihn wenigstens um mich dulden müssen. Und daraus leitet ein Mann dann wieder Rechte her.

Gaßner:

Jetzt werden Sie ihn verabschieden?

Liane:

Ich warte längst auf die Gelegenheit, ein endgültiges Wort zu sprechen. Wenn Sie wüßten, wie das schwer ist.

Gaßner:

Sie schleppen zu vieles mit sich, das Sie hindert, Ihren Weg zu gehen.

Liane:

Ich bin keine Heldin.

## Achte Szene

Die Vorigen. Die Hofrätin. Frau Huller. Frau Benedikt. Lisl. Löwen. Philipp. Dr. Josefsthal

Lisl:

Mama ist großartig!

Philipp:

Die Partie wird fortgesetzt. So geht das nicht.

Die Hofrätin:

Liebe Liane, es war ein reizender Abend. Du bist eine Hausfrau wie wenige.

Liane:

Ich bin glücklich, Mama, wenn du dich gut unterhalten hast. Zu Löwen: Sie hat wohl gewonnen.

Löwen nickt

Lisl:

Mama hat alle ausgeplündert.

Frau Huller:

Ich habe von der Aufregung einen Heißhunger!

Philipp:

Ich, der ich im schönsten Gewinnen war!

Frau Huller:

Zum Schreien!

Liane:

Sofort kommt der Imbiß.

Die Hofrätin:

Ach ja. Es ist so gemütlich. Wir bleiben noch. Sie setzt sich

Philipp redet leise auf Frau Huller ein

Frau Huller:

In den Stadtpark?

Philipp:

Ich verlange es. Das Kasino ist noch offen. Sie haben nur Ja oder Nein zu sagen.

Frau Huller flehend:

Können Sie denn nicht ein bissel lieb sein mit mir?

Philipp:

Sie ahnen nicht, wie lieb. Sie verhandeln leise weiter

Liane zu Frau Benedikt:

Um Gottes willen. Sie haben doch nicht verloren?

Frau Benedikt:

Das Geld Ihres Mannes. Er ist so rücksichtsvoll.

Frau Huller zu Liane:

Also es ist geschehen?

Liane:

Was ist geschehen?

Frau Huller:

Philipp und ich sind einig.

Liane:

Ich gratuliere.

Frau Huller:

Er will ins Kasino fahren. Du mußt mitkommen.

Liane:

Ins Kasino, um die Zeit?

Lisl hat gehorcht:

Ins Kasino! Zu Löwen: Hörst du, Franz? Zu Dr. Josefsthal: Wer nicht mitkommt, ist mein Feind.

Dr. Josefsthal:

Noch Sekt. Ich habe morgen früh eine Operation, da muß die Hand sicher sein.

Lisl:

Ach was, ein Meter Eingeweide mehr oder weniger.

Löwen hat draußen einen Auftrag erteilt:

Zwei Autos werden sogleich da sein. Liane, willst du dich fertig machen?

Dr. Josefsthal:

Ich verlange, daß die gnädige Frau ihren Pelzmantel umnimmt.

Liane:

Ich will das Fest nicht stören, aber ich fühle mich ziemlich ermüdet.

Philipp:

Was soll das heißen.

Liane:

Ihr werdet zuerst Mama nach Hause fahren.

Die Hofrätin:

Aber ich geh' doch mit. Es ist so reizend heute abend.

Lisl zu Liane:

Und du weigerst dich! Wie du dich benimmst!

Gaßner:

Wenn ich die gnädige Frau inständig bitten darf.

Liane:

Umsonst, lieber Herr Gaßner.

Lisl:

Nicht einmal dem berühmten Gast zuliebe?

Dr. Josefsthal:

Es wäre übrigens eine Tollkühnheit gewesen, für eine Rekonvaleszentin.

Löwen:

Also wenn ich bitten darf. Gute Nacht, Liane. Verabschiedung

Gaßner zu Liane:

Frau Benedikt muß heim. Ich werde sie begleiten.

Liane leise:

Sie dürfen sich nicht ausschließen, weil ich nicht dabei bin. Zu Frau Benedikt: Auf Dienstag. Sie werden seine Rolle singen — und ihn glücklich machen.

Alle nach hinten ab, außer Liane

## Neunte Szene

Liane. Löwen

Liane geht, den Kopf gesenkt, durch das Zimmer
Löwen zurückkehrend:

Liane!

Liane schrickt auf:

Du?

Löwen:

Verzeih! Ich muß dich doch fragen, ob der Abend nicht zu anstrengend war.

Liane:

Aber — ich habe euch einfach spielen lassen, und Herr Gaßner hat mir Gesellschaft geleistet.

Löwen:

Dein Befinden ist nicht schlechter?

Liane:

Ich habe Migräne, sonst nichts . . . Damit du dir keine Sorgen machst, will ich dir sagen, warum ich eigentlich nicht mitgehe. Es ist dieser Brief.

Löwen:

Ich dachte es mir.

Liane:

Siehst du, wenn sich schon ein Unbekannter findet, der dem Christoph Gaßner für mich einen Brief schreibt, dann tue ich wohl gut, mich nicht gerade des Nachts mit ihm in einem Vergnügungsetablissement zu zeigen.

Löwen:

Ja. Aber es ist kein Unbekannter.

Liane:

Du weißt?

Löwen:

Ich möchte dich beruhigen. Stockend: Du warst so krank, und du warteteſt mit solcher Ungeduld auf die Premiere seiner Oper, auch wohl auf seinen Besuch.

Liane aufhorchend:

Ja. Weiter?

Löwen:

Du sprachst im Fieber davon. Du warst in Angst, nicht rechtzeitig gesund zu werden. Ich hatte nur den Wunsch, dir eine Freude zu machen.

Liane wendet sich ab:

Oh! Du? Du warst es?

Löwen:

Du nimmst es mir übel?

Liane:

Das hättest du nicht tun dürfen. Du nicht.

Löwen:

Du selbst konntest es ja nicht. Vielleicht hättest du den Besuch Gaßners nicht bekommen.

Liane heftig:

Und wenn nicht. Es ging auch so. Es ging vielleicht besser so.

Löwen:

Du darfst dich nicht aufregen. Verzeih meine Eigenmächtigkeit. Sie war gut gemeint.

Liane niedergeschlagen:

Ich weiß es. Auch liegt nichts daran, ich weiß nicht, warum ich mich aufrege. Vielleicht, weil es gerade mit Gaßner passiert ist, der ein so feinfühlender Mensch ist. Aber die Aufklärung, die du mir gibst, ist immerhin beruhigend.

Löwen:

Du wirst jetzt schlafen können?

Liane:

Ich hoffe es. Gute Nacht.

Löwen:

Gute Nacht, Liane. Ab

## Zehnte Szene

Liane. Das Zimmermädchen

Liane

geht erregt umher, dreht das Licht ab, bis auf einzelne Lampen, setzt sich in einen Winkel und stützt den Kopf

Das Zimmermädchen von hinten, anmeldend:

Gnädige Frau, Herr Christoph Gaßner.

Liane aufschreckend:

Wer?

Das Zimmermädchen:

Der Herr ist zurückgekommen.

Liane:

Sagen Sie, ich sei zur Ruhe gegangen.

Das Zimmermädchen ab

## Elfte Szene

Liane. Gaßner

Gaßner an dem Mädchen vorbei:

Gnädige Frau, Verzeihung, ich fürchtete, nicht mehr rechtzeitig zu kommen. Es handelt sich um die Loge für Dienstag. Soeben begegne ich jemandem vom Theater — Er sieht sich um, ob die Tür geschlossen ist: Liane!

Liane:

Was tun Sie? Das ist unvorsichtig.

Gaßner:

Ich sollte für Frau Benedikt noch ein Auto holen. Statt dessen bin ich auf einem Umweg ins Haus zurückgekehrt.

Liane:

Sie hätten besser getan, einfach das Auto zu holen.

Gaßner:

Sogleich. Aber ich werde nicht mit Frau Benedikt darin fortfahren.

Liane:

Sondern?

Gaßner:

Mit Ihnen, Liane.

Liane:

Das ist ein Scherz. Darum riskieren Sie, daß man kommt und Sie hier findet?

Gaßner:

Liane, ich weiß nicht wohin, wenn ich Sie verlassen muß. Ich weiß nicht, wie leben. Wissen denn Sie es?

Liane:

Ich habe mich nach Ihnen gesehnt. Aber Sie durften nicht kommen.

Gaßner:

Dürfen! Er fällt vor ihr hin, er umklammert sie: Komm mit mir! Hol' dein Kind, und fort, ganz fort, aus der Stadt, aus dem Lande! Ich hab' nur dich, du bist mein Atem, mein Herz, ich sterbe, wenn du Nein sagst!

Liane erschrocken, mütterlich:

Christoph, Lieber, nicht den Kopf verlieren! Ich bin eine verheiratete Frau. Du hast am Dienstag deine Oper zu dirigieren.

Gaßner:

Man soll ohne mich auskommen, man soll die Vorstellung absagen. Mögen sie dich suchen, wir werden verschwunden sein. Das andere geht die andern an, wir haben genug an unsrer Liebe!

Liane liebkost sein Gesicht:

Ich muß dir viel verzeihen: du bist ein Künstler. Du Kind!

Gaßner:

Komm!

Liane:

Still! Leicht und entschieden: Herr Christoph Gaßner, Sie werden jetzt artig aufstehen und dort hinausgehen. Sie horcht: Also! Zu spät, mein Mann ist zurück.

Gaßner steht auf:

Was soll ich tun.

Liane:

Jetzt fragen Sie. Ich werde Sie keineswegs in meinem Schlafzimmer verstecken, Herr Künstler. Zum Glück habe ich mich geirrt, es war nichts. Wer mich lieb hat, erspart mir solche Aufregungen. Was für Abenteuer sind Ihnen plötzlich eingefallen? Ein offener Skandal, Entführung, Lärm in den Zeitungen! Wir sind doch zivilisierte Menschen.

Gaßner:

Sie haben es mich vergessen lassen!

Liane:

Das wollte ich nicht. Sie müssen durchaus wieder alle gegebenen Tatsachen beisammen haben, wenn Sie mich morgen zum Tee besuchen. Steht auf: Adieu, gehen Sie! Schließen Sie Flurtür fest, man muß es hören.

Gaßner:

Ich werde morgen nicht kommen. Ich kann dies Haus nicht mehr betreten. Auf sie zu: Merken Sie denn nicht, wie ich leide? Ihr Blut bleibt ruhig?

Liane sieht zu Boden, ihre Brust hebt und senkt sich

Gaßner:

Endlich! Sie werden mein sein. Morgen! Sie kommen zu mir! Er greift nach ihr

Liane entzieht sich ihm. Unsicher:

In Ihr Hotel? Wie ginge das?

Gaßner:

In ein anderes, — das ich Ihnen nennen werde!

Liane:

Auch das muß ich Ihnen abschlagen. Wenn ich schon wollte: mit Ihnen in

solch ein Vorstadthotel, — ich wäre sicher eine sehr schlechte Liebhaberin dort. Den technischen Bedingungen des Ehebruchs fühle ich mich nicht gewachsen.

Gaßner:

Nicht diese Ausflüchte! Sie werden kommen!

Liane:

Mein Freund, Ihr Ungestüm könnte mich zweifeln lassen, ob Sie wirklich der sind, den ich liebe. Bestehen Sie auf Ihrer Forderung, dann war alles Irrtum, und ich habe Sie verloren.

Gaßner:

Dann muß ich gehen? Ja, dann gehe ich. Dann spielen Sie mit mir.

Liane:

Sie wollten mich befreien. Haben Sie schon vergessen, daß niemand betrogen werden sollte?

Gaßner:

Sie sind geduldig. Fragen Sie sich selbst, ob Leidenschaft so geduldig ist.

Liane gibt sich plötzlich in seine Arme:

Ich liebe Sie, daran ist nicht zu zweifeln. Aber Sie dürfen mich nicht quälen.

Gaßner:

Was werden Sie von meiner Liebe halten, wenn ich nichts forderte.

Liane:

Sie haben recht. Aber jetzt ist es genug. Eine andere Frau wäre schneller mit sich fertig. Haben Sie Nachsicht mit mir! Seien Sie gütig wie bisher: Sie, der alles von mir ahnt. Die Ehe, in der weder meine Sinne noch mein Herz beteiligt waren, die Kämpfe, um mich nicht zu verlieren, und die Einsamkeit, das alles hat mich unfähig gemacht, zu handeln wie eine Frau, die liebt und über sich verfügt. Verlangen Sie nicht das Unmögliche.

Gaßner:

Ich weiß, Sie sind, als seien Sie unberührt. Ich werde lange um Sie werben müssen. Sie wollen einen zärtlichen Freund. Einen Geliebten wollen Sie vielleicht gar nicht.

Liane:

Doch, du bist mein Geliebter. Schmiegt sich fester an ihn. Macht sich los: Ich verspreche Ihnen, daß alles normal verlaufen wird, — falls wir uns wiedersehen.

Gaßner:

Falls wir uns wiedersehen?

Liane:

Ja. Denn am Tage nach Ihrer Premiere werden Sie abreisen, und dann wer-

den wir einige Wochen, ja, bis zum Frühjahr wohl, jeder für sich uns prüfen. Diese Liebe muß ganz unvermeidlich sein, oder sie darf nicht sein.

Gaßner:

Ich habe mich geprüft!

Liane:

Denn es wäre schrecklich, wenn wir uns irrten. Dann käme die Hoffnungslosigkeit. Auch für Sie.

Gaßner:

Ich fürchte nichts mehr, als daß Sie sterben, als daß Sie verschwinden!

Liane:

Nun gehen Sie, mein Freund.

Gaßner:

Geben Sie mir wenigstens ein Versprechen! Setzen Sie einen Zeitpunkt!

Liane:

Das kann ich nicht. Alles entscheidet sich da sie berührt sein Herz, dann ihres: und hier. Wir können nichts.

Gaßner:

Sagen Sie, daß Sie es hoffen!

Liane:

Ich hoffe es. Leben Sie wohl, lieber, lieber Christoph. Sie reicht ihm die Hand

Gaßner küßt ihr die Hand:

Ich komme morgen.

Liane:

Aber hiervon sprechen wir nicht mehr.

Gaßner geht. Von der Tür her:

Ein Wort, Liane!

Liane:

Ich weiß nicht.

Vorhang

## Zweiter Akt

Hotel-Terrasse am Meer. Links Glastür in den Salon. Mehrere Tische. Blühende Büsche unter dem Geländer. Blauer Himmel und blaues Meer

### Erste Szene

Liane. Gaßner

Gaßner sitzt und zeichnet

Liane in weißem Kleid, an das Geländer gestützt:

Und wenn ich nicht dennoch Ja gesagt hätte?

Gaßner:

Es war nicht anders möglich! Sie mußten mich rufen, Sie mußten kommen!

Liane:

Ich mußte wohl. Je länger unsere Trennung währte, desto unumstößlicher ward es, daß Sie in meinem Leben das einzig Notwendige sind. Ohne Sie wäre ja alles sinnlos. Ich habe im Grunde immer gewußt, ich würde Ihre Geliebte sein: schon bevor Sie kamen. Es hat nur so lange gedauert, bis Sie kamen.

Gaßner:

Ihre Briefe in dieser Wartezeit! Sie wollten vernünftig sein und waren ungeduldig. Sie rieten mir Ruhe und Zweifel an, und ich hörte nur Sehnsucht, Überdruß an allem, was uns hemmte, den Kampf um das Glück!

Liane:

Es war wundervoll, wenn ein Brief von Ihnen da war. Alles erhielt Tiefe und Würde. Ich glaube an das Wunder, das mich bezwungen hat.

Gaßner:

Es kam immer näher, das Wunder, jeden Morgen, mit jedem Blatt von Ihrer Hand! Es war wie das Anschwellen einer heißen, starken Musik —

Liane einfallend:

— die Sie selbst geschrieben hätten.

Gaßner:

Ich? Ich arbeite nur noch mit halber Kraft. Ich konnte nichts mehr, als die Morgenstunde erwarten, in der Ihr Brief kam.

Liane lächelnd:

Und jetzt? Werde ich Sie denn immer hindern, Ihren Beruf zu erfüllen und den Leuten schöne Werke zu geben?

Gaßner:

Mein Beruf ist, Sie zu lieben. Wir sollen ein Wesen lieben und bei ihm lernen, den Herzen aller Menschen ein wenig weiterzuhelfen, aus Torheit, Brutalität und Einsamkeit heraus. Kunst ist ein Mittel dazu. Sonst wäre sie eitles Spiel.

Pause

Gaßner:

Freilich, gelernt muß man einiges haben. Und das da er hält seine Zeichnung empor: habe ich niemals gelernt. Aber mir scheint, es wird sogar ähnlich.

Liane:

Ähnlicher, als wenn Sie irgendein Maler wären.

Gaßner:

Falls die Kraft der Vision es macht — Denn, Liane, ich weiß Sie auswen-

dig. Tritt zu ihr. Innig: Dies ist das Gesicht, in das ich länger geblickt habe, als in alle anderen Menschengesichter. Meer und Himmel in unvergänglicher Bläue, und umflossen davon dies geliebte Gesicht. Das ist nun das Leben, so ist das Glück.

Liane:

Sieh mich an! Sieh mich immer an! Unter deinem Blick wird mir leicht. Ich fühle, daß ich nicht mehr allein bin. Alles ist gut, ich habe nie gelitten, ich war nie einsam.

Gaßner:

Du wirst es nie mehr sein.

Liane plötzlich traurig:

Nie mehr? Bleibt dieser Himmel denn immer wolkenlos?

Gaßner:

Süße Frau! Ich weiß wohl, du hast Furcht, es könne enden. Meinst du, ich sehe dich nicht zweifeln? Durch deine Augen streichen Schatten, dann zweifelst du.

Liane das Gesicht an seiner Schulter:

Du siehst alles, für dich braucht es keine Worte, bei dir bin ich geborgen ... Nein, ich zweifle nicht, daß wir uns immer lieben werden ...

Gaßner:

Siehst du.

Liane suchend:

Wie soll ich es sagen. Du verstehst mich doch, bevor ich selbst mich verstanden habe. Gibt es nicht für unsereinen Stunden, wo die tiefste Zusammengehörigkeit vergessen ist? Man fühlt die Liebe nicht immer. Man sieht sich an und erstaunt, wie fremd man ist. Plötzlich aber, wie wunderbar schön erkennt man sich.

Gaßner:

Ich liebe dich immer.

Liane:

Immer? So sehr wie ich, kann niemand zu allen Stunden lieben.

Gaßner:

Kaum hab' ich dich verlassen, sehne ich mich schon nach dir.

Liane:

Ich sehne mich am meisten nach dir, während du da bist. Sie gibt sich in seine Arme

Pause

Gaßner:

Hat dein Mann endlich geschrieben?

Liane trennt sich von ihm:

Ja, warum?

Gaßner:

Ich merke es wohl, wenn du mich weniger liebst. Dann hast du Gedanken, die nicht mich angehen.

Liane:

Was meinen Sie? Die Dinge daheim? Dort ist alles in Ordnung. Ich war töricht, mir einen Augenblick Sorgen zu machen wegen meines Mannes. Sein Schweigen hatte nur geschäftliche Gründe.

Gaßner:

Daß ich wochenlang mit dir an einer einsamen Küste bin, das scheint ihm natürlich?

Liane:

Meine Freunde besuchen mich, wo immer ich hingehe.

Gaßner:

Ich weiß, zehn Tage noch und dein Freund Viktor Türk besucht dich hier. Warum nicht? Die Gesellschaft gibt ihm dieselben Rechte an dich wie mir.

Liane:

Mein Mann schreibt mir, daß die Freundschaft des Herrn Türk ihm in diesem Augenblick besonders wertvoll ist. Es handelt sich, wie mir scheint, um ein wichtiges Geschäft. Sie aber, oh, sogar die Gesellschaft, gibt Ihnen größere Rechte als anderen. Denn Sie sind berühmt. Man darf sich anstandslos Ihr Bild auf den Tisch stellen.

Gaßner:

Sage „Du" zu dem berühmten Mann.

Liane:

Wozu einander immer daran erinnern, daß wir intime Stunden haben. Sie sollen ganz geheim bleiben, leidenschaftlich: — bis sie wieder da sind.

Gaßner:

Oh! du verstehst zu lieben. Wenn ich je etwas geleistet habe, du bist mein Lohn.

Liane:

Fassen Sie mich lieber nicht als Lohn auf. Es kann sein, daß Sie es mit mir schwerer haben werden als mit Ihren Arbeiten.

Gaßner:

Das Schwere ist, daß Sie einen Mann haben und ihn mir nicht haben opfern wollen.

Liane:

Kind!

Gaßner:

Ich denke seiner mit Beschämung. Die Frau, die durch die tiefsten menschlichen Rechte mein ist, gehört vor der Welt einem andern.

Liane:

Ich hätte mich der Gefahr ausgesetzt, mein Kind zu verlieren. Sie tun unrecht, daß Sie darauf zurückkommen.

Gaßner:

Nicht offen und ehrlich handeln zu dürfen! Sie mögen mir glauben, es mußte schon um das Glück meines ganzen Lebens gehen —

Liane:

Damit Sie ihn betrogen? Nachdenklich: Ich habe nicht das Gefühl, ihn zu betrügen. Was ich Ihnen gebe, hat er nie von mir bekommen. Er würde es mir wohl nicht einmal danken. Er verliert nichts, vielleicht gewinnt er sogar. Ich werde ihm eine angenehmere Frau sein, möglichenfalls. So sind wir ja.

Gaßner:

Das Wunderbare ist, daß ich sein Kind liebe. Da es Ihres ist, liebe ich es mehr, als wenn es mein eigen und das einer andern Frau wäre.

Liane:

Das ist ein Wort von dir!

## Zweite Szene

Die Vorigen. Martin

Martin klopft an der Tür. Liane und Gaßner entfernen sich voneinander.

Martin:

Befehlen die Herrschaften, daß ich den Tee hier draußen serviere?

Liane:

Freilich. Wie immer. Es bleibt doch immer schönes Wetter bei euch?

Martin:

Soviel an mir liegt, gnädige Frau.

Gaßner:

Wir bitten um Ihre Protektion. Und sorgen Sie um Gottes willen auch dafür, daß die alte Französin sich nicht wieder hier herauf verirrt.

Liane zu Gaßner:

Was haben Sie? Die alte Dame ist sehr angenehm.

Martin:

Sie wird nicht kommen. Ich habe ihr eine wunderbare Laube gezeigt. Madame war entzückt.

Gaßner:

Den langen Herrn mit der Mütze habe ich seit heute früh nicht gesehen.

Martin:

Er hat sich ein Boot genommen. Er langweilt sich. Wir sind ja noch in der Vorsaison; alle langweilen sich: besonders wenn sie hier vorüberkommen.

Liane:

Warum denn?

Martin harmlos:

Weil die gnädige Frau und der Herr Doktor sich nicht langweilen.

Gaßner zu Liane:

Sie fürchten sich vor uns. Ich kenne das.

Liane:

Die Armen. Das große blonde Fräulein, mit der alten Dame, hat es denn noch keine Bekanntschaft?

Martin:

Das ist eine Komtesse Törreck. Im Hotel schaut sie niemand an. Aber es ist ein Auto mit Herren gekommen. Die Komtesse ist mit ihnen am Tennisplatz.

Liane sieht hinab:

Wirklich, sie spielen . . . Die Komtesse spielt elegant.

Gaßner:

Sie interessiert das?

Liane:

Sie nicht?

Gaßner:

Wenn Sie es wären, statt der Komtesse.

Liane:

Die Komtesse gefällt mir.

Gaßner:

Eine blonde Stange.

Liane enttäuscht:

Warum sagen Sie das?

Martin:

Der Tee ist serviert. Darf ich das kleine Fräulein und die Miß rufen?

Liane:

Bitte.

Drinnen im Salon entsteht Lärm und Kindergeschrei

Liane:

Um Gottes willen, die beiden werden sich doch nicht umbringen.

Martin:

Nur eine Meinungsverschiedenheit, gnädige Frau.

Liane:

Alice!

## Dritte Szene

Die Vorigen. Alice. Miß Tornton

Liane:

Miß Tornton, was ist Furchtbares geschehen?

Alice:

Miß will, daß ich den Ball wiederfinde. Ich kann ihn doch nicht finden.

Liane:

Miß Tornton hat ganz recht. Wenn du ihn verloren hast, such' ihn.

Alice wirft sich gegen die Wand und weint laut

Liane:

Du blamierst mich, jetzt, da du weißt, daß ich nichts tun kann. Das ist nicht fair.

Alice ist plötzlich still

Gaßner:

Du armes Kind. Der böse Ball ist weggelaufen. Aber komm, wir werden ihn zurückholen, und dann wirst du ihn bestrafen.

Miß Tornton:

Alice folgt nicht. Es ist sehr schwer mit Alice.

Liane:

Hörst du, was Miß Tornton sagt?

Alice:

Mutti, Herr Christoph wird in den Garten gehen und ihn holen.

Liane:

Herr Christoph wird einem so schlimmen Kind nicht beistehen. Du wirst dich still niedersetzen und deine Milch trinken.

Miß Tornton:

Alice folgt nicht. Sie muß den Ball suchen.

Liane:

Später. Jetzt wünsche ich, daß sie die Milch trinkt. Wie wär's, Alice, wenn du den Martin bätest.

Alice:

Bitte, lieber Martin.

Martin:

Das Fräulein Alice kann immer auf mich zählen. Ab

Gaßner:

Sehen Sie, gnädige Frau, daß nicht ich allein diese Schwäche habe?

Sie setzen sich um den Teetisch

Alice:

Mutti, bekomm' ich heut zwei Stück Kuchen?

Liane:

Eins wird genügen.

Gaßner:

Möchtest du meins?

Alice:

Mutti erlaubt es nicht.

Gaßner:

Wir werden sehen. Gnädige Frau?

Liane:

Nehmen Sie nicht Partei gegen mich, ich bitte Sie.

Gaßner:

Ich habe keinen Einfluß bei der Mutti. Aber kennst du die Geschichte vom Kuchen des Herrn Pamperl?

Alice:

Erzählen Sie, bitte, Herr Christoph. Ich hab' Sie so lieb.

Gaßner:

Seine Frau mußte ihm alle Tage Kuchen backen.

Alice:

Englischen Kuchen?

Gaßner:

Nein, es war Zwetschenkuchen. Er aß davon, bis nichts mehr da war, und dann sagte er: Weib, back' mir noch mehr Zwetschenkuchen oder ich schlag' dir den Bierkrug am Schädel zusammen.

Alice:

Mutti! Hör' nur, der Herr Pamperl sagt ...

Liane:

Herr Christoph, Ihre Geschichten sind unpassend. Wären sie nicht von Ihnen, ich würde sagen, sie sind geschmacklos.

Gaßner:

Verzeihen Sie mir. Es ist so natürlich, daß ich dem Kind ein Vergnügen machen möchte. Was kann ich weiter tun für Ihr Kind?

Liane:

Sie schmeicheln sich bei Alice ein, auf meine Kosten. Das ist nicht recht.

Gaßner:

Eifersüchtig?

Liane:

Sie haben nicht die Verantwortung zu tragen für Alices Erziehung.

Gaßner:

Leider nicht. Aber wenn es nur darauf ankäme, wie lieb man ein Kind hat ...

Alice schmiegt sich an Liane:

Liebe, liebe Mutti.

Liane zu Alice:

Schau, die Leute kommen vom Tennisplatz. Siehst du die schöne Dame? Auch du wirst einmal Tennis spielen. Meine Tochter wird außerordentlich schick sein und mir Ehre machen.

Gaßner:

Eine blonde Stange wird sie zum Glück nicht werden. Sie wird so klug sein, ihrer Mutter zu gleichen.

Liane:

Das war kein glückliches Kompliment, lieber Herr Christoph. Sie wissen, solche Frauen gefallen mir.

Gaßner:

Weil sie der Gegensatz zu Ihnen selbst sind, und weil Sie, gnädige Frau, zu fein sind, um sich nicht nach Ihrem Gegensatz zu sehnen. Freilich, diese gut gehaltenen Rassefrauen, die Sie beneiden, kennen solche Sehnsucht nicht. Sie sind stärker.

Liane:

Grund genug, sie zu beneiden.

Sie sind vom Tisch aufgestanden und stehen vorn an der Balustrade. Miß Tornton ist damit beschäftigt, Alice die Tasse leeren zu lassen, sieht aber mehrmals, sich steif aufrichtend, nach Liane und Gaßner hinüber

Gaßner:

Um ihre Grenzen und Scheuklappen? Weil es Frauen sind, die eigentlich hun-

dert Jahre vor Ihnen gelebt haben? Von allen Feinheiten eines Herzens wie des Ihren nie erfahren können und Ihnen nichts zu bieten haben als die Vervollkommnung der äußeren Zucht?

Liane:

Das ist genug. Es gibt Zeiten, wo es für mich alles ist, Sie kennen mich nicht, wie ich bin, wenn ich unter solchen Leuten lebe, in Biarritz oder Rimini. Ich denke an nichts als den neuesten Sport und den gerade aktiven Flirt.

Gaßner:

Aber an den Flirt denken Sie nur. Von den schönen Männern in Rimini ist keiner Ihnen nahegekommen.

Liane:

Wer weiß? Einer dieser herrlichen Conti war zu schön, ich glaube nicht, daß es viele Frauen gibt, die ihm widerstanden hätten.

Gaßner gezwungen:

Jetzt also fangen die Geständnisse an?

Liane:

Oh, so unbedeutende. Es waren nur acht Tage, in denen er mir — Eindruck machte. Als er mich dann zu Hause besuchte, war der Zauber schon verbraucht.

Gaßner:

Acht Tage ...

Liane:

Während deren ich nicht auf Sie gewartet habe, mein Prinz.

Gaßner aufatmend:

Versucherin! Sie wollen mich schwach sehen? Es wird Ihnen nicht gelingen. In der Stunde, wo diese Leute sich Ihnen am nächsten glauben, sehen Sie über alle hin und denken: Ihr Armen. Auch über den Conte, der zu schön war, sehen Sie dabei hin.

Liane leise:

Vielleicht haben Sie recht?

Gaßner:

Sie glauben, in einer Gesellschaft würden wir uns nicht wiedererkennen? Ein Zeichen der Augen, ein Pulsschlag nur, und wir beide wären entrückt um tausend Meilen! Ich wäre nicht eifersüchtig, mitten in der buntesten Welt nicht, auf niemand. Nahe bei ihr, leise und leidenschaftlich: Ich halte dich, denn dir ist keiner gewachsen als nur ich.

Liane leise aufjubelnd:

Wie stark! Ja, wie stark müssen Sie sein, um mich so in Ihre Welt hinüberzuziehen!

Alice:

Mutti, kommt der Martin denn nicht?

Liane:

Warum, mein Kind?

Alice:

Er soll mir doch den Ball zurückbringen. Miß will schon wieder, daß ich ihn suchen geh'.

Miß Tornton:

Alice folgt nicht. Es ist sehr schwer mit Alice.

Liane:

Also tu Miß Tornton schon den Gefallen. Geh!

Alice macht sich los von Miß Tornton, klammert sich an Liane:

Mutti, du hast mich nicht mehr lieb. Den Herrn Christoph hast du lieber.

Liane vorwurfsvoll zu Gaßner:

Hören Sie? In Alices Haar geschmiegt: Dummes, süßes Mäderl, du bleibst mir immer das Allerliebste.

Alice:

Dann komm mit mir, Mutti.

Liane:

Das ist nicht möglich. Ich komme dir nach.

Alice:

Wirklich wahr?

Liane:

Habe ich dich schon belogen?

Alice:

Nein. Also ich gehe?

Liane:

Ja, geh.

Alice mit Miß Tornton ab

## Vierte Szene

Liane. Gaßner. Dann ein Boy

Liane:

Sind Sie zufrieden? Mache ich's wieder gut, daß ich mich gegen meinen Herrn und Meister aufzulehnen gewagt habe?

Gaßner:

Kleine Liane.

Liane:

Du lächelst über mich? Nur du darfst es. Ich war schlimm, wie die Alice.

Gaßner:

Manchmal möchteſt du dich mir entziehen, ſchlaues Kind du. Tuſt wie eine fremde Frau. Und ich habe doch dein Geheimnis, o Sphinx, am kleinen Finger.

Liane:

Du ſollſt immer ſo ſtark und überlegen ſein: dann mag die Miß ihr Geſicht machen.

Gaßner:

Was für ein Geſicht?

Liane:

Nun, es iſt klar, daß ſie mich mißbilligt.

Gaßner:

Sie ſollte etwas gemerkt haben?

Liane:

Gerade ſo viel, vermutlich, wie der Kellner Martin, die alte Franzöſin und der lange Herr mit der Mütze. Was die Miß betrifft: immerhin möglich, daß ſie mir eines Morgens erklärt, in einem ſolchen Hauſe zu bleiben, erlaube ihre Nationalität ihr nicht.

Gaßner macht eine raſche Bewegung

Liane:

Oh, laß. Ich habe ohnehin die Abſicht, mich zum Herbſt von ihr zu trennen. Alice leidet unter ihr. Ich bin zu gut befreundet mit Alice, ich kann ihr weniger zumuten, als andere Mütter ihren Kindern.

Gaßner:

Warte alſo nicht bis zum Herbſt.

Liane:

Du fürchteſt, daß die Tornton mir zu Hauſe Unannehmlichkeiten machen könnte? Ich bin darauf vorbereitet, daß ſie meinem Mann einen anonymen Brief ſchreibt. Er hat ſchon mehrere zur unrechten Zeit bekommen, wenn nichts vorgefallen war. Da wird ihm einer, der zufällig zur rechten Zeit kommt, wohl gar nicht auffallen.

Gaßner:

Du biſt kühn. Ihr ſeid erſtaunlich kühn, wenn ihr liebt.

Liane:

Es iſt wohl nur die innere Gewißheit, daß uns beide niemand ſehen und erkennen kann. Haſt du nicht bemerkt, in der Geſellſchaft bei uns, als wir uns fanden: alle machten uns Platz, als ob ſie das nichts anginge; wirklich, als ſeien wir unſichtbar. Behielten harmloſe Geſichter und verſchwanden aus dem Zimmer, mein Mann mit den übrigen.

Gaßner:

Zauberin du!

Liane:

Nein, sondern ich weiß, daß zwei Leuten, die sich so unvorsichtig benehmen wie wir, weniger mißtraut wird als andern.

Gaßner:

Dennoch war's an jenem Abend wie ein Zauber. Auch hier ist es so. Man ist miteinander allein gelassen, entfernt von allem, wie auf einem anderen Stern. Den Arm um ihre Schulter: Ich liebe eine Frau, deren weltliche Beziehungen und Interessen ich nicht kenne. Unser einziger Zusammenhang ist das Herz, und das ist stärker als die Welt. Sie hat alles vergessen, die fremde Frau, um meine Geliebte zu sein.

Es klopft. Sie schrecken aus der Umarmung

Ein Boy bringt Liane eine Karte

Liane:

Die weltlichen Beziehungen melden sich, früher als ich dachte. Da!

Gaßner:

Viktor Türk? Ich dachte, erst in zehn Tagen?

Liane:

Sie sehen, er ist da.

Das Folgende halblaut und schnell

Gaßner:

Sie werden ihn empfangen?

Liane:

Ich muß.

Gaßner:

Ich bitte Sie, weisen Sie ihn ab.

Liane:

Wie kann ich. Ich befinde mich auf einer öffentlichen Hotelterrasse und in Ihrer Gesellschaft.

Gaßner:

Ich bitte Sie um die Gunst.

Liane:

Sie sind unvernünftig. Sie wissen, daß viel auf dem Spiel steht.

Gaßner:

Für Ihren Mann. Gilt er mehr als ich?

Liane:

Wenn Sie erst die Probe machen müssen.

Gaßner wehrt ab

Liane zum Boy:

Ich lasse bitten.

Der Boy ab

Gaßner:

Verzeihen Sie! Ich war nicht vorbereitet.

Liane:

Wir müssen es immer sein.

Gaßner:

Bestimmen Sie, daß ich mich zurückziehe?

Liane:

Es würde auffallen. Ich hoffe, Sie werden sich Ihre Unzufriedenheit nicht anmerken lassen.

Gaßner:

Sie trauen mir auf einmal gar nichts mehr zu?

Liane:

Armer, Lieber! Weil es mir selbst nicht leicht werden wird.

Gaßner:

So plötzlich! Nie mehr allein mit dir!

Liane:

Still!

## Fünfte Szene

Die Vorigen. Türk

Türk tritt elastisch auf. Angestrengte Ruhe und Heiterkeit:

Gnädige Frau! Ich habe Glück, daß ich Sie zu Hause finde. Er begrüßt Gaßner

Liane:

Wirklich. Denn meistens bin ich um diese Zeit draußen auf dem Meer. Aber Ihnen wäre es natürlich ein kleines gewesen, mir nachzusetzen. Wissen Sie, wie Herr Gaßner Sie nennt? Den rasenden Roland des Weltverkehrs.

Türk zu Gaßner:

Sie haben sich diese stille Küste zum Arbeiten gewählt?

Liane:

Ich bitte sehr. Hierher kommt man meinetwegen. Ich hoffe, Herr Türk, daß auch Sie keinen anderen Zweck haben.

Türk:

Leider doch. Ich soll morgen früh in Brüssel sein, zu einer Generalversammlung.

Liane:

Schon morgen? Aber dann müssen Sie heute abend weiterfahren?

Türk:

Ich habe zwei Stunden. Zieht die Uhr: Nein, eine Stunde vierzig Minuten.

Liane und Gaßner tauschen einen Blick

Liane:

Was für eine Hetzjagd! Setzen Sie sich wenigstens. Formell: Es ist sehr, sehr lieb von Ihnen, daß Sie nach mir schauen. Bei einem so viel beschäftigten Mann kann man das nicht genug anerkennen.

Türk:

Mein Gott, die Beschäftigungen.

Gaßner:

Die gnädige Frau hat Sie mit Ungeduld erwartet, Herr Türk. Es wäre zum Verwundern, wenn dieses Heranstürmen durch halb Europa auf eine Frau ohne Eindruck bliebe.

Türk:

Ich versichere Ihnen, daß ich lieber so dasäße wie Sie.

Gaßner:

Im Gegenteil. Ich beneide Sie um Ihre bewegliche Tätigkeit. Sie muß frisch erhalten.

Liane zu Gaßner:

Trotzdem sehen Sie jünger aus.

Sie betrachtet ihn lächelnd. Pause

Liane besinnt sich. Zu Türk:

Ah! Gut, daß Sie da sind. Jetzt werden Sie mich aufklären über etwas, das ich nicht verstehe.

Türk:

Verfügen Sie über meine gesamte Lebenserfahrung.

Liane:

Auch Herr Gaßner versteht es nicht. Herr Gaßner ist für die seelischen Angelegenheiten da. Dies aber sind gewisse Maschinen, die ich zwischen hier und der vorigen Station auf einem Kartoffelacker gesehen habe.

Türk:

Freilich. Für die praktischen Dinge bin ich da.

Liane:

Sie sind vorübergefahren: erinnern Sie sich nicht? Es waren Gerüste mit Löchern, viele Gerüste nebeneinander.

Türk:

Vielleicht Mausfallen? . . . Zu denken, daß solche Antwort einen in langen Jahren mühsam erworbenen Ruf zugrunde richten kann. Aber ich mache Ihnen ein beschämendes Geständnis. Ich habe unterwegs geschlafen.

Liane:

Bei Tage?

Türk:

Nachdem ich schon zwei Nächte in der Bahn verbracht hatte. Ich mußte nämlich in Mailand einen Kongreß leiten und in Berlin eine Bank mitgründen.

Liane:

Armster Freund! Und anstatt sich auszuschlafen heute nacht —

Türk:

Fahre ich mit schlechten Zügen noch eine halbe Nacht, um mit Ihnen, gnädige Frau, eine Stunde vierzig Minuten lang plaudern zu können. Zieht die Uhr: Es sind nur noch eine Stunde zwanzig Minuten.

Liane herzlich:

Niemand würde das tun als nur Sie. Auf Sie kann ich mich wirklich verlassen. Wenn Sie in Brüssel fertig sind, kehren Sie doch zu mir zurück?

Türk:

Es wäre mein liebster Wunsch. Aber ich habe zu Hause einen Vortrag zu halten, vor Vertretern der Presse. Ich könnte ihn von einem andern halten lassen, aber er würde vielleicht nicht dieselbe Wirkung tun.

Liane:

Sicher nicht. Sie gelten für so klug und energisch. Ich weiß wohl, auf welche von meinen Freunden ich am meisten stolz zu sein habe.

Sie sieht Gaßner nach, der sich weggewendet hat

## Sechste Szene

Die Vorigen. Alice

Alice:

Mutti! Du bist nicht gekommen! . . . Ah! der Onkel Türk.

Türk:

Grüß' Gott, du liebes Kind.

Alice küßt Türk auf die Wange:

Grüß' Gott, Onkel Türk; bleibst du lange bei uns?

Türk:

Du wünschest mich, scheint es, schon wieder fort?

Liane:

Aber nein.

Alice:

Aber nein. Ich freue mich so sehr.

Türk:

Sie wird der Mama immer ähnlicher . . . Ich komme von deinem Papa, er schickt dir diesen Kuß. Er küßt Alice

Alice macht sich los, geht hinüber zu Gaßner:

Warum sagen denn Sie nichts, Herr Christoph?

Liane zu Türk:

Ich nehme an, daß Sie an mich wenigstens einen Gruß haben.

Türk lachend:

Leider nur einen Gruß.

Liane:

Es geht ihm gut, nicht wahr? Grad schreibt er mir. Zu Alice: Wo hast du die Miß Tornton gelassen?

Alice:

Im Lesezimmer. Aber mit dir, Mutti, sprech' ich nicht mehr. Du bist nicht gekommen, du hast mir dein Versprechen gebrochen, das ist nicht fair.

Liane rasch auf Alice zu:

Zum erstenmal. Daran sind die beiden Herren schuld. Sieht Gaßner an: Ich komme mir vor wie eine Verbrecherin.

Türk bitter lächelnd:

Sie holen als Mutter alle die Sentimentalität nach, die Sie in andern Fällen versäumen.

Liane kehrt zu Türk zurück:

Ich habe doch keinen Vertrag mit meinem Kind gemacht, wie diese Miß Tornton, die von halb sechs bis halb sieben das Recht hat, die englischen Zeitungen zu lesen, und wenn Alice in Flammen stände.

Gaßner von drüben:

Sie sind erschütternd als Mutter, gnädige Frau. Der Fremdeste muß ein Kind lieben, das er so geliebt sieht.

Türk sucht in den Taschen:

Wo hab' ich nur die Schachtel für die Alice? . . . In der Reisetasche wird sie sein. Er will aufstehen

Liane:

Nicht fortlaufen! Alice wird warten können. Sie müssen mir sagen, wie es mit meinem Mann steht, in Wirklichkeit, meine ich.

Türk:

Eine wichtige Entscheidung steht bevor. Natürlich ist man da nervös.

Liane:

Mein Gott, der Ärmste. Niemand kann helfen? Die Sache beschleunigen?

Türk sieht sie an; leise, mit Nachdruck:

Wenn jemand helfen wollte, würden Sie seine Absicht nicht mißverstehen?

Liane senkt den Kopf

Türk:

Was täte man nicht, um in Ihren Augen ein Gentleman zu bleiben? Man ließe seine besten Freunde im Stich.

Liane:

Oder man hülfe ihnen um ihrer selbst willen . . . Leichter: Wissen Sie nichts Neues von Frau Huller?

Türk lachend:

Nicht einmal das hat Ihr Gatte Ihnen geschrieben? Das ist sträflich.

Liane:

Ich bin ganz Ohr.

Alice drüben, zu Gaßner:

Herr Christoph, wird der Onkel Türk es nicht vergessen? Was er mir mitgebracht hat?

Gaßner:

Nun, dann bekommst du's von mir.

Alice:

Das ist gar nicht nötig. Ich hab' Sie so schon lieber als den Onkel Türk.

Gaßner:

Warum denn?

Alice:

Weil auch die Mutti Sie lieber hat.

Gaßner:

Ja, du bist ganz wie deine Mutti. Eine richtige Frau bist du schon. Später gehst du gewiß zum Onkel Türk und sagst ihm dasselbe, was du mir jetzt gesagt hast?

Alice:

O nein. Die Mutti spricht doch auch nur mit ihm allein, damit er nicht gekränkt ist.

Gaßner küßt sie:

Du glaubst?

Alice:

Ich muß Ihnen etwas sagen. Sie dürfen aber nicht böse sein.

Gaßner:

Was gibt's denn?

Alice:

Ich mag nicht, daß hier alle Leute Sie für meinen Papa halten. Sie sind es doch nicht.

Gaßner:

Die Leute sind dumm. Ist es nicht gleich, was sie denken?

Alice:

Nein, denn Sie sind doch nicht mein Papa.

Liane ruft hinüber:

Es scheint, man verschwört sich dort? Alice, was hast du jetzt gesagt?

Alice:

Nichts, Mutti. Läuft hin. Liane ins Ohr: Ich sag' dir's später.

Liane:

Du bist sicherlich neugierig auf die Schachtel vom Onkel Türk.

Türk:

Also ich geh' sie holen.

Liane:

Es ist wohl sehr unhöflich, Herr Gaßner, daß wir hier über Leute sprechen, die Sie nicht kennen? Sie müssen verzeihen. Herr Türk ist mein ältester Freund.

Türk:

Zuweilen bringt das dennoch Vorteile. Ab

Alice:

Onkel Türk! Ich geh' mit dir! Ab

## Siebente Szene

Liane. Gaßner

Liane:

Sie sind sonderbar. Kein Wort haben Sie gesprochen. Was soll er denken.

Gaßner:

Ich habe es versucht. Aber ich werde bedrückt durch diesen Menschen, der sich mit seinem Leiden, seinem unnützen Gefühl in die reine Luft unseres Glücks drängt.

Liane:

Es quält mich nicht weniger. Machen Sie es mir nicht noch schwerer. Sie sehen doch, welche Mühe es mich kostet, damit die Unterhaltung harmlos bleibt. Immer wieder versucht er, ihr eine peinliche Wendung zu geben.

Gaßner:

Ein Glück, daß die Minuten dieses peinlichen Herrn gezählt sind.

Liane:

Um so mehr sollten Sie mir helfen. Sie legt die Hand auf seinen Arm. Sanft eindringlich: Sie müssen mich jetzt mit ihm allein lassen.

Gaßner:

Auch das noch?

Liane:

Es ist nötig. Ich darf ihn nicht ohne Aussprache fortschicken.

Gaßner:

Ich will nicht, daß er dich quält. Es ist nicht Eifersucht.

Liane:

Das wäre auch sehr töricht.

Gaßner:

Liane! Ergreift ihren Arm und küßt ihn

Liane:

Also gut. Man hat uns gesehen.

## Achte Szene

Die Vorigen. Türk. Alice

Alice läuft herbei:

Mutti! Schau her! Der gute Onkel Türk!

Türk zögert an der Tür. Vortretend:

So danken einem wirklich nur die Kinder.

Liane mit einem Blick:

Sie irren sich. Auch wir andern können danken ... Alice, willst du nicht auch dem Herrn Christoph anbieten aus deiner Schachtel?

Alice:

Da, Herr Christoph.

Liane:

Miß Tornton könnte wirklich ihre Lektüre unterbrechen, um dich zum Nachtmahl zu begleiten.

Gaßner:

Ich bitte um die Erlaubnis, statt ihrer mit Alice zu gehen.

Liane:

Sie sind sehr lieb.

Alice:

Herr Christoph ist immer so lieb. Sie nimmt Gaßners Hand

Gaßner und Alice ab

## Neunte Szene

Liane. Türk

Türk sieht umher:

Ach ja. Sie haben es schön hier, und Sie sind mit Ihrem Kinde.

Liane:

Vielleicht ist es nicht gut für ein Kind, wenn es so viel reist. Aber ich kann nicht ohne Alice sein. Voriges Jahr, als ich in Davos krank lag: mein Mann schrieb mir, daß es Alice nicht gut gehe, und von dem Augenblick wußten die Ärzte nichts mehr anzufangen mit mir. Ich reiste nach Hause mit allem Fieber, das ich hatte ... Daß Sie monatelang Ihre Kinder entbehren mögen!

Türk:

Sie sind bei ihrer Mutter — die ich nicht sehen will.

Liane:

Die Frau hat ihr Unglück nicht verdient.

Türk:

Habe ich meins verdient?

Liane:

Mein Freund, Sie sollten aufhören, mir vorzuwerfen, was Sie freiwillig getan haben.

Türk:

Es war nicht freiwillig.

Liane:

Welchen Anlaß habe ich Ihnen gegeben?

Türk:

Sie waren da.

Liane:

Auf diese Tatsache könnte sich jeder meiner Mitmenschen berufen. Alice würde sagen: das ist nicht fair.

Türk:

Sie können scherzen. Vermöchten Sie einen Blick in mein inneres Leben zu tun, der Scherz würde Ihnen wohl doch vergehen. War ich nicht immer kühl und klar? Haben die Frauen ihre Macht jemals eine Spanne weiter über mich ausgedehnt, als ich selbst es ihnen erlaubte? Jetzt aber ist mir, was ich nie geglaubt hätte, die Arbeit nur noch Zeitverderb. Der Gedanke an Sie hetzt mich durch die Welt. Auf Reisen führen die Wege, wenn es ganz unerträglich wird, doch manchmal zu Ihnen. Zu Hause ist nur der Tod.

Liane:

Armster! Wenn ich über Sie bestimmen dürfte, ich würde besser als Sie für Ihre Gesundheit sorgen.

Türk:

Ihr Mitleid trifft mich noch grausamer als Ihre Gefühllosigkeit. Mein Trost ist, daß ich in den Dingen des Herzens an eine Vergeltung glaube.

Liane teilnehmend:

Sie erschrecken mich.

Türk schwer:

Sie werden mir einmal gestehen, daß Sie noch unglücklicher sind als ich.

Liane sieht ihn an, schüttelt den Kopf:

Ich kann nicht. Eine andere würde mich lächerlich finden, vielleicht verderbt. Ich nehme Ihre Freundschaftsdienste entgegen. Es wäre so einfach, Sie zu heilen. Aber ich kann nicht. Ich muß lieben.

Türk:

Dann lieben Sie also den Herrn Gaßner, der Ihnen den Arm küssen darf.

Liane:

Seien Sie kein Kind! Ich dachte mir, daß das kommen würde. Man muß so sehr den Kopf verloren haben wie Sie, um die Huldigungen eines berühmten Mannes ernst zu nehmen.

Türk:

Aus dem, was Sie mich in der kurzen Stunde meines Besuches haben sehen lassen, schließe ich auf das, was sogar Ihre Mitleidslosigkeit mir vorenthält.

Liane:

Ich gebe mein Unrecht zu. Ich fühle mich wohl zu sicher. Grade meine Kälte

ist wohl schuld, daß ich immer Flirts habe. Ich habe nichts davon, und man kompromittiert mich. Sie, mein Freund, am meisten.

Türk:

Ich!

Liane:

Sie haben sich meinetwegen scheiden lassen. Aller Welt zeigen Sie offen, daß Sie mich lieben. Man muß mich schon so gut kennen, wie mein Mann mich kennt, um unsere Beziehungen für harmlos zu halten. Und Sie kommen und machen mir eine Szene.

Türk:

Mir war nur bewußt, daß ich mich selbst bloßstellte; und das wollte ich. Es gibt einen Grad des Leidens, wo es nur noch erträglich bleibt, wenn man vor aller Welt darauf trumpft. Liane! Er schluchzt auf

Liane mütterlich:

Nun also. Soll ich einen weinenden Mann lieben?

Türk:

Sie nehmen Rücksicht auf Ihren Mann, — den Sie doch auch nicht lieben, und der Sie noch dazu mit Sorgen belästigt.

Liane:

Ich müßte Ihnen antworten, daß seine Art, mich zu lieben, mir sympathischer ist. Wenn ich Ihnen erst Rechte auf mich gegeben hätte, welch Leben würde ich haben . . . Und Sie selbst: Sie glauben, dann hielten Sie das Glück? Bei unseren Charakteren? Mein armer Freund, dann würden Sie erst lernen, was Unglück heißt.

Pause. Es beginnt zu dunkeln

Türk richtet sich auf:

Wenn Sie mich denn nicht lieben: eine Heirat mit mir würde Ihnen gesellschaftliche Vorteile bringen und die Zukunft Ihrer Tochter sichern.

Liane:

Die Zukunft meiner Tochter wird am besten gesichert sein, wenn ich ihr den Vater lasse, den sie lieb hat.

Türk hart:

Dann muß ich Ihnen etwas sagen, was ich lieber verschwiegen hätte. Ihr Mann ist verloren. Wenn ich nicht eingreife, ist er verloren.

Liane stockend:

Was sagen Sie da? Ich weiß, er ist in ein kritisches Unternehmen verwickelt.

Türk:

In eins, das den Kopf kostet. Es ist nicht seine Schuld. Er ist so ruhig als Kaufmann, wie als – Gatte. Aber es ist nun so. Bleiben Sie bei ihm, sind Sie verloren.

Liane:

Ah! Sie erfinden das? Sie wollen mich zwingen?

Türk wehrt ab

Liane:

Ach nein. Lassen Sie. Sie sind ein ehrlicher Mann. Erklären Sie mir nichts. Auch hat er mir diese Dinge niemals erklärt. Wir waren niemals intim genug. Eine Frau wie ich, sehen Sie, steht einigermaßen in der Luft. Ich weiß kaum, ob ich das Recht hätte, als große Dame zu leben, oder ob ich morgen nicht das Geld zur Heimreise bekommen werde.

Türk:

Aber diese nicht gesicherte Existenz ist Ihrer unwürdig. Brechen Sie damit! Lassen Sie sich von mir führen!

Liane:

In solchem Augenblick? Wie können Sie das fordern. Ein anständiger Mann wie Sie! Wollen Sie eine so gemeine Frau aus mir machen?

Türk hebt die Arme:

Wenn einer untergehen soll – auch ich bin ein Mensch!

Er läuft hin und her, während sie spricht

Liane:

Ihm den Todesstoß geben? Denn so wenig ich ihm sein kann: ich weiß, daß er mich nötig hat, und daß erst mein Verlust sein Ende wäre. Ihn verlassen? Nicht einmal, wenn ich Sie liebte. Hören Sie? Nicht einmal dann. Nehmen Sie an, ich hätte einen Geliebten –

Türk drohend:

Sie haben einen!

Liane:

Nein! Aber nicht einmal für ihn täte ich's. Ich frage mich selbst, was mich zurückhält. Die Pflicht wohl.

Türk:

Pflicht! Was heißt das, für eine Frau wie Sie!

Liane:

Unser Instinkt, zu erhalten, was um uns ist. Unser Mitleid. Beklagen Sie mich, weil ich so schwach bin, oder so fein. Die große Liebe? Ich kann wohl

nur von ihr träumen. Sie kann nur neben meinem Leben hergehen. Ihr das Leben opfern? Einen Mann verlassen, der zusammenbricht? Das Glück ist mir unzugänglich, wenn Leichen davor liegen.

Türk:

Aber mir nicht. Soll hier einer untergehen: ich will's nicht sein. Ich bin der Mann, meine Macht auszunützen. Verlassen Sie sich nicht länger auf die Furcht, in der Sie mich halten!

Liane:

Ich würde mich höchstens auf Ihre Einsicht und Menschlichkeit verlassen.

Türk:

Wo ist die Ihre, gegenüber meinem Elend? Der Augenblick ist gekommen, wo ich der Stärkere bin.

Liane sieht ihn starr an:

Drohen Sie mir nur! Machen Sie Gebrauch von Ihrer Macht! Fast wünsche ich es mir.

Türk erschrickt, sinkt zusammen:

Liane! Sie trauen es mir nicht zu. Ich weiß, dann wäre alle Hoffnung verloren für mich.

Liane:

Vielleicht nicht. Vielleicht brauche ich Brutalität. Sie wissen, ich bin schwach.

Türk:

Versuchen Sie mich nicht! Fügen Sie meinen Qualen nicht auch noch diese unnütze hinzu. Sie wissen zu gut, ich muß Ihrem Mann helfen und werde nichts dafür haben.

Liane warm:

Meine Achtung. Den Stolz auf Ihre Freundschaft.

Türk:

Nichts . . . Die Stunde, die mir vergönnt war, ist herum, die arme Stunde. Sie haben gesiegt, — wie Sie wohl immer siegen werden. Ich reise nun weiter, als der rasende Roland des Weltverkehrs, wie Ihr Freund Gaßner sagt.

Liane senkt den Kopf und schweigt

Türk leise und zitternd:

Sie werden mich nicht zurückrufen?

Liane:

Ich weiß nicht. Haben wir diese Stunde voraussehen können? Ich weiß gar nichts mehr.

Türk:

Niemals werden Sie mich lieben können?

Liane:

Ich weiß gar nichts. Vielleicht rufe ich Sie einmal.

Türk:

Wie oft werde ich inzwischen noch so herbeistürzen müssen und so fortschleichen?

Liane:

Ich weiß nicht. Auf Wiedersehen, mein Freund.

Türk küßt ihr die Hand. Ab

Liane geht, indes es tiefer dunkelt, langsam bis zum Ende der Terrasse, kehrt zurück, lehnt sich an das Geländer. Pause. Dann winkt sie hinab:

Gute Reise! Sie wissen doch, wir haben Rendezvous, mein Mann und ich, für den Anfang des nächsten Monats ... Wo? Das ist noch unbestimmt. Er wird es Ihnen sagen. Wir rechnen auf Sie. Sicher, ja? Auf Wiedersehen! Sie neigt sich weiter hinab: Auf Wiedersehen!

## Zehnte Szene

Liane. Dann Gaßner. Später ein Boy

Liane bleibt stehen, sieht ins Dunkel hinaus

Gaßner:

Sie sind allein?

Liane:

Für diesmal ist er fort.

Gaßner:

Sie sind traurig? Arme Liane, er hat Sie gequält wegen meines Kusses.

Liane:

Das ist wieder in Ordnung. Er hatte es zu nötig, mir zu glauben. Seine Hoffnungen beruhen darauf, daß ich weder meinen Mann noch sonst jemand liebe, und daß mein unentwickeltes Temperament doch einmal heranreifen muß für ihn, den Herrn Viktor Türk. Dann soll ich ihn rufen.

Gaßner:

Sie werden ihn niemals rufen.

Ein Boy überreicht Liane einen Blumenstrauß:

Eine Empfehlung von dem Herrn, der abgereist ist. Ab

Liane:

Tuberosen! Er weiß, was ich liebe, und erinnert mich täglich daran, daß er's weiß. Täglich, solange ich hier bin, wird so ein Strauß kommen.

Gaßner dringlich:

Werden Sie ihn jemals rufen?

Liane:

Weiß ich's? Werd' ich diesen Jammer immer weiter ertragen können? Wir sind doch schwächer als er. Aber die eigentlich Schwachen sind diese Starken. Sie verstehen uns nicht und verstehen nicht ihre Ohnmacht.

Gaßner:

Brechen Sie ab.

Liane:

Sie glauben, das ginge? Mein Mann ist ruiniert, ohne die Dazwischenkunft meines Freundes Türk. Begreifen Sie?

Gaßner:

Diese erbärmlichen Fesseln! Sie müssen heraus aus alledem!

Liane:

Das sagt auch er — und übersieht, daß ich, bei solcher Gewissenlosigkeit, auch mit ihm leichter fertig wäre. Nun aber komm' ich mir vor wie eine Betrügerin, die verspricht und nie bezahlt.

Gaßner:

Sie haben ihm etwas versprochen?

Liane:

Ich kann nichts dafür, daß mein Wesen, mein Lächeln, was weiß ich, meine harmlosesten Worte ihnen allen wie Versprechungen aussehen. Dann geben sie: ihre Freundschaft, ihre Liebe, alles, was sie haben, ihre Existenz, und bringen mich in ihre Schuld.

Gaßner:

Was geht das alles Sie an. Mein Gott, denken Sie zurück, wie es war, bevor dieser Mensch hier eintrat. Wir fürchteten niemand. Wir waren in der Welt allein.

Liane:

So recht allein waren wir nie.

Gaßner:

Ich war einmal das einzig Notwendige in Ihrem Leben. Aber sobald die Erfüllung da ist —

Liane:

Sie sind schon enttäuscht?

Gaßner:

Um Gottes willen! Es ist natürlich, daß unsere Rollen sich umkehren. Einst

hatte ich Ihnen viel zu geben. Jetzt handelt es ſich nicht mehr darum, ob ich mehr vorſtelle als andere. Meine Leiſtungen liegen dahinten. Jetzt lieben wir, — und in der Liebe ſeid immer ihr die Meiſter. Ihr prüft uns, ihr treibt vorwärts, ſchafft Verwicklungen, verzeiht, belohnt. Was bin ich noch? Dein Geliebter.

Liane mit Leidenſchaft:

Ich aber bin nur durch dich! Habe Nachſicht mit meiner Schwachheit. Auch du ſagteſt noch heute, du betrügſt nicht gern.

Gaßner:

Es müßte nicht ſein.

Liane:

Doch. Ich brauche die Welt. Dich aber liebe ich. Sie will ihn umarmen

Gaßner zieht ſich zurück

Liane:

Hörſt du nicht? Ich liebe dich.

Gaßner reißt ſie an ſich

Umarmung

Liane:

Jetzt betrügſt du gleich zwei.

Gaßner küßt ſie

Liane:

So haſt du mich noch nie geküßt. Warum küßt du mich ſo heiß? Weil dies kein ferner Stern mehr iſt? Weil deine Geliebte ein Weſen von dieſer Welt iſt?

Gaßner trennt ſich von ihr. Bleibt drüben ſtehen

Liane:

Jetzt fängſt du wohl an zu merken, daß es nicht ſo einfach iſt, eine verheiratete Frau zu lieben?

Gaßner:

Verſprich mir, daß du ihm, ſolange der Sommer dauert, keine Zuſammenkunft mehr gewährſt.

Liane:

Im Gegenteil. Er wird kommen, wahrſcheinlich gleich mit meinem Mann, dorthin, wo wir uns treffen werden. Du aber wirſt erſt ſpäter kommen; vielleicht viel ſpäter. Vielleicht ſehen wir uns erſt im Herbſt wieder, wenn ich zu Hauſe bin.

Gaßner:

Du ſprichſt das aus, als ob es nichts wäre.

Liane tritt zu ihm hin:

Lieber! Wir werden oft lange Zeit getrennt bleiben, und andere werden um mich sein: auch Männer, die auf mich hoffen, die vielleicht um mich leiden, wie der arme Türk. Sind wir darum einander weniger nah?

Gaßner senkt den Kopf.

Liane:

Einmal werden wir ganz aufhören müssen, uns zu sehen.

Gaßner:

Aufhören?

Liane:

In wenigen Jahren wird Alice beobachten lernen, dann darf ich keinen Geliebten mehr haben. Es wäre furchtbar, wenn ich in ihren Augen sehen würde, daß sie mich verurteilt.

Gaßner:

Furchtbar ist, was du da sagst.

Liane:

Nein. Denn auch dann noch werden wir voneinander wissen. Und dann sind wir nicht allein.

Gaßner faßt ihre Hände:

Gestehe, daß es schrecklich wäre, das Ende von allem!

Liane umarmt ihn:

Verzeih! Ich bin schwach, ich muß mich in Gedanken auf das Unglück vorbereiten, weil ich es sonst nicht überleben würde. Du darfst mich nie quälen. Von allen würde ich alles ertragen, von dir nichts. Nur wolkenloses Glück.

Gaßner:

Ich liebe dich, um dich glücklich zu machen.

Vorhang

## Dritter Akt

Schattiger Hotelgarten an einem oberitalienischen See. Das Gebäude des Hotels bildet einen stumpfen Winkel. Hinten ist der Eingang in die Bar, mit großem offenen Fenster, durch das die Konsumenten zu sehen sind; rechts läßt ein weit geöffnetes Portal das Treiben der Hall erkennen. In der Mitte vorn ein Beet mit Palmen. Links neben der Bar geht es in die Tiefe des Parkes

## Erſte Szene

An Teetiſchen, die von den Kellnern abſerviert werden

Vorn links:

Liane. Gaßner. Herr von Molli. Frau von Molli. Schneider

Vorn rechts:

Miſtreß Paine. Conte Ronda

Hinten links, an einem Tiſch:

Ein junger Mann mit einer Kokotte

An einem anderen:

Eine ältere Dame mit zwei jungen Männern

Hinten rechts, im Winkel des Hauſes:

Die dicke Dame mit ihrer Tochter. Der Barman vor der Bar

Herr von Molli zu Liane

Gnä' Frau dürfen mir ſchon nicht abſchlagen, mit uns zum Baden hinauszufahren. Meine Frau iſt ſonſt wirklich beleidigt.

Liane:

Frau von Molli badet doch gar nicht?

Molli:

Nein, aber dem durch uns verſchönten Spiel der Wellen möcht' ſie zuſchauen. Hermine langweilt ſich mit mir allein. Gelt, Minerl?

Frau von Molli:

Aber iſt ja nicht wahr. Ich will doch gar nicht aufs Waſſer, bei dieſer Hitze.

Molli:

Wenn du lieber hier ſchwitzt, ſtatt daß du dich draußen anwehen läßt.

Frau von Molli:

Vielleicht gibt's draußen Wind?

Liane:

Vielleicht. Aber ich kann mich leider nicht anſchließen. Mein Kind hat etwas Fieber.

Schneider:

Gehn's, Gnädige. Fieber kann man doch das nicht nennen.

Molli:

Sind Sie denn gar nicht neugierig, wie ſich Schneiders Reize im Waſſer ausnehmen?

Schneider:

Ich hab' ein Badekoſtüm von einem Schick: ſchwarze Seide mit lila Tupferln.

Mit dem Kostüm hab' ich in Ostende einen Flirt so verrückt gemacht, daß das arme Mädel fast ertrunken wäre.

Liane:

Sie haben sie natürlich gerettet.

Molli:

Und sie sitzen gelassen.

Schneider:

Ja, sie ist ins Kloster gegangen.

Liane:

Ihr Kostüm scheint wirklich betörend zu sein. Aber Alice muß nun einmal das Bett hüten. Und dann erwarte ich jemand.

Schneider:

Den Berton? Der ist sehr unpünktlich. Irgendwo in der Schweiz wird er hängen geblieben sein.

Gaßner:

Ich rechne bestimmt auf ihn.

Molli:

Sie kennen ihn?

Gaßner:

Nein. Aber ich kenne die Wirkung, die die Ansichtskarten der gnädigen Frau üben. Jede hat nämlich ein Telegramm zur Folge, worin der Empfänger seine sofortige Ankunft anzeigt.

Liane:

Und der Empfänger waren kürzlich Sie selbst.

Gaßner:

Ich vergesse es nicht.

Liane:

Dann seien Sie nicht undankbar.

Die beiden jungen Leute:

Fritz! Zwei Gin-Fizz!

Der Barman

bedient sie. Geht zu der dicken Dame, mit der er plaudert

## Zweite Szene

Die Vorigen. Frau Huller

Frau Huller aus der Hall, erhitzt, unsicher:

Grüß' Gott. Ist es denn so spät?

Molli:

Wir dachten schon, gnä' Frau würden gleich bis zum Diner durchschlafen.

Schneider:

Ich werde noch Tee bringen lassen. Fritz! Leise zu Frau Huller: Das kommt davon. Wenn wir noch beisammen wären, würde ich Sie geweckt haben — und wie!

Der Barman:

Die gnädige Frau braucht eine Erfrischung. Etwas Kräftiges? Menthe glacée?

Frau Huller starrt ihn an:

Mir fehlt doch gar nichts.

Frau von Molli:

Ich hätte auch gern so lang geschlafen, bei der Hitze. Aber man darf ja nicht.

Liane leise, zu Frau Huller:

Wie schaust denn du aus, Jenny?

Frau Huller leise:

War der Atarine da?

Liane:

Ich habe ihn nicht gesehn seit Mittag.

Frau Huller:

Du weißt nicht, ob er abgereist ist? Wenn er nur abgereist wäre!

Liane:

Was gibt's denn? Wird er unverschämt?

Frau Huller mit entsetztem Lachen:

Unverschämt? Ich wäre froh.

Liane:

Mich würde er nicht verlocken, ich bin nicht für das Slawische. Aber dir gefiel er.

Frau Huller schreit unterdrückt auf:

Dort kommt er! Eine solche — Kaltblütigkeit! Liane, um Gottes willen, laß mich keine Sekunde mit ihm allein. Später erzähl' ich dir alles.

## Dritte Szene

Die Vorigen. Fürst Atarine

Atarine kommt aus der Hall, grüßt nach allen Tischen, außer dem der dicken Dame, setzt sich neben Frau Huller:

Gnädige Frau sehen wunderbar frisch und ausgeruht aus. Ich hoffe, man geht bald zum Skating?

Frau Huller weicht zurück:

Ich werde nie mehr Skating laufen.

Ataxine:

Schade. Denn Sie waren entzückend heute früh. Sie haben mich wahnsinnig gemacht.

Frau Huller weicht noch weiter:

Sie? Sie haben einen schauerlich klaren Kopf.

Liane horcht:

Ist das schon das Auto? Jemand wird nachsehen müssen, ob Berton dabei ist.

Schneider steht auf:

Es ist noch wenigstens eine halbe Stunde. Immerhin, man kann nachsehen. Zu Liane: Obwohl ich mir nicht gern noch mehr Konkurrenz bei Ihnen gefallen lasse.

Molli:

Freilich. Dieser Leutnant wird auch wieder nur auf die Eroberung unserer Damen ausgehen.

Liane zu Frau von Molli:

Ihr Mann, denke ich mir, hat ihn kaum zu fürchten. Das heißt, wenn er nicht ein so guter Gatte wäre.

Molli:

Ich werde immer überschätzt.

Frau von Molli:

Marineleutnant ist der Herr?

Liane:

Und kommt direkt von Toulon.

Molli:

Ich begreif's. Auch meine Frau und ich wären heute ganz wo anders, wenn nicht die gnädige Frau wäre. Es gibt eben Personen, die um sich her eine Gesellschaft bilden, man weiß nicht wie.

Liane:

Für mich, Herr von Molli, ist das Ihre Frau.

Molli:

Gnädige Frau sind unendlich liebenswürdig.

Frau von Molli:

Von mir ist doch nicht die Rede. Ich wäre ja lieber schon zu Haus. Nur die Wohnung ist noch nicht imstand.

Molli:

Was glauben Sie, die Amerikanerin, deutet mit einer Kopfbewegung nach Mrs. Paine die sich dahinten mit ihrem Conte langweilt, wie die froh wär', wenn sie in unsern Kreis hineinkönnte.

Gaßner:

Der Conte wäre sicher froh.

Liane:

Trösten Sie sich, ich kenne ihn schon. Sieht Gaßner an: Aus Rimini. Sie sehen sich an

Pause

Gaßner zu Molli:

Was Mistreß Paine betrifft, irren Sie, glaube ich. Sie liebt den Mann wirklich.

Molli:

Immer denselben? Das geht hier doch gar nicht.

Liane zu Gaßner:

Lassen Sie sich von Herrn von Molli belehren. Er nimmt uns, wie wir sind.

Gaßner:

Einen nehmen wie er ist, das heißt immer: es ihm leicht machen, nichts Gutes zu sein.

Liane befangen:

Wenigstens schön ist Ihre Mistreß Paine.

Gaßner:

Ich finde sie gar nicht schön.

Liane:

Die auch nicht?

Gaßner:

Nicht einmal Ihnen zu Gefallen, gnädige Frau.

Liane:

Ich möchte wissen, welchen Geschmack Sie eigentlich haben. Vielleicht die Kleine dort? Nach einer Kokotte: Sie soll von einem Pariser Vorstadttheater sein.

Gaßner:

Das kleine Ungeziefer?

Liane leise:

Sie verleugnen Ihre Vergangenheit. Darin sind Sie also wie alle Männer.

Atarine zu Frau Huller:

Die Melodie Ihrer Hüften, beim Skating! Ihre Füße sind auf den Rollschuhen noch kleiner!

Frau Huller zu Liane:

Ich bitte dich, wollten wir denn nicht diese Ausfahrt machen? Fahren wir vorher noch hinauf ins Zimmer?

Molli zu Liane:

Ich bin überzeugt, daß die gnädige Frau sich schon wieder nach der Rollschuhbahn sehnt.

Liane:

Man kann tatsächlich kaum noch anders leben als im Rollen. Es ist furchtbar.

Gaßner:

Herr von Molli würde jetzt sagen: Es kommt darauf an, wohin man rollt.

Molli:

Soviel Geist hab' ich ja gar nicht.

Liane zu Gaßner:

Sie eigentlich auch nicht. Sie zwingen sich, ich weiß nicht warum. Steht rasch auf, geht einige Schritte nach links

Gaßner folgt ihr sofort:

Sie verlassen uns?

Liane:

Sie sind schlechter Laune.

Gaßner:

Was käme darauf an, unter so vielen. Aber ich bin weder schlechter noch guter Laune. Man hat in dieser ewigen Geselligkeit die Empfindung, als sei man füreinander gar nicht mehr vorhanden. Ihr Gesicht, Liane, wird schließlich noch aussehn wie die andern, so fremd möchten Sie es machen; und Ihre Stimme, ich meine die, die ich kenne, höre ich schon wer weiß wie lange nicht mehr.

Liane befangen:

Es ist am Ende besser, wenn man einander nicht immer hört und sieht.

Gaßner:

Mir scheint, wir haben es im Gegenteil außerordentlich nötig, uns auszusprechen. Ich bitte Sie, gehen Sie durch das Haus in den Park, ich komme Ihnen von dieser Seite entgegen.

Liane:

Auf den Gedanken könnten noch andere kommen. Nein, mein Freund, nichts Auffallendes. Wir sind nicht mehr allein, Sie müssen sich daran gewöhnen. Zurück zu den anderen: Also, wer geht mit zum Skating? Leise zu Gaßner: Bitte, bleiben Sie bei Frau von Molli. Laut: Freilich hab' ich Halbschuhe an, damit geht es schlecht. Aber wenigstens zuschauen kann man. Sie kommen doch auch, Frau von Molli?

Frau von Molli:

Ich bin ja so müd von der Hitze.

Frau Huller springt auf. Zu Liane:

Ich geh' mit dir.

Atarine die Hand auf dem Herzen:

Also unerbittlich? Sie treffen mich tödlich.

Frau Huller:

Ich — Sie! Sie hängt sich an Liane

Liane, Frau Huller, Molli links in den Park ab

## Vierte Szene

Die Vorigen, ohne Liane, Frau Huller, Molli

Atarine begibt sich zu Mrs. Paine und dem Conte Ronda:

Meine Verehrung, schönste Frau.

Mrs. Paine:

Man sieht Sie nicht mehr, Fürst. Sie haben noch andere Klienten?

Atarine:

Klienten — ist ein gewagtes Wort.

Mrs. Paine:

Ich erlaube es mir. Ich erlaube mir noch mehr. Sie werden sich wundern. Setzen Sie sich doch!

Die Kokotte zu dem jungen Mann:

Ich wette fünf Louis, daß dem Italiener noch heute Hörner wachsen.

Der junge Mann:

Du verlierst dein Geld, mein Engel. Das ist nur der Ton, in dem man hier spricht.

Die Kokotte:

Ich kenne einen bessern.

Die beiden jungen Leute am Tisch der älteren Dame wenden sich, ohne die kurzen Pfeifen aus den Zähnen zu nehmen, halb die Köpfe zu:

Die Alte schläft, wir können ausreißen.... Hallo, sie rührt sich. Zu dem Barman: Fritz! Noch zwei Gin-Fizz. Sie stoßen große Rauchwolken aus.

Gaßner nach gelangweiltem Schweigen, zu Frau von Molli:

Gnädige Frau haben einen so schönen Teint bei der Hitze.

Frau von Molli:

Ich bekomme rote Flecke: wenn Sie das schön finden.

Gaßner:

Ich will Ihnen, aus wirklicher Verehrung, gestehen, daß ich gerade an nichts dachte.

Frau von Molli:

Jedenfalls nicht an mich. Ich denke mich ja auch schon fort von hier. So dumm, wie man immer glaubt, bin ich doch gar nicht.

Gaßner:

Ich fühle wohl, gnädige Frau, daß das Fragwürdige dieser Umgebung Ihnen gradeso peinlich zum Bewußtsein kommt, wie mir.

Frau von Molli:

Mir schon. Aber ich glaubte, Ihnen als Künstler müsse das zusagen.

Gaßner:

Manchmal, gewiß. Aber es kommen ernstere Zeiten, wie soll ich sagen, ernstere — Gefühle.

Frau von Molli lenkt ab:

Diese Männer hier gefallen mir nicht. Der schöne Italiener dort drüben ist um die Mistreß Paine her, wie ein Tiger. Bei all ihrem amerikanischen Selbstbewußtsein glaub' ich doch, daß sie es gar nicht gut hat mit ihm.

Gaßner:

Der schmalzige Russe dient vielleicht als Erlöser? Ach! wenn es niemals wertvollere Frauen wären, um deren Seele solche Männer spielen.

Frau von Molli:

Jene dicke Dame langweilt sich sehr.

Gaßner:

Ja. Um die spielt wieder niemand.

Frau von Molli:

Sie hat schöne Augen, wenn sie sie auch zu stark malt.

Gaßner:

Und dann der Hut! Und die Farben! Und das siebzehnjährige Kind, mit dem kurzen Kleid und den dicken Beinen! Da darf natürlich kein Herr sich heranmachen, trotz den verlockendsten Blicken. Sonst spricht ja keine Dame mehr mit ihm.

Frau von Molli:

Dabei halte ich sie für eine anständige Frau: grade sie.

Gaßner:

Sie soll die Frau eines Mailänder Geschäftsmannes sein. Wenn der Barman grade nicht Zeit hat, sie zu unterhalten, spielt sie Ekarté mit ihrer Tochter.

Frau von Molli:

Warum führt man solch ein Leben?

Gaßner:

Mich dürfen Sie nicht fragen.

Frau von Molli:

Soll ich Frau Löwen fragen?

## Fünfte Szene

Die Vorigen. Frau Huller. Schneider

Frau Huller aus dem Park. Läßt sich auf einen Stuhl fallen:

Ich kann nicht mehr.

Schneider aus der Hall:

Wir bekommen eine Überraschung.

Frau Huller:

Um Gottes willen, schweigen Sie.

Gaßner:

Der Leutnant Berton ist doch keine Überraschung.

Schneider:

Berton ist noch gar nicht da. Aber —

Frau Huller fällt ein:

Ich wollte Sie schon immer fragen, Herr Schneider. Sie sind doch so gut orientiert. Warum müssen die beiden jungen Leute dort den ganzen Tag bei ihrer Mutter sitzen?

Schneider:

Mutter ist gut. Der eine, der Magere, ist ihr Mann.

Frau Huller, Frau von Molli:

Oh! ... Man erfährt doch immer Neues.

Schneider:

Das Neueste erraten Sie alle nicht. In der Hall steht die Polizei.

Frau Huller:

O mein Gott!

Frau von Molli:

Mir scheint, Herr Schneider übertreibt schon wieder ein wenig.

Schneider:

Bei Gott, Gnädige, es sieht aus, als hätten sie den Park umzingelt.

Frau Huller will davonlaufen

Schneider:

Gnädige laufen ihnen in die Arme. Angenommen, daß Sie es sind, die man sucht.

Frau Huller sinkt auf ihren Stuhl zurück

## Sechste Szene

Die Vorigen. Liane. Molli. Duca di Folino

Liane und Molli

kommen von hinten aus dem Park. Sie bleiben stehen und blicken zurück

Molli:

Warum mußten Sie wieder umkehren? Hier sind Leute, die uns beobachten.

Liane:

Was tut es.

Molli:

Gestehen Sie nur, daß es Sie auch langweilt.

Liane:

Nun ja.

Duca di Folino

uralt, hager, in grader Haltung, hochelegant, kommt aus der Hall, bleibt davor stehen

Frau von Molli:

Der Duca.

Schneider:

Der älteste Lebemann des Kontinents.

Gaßner:

Er besieht sich seine Herde.

Molli zu Liane:

Sie kennen den Christoph Gaßner schon lange?

Liane:

Näher erst seit dem Frühjahr.

Molli:

Er ist wohl Ihr Flirt?

Liane:

Wozu denn Flirt. Er ist doch so ein ernster Mensch. Wir sind befreundet.

Molli:

Freundschaft! Nicht einmal zwischen Männern glaub' ich daran. Bei denen steckt hinter der Freundschaft ein Geschäft.

Liane:

Gaßner wird klug genug sein, sich nicht mit Ihnen zu befreunden. Sie sind ein Egoist.

Molli:

Freilich glaube ich, daß die einzige uneigennützige Freundschaft zwischen einem Mann und einer Frau möglich ist. Aber zuerst müssen sie gebrannt haben und ausgekohlt sein.

Liane:

Sie sehen den Zustand der Erloschenheit immer schon voraus? Welche Frau soll Ihnen das verzeihen.

Molli:

Die andern nicht; aber Sie. Sie sind so klug. Ich tausche so gern mit Ihnen meine Ideen aus.

Liane:

Mir scheint, Sie plädieren für sich, und bei mir?

Molli:

Sie sagten es schon: ich bin ein Egoist.

Duca di Folino

begrüßt Mrs. Paine, Ataxine und den Conte Ronda.

Mrs. Paine:

Sie sehen heute wieder verführerisch aus, Duca. Werden Sie denn niemals heiraten?

Duca di Folino:

Ich war einmal einen Augenblick verheiratet, zehn Jahre lang, und fünfzig ist es her. Ja, ja, ich bin vierundachtzig.

Schneider:

Er wirft mit Zahlen umher, wie an der Börse.

Mrs. Paine:

Was tut man, Duca, um lange zu leben? Regime? Ruhe? Dann, Fürst Ataxine, werden Sie sehr alt werden; denn ich sehe voraus, daß Ihnen Jahre der strengsten Zurückgezogenheit bevorstehen.

Ataxine:

Mit Ihnen, Madame, bis unter die Erde!

Mrs. Paine:

Bis unter die Erde, kann sein. Aber nicht mit mir.

Conte Ronda:

Ich begreife diese Scherze nicht, und ich gestehe, daß ich es vorziehe, die Scherze, die um mich her fallen, zu begreifen.

Mrs. Paine:

Einen Augenblick Geduld, mein Freund. Sie sollen alles begreifen.

Liane zu Molli:

Ich verlange, daß Sie Ihre Frau in meiner Gegenwart besser behandeln.

Molli:

Ist das eine Bedingung?

Liane:

Freilich. Ich könnte sonst unmöglich noch mit Ihnen verkehren.

Molli:

Ich kann mich nicht für zwei Frauen auf einmal interessieren.

Liane:

Interessieren Sie sich also für Ihre Frau! Wozu haben Sie sie sonst geheiratet?

Molli:

Weil ich nicht betrogen werden wollte.

Liane:

Da haben Sie freilich richtig gewählt.

Molli:

Ich habe es in meinem Leben zu oft mit betrogenen Gatten zu tun gehabt — wenn es keine betrogenen Liebhaber waren.

Liane:

Ist das ein anregender Verkehr?

Molli:

Ich rieche es auf zwei Kilometer, wenn sich einer heranpürscht.

Liane:

An Ihre Frau?

Molli:

An Sie!

Liane:

Schon eifersüchtig? Auf wen?

Molli:

Mir verdirbt nur die Geschmacklosigkeit dieses Schneider die Laune. Darunter hat dann meine Frau zu leiden.

Liane:

Herr Schneider ist lustig. Mir gefällt er.

Molli:

Soll er sich schon mit seinem Eisenblech hundertfünfzigtausend Frank jedes Jahr verdienen. Ist das ein Grund, daß er seine Seidenstrümpfe bis zum Knie hinauf sehen läßt? Mit so einer Figur?

Liane:

Wie Sie sich aufregen! Wirklich wegen des armen Herrn Schneider?

Molli:

Ich gebe zu, daß ich auch den Gaßner reichlich geschmacklos finde.

Liane:

Ah?

Molli:

Er hat eine großartige Musik geschrieben, gut. Aber er ist nicht recht gesellschaftsfähig, wie alle diese Leute, die zu viel können.

Liane:

Sie geben der Gesellschaft ein schlechtes Zeugnis.

Molli:

Die Gesellschaft ist, was sie ist. Niemand hat das Recht, mit fremder Ansprüchen zu kommen.

Liane:

Mit Bezug auf die Frauen?

Molli:

Er ist ja kindlich. Einer wirklichen Dame, die ihn zum Liebhaber nähme, müßte er sehr bald auf die Nerven fallen.

Liane:

Wenn ich an den Walzer denke, den Sie komponiert haben, könnte ich eigentlich zu Ihnen als Liebhaber Vertrauen fassen.

Molli:

So schlecht ist mein Walzer auch wieder nicht.

## Siebente Szene

Die Vorigen. Der Geschäftsführer des Hotels

Der Geschäftsführer zu Atarine:

Fürst Atarine, wenn's beliebt.

Atarine:

Was wünschen Sie?

Der Geschäftsführer:

Ich bitte Eure Hoheit, mir zu folgen.

Atarine:

Ich habe keine Geheimnisse mit Ihnen.

Der Geschäftsführer:

Doch. Leise: Wollen Sie kein Aufsehen machen.

Atarine:

Was heißt das.

Der Geschäftsführer leise:

Zwingen Sie mich nicht, die Beamten herauskommen zu lassen.

Mrs. Paine laut:

Es ist wohl Besuch da für Seine Hoheit? Vielleicht Bekannte von ihm, die zu erfahren wünschen, wie mein Perlenkollier in seinen Koffer gelangt ist?

Frau Huller:

Herr Schneider, um Gottes willen, führen Sie mich fort. Ich kann kein Glied rühren.

Atarine schreit:

Ich bin der Fürst Atarine!

Der Geschäftsführer besänftigend:

Wir wissen, daß Sie tatsächlich der Fürst Atarine sind.

Atarine schreit:

Und ich werde der Polizei erzählen, daß diese Dame den Finger gegen Mrs. Paine mich in ihrem Zimmer empfangen hat, heute nicht zum erstenmal!

Conte Ronda springt auf:

Sie sind ein Schuft! Ich will ihn züchtigen, den Schuft!

Mrs. Paine sieht Ronda an:

Er spricht die Wahrheit. Was tun Sie jetzt?

Conte Ronda steht starr; entfernt sich in den Park

Der Geschäftsführer:

Jetzt haben wir den Skandal! Werden Sie es mir ersetzen, Madame, wenn meine besten Gäste abreisen?

Mrs. Paine:

Formulieren Sie Ihre Ansprüche!

Atarine:

Wenn ich rede, fliegt dies Hotel in die Luft! Rasch ab in die Hall

Der Geschäftsführer:

Hier ist alles möglich. Nur reden darf man nicht. Folgt Atarine

Die Gäste haben im Lauf dieser Szene ihre Plätze verlassen. Die beiden jungen Leute, die zu der älteren Dame gehören, sind auf die Stühle gestiegen, ebenso die Kokotte. Jetzt drängen alle, aufgeregt durcheinandersprechend, in die Hall. Hinter ihnen macht einer der Kellner ein beleidigtes Gesicht, zwei andere lachen einander zu und schlagen sich auf die Knie. Gaßner ist nach links in den Park gegangen, Liane vor allen anderen ins Haus

Schneider im Gedränge zu der dicken Dame:

Sind Sie froh, Madame, daß das nicht Ihnen passiert ist?

Die dicke Dame glückstrahlend, weil man sie anredet:

Ich würde niemals einen Skandal hervorgerufen haben, mein Herr. Diese Amerikanerinnen haben keine Lebensart.

Die ältere Dame:

Shocking! Shocking!

Die beiden jungen Leute tanzen Cake-walk. Zum Barman:

Fritz! Tanzen!

Der Barman:

Wegen so einer Kleinigkeit? Der Fürst Ataxine schuldet mir fünfhundert Frank. Aber ich bin ganz ruhig. Solche Leute bezahlen uns immer.

Die Kokotte auf dem Stuhl:

Oh mes aïeux! Que c'est rigolo!

Die beiden jungen Leute kneifen sie

Der Begleiter der Kokotte drohend:

Die Dame ist meine Frau!

Die beiden jungen Leute:

Jetzt auch noch?

Molli zu Schneider:

Sie sollten sich bei der Gelegenheit erkundigen, ob die dicke Dame ihre Tochter nicht endlich verheiraten will. Lange ist es mit den Beinen und dem kurzen Kleid nicht mehr zu machen.

Schneider zu der dicken Dame:

Madame, ich verdiene hundertfünfzigtausend Frank jährlich.

Die dicke Dame:

Ich höre es mit Vergnügen, mein Herr.

Frau von Molli:

Ferdinand, ich will abreisen. Wenn nur die Wohnung schon fertig wäre!

Die beiden jungen Leute vorn, in der Tür der Hall:

Da ist die Polizei! Cheers!

Mrs. Paine hinten, zum Duca di Folino:

Was sagen Sie, Duca? Hatten Sie das schon erlebt?

Duca di Folino:

Ein wirklicher Fürst? . . . Doch. Es war im Jahre —

Mrs. Paine:

Finden Sie, daß ich mich kompromittiert habe?

Duca di Folino:

Eine so schöne Frau kompromittiert sich nie.

Mrs. Paine:

Sie wollen sagen, eine so reiche Frau?

Sie verschwinden, hinter den anderen, in der Hall. Man sieht drinnen das erregte Hin und Her

## Achte Szene

Frau Huller. Liane

Frau Huller

ist während der vorigen Szene wie gescheucht umhergelaufen. Von ferne beobachtet sie bebend die Vorgänge, entflieht wieder, sinkt endlich auf einen Stuhl

Liane aus dem Hause, nähert sich Frau Huller:

Jenny!

Frau Huller schreit auf

Liane:

Ich bin's. Was hast du nur?

Frau Huller:

Oh! Liane! Das ist doch entsetzlich.

Liane:

Was? Die Verhaftung des Fürsten Atarine? Man hatte von so etwas doch schon gehört. Ob es nun zufällig auch einmal in der Wirklichkeit vorkommt — Freilich, dir hatte er Eindruck gemacht.

Frau Huller entsetzt:

Eindruck gemacht?

Liane:

Ist das zuviel gesagt? Entschuldige.

Frau Huller:

Bedenke doch: ein Dieb ist er!

Liane:

Davon hat schließlich nur Mistreß Paine etwas bemerkt.

Frau Huller:

Nein!

Liane:

Wie denn?

Frau Huller:

Nicht nur Mistreß Paine. O Liane, ich schäme mich tot.

Liane:

Du auch? Heute? Daher deine Aufregung? Deine Verspätung beim Tee? Jenny, was für Sachen!

Frau Huller greift nach Lianes Hand:

Jetzt läßt du mich fallen!

Liane:

Aber nein. Übrigens weiß es niemand von dir.

Frau Huller:

Das denkst du. Aber er wird reden! Er hat gesagt, das Hotel soll in die Luft fliegen. Sie klammert sich, heftig schluchzend, an Liane

Liane:

Beruhige dich, du Ärmste. Die Polizei wird, im Verein mit der Verwaltung des Hotels, dafür sorgen, daß es durchaus nicht in die Luft fliegt.

Frau Huller schluchzend:

Wenn die Perlen der Mistreß Paine in seinem Koffer waren, hat man auch meine Brillanten darin gefunden!

Liane:

Und man wird sie dir schweigend zurückgeben. Schau in deinem Zimmer nach, sicher liegen sie schon droben.

Frau Huller hört auf zu weinen. Wütend:

Diese Mistreß Paine ist eine gemeine Person! Sie mußte sich doch sagen, daß ein Skandal auch noch andere mitreißen kann.

Liane lächelnd:

Sie glaubte wohl, er liebe nur sie.

Frau Huller:

Nur ihre Perlen, meinst du? Warum nicht auch meine Brillanten? Ein Dieb! Aber Rücksichten kennt so eine Amerikanerin nicht. Wegen ihres lumpigen Geldes kompromittiert sie alle Welt und sich selbst.

Liane:

Ihr ist's gleich. Eine so reiche Frau steht über jedem Skandal.

Frau Huller:

Du meinst, dem Conte Ronda wird die Sache recht sein?

Liane:

Ach der! Der wiegt leicht. Ich kenne ihn.

Frau Huller rachsüchtig:

Ja. Man sagt, daß ihr euch gekannt habt. Obwohl ihr beide ganz fremd tut.

Liane:

Du wirst sehen, daß wir so harmlos verkehren, wie wir es immer getan haben.

Frau Huller:

Ja du: du verstehst es. Aber sage mir, bitte, was du in meiner Lage getan haben würdest. Wenn der Ataxine nicht mir, sondern dir gefallen hätte.

Liane:

Jetzt gefällt er mir fast. Ich bewundere ihn. Am selben Nachmittag! Zwei Frauen und zwei Kolliers!

Frau Huller:

Im Ernst: hättest du nicht auch geschwiegen und deinen Schmuck verloren gegeben?

Liane:

Ich begleite dich zum Lift. Du brauchst Ruhe vor dem Diner . . . Du verlangst zu viel, wenn du willst, daß ich mich in deine Lage denke. Solche Dinge sind mir, glaube ich, zu fremd. Alles hier ist mir im Grunde fremd.

Frau Huller:

Du läßt dir grade genug den Hof machen.

Liane:

Gewiß. Es ist so unser Leben. Das hindert aber nicht, daß ich, mit meinem eigentlichen Ich, oft ganz wo anders bin, auf einer wenig besuchten Hotelterrasse am Meer, zum Beispiel.

Frau Huller:

Mit wem?

Sie betreten die Hall

## Neunte Szene

Gaßner. Der Barman

Gaßner kommt von hinten, aus dem Park, geht auf das Haus zu

Der Barman tritt aus der Bar:

Herr Doktor! Wenn ich mir erlauben dürfte — Eine Minute nur.

Gaßner:

Bitte. Ist von gestern abend noch etwas zu bezahlen?

Der Barman:

O nein . . . Herr Doktor sind vorhin dem peinlichen Vorfall aus dem Wege gegangen?

Gaßner:

Im Park war es kühler.

Der Barman:

Ohne Zweifel. Die Hitze ist dieses Jahr außerordentlich, sogar des Nachts. Sie bringt gewisse Nachteile mit sich, besonders des Nachts.

Gaßner:

Bei offenem Fenster schläft es sich recht gut.

Der Barman:

Das ist es eben, das offene Fenster, — wenn gegenüber eine nackte Mauer liegt.

Gaßner:

Was wollen Sie sagen?

Der Barman:

Wenn ich den Herrn Doktor nicht als einen wirklich feinen Herrn kennen würde — Ihre Kompositionen haben ja Weltruf. Im Vertrauen gesagt hält die Hand vor: unter den anderen Herren ist mancher, bei dem ich mich gerade so wenig über gewisse Dinge wundern würde, wie ich mich bei dem Fürsten Ataxine darüber gewundert habe. In meinem Beruf lernt man die Leute unterscheiden.

Gaßner:

Ich bin etwas nervös. Beeilen wir uns, bitte.

Der Barman:

Sogleich, Herr Doktor. Ich wollte nur sagen, daß ich von den Angestellten des Hotels jede Nacht der letzte bin, der ins Bett kommt. Die Bar hat den längsten Betrieb, ich bin sehr angestrengt. Mein Zimmer liegt übrigens nicht weit von dem des Herrn Doktors, in dem Pavillon rechts von der alten Garage. Sie wissen?

Gaßner:

Ich weiß.

Der Barman:

Gestern nacht nun, wie ich über den Hof ging, sah ich auf der Mauer der Garage zwei Schatten, gerade gegenüber Ihrem Fenster, das offen stand.

Gaßner sieht ihn an. Greift in die Tasche

Der Barman wehrt ab:

Oh! So meine ich es nicht. Ich habe natürlich nur Ihren Schatten erkannt, Herr Doktor. Lächelt diskret: Der andere schien freilich der einer Dame zu sein.

Gaßner:

Eben darum. Er reicht eine Banknote hin die der Barman unbesehen in die Tasche schiebt Überzeugen Sie sich doch, ob die Sache damit erledigt ist.

Der Barman:

Oh, nicht nötig. Ich fühle den Unterschied im Papier, wenn ich es zwischen den Fingern reibe. Der Herr Doktor ist sehr generös. Ich bin sicher, daß zum Beispiel der Conte Ronda für meine wohlgemeinte Warnung höchstens die Hälfte gegeben haben würde.

Gaßner:

Ihre gute Meinung verpflichtet mich zum Dank.

Der Barman:

Freilich hat der Conte Ronda auf seine Dame nicht die gleichen Rücksichten zu nehmen —

Gaßner:

Wie ich auf die Dame, die Sie — nicht erkannt haben.

Der Barman:

So ein Hotel wie dieses scheint überaus bequem, und dabei ist es voller Gefahren. Wenn Sie wüßten, was ich weiß —

Gaßner:

Ohne Ihr Wohlwollen, lieber Fritz, wäre es allerdings fast unmöglich, hier ohne Anstoß durchzukommen. Erhalten Sie mir nur Ihre Freundschaft. Vielleicht nehmen wir zusammen einen Wermut vor dem Essen?

Der Barman:

Herr Doktor schmeicheln mir.

Sie treten in die Bar

## Zehnte Szene

Conte Ronda. Liane

Conte Ronda

geht von links her über die Bühne. In der Tür der Hall trifft er mit Liane zusammen: Gnädige Frau.

Liane erwidert seinen Gruß:

Conte Ronda. Gut, daß wir uns begegnen. Ich wollte Sie bitten, sich mir möglichst wenig zu nähern. Es sind Leute hier, die darauf achten.

Conte Ronda:

Ich bedaure es tief, gnädige Frau. Die Erinnerung an gewisse, so kurze Stunden des vorigen Sommers ist frisch in mir wie je.

Liane:

Ich vergesse so rasch.

Conte Ronda:

Nicht dies! Leugnen Sie nicht, daß es das Schicksal war, das uns damals führte.

Liane:

Und wohin hat es Sie jetzt geführt?

Conte Ronda:

Das war ein Irrtum. Es ist aus damit.

Liane:

Und mit uns hatte es eigentlich noch gar nicht angefangen.

Conte Ronda mit Feuer:

Wir hätten fortfahren sollen.

Liane:

An mir würden Sie vielleicht noch schlimmere Enttäuschungen erlebt haben als an —

Conte Ronda:

Sprechen Sie den Namen nicht aus: Er ist Ihres schönen Mundes unwürdig.

Liane:

Im Gegenteil. Die Frau interessiert mich.

Conte Ronda rasch:

Ich mache Sie mit ihr bekannt!

Liane:

Wie wäre das möglich, — da Sie mich nicht kennen dürfen.

Conte Ronda:

Gnädige Frau, Sie begehen eine Unklugheit. Soeben erst sprach mir der Duca di Folino von unserer Intimität in Rimini. Noch anderen Personen würde es auffallen, daß wir uns vermeiden.

Liane zweifelnd:

Sie haben vielleicht recht?

Conte Ronda:

Ich werde so bescheiden sein! Verschwindend in der Menge Ihrer Anbeter!

Liane:

Es reizt mich, Sie so zu sehen. Auf Wiedersehen also, Conte Ronda.

Conte Ronda verneigt sich tief. Ab in die Hall

## Elfte Szene

Liane. Gaßner

Liane kommt aus der Hall, geht an der Bar vorüber

Gaßner aus der Bar, folgt ihr:

Gnädige Frau! Sie suchen jemand?

Liane:

Es wäre wohl an der Zeit, sich zum Diner umzukleiden? Niemand ist mehr hier.

Gaßner:

Niemand, — da ich nicht mitzähle.

Liane:

Sie sind bitter? Lieber Freund, es ist durchaus nötig, daß ich die einzige bleibe, die es merkt.

Gaßner:

Sie machen es mir schwer. Liane! Was haben Sie?

Liane:

Nichts. Sie sehen, ich bin gekommen, weil ich Sie hier zu finden hoffte ... Ach, es ist schrecklich, wenn man einander fremd wird. Alles versinkt.

Gaßner:

Nicht wahr? Auch Sie leiden. Aber warum muß es sein? Habe ich mich verändert?

Liane ratlos:

Nein.

Gaßner:

Nur Sie! Sie sind anders seit vier Tagen: genau seit der Abreise Ihres Mannes.

Liane:

Vielleicht ja. Verstehen Sie das nicht?

Gaßner:

Ich würde Ihre Vorsicht verstehen, wenn Sie allen andern dieselbe Zurückhaltung auferlegten wie mir. Aber Sie ziehen mir öffentlich jeden vor. Ich sehe Sie kaum; kein Wort, kein Blick des Einverständnisses; — und mit diesem Herrn von Molli verschwinden Sie im Park.

Liane:

Was wollen Sie. Ich fühle mich der Lage nicht ganz gewachsen. Sie sind kurz vor der Abreise meines Mannes eingetroffen, nur meinetwegen, wie jeder sehen konnte. Und Sie bleiben mit mir zurück.

Gaßner:

In Gesellschaft Ihrer Freunde.

Liane:

Die ich erst durch Frau Huller kennen gelernt habe. Die Leute wissen nichts

von meinem Mann. Vielleicht glauben sie ebenso wenig an meinen Mann, wie an den der dicken Dame.

Gaßner:

Sie vergleichen sich — Das übersteigt meine Fassungskraft.

Liane:

Genau besehen: was unterscheidet uns. Daß man sie nur unbestimmt im Verdacht hat, mich aber bestimmt.

Gaßner:

Welche Frau ist hier nicht verdächtig?

Liane:

Ich bin nicht unabhängig. Wissen Sie, mit wem ich grad eben gesprochen habe? Mit Ronda, dem zu schönen Conte aus Rimini. Die Beziehungen waren zu regeln; ich hatte Diplomatie nötig. Vergangenheit und Gegenwart, alles hat Zeugen. Mein Freund, wir hätten uns hier wohl nicht treffen sollen.

Gaßner:

Und ich, für den alle diese Leute Nebelgestalten sind. Mit meiner ganzen Seele lebe ich noch immer dort hinten, in unserm Garten am Meer.

Liane:

Auch ich denke mich oft zurück. Es war schön. Es war wohl zu schön.

Gaßner:

Liane! Was heißt das?

Liane:

Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich Sie nicht zu allen Stunden gleich lieben würde?

Gaßner:

Aber diese vielen Stunden? Diese Tage?

Liane:

Eine sonderbare, prophetische Angst befiel mich, als ich hierher kam. Die Wagenfahrt mit meinem Mann und dem Kind, aus den Bergen herab, war glücklich. Ich dachte an Sie. Am Abend dann, bestaubt und müde, wie ich in der drückenden Schwüle diesen Ort da liegen sah, fühlte ich plötzlich ganz sicher, daß ich hier alles verlieren und arm und einsam werden solle wie je.

Gaßner:

Aber ich bin da, und ich liebe Sie!

Liane:

Ich Sie — vielleicht nicht mehr. Sie senkt den Kopf

Gaßner:

Liane! Bedenken Sie, was Sie sagen!

Liane:

Nicht so laut! Man geht in den Speisesaal.

Bewegung in der Hall. Sie ziehen sich nach links zurück

Gaßner:

Ist das die Wahrheit? Es sollte aus sein?

Liane:

Ich weiß nicht.

Gaßner:

Sie wissen nicht. Man liebt, man hält den Sinn des Lebens und ist von ihm erfüllt. Eines Morgens wacht man auf; alles ist vergessen.

Liane:

Ich habe nichts vergessen. Ich habe mich nur erinnert an das, was schon früher da war, bevor Sie kamen: das gewöhnliche Leben, die Menschen, die Pflichten.

Gaßner

Sie lieben mich nicht mehr!

Liane:

Doch. Nur anders.

Gaßner:

Weil der Ort ein anderer ist? Weil die Luft heiß ist? Weil hier Leute sind?

Liane:

Quälen Sie mich nicht. Sie verstanden sonst alles. Schuld hat am Ende die große Spannung des Gefühls. Man wird so müde, daß man die Liebe verschlafen möchte.

Gaßner:

Liane, wir schliefen nicht heut nacht. Du willst zweifeln, willst dich mir entziehen: und deine Haut, die die Fremden nicht sehen können, trägt noch die Spuren meiner Küsse! Er greift nach ihrem Arm

Liane macht sich los. Heftig:

Lassen Sie! Sie haben kein Recht, mich an eine Nacht zu mahnen, die vorbei ist. Am Morgen schließe ich die Tür und bin frei.

Gaßner:

Frei? Sie sind abhängig von Ihrem Mann, Ihrer Gesellschaft, von jedem, der hier vorübergeht. Und gegen mich, gerade gegen mich behaupten Sie Ihre Freiheit!

Liane:

Ich habe nichts, worüber ich verfügen kann: nur meine Liebe. Was wäre sie wert, wenn ich sie Ihnen verpfändet hätte. Ihre Sache ist es, sie sich täglich zu verdienen.

Gaßner:

Dadurch, daß ich aller Welt erlaube, Sie mir zu entfremden? Der schlechtesten Umgebung liefern Sie sich aus, ich aber bin Ihr Geliebter nur in den Viertelstunden, wenn Ihnen das Gedächtnis zurückkehrt. Ich bin Ihnen nicht gewachsen. Mir fehlt die Gabe, täglich neu und ohne Vergangenheit aufzustehn. Kein Vertrauen, keine Gewißheit — und Sie täglich sinken und sich verlieren sehen. Es ist besser, ich reise ab, bevor das Letzte kommt.

Liane bestürzt:

Abreisen?

Gaßner:

Bevor alles vom Ekel erstickt wird. Sie ahnen wohl nicht, wie ich diese vier Tage verbracht habe. Ich habe mehr erfahren, mehr verloren, als im ganzen Leben zuvor. Ich will schweigen und gehen. Er wendet sich fort

Liane:

Was ist geschehen, sprechen Sie!

Gaßner:

Verschonen wir uns!

Liane:

Was liegt daran jetzt noch. Sie dürfen alles sagen.

Gaßner:

Sind Sie denn so verblendet, daß Sie es nicht wissen? Sie liebten mich noch, als Sie herkamen, und haben sich nie gesagt, daß Sie durch das Leben hier, durch Ihre Zugeständnisse an diese Menschen sich in meinen Augen erniedrigen mußten? Daß Sie auch vor sich selbst kleiner werden mußten und unfähig, unsere große Liebe zu tragen?

Liane:

Eine Liebe, die nur darum groß bleibt, weil man sie nicht auf die Probe stellt? Der Aufenthalt hier war die Probe.

Gaßner:

Wer leben will, nimmt nicht Gift. Eine Frau, die sich ihrem wahren Dasein erhalten will, ruft nicht sogenannte Verehrer von allen Seiten herbei, spielt nicht, flirtet nicht, läßt sich nicht ruchlos abnutzen und ins Leere zerfließen ... Ich bin nicht eifersüchtig.

Liane:

Ich weiß es wohl.

Gaßner:

Auf keinen. Denn von keinem werden Sie je empfangen, was wir erlebt haben.

Aber ich kann nicht hindern, daß ich die Männer, die herandrängen, die eine schlechte Ehe wittern und ihren Vorteil dabei suchen, immer um Sie her fühle wie eine unsaubere Atmosphäre, die Sie entweiht.

Liane:

Wenn Sie wüßten, wie wenig mir sogar das ehedem war. Aber weiter.

Gaßner:

Ein Hotel, wo ein verhafteter Hochstapler kompromittierte Frauen zurückläßt, erachten Sie als würdigen Aufenthalt? Es beschämt Sie nicht, daß Sie die Diskretion eines früheren Liebhabers erschmeicheln müssen?

Liane empört sich:

Er war nicht mein Liebhaber!

Gaßner:

Und ich selbst war noch soeben genötigt, einen Angestellten des Hotels zum Schweigen zu verpflichten. Sie wären vielleicht verloren gewesen.

Liane:

Mein Gott!

Gaßner:

Sie, die Frau, die mir über allem stand, angewiesen auf die Gnade von Mitwissern, Abenteurern, schlechtem, billigem Menschenpack! Merken Sie es denn nicht? Den Dunst all der kleinen, widrigen Sinnlichkeit um uns her? Er dringt, sooft wir uns in den Korridoren zueinander stehlen, durch alle Türspalten. Auch zu uns dringt er ein. Das Verbotene, Unanständige und Seichte aller dieser Umarmungen mischt sich auch in unsere.

Liane:

Hätten Sie recht? Wie furchtbar!

Gaßner:

Ich will es nicht. Ich habe Sie zu sehr geliebt. Ich reise ab, jetzt, da ich noch stark genug dazu bin.

Liane:

Nicht im Zorn! Wir würden zu sehr bereuen. Lassen Sie mir doch Zeit! Ich kann nicht von heut auf morgen meine ganze Existenz umstürzen.

Gaßner:

Ich verlange, daß Sie mit allem brechen. Keine brieflichen Freundschaften mehr, kein Spiel mit Begierden. Ich bin nicht wie Ihr Gatte, der sich mit den Pausen begnügt, in denen Sie sich langweilen.

Liane erkennend:

Wie Sie hart sind! Sie waren sonst gütig. Ich habe es wohl nicht verdient. Ich bin Ihre Liebe nicht wert. Sie werden mich vergessen.

Gaßner ergreift ihre Hände:

Ich will dich nicht verlieren!

## Zwölfte Szene

Die Vorigen. Die beiden jungen Leute

Die beiden jungen Leute

kommen aus der Hall. Sie sind im Abendanzug und rauchen kurze Pfeifen. Sie beginnen freundschaftlich zu boxen und drängen sich in die Bar

Liane und Gaßner

haben sich in den Schutz der Palmen zurückgezogen

Liane:

Was soll jetzt werden?

Gaßner:

Du wirst mein sein, in Wahrheit mein: das wird werden. Ich bin hart, aber es ist zu deinem Besten. Du sollst dich wiederfinden. Dein besseres Ich ist bei mir.

Liane:

Man kommt vom Diner zurück. Laß mich hinaufgehen. Ich werde heute abend nicht mehr erscheinen.

Gaßner:

Ich soll dich nicht mehr sehen? Dann werde ich glauben, daß du dich gegen mich entschieden hast.

Liane weich, traurig:

Nein, nein.

Gaßner:

Dann laß mich nicht allein!

Liane:

Es wäre klüger von dir, wenn du mir erlaubtest, droben zu bleiben.

Gaßner:

Du liebst mich noch?

Liane:

Ja.

Gaßner:

Wie früher?

Liane:

Ich weiß nicht. Schmerzlich: Wir müssen die Besinnung wiederfinden.

Gaßner:

Du Böse wolltest mich nicht mehr lieben. Du wirst heute abend zu mir kommen, sage ja!

Liane:

Nach dem, was du mir jetzt gesagt hast — über die andern Male?

Gaßner:

Vergiß meine Worte!

Liane:

O nein. Du hast mir zu vieles gesagt. Ich werde lange daran denken müssen.

Gaßner:

Komm heute abend!

Liane:

Zuerst müssen wir uns wieder einander nähern.

Gaßner:

Du liebst mich nicht mehr!

Liane schmerzlich:

Ich werde dich wohl immer lieben . . . Leb' wohl. Ich gehe von der anderen Seite ins Haus. Folge mir nicht. Ab nach hinten, in den Park, der jetzt ganz dunkel ist. Vorne Dämmerung

Gaßner

sieht Liane nach. Langsam ab in die Hall

Vorhang

## Vierter Akt

Dieselbe Szenerie

### Erste Szene

Die Bühne ist noch dunkel

Mrs. Paine. Conte Ronda. Die beiden jungen Leute

Mrs. Paine und Conte Ronda

stürzen aus der Hall und über die Bühne, sie in großer Toilette, er im Frack

Conte Ronda stößt und schlägt sie:

Dirne! Gemeine Dirne!

Mrs. Paine:

Schlag mich! Darum hab' ich es getan. Du liebteſt mich nicht mehr.

Conte Ronda ſchlägt ſie ſtärker

Mrs. Paine:

Jetzt liebſt du mich wieder! Beide links ab

Vor der Hall entzündet ſich eine Bogenlampe, im Palmenbeet bunte Lämpchen. Hall und Bar erhellen ſich ſtärker

Die beiden jungen Leute

ſind aus der Bar getreten, um den Auftritt mitanzuſehen. Sie lachen und tanzen Cake-walk, lachen immer lauter, tanzen immer heftiger. Auf einmal brechen ſie ab und ſtehen ſteif und ernſt da:

Die Alte!

## Zweite Szene

Die Vorigen. Die ältere Dame. Dann der Barman aus der Bar. Die dicke Dame, ihre Tochter, Schneider, die Kokotte, ihr Begleiter aus der Hall

Alle in Abendtoilette

Die ältere Dame aus der Hall:

Hierher, boys! Daß ihr mir nicht mit den Leuten ſprecht. Alle ſind shocking.

Die beiden jungen Leute:

Fritz! Zwei Gin-Fizz. Sie nehmen mit der älteren Dame an einem der Tiſche Platz

Der Barman bedient ſie

Schneider:

eine ſehr dicke Zigarre im ſtark geröteten Geſicht, eingehängt zwiſchen der dicken Dame und der Kokotte:

Heil dem Fürſten Ataxine, der unſere Bekanntſchaft vermittelt hat! So etwas bringt die Menſchen einander näher. Zur Kokotte: Geh, Schatzerl, jetzt trinken wir einen Schampus.

Der Begleiter der Kokotte zu Schneider:

Mein Herr, Sie irren ſich.

Die Kokotte zu Schneider:

Ja, mein Herr, Sie irren ſich. Denn bei mir gibt es keine Perlenkolliers. Wenn Sie es machen möchten, wie der Fürſt Ataxine, wenden Sie ſich an die anſtändigen Frauen.

Schneider zur dicken Dame:

Alſo Sie, Madame. Sie haben hier die ſchönſten Kolliers, täglich ein anderes. Außerdem haben Sie eine Tochter, ſie wird einmal ſo üppig werden wie Sie. Es iſt herrlich.

Die dicke Dame:

Sie ist zu verheiraten, mein Herr.

Schneider:

Ich sollte einmal ein Mädel heiraten und habe zur Bedingung gemacht, daß ich zuerst die Mutter bekam.

Die dicke Dame:

Jolanda, hol' mir meinen Fächer aus der Hall!

Die Tochter ab

Die Kokotte zu Schneider:

Sie haben Mut, mein Herr. Aber werden Sie die Konsequenzen tragen können?

Schneider:

Sie, Madame, wiegen leichter. Übrigens verdiene ich hundertfünfzigtausend Frank im Jahr. Nun?

Die Kokotte flüstert ihm etwas zu

Schneider:

Abgemacht.

Der Begleiter der Kokotte zu ihr:

Du führst dich auf!

Die Kokotte faßt ihn unter das Kinn:

Abscheulich. Denn ich bleibe meinem kleinen Dummkopf treu. Ich muß mich hier doch auszeichnen.

## Dritte Szene

Die Vorigen. Frau Huller. Frau von Molli. Molli. Duca di Folino. Später Gaßner. Alle in Abendtoilette

Während dieser Szene wird von den Kellnern Kaffee serviert

Frau Huller zu Frau von Molli:

Um Gottes willen, der Duca hat ja vergessen, seinen Smoking anzuziehen. Er hat ein Lüsterjäckchen an, das geht doch nicht, es wird einen Skandal geben.

Frau von Molli:

Einen Skandal, weil der alte Mann bei seiner Toilette nicht mehr an alles denkt? Ich glaube, wir haben einen andern Skandal im Hotel.

Frau Huller bestürzt:

Ach ja.

Molli zum Duca di Folino:

Also Ihre Meinung, Duca! Wer ist die zweite Dame?

Frau von Molli:

Das ist doch nur Klatsch, Ferdinand.

Frau Huller eifrig:

O nein, man sagt es, auch unter den Angestellten. Bei der zweiten Dame soll es sich um ein Brillantenkollier handeln.

Duca di Folino:

Von einem Fürsten Atarine möchte ich glauben, daß er sich zuerst in die Damen verliebt hat und erst dann in die Kolliers.

Die dicke Dame, ihre Tochter, die Kokotte, Frau von Molli um den Duca di Folino her:

Welche Dame, Duca?

Frau Huller angstvoll:

Oh! Duca!

Die Kokotte zu Schneider:

Was für Angst sie haben! Ich werde erklären, daß ich es war, — wenn man mir dafür das Kollier gibt.

Gaßner ist aus der Hall gekommen, bleibt davor stehen

Duca di Folino:

Es ist wahrscheinlich eine Frau, die auch dem Conte Ronda gefällt, — da ihm ja die andere gefallen hat.

Frau von Molli:

Der Conte ist doch in keine zweite verliebt.

Schneider:

Es kann eine frühere Geliebte sein.

Molli:

Oder eine künftige.

Frau Huller plappert:

Man sagt, daß der Conte Ronda und die Frau Löwen sich viel besser kennen, als sie öffentlich sehen lassen.

Frau von Molli:

Das kann man von jeder sagen.

Molli:

Wo bleibt nur Frau Löwen?

Frau von Molli:

Ihr Kind ist doch krank.

Gaßner ist aus der Hall gekommen. Zu Frau Huller:

Sie verdächtigen Ihre Freundin? Sie sollten bedenken, gnädige Frau, daß Sie eine Dame sind und keine Antwort zu erwarten haben.

Frau Huller aufgeregt lachend:

Aber bitt' Sie, nicht bös sein, hier schwatzt man eben.

## Vierte Szene

Die Vorigen. Liane

Liane erscheint, nur von Gaßner bemerkt, in der Tür der Hall

Gaßner ihr entgegen, küßt ihr die Hand:

Wie geht es Alice?

Liane:

Sie schläft nicht. Sie rief nach mir, aber ich bin davongelaufen.

Gaßner:

Wie danke ich Ihnen, daß Sie trotzdem gekommen sind.

Liane:

Es gibt noch etwas anderes. Ich habe in meinem Zimmer ein Kollier gefunden, das Frau Huller gehört.

Gaßner:

Woher kommt es?

Liane:

Aus dem Koffer des Fürsten Ataxine.

Gaßner:

Ich begreife nicht.

Liane:

Er hat sie bestohlen, gerade wie die Mrs. Paine.

Gaßner:

Und unter denselben Umständen?

Liane:

Ich glaube ... Sie hat wohl nicht den Mut gehabt, sich der Direktion als Eigentümerin des Kolliers vorzustellen und hat lieber meinen Namen genannt.

Gaßner:

Aber das ist niederträchtig!

Liane:

Sagen wir leichtfertig. Sie ist schwach. Sie ist ja nicht so reich wie Mrs. Paine, die darf sich freilich Unanständigkeiten bis zu jedem Betrag erlauben.

Gaßner:

Und ich habe gehört, wie sie Sie verleumdete.

Liane:

Um so schlimmer, da ja auch ich nicht unangreifbar bin.

Gaßner:

Sie werden den Umgang mit dieser gefährlichen Person sofort abbrechen, nicht wahr?

Liane:

Im Gegenteil, ich muß mich enger mit ihr befreunden, und Sie auch.

Gaßner:

Welche unerträgliche Abhängigkeit! Liane! Sie tun mir leid. Sehen Sie nicht wohin dies alles Sie führt?

Liane:

Wir leben unter Menschen.

Gaßner:

Ich will Sie nicht plötzlich herausreißen. Sie sollen in keine Einöde mit mir. Ich bin nicht so hart, wie Sie glauben. Ich verstehe Sie.

Liane:

Sie verstehen mich?

Gaßner:

Haben Sie denn kein Vertrauen mehr?

Liane:

Ich hoffe, Sie geben es mir zurück.

Gaßner:

Ich kämpfe um Sie! Ich werde Sie retten!

Liane:

Retten? Verwechseln Sie mich denn mit Frau Huller? Schüttelt den Kopf: Als sei ich eine Fremde.

## Fünfte Szene

Die Vorigen. Berton

Berton aus der Hall:

Gnädige Frau.

Liane:

Sie sind es, Herr Berton. Wissen Sie wohl, daß ich Ihretwegen eine Bootfahrt versäumt habe? Sie lassen die Leute sitzen.

Berton:

Ich bin untröstlich, gnädige Frau. Der Zug ging nicht, ich habe ein Auto genommen.

Liane:

Wenigstens sind Sie da. Zu Gaßner: Herr Christoph Gaßner, dies ist der Leutnant Berton.

Berton leichte Bewegung, wie um die Hand hinzustrecken:

Entzückt, mein Herr.

Gaßner dankt, ohne die Hand zu beachten

Liane nervös:

Wie lange haben wir uns nicht gesehen, Herr Berton? Ein Jahr?

Berton:

Weniger zwanzig Tage. Ich habe nachgerechnet, gnädige Frau, und nicht erst heute.

Duca di Folino tritt vor:

Herr Berton?

Berton:

Ah! Duca. Ich glaubte nicht, daß Sie es seien. Sie haben sich verjüngt.

Duca di Folino:

Das macht die Gesellschaft so vieler schöner junger Frauen.

Frau Huller:

Oh! Da ist Berton. Guten Abend, Berton.

Berton:

Madame, ich bin sehr glücklich.

Frau Huller:

Verstellen Sie sich nicht! Sie sind nur wegen der Frau Löwen gekommen.

Liane:

Du irrst dich. In jedem Brief hat er nach dir gefragt. Ich habe ihn sogar im Verdacht, daß er mir nur darum schreibt, weil du niemals antwortest.

Berton:

Die Damen tun mir alle beide unrecht.

Frau Huller kokett:

Bei mir hilft kein Schreiben. Man muß da sein.

Berton zu Liane:

Wenn Sie wüßten, gnädige Frau, im traurigen Einerlei des Schiffes plötzlich ein Brief von dahinten, aus Schönheit und Leben, ein Brief von Ihnen! Das macht träumen! Leise: Und hoffen.

Frau Huller setzt sich neben Frau von Molli

Die ältere Dame nickt ein

Die beiden jungen Leute

kokettieren mit der dicken Dame und ihrer Tochter

Liane zu Berton:

Ich werde Sie meinen andern Freunden vorstellen?

Berton führt sie an einen andern Tisch:

Noch einen Augenblick! Ich bin so glücklich, Sie wiederzusehen. Sind Sie immer in so zahlreicher Gesellschaft? Sonderbar, Ihre Briefe machen den Eindruck, als seien Sie allein und dächten nur an den, dem Sie schreiben.

Liane:

Man muß sich teilen können. Es ist unser Geschick. Zu Gaßner: Nicht wahr, Herr Gaßner?

Gaßner hart:

Ich sage: ganz oder gar nicht.

Liane bestürzt:

Wenn das ginge.

Berton:

Ich wäre bescheidener als Herr von Gaßner.

Liane leise geringschätzig:

Das glaube ich.

Pause

Berton:

Eine Ihrer Opern, nicht wahr, mein Herr, wird in Paris gespielt. Wie heißt sie doch?

Gaßner:

Ich habe es vergessen. Zu Liane: Hier vergißt man unendlich viel.

Liane:

Eins werde ich nie vergessen: wie herrlich Ihre Musik ist. Ich glaube, Sie wissen es selbst kaum. Sie selbst — je näher man Sie kennen lernt, desto weniger sind Sie, was man sich vorgestellt hatte. Ihre Musik aber, oh, die enttäuscht nicht.

Gaßner:

Ich habe Sie also enttäuscht? Das bedaure ich.

Tanzmusik aus dem Innern des Hotels

Die Kokotte läuft ins Haus

Ihr Begleiter folgt ihr

Die dicke Dame und ihre Tochter
brechen auf

Die beiden jungen Leute
überzeugen sich, daß die ältere Dame schläft, und entwischen aus der Bar hinterher

Duca di Folino hastet ihnen nach

## Sechste Szene

Die Vorigen ohne die Kokotte, ihren Begleiter, die dicke Dame, ihre Tochter, die beiden jungen Leute. Dann Mrs. Paine. Conte Ronda.

Molli zu Liane hinüber:

Gnädige Frau, die Valse brune!

Liane:

Schon tanzen? Später. Wir plaudern noch. Steht auf: Der Leutnant Berton möchte Frau von Molli vorgestellt werden.

Vorstellung

Mrs. Paine und Conte Ronda

kommen aus der Hall

Mrs. Paine begrüßt Liane:

Madame Löwen, Ronda hat mir gesagt, daß Sie mich kennen möchten. Ich habe es mir auch gewünscht.

Liane:

Ich bin entzückt. Dies sind meine Freunde, Herr und Frau von Molli, Frau Huller, Herr Christoph Gaßner, Leutnant Berton. Die Herren kennen den Conte Ronda?

Begrüßung

Conte Ronda zu Liane:

Wir haben uns nämlich ausgesöhnt. Das mit Ataxine war nur eine blague.

Liane:

Das behauptet schon niemand.

Frau Huller:

Ich! Ich habe ja gleich gesagt, einem Fürsten Ataxine seien solche Sachen nicht zuzutrauen.

Mrs. Paine sieht Ronda zärtlich an:

Manchmal muß man zu gewaltsamen Mitteln greifen.

Liane:

Aber den armen Ataxine haben Sie also unschuldig verhaften lassen.

Conte Ronda:

Er ist schon wieder in Freiheit.

Mrs. Paine:

Und er mag seine Forderung formulieren.

Schneider:

Das muß gefeiert werden. Fritz! Er bestellt beim Barman. Es wird Sekt gebracht

Molli:

Auf unsern abwesenden Freund Atarine! Man stößt an

Liane zu Mrs. Paine:

Ich wüßte so gern, warum der Conte Ronda Ihnen gefällt, und warum der Fürst Atarine.

Mrs. Paine:

Ihnen gefallen niemals zwei gleichzeitig?

Liane:

Es ist vorgekommen. Aber den einen liebte ich; und grade dann umgibt man sich mit andern, die uns nur gefallen. Am Ende ist es Selbsterhaltung.

Mrs. Paine:

Der, den Sie lieben, ist sicher der Herr von Molli.

Liane:

Warum glauben Sie das? Er gefällt mir, besser als anfangs. Obwohl er ein klein wenig mauvais genre ist.

Mrs. Paine:

Der Vater seiner Frau hat sechzig Millionen.

Liane:

Um Gottes willen!

Mrs. Paine:

Es ist doch einer der Gerings von Minneapolis.

Liane:

Und Herr von Molli sagt niemandem ein Wort davon. Ich hätte ihm soviel Diskretion nicht zugetraut.

Mrs. Paine:

Es war vielleicht Absicht? Denn jetzt wird er Ihnen immer besser gefallen.

Liane:

Aber nicht, weil er Geld hat, bitte.

Mrs. Paine:

Doch. Er wird Ihnen ja nichts davon geben. Aber auch von den adeligen Namen unserer Liebhaber haben wir nichts; und doch ist es so angenehm.

Liane:

Ja, das macht auch mir etwas aus. Ronda und Atarine parfümieren sich beide die Augenbrauen, reiten Polo und schmeicheln in jeder Weise unseren snobistischen Instinkten.

Mrs. Paine:

Oh! Bin ich ein Snob?

Liane:

Jedenfalls ich.

Berton:

Jetzt sollte man auf den See hinausfahren.

Frau von Molli:

Das ist freilich das einzige Mittel, sich wenigstens einmal auszukühlen.

Berton zu Liane:

Für morgen habe ich ein Motorboot reservieren lassen. Die Damen werden mir die Ehre geben?

Mrs. Paine:

Ich reise morgen ab.

Frau Huller zögernd:

Ich — vielleicht auch.

Liane:

Darüber reden wir noch. Zu Berton: Dann bleiben Ihnen nur Frau von Molli und ich. Wer begleitet uns?

Molli:

Wenn die Damen mich mitnehmen.

Berton:

Sehr gut. Das Boot hat vier Plätze. Wir werden die berühmten Villen besichtigen. Wir können draußen frühstücken und zum Diner zurück sein.

Liane plötzlich ernst und suchend:

Die Villen? Sind wir nicht alle zusammen zu profan für ihre mysteriösen Lorbeergänge und Marmorhallen? Allein wäre jeder von uns besser geeignet.

Molli leise:

Man kann das Recht, sie zu zweien zu besuchen, erwerben, gnädige Frau.

Liane:

Mit Ihrer Hilfe? Kaum. Sie würden das satt bekommen. Sieht Gaßner an: Denn ich wäre imstande, mich ein Jahr oder noch länger in solch einen menschensicheren Park zurückzuziehen.

Frau Huller:

Freilich. Du warst doch erst kürzlich einen Monat lang verschollen.

Liane:

Gerade so möchte ich es wieder haben. Zu der Gesellschaft: Hier sagen wir uns doch immer dasselbe, das ist so anstrengend. Frau von Molli und Herr Gaßner erleichtern es sich und sagen gar nichts. Sie steht auf

Molli:

Verzeihen Sie, wenn es uns nicht gelungen ist, Sie zu amüsieren. Mir fallen schon noch neue Witze ein.

Liane:

Also, gehen wir tanzen!

Alle in die Hall ab, außer Liane und Gaßner und der älteren Dame, die weiterschläft

## Siebente Szene

Liane. Gaßner

Gaßner vor der Hall, zu Liane:

Gnädige Frau, eine Botschaft für Sie. Reicht ihr ein Papier: Es betrifft Alice.

Liane:

Was denn? Zu Herrn von Molli: Gehen Sie voraus, ich komme.

Gaßner:

Lassen Sie, es war ein Vorwand. Mit verhaltener Erregung: Hüten Sie sich, Sie gehen zu weit!

Liane:

Beherrschen Sie sich, ich bitte Sie! Was haben Sie schon wieder?

Gaßner:

Um so schlimmer, wenn Sie es nicht wissen. Ihre Vorsicht wird allmählich zur beleidigenden Nichtachtung. Sie lassen sich zu einer Bootfahrt einladen, die den ganzen Tag dauern soll, und mich schließen Sie aus.

Liane:

Ich schließe Sie aus? Das Boot hat nur vier Plätze. Sollte ich Herrn von Molli verbieten, seine Frau zu begleiten?

Gaßner:

Sie hätten ablehnen können.

Liane:

Meine Zusage zurücknehmen, im Augenblick, da ich erfuhr, daß Sie nicht dabei sein würden? Seien Sie doch vernünftig!

Gaßner:

Nicht einmal von einer Frau, die ich hier nur als Freund besucht hätte, würde ich das hingenommen haben. Ich wäre ohne Erklärung sofort abgereist.

Liane:

Wieder eine Szene. Sie selbst mit Ihrem Benehmen, das jedem auffällt, treiben mich immer tiefer hinein unter diese Leute.

Gaßner:

Wenn Sie nicht für den Vorfall selbst verantwortlich sind, bleiben Sie es doch für die Taktlosigkeit Ihrer Freunde.

Liane:

Ich sehe keine Taktlosigkeit.

Gaßner:

Der Herr sollte sie schon sehen. Ich würde ihm die Augen öffnen.

Liane:

Ein Skandal?

Gaßner:

Wenn es sich um irgendeine andere Frau handelte. Bei Ihnen bin ich wehrlos und Sie mißbrauchen die Lage.

Liane:

Sie reden manchmal, als seien Sie verwirrt.

Gaßner:

An Sie bin ich gefesselt. Seien Sie ganz sicher, daß ich sonst abreisen würde.

Liane:

Ich glaube es Ihnen. Sie sagen es nicht das erstemal. Drohen Sie mir lieber nicht zu oft damit.

Ab in die Hall

## Achte Szene

Gaßner. Dann Molli

Gaßner allein, geht erregt umher

Molli aus der Hall:

Frau Löwen ist nicht mehr da?

Gaßner:

Ich glaube, daß sie hinauf in ihr Zimmer ist.

Molli:

Das Kind wohl?

Gaßner:

Kann sein.

Molli:

Sie sind verstimmt? Erlauben Sie mir eine Bemerkung: Sie haben bei Frauen eine durchaus falsche Methode.

Gaßner:

Bei welcher Frau?

Molli:

Wir wissen es beide. Sie sind ein zu großes Talent, die nehmen die Frauen immer viel zu ernst.

Gaßner:

Nein. Ich nehme, in den Beziehungen zu ihnen, nur mich selbst ernst.

Molli:

Sie komponieren Musik. Aber damit gibt man einer Frau noch keine Garantien.

Gaßner:

Im Gegenteil, man ist ihr verdächtig.

Molli:

In dem Fall, den wir meinen, gewährt es Garantien, daß ich verheiratet bin. Sie braucht ein Alibi, Ausreden, beruhigende Umstände. Sie wird sich zunächst mit meiner Frau befreunden — ohne obbligo.

Gaßner:

Sie kennen sie.

Molli:

Auch darin bin ich Ihnen überlegen, daß ich nicht berühmt bin. Was wollen Sie? Ihre persönliche Bekanntschaft kann doch nur enttäuschen. Über mich dagegen erfährt eine Frau allmählich Einzelheiten, die ich ihr wohlweislich verschwiegen hatte.

Gaßner:

Diplomat!

Molli:

Und die meine Sache bei ihr nicht unwesentlich fördern werden.

Gaßner:

Ich sehe ein, daß ich in einem Kampf mit Ihnen keine großen Aussichten habe.

Molli:

Sehen Sie, mir machen die Frauen ernstlich nur in den Pausen zu schaffen, während der Übergänge von einer zur andern. Solange ich liebe, stehe ich durchaus über der Sache.

Gaßner:

Ich stehe über der Sache in den Pausen, wie Sie sagen: während ich einsam vor einem Haufen Notenpapier sitze. Was ich jetzt nicht mehr lange hinausschieben werde.

Molli:

Sie reisen ab? Ich hoffe Sie bei einer ähnlichen Gelegenheit wiederzusehen.

## Neunte Szene

Die Vorigen. Frau Huller

Frau Huller:

Uff! Ich tanze nicht mehr.

Molli eitel:

Der Erwartete ist nicht gekommen?

Frau Huller:

Sie überschätzen sich, Herr von Molli. Freilich, wenn Herr Christoph Gaßner mich um einen Walzer bäte, ich würde mich noch einmal in das römische Bad wagen.

Molli:

Ich will nicht stören. Ab

## Zehnte Szene

Frau Huller. Gaßner. Dann die dicke Dame, ihre Tochter, die beiden jungen Leute

Frau Huller:

Es tut Ihnen nicht leid, daß ich Sie zurückhalte?

Gaßner:

Ganz im Gegenteil. Sie setzen sich

Frau Huller:

Die Belagerungsarmee, die Liane umgibt, ist auch ohne Sie schon groß genug.

Gaßner:

Lauter wandelnde Irrtümer.

Frau Huller:

Sagen Sie: Hineingefallene.

Gaßner:

Weil Sie nichts erreichen werden?

Frau Huller:

Oder auch, weil das Erreichbare gar nicht so sehr lohnend ist.

Gaßner:

Sie glauben?

Frau Huller:

Sie wissen?

Pause

Gaßner gepeinigt:

Wir haſſen plötzlich irgend jemand, weil wir uns ſelbſt haſſen in dieſem leeren, dummen Leben.

Frau Huller:

Dieſe Geſellſchaft taugt wirklich nichts. Ein feinempfindender Menſch muß abgeſtoßen werden. Sie zum Beiſpiel und ich.

Gaßner:

Ich verſtehe es, daß man dieſen Leuten mit ihren eigenen Waffen begegnet, brutal und niederträchtig. Miſtreß Paine hätte anders handeln ſollen.

Frau Huller:

Wie denn?

Gaßner:

Sie hätte das wiedergefundene Kollier einer anderen zuſchieben ſollen, einer Freundin, die ſich nicht wehren kann.

Frau Huller erſchrickt:

Das wäre ganz entſetzlich gemein!

Gaßner:

Ich ſage Ihnen, daß mir hier Verſtändnis dafür kommt. Es iſt doch etwas Entſchloſſenes, etwas Ganzes ... Und die zweite Dame?

Frau Huller:

Sie exiſtiert doch gar nicht.

Gaßner:

Ich bitte Sie um Verzeihung. Ich war unhöflich, weil Sie öffentlich einen Verdacht äußerten. Würden Sie ihn jetzt unter vier Augen wiederholen, ich weiß nicht —

Frau Huller:

Tatſache iſt, daß Frau Löwen ſich unglaublich kompromittiert. Sie tut einem leid.

Gaßner:

Haben Sie gehört, wie ſie es Herrn von Molli heimlich zur Bedingung machte, mit ſeiner Frau zu tanzen? Für eine wirklich feine Frau wäre ſchon das eine beſchämende Komplizität.

Frau Huller:

Sie ſind von einer Feinfühligkeit! Wir verſtehen uns.

Gaßner:

Verlange ich zu viel? Man ſucht nach menſchlichen Seelen, es iſt vielleicht eine Schwäche. Wenn es nichts weiter wäre, als daß man achten will.

Frau Huller:

Liane ist eine Frau wie alle anderen. Sie haben zu viel von ihr erwartet.

Gaßner:

Hassen dürfen! Große Schändlichkeiten erleben, man wäre glücklich.

Frau Huller:

Ein Künstler wie Sie hat eine so große Seele!

Gaßner:

Aber es sind kleine, spielerische Unehrlichkeiten, diplomatische Zugeständnisse, nichts weiter. Das Kollier? Wir irren uns, es ist ganz sicher nicht der Frau Löwen gestohlen worden. Die geht nicht so weit, die kann nichts opfern, von ihrem Schmuck so wenig wie von ihrem Wesen.

Frau Huller:

Es gibt Frauen, die es können. Ich wäre stolz, wenn man in meinen Kreisen wüßte, daß mir die Liebe eines berühmten Mannes gehört, — und sollte es mir gesellschaftlich auch schaden.

Gaßner:

Dieses Gespräch, gnädige Frau, tut mir wohl.

Er küßt ihr die Hand und behält sie in den seinen

Die dicke Dame und ihre Tochter

kommen aus der Hall, gehen in die Bar

Die beiden jungen Leute hinter ihnen:

Sie ist jünger als die Alte. Sogar die Mutter ist jünger. Sie sehen sich um: Die Alte schläft noch! Zu der dicken Dame: Madame, sollen wir Ihnen etwas anbieten?

Die dicke Dame:

Sie sind sehr liebenswürdig, meine Herren.

Die beiden jungen Leute:

Fritz! Vier Gin-Fizz!

Gaßner zu Frau Huller:

Von Ihnen wäre niemand enttäuscht. Eine Figur wie Ihre verspricht immer eine sichere Genugtuung.

Frau Huller vorgeneigt, so daß ihre Büste ihn berührt:

Schon lange wünsche ich mir, daß ein Künstler meine Figur würdigt.

Gaßner:

Wohnen Sie nicht im zweiten Stock?

Frau Huller:

Wenn man bedenkt, daß Sie dann auch noch die Nummer wissen müssen, so fehlt Ihnen eigentlich noch viel zu meiner Eroberung.

Gaßner läßt ihre Hand los, zieht sich zurück

## Elfte Szene

Die Vorigen. Liane. Dann nacheinander Berton, Molli, Conte Ronda, Mrs. Paine, Frau von Molli.

Liane

hat von der Hall aus eine Zeitlang die vorige Szene beobachtet:

Frau Huller ist nämlich wirklich eine Musikfreundin. Sie hat neunzehnmal die Lustige Witwe angehört.

Frau Huller:

Pfui, du horchst?

Liane:

Ich wußte nicht, daß deine Verehrung für Herrn Christoph Gaßner geheim bleiben muß.

Gaßner:

Gnädige Frau haben nicht lange getanzt.

Liane:

Ich bin nicht dazu aufgelegt.

Frau Huller:

Seit wann?

Liane:

Vielleicht seit du beschlossen hast, abzureisen.

Berton aus der Hall. Zu Liane:

Gnädige Frau schuldeten mir noch einen Walzer. Das ist nicht recht.

Liane:

Immer dies Schuldeneintreiben! Was würden Sie erst sagen, wenn ich morgen Ihre Bootfahrt nun doch nicht mitmachte?

Berton:

Ich wäre in Verzweiflung. Soll ich denn mit Herrn und Frau von Molli allein fahren?

Liane:

Ich bitte Sie darum. Ich muß durchaus einmal einen Tag für mich haben.

Molli mit Lianes Mantel aus der Hall:

Gnädige Frau haben Ihren Mantel nötig.

Liane:

Daß Sie das wissen! Und woher haben Sie ihn überhaupt?

Molli:

Sie hatten ihn heute nachmittag in der Garderobe abgegeben.

Liane:

Das wußten Sie noch? Sie sind wirklich sehr brauchbar.

Molli:

Ich bin für Damen ein bequemer Freund.

Liane:

Ja. Aber ich bin leider so unpraktisch, daß ich mir das Leben immer möglichst unbequem einrichte. Plötzlich habe ich dann keinen andern Gedanken mehr, als alles loszuwerden. Wissen Sie, meine Freunde behalte ich niemals lange.

Conte Ronda

ist mit Mrs. Paine und Frau von Molli aus der Hall gekommen:

Aber Ihre Freunde verstehen zu warten.

Frau von Molli:

Mit solchen Neigungen muß man unglücklich sein.

Frau Huller zu Gaßner:

Und unglücklich machen.

Liane:

Man kommt darüber hinweg. Ich bin so egoistisch.

Gaßner leise, zu Liane:

Ich lasse mich nicht länger mißhandeln. Wollen Sie, daß ich gehe?

Liane:

Warum? Da Frau Huller noch da ist.

Berton zu Frau Huller:

Weshalb ist Frau Löwen verstimmt?

Frau Huller:

Sie — hat einen Verlust erlitten.

Berton:

Einen Freund?

Frau Huller:

Nein. Etwas ihr Wertvolleres. Sie erinnern sich an ihr Brillantenkollier?

Berton:

Offen gestanden —

Frau Huller:

Es schloß hinten mit einem Stern von Türkisen.

Berton:

Ah? Zu Liane: Gnädige Frau, ich bin untröstlich. Ihr wunderbares Brillantenkollier, ich sehe es noch, es schloß hinten mit einem Stern aus Türkisen. Und Sie haben es verloren? Wie konnte das geschehen?

Liane:

Wovon sprechen Sie?

Frau von Molli:

Ein Mißverständnis, zweifellos.

Molli und Conte Ronda sehen sich an

Gaßner:

Herr Berton, Sie haben heute schon mehr als eine Taktlosigkeit begangen. Wollen Sie fortfahren, sich in Verhältnisse zu mischen, denen Sie fremd sind, dann werde ich Frau Löwen bitten müssen, zu entscheiden, wer diesen Platz verlassen soll. Sie oder ich.

Die dicke Dame, ihre Tochter, der Barman
neugierig aus der Bar

Die beiden jungen Leute aus der Bar:

Es wird schon wieder lustig. Sie stoßen die Damen vorwärts

Berton:

Ich weiß nicht, welchen Verhältnissen ich fremd sein soll. Aber ich verstehe, daß, was Sie gesagt haben, eine plumpe Ungezogenheit war.

Gaßner:

Plump oder nicht, ich wiederhole meine Züchtigung, bis Sie sie empfinden.

Berton:

Herr Gaßner! Es wird an mir sein —

Liane zwischen sie:

Friede, meine Herren! Wegen solcher Albernheit! Sie machen sich und mich lächerlich. Zu Gaßner: Kommen Sie! Geht mit ihm nach links

Molli, Conte Ronda reden auf Berton ein:

Ein Mißverständnis. Ohne Gaßners Aufregung hätte niemand darauf geachtet.

Die ältere Dame aus der Hall:

Come here, boys! Oh! shocking!

Sie treibt die beiden jungen Leute vor sich her in die Hall

Die dicke Dame, ihre Tochter, der Barman
ziehen sich in die Bar zurück

Gaßner:

Ich war am Ende meiner Kraft. Geschehe jetzt, was will.

Liane:

Es wird nichts weiter geschehen, als daß Sie hier auf mich warten werden. Dies muß offenbar ein Ende nehmen.

Gaßner:

Ich wünsche nichts weiter mehr. Nach links in den Park ab

Liane zu der Gesellschaft zurück:

Ich bin müde. Man hat heute zu viel Interessantes erlebt, es wird Zeit, auszuruhen.

## Zwölfte Szene

Die Vorigen ohne Gaßner. Schneider

Schneider aus der Hall:

Schlafen gehen? Und ich bin noch immer nicht verlobt. Ich hatte es mir heute fest vorgenommen.

Frau Huller:

Die dicke Dame?

Frau von Molli:

Dann schon lieber ihre Tochter.

Molli:

Aber ins Haus kommt sie mir nicht. Zu Liane: Und Sie? Ich hatte doch recht mit dem Gaßner. Sie brauchen einen Mann, der Sie richtig behandelt.

Liane:

Den habe ich schon.

Molli:

Noch nicht.

Liane:

Doch. Meinen Mann.

Molli:

Ach so. Der ist nie da.

Liane:

Das ist wohl die richtige Art, mich zu behandeln.

Molli:

Hören Sie: ich bin nicht der Mann, der sich verrückt machen läßt, wie der arme naive Gaßner.

Liane:

Es fällt mir nicht ein, Sie mit ihm zu vergleichen.

Molli:

Ich denke in der Liebe so klar wie Sie. Ich weiß, daß ich Ihnen gefalle.

Liane:

Schlechthin gefallen, nein. Aber schon besser als anfangs.

Molli:

Dann ziehen Sie die Konsequenzen.

Liane:

Warum. Ich bevorzuge das Ergebnislose.

Molli:

Sie begehen schweres Unrecht – an meiner Frau. Ich würde sie schlecht behandeln.

Liane:

Das ist wohl die sonderbarste Drohung, die ich noch zu hören bekommen habe.

Molli:

Aber Sie werden sie beherzigen.

Liane:

Sie sind komisch. Jetzt sind Sie glücklicherweise nur noch komisch.

Schneider zu Liane:

Wir haben einen Beschluß gefaßt.

Frau Huller zu Liane:

Ja, du läßt dich scheiden und heiratest den Herrn Schneider. Ihr seid doch geschaffen füreinander.

Liane:

Darüber ließe sich reden.

Mrs. Paine:

Bravo!

Schneider:

Also zunächst Brüderschaft trinken! Er reicht Liane das Glas: Lianerl!

Liane ausgelassen:

Wenn wir schon einen Flirt gehabt hätten, würdest du meinen richtigen Kosenamen kennen.

Frau Huller:

Jetzt einen Hochzeitszug durch den Park! Herr Gaßner ist uns schon voraus.

Liane hält plötzlich an, macht sich los:

Ich kann nicht mehr. Ich bin todmüde. Gute Nacht.

Schneider hält sie zurück:

Oho! Und wenn ich es befehle?

Liane:

Sind Sie ein so unbequemer Gatte? Dann kann ich Sie nicht brauchen.

Frau Huller:

Hierbleiben! Weiterspielen!

Liane:

Mein krankes Kind schläft vielleicht noch immer nicht. Das ist der Ernst.

Mrs. Paine:

Es ist doch zu spät, um noch ernst zu werden?

Frau von Molli:

Wir sollten wohl wirklich schlafen gehen.

Berton:

Ich begleite die Damen zum Lift.

Schneider:

Ich verlasse meine Gemahlin nicht.

Liane:

Am Lift enden Ihre Gattenrechte. Adieu, meine Herren.

Verabschiedung. Liane, Frau Huller, Frau von Molli, Mrs. Paine, Molli, Schneider, Berton, Ronda ab in die Hall

## Dreizehnte Szene

Die dicke Dame. Ihre Tochter. Der Barman. Dann der Duca di Folino

Die dicke Dame in der Bar:

Endlich sind die betrunkenen Leute fort. Das will die gute Gesellschaft sein.

Der Barman:

Man muß sie zu behandeln wissen, dann läßt sich mit ihnen leben.

Die dicke Dame:

Sie haben wohl sehr viel Welterfahrung?

Der Barman:

Im Winter bin ich in Nizza, im Sommer hier. Da trifft man immer dieselben Typen. Die Welt ist klein, und die Halbwelt auch.

Die dicke Dame:

Jolanda, meine Handschuhe sind draußen liegen geblieben, hole sie.

Die Tochter nach vorn

Duca di Folino

kommt aus der Hall, setzt sich an einen Tisch links

Die dicke Dame fächelt sich, girrt:

Sie, Fritz, sind hier eigentlich der schönste Mann.

Der Barman mit Überzeugung:

Sie, Madame, sind unbedingt die schönste Frau.

Die dicke Dame:

Schlafen Sie nicht in dem Pavillon hinter der Garage?

Der Barman:

Ja. Aber ich schlafe schlecht, denn die Wände sind dort nur aus Holz, man hört jedes Geräusch.

Die dicke Dame seufzt:

Mich stört meine kleine Jolanda, die im Schlaf spricht und immer will, daß die Tür zwischen unseren Zimmern offen bleibt.

Der Barman:

So geht manches nicht, was man sich wünschte.

Die Tochter der dicken Dame

kehrt zurück, kommt fächelnd und äugelnd an dem Tisch vorüber, wo der Duca di Folino sitzt

Duca di Folino:

Signorina, guten Abend. Waren Sie es nicht, die heute die Arie der Musetta sang?

Die Tochter:

Oh! Haben Sie mich gehört? Ich kann ja nicht singen.

Duca di Folino:

Gerade darum. Es klang so jung. Er steht auf, betastet ihren Arm: Sie gefallen mir. Mit ihr in die Bar: Madame, Sie haben eine reizende Tochter, sie gefällt mir.

Der Barman diskret nach vorn, serviert einen Tisch ab

Die dicke Dame:

Ihr Sohn würde uns sicher auch gefallen. Sie haben doch einen Sohn?

Duca di Folino:

Er ist Ballettänzer.

Die dicke Dame:

Der junge Herzog?

Duca di Folino:

Herzog ist er nicht. Seine Mutter war auch beim Ballett. Das heißt, jetzt wird er wohl nicht mehr tanzen. Ich höre seit — dreißig Jahren nichts mehr von ihm ... Aber ich wollte nicht von meinem Sohn sprechen, sondern von mir. Mir gefällt Ihre Tochter.

Die dicke Dame:

Sie sind noch sehr stattlich. Jolanda bekommt eine schöne Mitgift.

Duca di Folino:

So meine ich es nicht. Daß Sie mich immer mit meinem Sohn verwechseln. Ich bin doch kein Ballettänzer.

Die dicke Dame mit Würde:

Wir verstehen uns nicht. Komm, Jolanda! Beide ab in die Hall

## Vierzehnte Szene

Duca di Folino. Gaßner. Der Barman

Duca di Folino aus der Bar:

Sieh da, Herr Gaßner. Ich fürchtete schon, ich würde ganz allein bleiben. Zum Schluß bin ich immer allein.

Gaßner von links:

Worüber beklagen Sie sich. Es ist das beste.

Duca di Folino:

Sie waren im Park. Vielleicht bei den Grotten? Ich — war dabei, als die Bilder aufgestellt wurden, vor — ah, ich weiß nicht mehr.

Gaßner:

In der letzten Grotte steht eine schöne Nymphe; sie muß von einem Schüler des Canova sein.

Duca di Folino:

Ja; aber es ist keine Nymphe. Es ist die Marchesa Astrello.

Gaßner:

Ich erinnere mich; dieser Besitz gehörte einmal den Astrello. Sie verkehrten hier schon damals?

Duca di Folino:

Ja, bis die Marchesa starb. Sie wollte sich im See ertränken, weil ich sie verlassen hatte. Man zog sie heraus; und bevor sie starb, hatte sie noch Zeit, im Fieber alles auszuplaudern. Dann schlug ich mich mit dem Marchese, und er fiel. Solche Sachen gingen damals noch tragisch aus, es war eine andere Mode. Aber heute wären auch ohne mich beide schon tot.

Gaßner:

Und — dann haben Sie es über sich vermocht, wieder hierher zurückzukehren?

Duca di Folino:

Als die Engländer die Villa gekauft hatten, ward es hier sogar sehr lustig. Auch die Frau des Engländers liebte mich; aber das machte weder ihr noch anderen viel aus. Sie verschwanden; und dann ward Villa Astrello ein Hotel. Aus alter Gewohnheit komme ich jedes Jahr und habe hier noch vieles erlebt.

Gaßner:

Ich bewundere Ihre Nerven. Der Schatten der Marchesa Astrello ist Ihnen niemals begegnet?

Duca di Folino:

Unter all den Schatten, die ich hier im Laufe der Zeit zurückgelassen habe, würde ich ihn wohl gar nicht erkennen.

Gaßner:

Sie brauchen ja nicht zu bereuen. Eine Frau, die sich so sehr hingab, daß sie daran starb, war glücklicher als eine, — sieht am Hause hinauf: die sich aus Furcht und Schwäche an die Welt verliert. Aber mir scheint, ein wenig Dankbarkeit —?

Duca di Folino:

Wofür? Nur solange man noch jung ist, hat man die Eitelkeit, den Frauen für ihre Liebe dankbar zu sein. Heute weiß ich: die Leidenschaftlichen und die, die sich bloß mit mir vergnügten, sie hatten alle nur das eine Ziel, ungestört vierundachtzig Jahre alt zu werden. Aber nur ich bin es geworden, ich habe alle besiegt. Freilich zum Schluß ist man allein. Er sinkt am Tisch zusammen; er sinnt:

Pause

Der Barman:

Die Herren befehlen noch etwas? Ich würde mir sonst erlauben, die Bar zu schließen.

Duca di Folino:

Schließen Sie. Man wird wieder einmal schlafen müssen.

Der Barman schließt die Bar, dreht das Licht ab:

Gute Nacht, meine Herren. Ab in die Hall

Pause

Duca di Folino:

Wenn auch Sie noch nicht schlafen wollen, wie wäre es, wenn wir bis zu den Grotten gingen und — er lacht meckernd: der Marchesa Astrello einen nächtlichen Besuch machten?

## Fünfzehnte Szene

Gaßner. Duca di Folino. Liane

Über den Bäumen links geht der Mond auf. Sein Licht fällt auf die Fassade des Hauses

Liane

aus der Hall. Sie bleibt in der Tür stehen, das Mondlicht liegt auf ihr

Duca di Folino erschrickt:

Da ist sie!

Liane vortretend:

Wer?

Duca di Folino:

Ach so. Ich glaubte, Sie suchten mich.

Liane schroff:

Sie? Ich suche Herrn Gaßner.

Duca di Folino:

Wenn ich störe —

Liane:

Ja. Sie stören.

Duca di Folino:

Es ist gut, Madame, daß Sie mit einem Gentleman zu tun haben.

Liane:

Und wenn Sie keiner wären!

Duca di Folino:

Es ist gut. Verbeugt sich. Ab in die Hall

## Sechzehnte Szene

Liane. Gaßner

Liane und Gaßner warten, sehen sich an

Gaßner kalt:

Sie lernen es spät, der Welt zu trotzen.

Liane zornig:

Zu spät. In der Abschiedsstunde.

Gaßner:

Auch ich weiß, daß es aus ist. Als ich freiwillig gehen wollte, heute nachmittag, durfte ich nicht. Sie mußten mich fortjagen.

Liane:

Sagen Sie mir auch das noch! So gehen wir auseinander.

Gaßner:

Was weiter. Wir waren, schon bevor wir uns trafen, nicht glücklich.

Liane:

Jetzt aber sind wir unglücklich.

Gaßner:

Sie haben mir alles angetan, was ich durch einen Menschen erleiden konnte.

Liane:

Sie mir noch mehr, als ich jetzt weiß. Ich werde davon zehren, bis ich alt bin.

Gaßner:

Wer ist schuld? Sie hatten mir gesagt, daß Sie mich nicht mehr liebten. Mußte ich nicht den Kopf verlieren?

Liane:

Das war, weil ich anfing zu ahnen, wer Sie seien. Ihre Selbstsucht, Ihre tiefe Herzenskälte. Ah! ich verstehe jetzt, was Ihre Jugendfreundin, Frau Benedikt, mir verraten hat. Ihre Geliebte soll Ihnen die Wärme bringen, die Sie nicht haben, sie soll Ihnen schöne Werke schenken: das ist alles. Daß auch wir lebende Wesen sind, vergessen Sie, sobald Sie unser sicher sind!

Gaßner:

Haben denn Sie daran gedacht, daß ich fühlen kann und bluten kann? Sie haben mich hier, bei jedem Ihrer Worte, verleugnet. Alle Ihre Handlungen dienten dazu, mich zurückzusetzen hinter diese Leute, die Sie früher mit mir verlacht haben würden. Sie haben wohl über sich selbst hinausverlangt, als Sie mich lieben wollten. Es ist Ihnen mißlungen, und nichts bleibt zurück als der trockene und ängstliche Egoismus einer eleganten Frau.

Liane:

Besinnen Sie sich!

Gaßner:

Auf das Leben hier! Diesen Hexenkessel von Verrat, List, Spiel mit Qualen! Mochte ich leiden, wenn es Ihnen nur gelang, jeden Verdacht zu vermeiden. Immer auf der Höhe der Situation, und nie, nie, ein selbstvergessener Drang des Herzens!

Liane:

Sie wissen es nicht!

Gaßner:

Sie sind enttäuscht: Sie! Weil ich mich als nicht mondän genug herausgestellt habe? Nicht gewandt genug im gesellschaftsfähigen Ehebruch? Weil ich die Geliebte meines Lebens gesucht habe, wo es sich doch nur um nächtliche Rendezvous und Diskretion bei Tage handelte?

Liane:

Daß Sie eine solche Frau lieben konnten!

Gaßner außer sich:

Meinen Sie, ich werfe es mir nicht vor? Was war ich hier? Frühere Liebhaber, künftige, und dazwischen ich: das war meine Rolle. Keine Dirne könnte sie geschickter verteilen.

Liane:

Jetzt gehe ich. Sie wendet sich ab

Gaßner reißt sie zurück:

Nicht jetzt! Hätten Sie mich heute nachmittag gehen lassen! Ich hatte noch nicht gelitten, was ich jetzt gelitten habe. Solange man nur glücklich war miteinander, ist noch in den Tiefen des Herzens genug Gleichgültigkeit, daß man sich trennen kann. Erst das Leiden schmiedet fest! Ich kann dich nicht lassen.

Liane:

Sie müssen.

Gaßner:

Das alles sind Mißverständnisse. Wir wollen vergessen. Wir wollen einander um so stärker lieben!

Liane:

Nach dem, was ich Ihnen zugefügt habe? Wären Sie so feig?

Gaßner:

Löschen wir das alles doch aus! Auch ich habe Fehler begangen, ich weiß. Seien Sie doch gütig!

Liane:

Ich bin nicht gütig.

Gaßner:

Nur von mir haben Sie es verlangt!

Liane:

Ich ertrage so vieles im Leben schwer. Dies würde mich zerstören. Es hat schon angefangen, mich zu zerstören.

Gaßner:

Ich war von Sinnen!

Liane:

Sie haben mir Worte gesagt, die aus Ihrer tiefsten Natur kamen: Worte eines fremden Mannes an irgendeine gewöhnliche Frau, die sich schlecht aufführt. Früher hätten solche Gedanken Sie entsetzt. Sie liebten mich, weil Sie mich fein fanden. Ich bin es nämlich wirklich. Wenn man es erst sagen muß, ist es wertlos.

Gaßner:

Hätten Sie mich je wissen lassen, daß Sie auch hier noch im Innern zu mir standen!

Liane:

Sie haben nicht hören wollen. Heute noch, in allen Schrecken dieses Tages, an dem ich Sie verloren habe: als ich Ihnen sagte, daß ich die Gärten am See mit Ihnen allein besuchen wollte, und ich dachte dabei, mit Ihnen darin leben . . .

Gaßner:

Wie soll ich das jetzt noch glauben.

Liane:

Ja. Es ist so weit, daß wir uns nicht mehr glauben. Einst wußten Sie, auch wenn ich schwieg.

Gaßner senkt den Kopf:

Und Sie? Als Sie mich lieben wollten, wußten Sie doch, daß ich enttäuscht, ungläubig, ohne viel Vertrauen zum Glück sei. Sie mußten mich nicht weniger festhalten, als ich Sie. Aber Sie wollten nur verstanden, gepflegt und überallhin begleitet sein. Unwandelbare Überlegenheit verlangen Sie von einem Mann, dessen Liebstes ihm vor der Welt nicht gehört?

Liane weicher:

Es war uns wohl unmöglich, glücklich zu werden. Wir verdienten alle beide solche große Liebe nicht. Wir können beide zu wenig opfern, drum muß jeder an sich selbst schwer tragen.

Gaßner:

Wir wußten doch, daß das menschliche Vermögen, zu fühlen, nur zu fühlen, schwach und schwankend sei. Es wäre klüger und redlicher gewesen, von einer so großen Liebe nur zu träumen.

Das Mondlicht hat die Fassade des Hauses langsam verlassen und ist auf die linke Hälfte der Bühne hinübergerückt. Sie stehen jetzt darin

Liane:

In diesen letzten Tagen habe ich mich manchmal gefragt, ob es denn nötig ist, glücklich zu sein.

Gaßner:

Wir haben uns doch geliebt.

Liane:

Wir werden uns immer lieben.

Gaßner:

Du sagst es? Noch jetzt? Dann verzeihst du mir?

Liane mit Leidenschaft:

Das alles ist nun ausgelöscht!

Gaßner reißt sie an sich

Liane:

Christl!

Gaßner:

Lani!

Umarmung

Gaßner:

Es ist nicht aus, ich habe dich nicht verloren! Du bist mein wie je, und für immer. Oh! Es konnte ja nicht anders sein. Unsere Träume, unsere Zukunftspläne, alles wird sich nun doch verwirklichen. Ich werde in deiner Stadt wohnen. Ich werde nie mehr eifersüchtig sein auf deine Welt. Ich lasse dich ihr; wenn du es willst, befreunde ich mich mit ihr. Ganz geduldig warte ich, bis es an meine Tür klopft. Ich öffne: da bist du, da ist das Glück. Dann gibt es nur noch dich und mich.

Liane:

Kind! Liebes, unvernünftiges Kind!

Gaßner:

Warum unvernünftig? Läßt sich denn nicht lernen aus unseren Erfahrungen? Du wirst nie mehr leiden, ich verspreche es dir. Du hast ein Recht auf das wolkenlose Glück. Süße Frau!

Liane:

Nenne mich nicht mehr so, ich bin es nicht mehr. Wir haben durcheinander zu viel erkannt! Wie sollten wir noch diese unwissenden Liebesworte sprechen. Das ist aus.

Gaßner:

Wegen eines einzigen Mißverständnisses? Wegen eines Anfalls von Wahnsinn? Du verstößt mich?

Liane:

Du weißt wohl, es war kein Mißverständnis. Du würdest fortan dich zwingen, mich so zu ertragen, wie ich bin, nur um mich nicht zu verlieren, da du in diese Liebe so wundervolle Hoffnungen gesetzt hast. Das, Lieber, wäre Sentimentalität und Schwäche.

Gaßner:

Du, du bist zu wenig sentimental.

Liane:

Ich fürchte mich davor, daß ich dich behandeln könnte wie die anderen, und du würdest es dir gefallen lassen. Das darf nicht sein. Ach, was ist nun aus unserer schönen Liebe geworden. Lieber, lieber Christoph!

Gaßner:

Du kannst nicht zurückkehren? Es kann nicht werden wie früher? Man muß wollen. Nachsicht und Verzicht sind es, die die Menschen beieinander halten.

Liane:

Nicht uns; du weißt es wohl. Du wirst mich immer lieben und ich dich immer. Aber vielleicht sehen wir uns niemals wieder.

Gaßner:

Oh, schweig!

Liane:

Ich werde vielleicht in einem deiner Konzerte sitzen, ohne daß du es weißt.

Gaßner:

Ich werde es wissen!

Liane:

Wenn deine neue Oper aufgeführt ist, werde ich dir ein paar Zeilen schreiben: das wird alles sein. Es ist schrecklich.

Gaßner:

Arme Liane!

Liane:

Ja, beklage mich!

Gaßner:

Unsere Wochen am Meer, diese Herrlichkeit des Himmels: das war doch!

Liane:

Ja, das war. Ich habe dich unerhört geliebt. Nachher habe ich mich mit Schrecken gefragt, ob ich damals mein Kind noch liebte.

Gaßner:

Das alles soll nun bloß der Reue dienen um ewig Verlorenes! Der Scham über eine große Niederlage!

Liane:

Man wird sich nur noch des Guten erinnern. Das ist das allertraurigste. Adieu, Lieber. Sie wendet sich ab

Gaßner:

Ich werde es vielleicht später begreifen. Heute bin ich fassungslos. Geh nicht! Noch nicht!

Liane:

Einmal mußte es doch sein: jetzt oder in Jahren. Nein, wir werden nicht ganz unglücklich sein. Denn, jeder in der Welt allein, werden wir doch voneinander wissen. Sie reicht ihm die Hand: Wenn ich morgen früh herunterkomme, wirst du nicht mehr da sein.

Gaßner:

Ich werde nicht mehr da sein. Er küßt ihr die Hand, er will sie an sich ziehen

Liane macht sich los:

Nicht mehr . . . Leb wohl. Schnell bis unter die Tür der Hall. Dort wendet sie sich zurück

Gaßner will vorstürzen

Liane legt den Finger auf die Lippen. Ab

Vorhang

# Kriegsbetrachtung

## Von August Mayer

Mit jedem Tage wird uns deutlicher, in welchem Maß der Charakter der Völker während eines Krieges der politischen, sowie der allgemeinen, geistigen und sittlichen, Bewertung zugänglich ist: wenn auch der besonnene Betrachter niemals vergessen darf, daß beinahe jede Handlung, jede Äußerung, in der sich die innere Haltung einer Nation enthüllt, in solchen Zeiten fieberhaft gesteigert und verdunkelt ist durch die wirr durcheinander gelagerten Gegebenheiten des Augenblicks, so wird er doch die Fülle des Erkenntnisstoffes, die ihm jeder Tag zuträgt, deswegen nicht verschmähen. Und mit Recht: denn in dem allem steckt letzten Endes eine Kundgebung des Stammesgefühls, des sittlichen Bewußtseins, des kulturellen und besonders des religiösen Ideals und mithin, zwar meistens nur als verborgener Kern, aber um so sicherer bewahrt, die gesuchte Wahrheit, das Echte und Bleibende der nationalen Eigenart. Denn „nichts verbindet wie das Heilige" und auf sein Heiligstes und Höchstes greift ein jedes Volk in der Stunde der gemeinsamen Not triebhafter oder bewußter Weise zurück.

Freilich wird man selbst bei einem flüchtigen Blick auf die Masse desjenigen, was die kriegführenden Völker zum Zweck der Behauptung ihres Standpunktes vorgebracht haben, auch hier einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Deutschland und seinen Gegnern finden, zu dessen richtiger Würdigung man sich folgendes gegenwärtig halten muß: Das geistige Deutschland wurde durch den Ausbruch des Krieges und mehr noch durch die gänzlich unerwartete und (mit wenigen, gern anerkannten, Ausnahmen) einstimmige und unbedingte Verurteilung seines Wesens und die mit immer gleichem Pathos fast in der ganzen Welt wiederholte Ausstoßung aus dem Kreis der „zivilisierten" Nationen so völlig überrascht und brauchte verhältnismäßig so lange, um einzusehen, wie tief diese schmerzliche und doch wieder erhebende Erfahrung in dem nie ganz zu ermessenden, völligen Andersein der deutschen Individualität gegenüber der weltgültigen „Humanität" begründet (nicht etwa: gerechtfertigt) war, daß es in seiner Gesamtheit erst jetzt eigentlich zum Bewußtsein dieses Andersseins und damit zum Bewußtsein seiner selbst kam. So wurden breitere

Schichten erst jetzt für die Aufgabe reif, über die Bedingungen unserer Bildung und die sich daraus ergebenden Richtlinien unserer Bestimmung nachzudenken — lauter Dinge freilich, an die schon vor einem Menschenalter mitten in der Zeit unserer scheinbar größten Verwilderung und Verflachung ein Rufer in der Wüste, Paul de Lagarde, mit dem ganzen Pathos seiner ergriffenen und seherischen Natur herangegangen war, aber mit denen Ernst zu machen nicht möglich war, bevor die sichtbare Gemeinde, welche allein nach Lagardes Erkenntnis befähigt ist, den Geist leibhaft werden zu lassen, nicht gegründet war. Daß der jetzige Krieg diese innerliche Art von Einigung verwirkliche — der letzte hat Deutschland nur äußerlich geeinigt und auch das nur unvollständig — ist die größte Hoffnung, die wir an seinen Ausgang knüpfen.

Die Nationen der Entente, insbesondere England und Frankreich, können einem Problem, wie der hier für Deutschland angedeuteten Aufgabe der Selbsteinkehr und Erneuerung, überhaupt nicht gegenübergestellt werden, weil ihnen das von niemandem bestrittene Bewußtsein genügt, kraft der soviel bewunderten Kontinuität, Harmonie und Klarheit ihrer Bildung auf dem Boden jener die Welt durchdringenden Zivilisation zu stehen, deren Ideal und Ursprung zugleich sie selber sind, jener Zivilisation, welche der Durchschnittseuropäer (den es auch bei uns noch gibt) in aller Arglosigkeit nicht nur für die höchste Stufe der menschlichen Entwicklung hält, sondern auch für ein Ding, ohne das ein annehmbares Gemeinwesen überhaupt nicht existieren kann. Bis zum Ausbruch des Krieges war wohl überall, und mit wenigen Ausnahmen auch in Deutschland, die Meinung verbreitet, daß diese Zivilisation ein alle europäischen Völker einigendes Band und eben dieser Zustand als wünschenswert und vollkommen anzusehen sei. Allerdings gab es auch in den westlichen Ländern wohl schon im Frieden Leute, die feinfühlig genug waren, um zu merken, daß hier eine täuschende Konvention tatsächliche innere Gegensätze verhülle, und naturgemäß war eben Deutschland die Stelle, wo die gefällige Fassade dem feineren Auge unheimliche Risse und Unebenheiten zeigte. Mit dem Beginn des Krieges und dem dadurch bedingten Zusammenbruch dieses Scheinwesens trat nun dieser Gegensatz seinem Umfang, wenn auch nicht seiner Tiefe nach, vor die Augen der ganzen Welt: von den vielen Problemen, welche dieser Zustand stellte, wandten sich die Deutschen vorzüglich, beinah ausschließlich, der Frage zu: „Warum ist Deutschland in der Welt verhaßt?", deren Erörterung sie mit all ihrer Gewissenhaftigkeit und Objektivität sofort in Angriff nahmen. Für die Entente hingegen ergab sich überhaupt kein Problem, sondern nur eine im Augenblick fertige und seitdem beharrlich wiederholte These, die Losung vom

Kampf gegen den Barbaren, der den Frieden gebrochen und der weltgültigen Zivilisation ins Gesicht geschlagen habe.

Zu dieser verschiedenen Haltung hat offenbar nicht nur der charakterologische Unterschied (heuristische Einstellung auf der einen, demagogische und deklamatorische Veranlagung auf der anderen Seite) mitgewirkt, sondern sie ist auch das natürliche Ergebnis der Bedingungen, in welche der Krieg gewaltsam hineinfuhr: der Deutsche wurde aus einer trügerischen Verbindung herausgerissen, die ihm als wesenhafte und notwendige Bedingung seines geistigen Daseins nur so lange erscheinen konnte, bis er eines Tages zugleich mit jener pathetischen Ausstoßung aus dem Völkerbund das ungeheure Erlebnis innerer Befreiung und Selbsteinkehr erfuhr und dadurch auf sich selbst verwiesen und vor neue Forderungen und Fragen gestellt wurde; die westlichen Völker konnten dagegen das Erlebnis nicht als Anstoß zu innerer Wandlung empfinden: für ihre Auffassung war bloß einseitig und irrationell eine Ordnung gestört, deren theoretische Geltung ihnen wie früher unbezweifelbar erschien; sie wußten sich mit den Ländern ihrer Gefolgschaft eins in dem Bewußtsein, nicht nur in politischer, sondern auch in geistiger Hinsicht die Angegriffenen zu sein, auch hier nur einen zum Heil der Menschheit ihnen verliehenen Besitzstand zu verteidigen; für sie erwies die von ihnen vertretene Zivilisation ihren einzigartigen Wert eben durch ihre allgemeine Geltung, und dieser Zustand konnte nach ihrer Ansicht zwar durch die Wechselfälle des Krieges zeitweise in Frage gestellt, aber gewiß nicht für die Dauer aufgehoben werden. Alles weitere Nachdenken und alle weitere Diskussion über den Charakter und die Qualität des von ihnen verteidigten Gutes erschien daher überflüssig.

Das ging so weit, daß im Verlauf des Krieges wohl hier und da unter dem Druck der harten Zeit der Ruf gehört wurde, man müsse bei den Deutschen in die Schule gehen. Aber bezeichnenderweise bezog sich diese Forderung nicht auf eine der Wurzeln unseres Charakters, der ja selbst dem deutschredenden Durchschnittseuropäer vollkommen dunkel ist, sonderen bloß auf eine seiner Ausstrahlungen: nämlich auf unsere Organisation und die Methoden unserer Kriegführung und Wirtschaft, also auf etwas, was wohl praktisch verwertbar ist (und offenbar nur deshalb hat es die Aufmerksamkeit der Engländer auf sich gelenkt), aber trotzdem nicht von dem Bilde des deutschen Menschen einfach abgezogen und auf einen fremden Boden übertragen werden kann. Beiläufig erinnert der naive Wunsch des Engländers, von den Deutschen Organisation zu lernen, ein wenig an die Geschichte aus Lynkeus' „Phantasien eines Realisten", wo ein wißbegieriger Jünger von Konfuzius den „großen Drachenblick" zu erlernen

wünscht und auf seine Bemerkung „der große Drachenblick muß zu vielen Dingen nützlich sein" vom Meister die strafende Antwort erhält: „Du wirst ihn nie erlernen." Dahin gehört natürlich auch der einfältige Glaube unserer Feinde, daß wir kraft der Überlegenheit unserer mechanischen Zerstörungsmittel und unserer reicheren Vorräte an Geschossen siegen. Doch scheut man sich beinahe, einen Vorwurf auszusprechen, welcher auch diejenigen unter uns trifft, die dem Modell unseres schweren Mörsergeschosses, gleich einem Fetisch, Hausaltäre errichtet haben, und der seine einzige Entschuldigung in der Not der Zeit finden muß, die nur das Nächstliegende und Materielle zu erwägen erlaubt.

* * *

Bekanntlich hat sich in der außerdeutschen Welt die Vorstellung gebildet, daß sich (um mit einem italienischen Publizisten zu reden) die Rollen des guten und bösen Prinzips in diesem großen Kampfe so leicht, reinlich und eindeutig scheiden und auf die Streitenden verteilen lassen, wie sich die Heerscharen des Lichts und der Finsternis in jenem Erzeugnis eines Mailänder Ballettmeisters gegenüberstehen, das vor dreißig Jahren auch über unsere Bühnen schritt und uns den Triumph der Zivilisation durch den gefälligen Anschauungsunterricht der Trikots und Gazeröckchen vorzuführen unternahm. Ich bin überzeugt, daß dieses schöne Werk mit dem stolzen (und sogar lateinischen) Titel „Excelsior" noch immer heimlich in den Köpfen all der Leute spukt, welche mit der bewundernswerten Menschenkenntnis, wie sie die Presse der Entente auszeichnet, herausgefunden haben, was die Leser sich denken und daher täglich wieder hören wollen, und somit aus dem einen Schlagwort vom Kampf der Barbarei gegen die Zivilisation täglich neue Leitartikel (seltener Zeitschriftenaufsätze und noch seltener Bücher) verfertigen.

Ich meine das ernster, als es den Anschein hat: „Excelsior" verdient unsere Aufmerksamkeit in einem gewissen Sinne ebensosehr, wie unsere Gegner sich (freilich umsonst) bemühen, in den „Faust" einzudringen, um daran die versteckten Nachtseiten unserer Seele aufzuzeigen.

Denn wenn man sich nach spezifischen Werten umsieht, welche das Schlagwort von der europäischen Zivilisation rechtmäßigerweise für sich in Anspruch nehmen könnte (tatsächlich hängt man an dieser Formel nicht um irgendeines realen Inhalts willen, sondern nur aus Selbstbetrug und Denkfaulheit), so läßt sich ruhig behaupten, daß für den wahnwitzigen Versuch, aus diesem Rauschgold und diesem Flitter etwas Leibhaftes zu gestalten, diese Scheinwelt in der Synthese

eines Kunstwerks vorzuführen, im besten Fall kein anderer Ausgang denkbar wäre, als ein Bastardprodukt in der Art unseres Balletts (dieser letzten und konsequentesten Stufe auf dem Wege der Verstofflichung und Auflösung des geistigen Kunstwerks, dessen Stationen durch die Begriffe Drama und Oper gekennzeichnet sind), eine äußerliche und, was ungeheuer bezeichnend ist, stumme Schaustellung, die ihre weltenweite, unheimliche Entfremdung von allem Geist durch den Verzicht auf das Wort einbekennen muß (Filmdramen sind ebenso „europäisch" wie widersinnig), und den Besitz von „Ideen" mühsam, aber vergeblich durch Allegorien (die Symbole sind ihr längst abhanden gekommen) vorzutäuschen sucht.

Wenn das Gerede von der europäischen Zivilisation nämlich überhaupt etwas bedeuten soll, so kann mit diesem Schlagwort offenbar eine nationale und überhaupt eine individuelle und reale Leistung nicht gemeint sein, also von vornherein kein rein persönliches Erzeugnis des französischen oder englischen Geistes; denn von einem solchen könnte unmöglich im Ernst behauptet werden, daß seine Rezeption sich einerseits auf Rumänien und andererseits auf Dänemark erstreckt. Vielmehr steckt hinter diesem Worte offenbar überhaupt kein Ding von eigenem spezifischen Gewicht, sondern einzig und allein dieselbe ungeheuerliche Mystifikation, die den Schein für das Wesen ausgibt, wie hinter dem ähnlich inhaltleeren und trügerischen Schlagwort von der „allgemeinen Bildung", das sich auf wirkliche Bildungsinhalte und Erziehungswerte überhaupt nicht beziehen kann. Es ist also jedenfalls nur eine Folge der allgemeinen Gedankenlosigkeit und der vielen Menschen leider eingeborenen Hoffnung, ohne Anstrengung ein wertvolles Gut erringen zu können, wenn man sich auch in Deutschland hat einreden lassen, daß die äußerliche Teilnahme an gewissen, ebenfalls äußerlichen, Fortschritten der materiellen Kultur (denn an den geistigen Prozessen, welche diese ermöglicht haben, nimmt kaum jemand wirklich teil), sowie das Mitmachen der Bewunderung für die Lieblinge des Tages, daß das Wiederholen und Gutheißen aller landläufigen Meinungen und der dadurch erzeugte Wahn, durch Aussprechen gewisser abstrakter Begriffe tatsächlich einen Anteil an Wissenschaft, Religion und Sittlichkeit zu haben, — daß alles dieses uns auch eine entfernte Aussicht darauf eröffne, wirklich in den berechtigten Besitz auch nur eines Bruchteils von dem zu gelangen, was „die Menschheit" wirklich geleistet hat und worauf die Gewähr unserer weiteren Entwicklung beruht. Dazu kommt, daß selbst, wenn dieser Anspruch tatsächlich gerechtfertigt wäre, ein solcher Begriff der Zivilisation noch immer ein vollständiges Verkennen des eigentlichen Bildungsproblems be-

deuten würde, welch letzteres überhaupt mit Kenntnisnahme und Verwertung des schon vom Anderen Geleisteten nur in zweiter Linie, in erster Linie dagegen mit etwas ganz anderem zu tun hat, nämlich mit der Auswirkung und Entfaltung des eigenen Ichs.

Der kindische Gedanke, daß der Mensch etwas für seine Seele gewonnen hat, wenn er die Meisterwerke der Kunst in entwürdigender Bequemlichkeit in jedem Schaufenster begaffen kann, daß ihm ein solches zufälliges Mitteninnestehen in einer unerträglich gewordenen Woge von Popularisierung und Entheiligung irgendwie zu einer wirklichen geistigen Beziehung und inneren Förderung verhelfe, ist ja leider heutzutage allgemein; aber gerade das muß anders werden, wo von wirklicher Erneuerung die Rede sein kann; denn diese setzt als Unterpfand eine anständige Haltung gegenüber der Vergangenheit voraus, das heißt das Gefühl für die sittliche Verpflichtung, das Überkommene geistig zu verarbeiten oder die Finger ganz davon zu lassen — meinetwegen mit Gleichgültigkeit, die besser ist als konventionelle Ehrfurcht. Aber trotz der allgemeinen Verbreitung dieser Mißstände glaube ich nicht, von Parteihaß verblendet zu sein, wenn ich jenes leichtfertige und freche Gerede, das sich so stellt, als sei das Verschwinden der Mona Lisa ein Verlust für „ganz Europa" und jeder Kinematographenbesucher sei bei Gelegenheit auch einmal unter dem Banne ihres bekanntlich rätselhaften Lächelns gestanden, aus jener geistigen Werkstatt herleite, die für jedes ihrer Schlagworte die Resonanz der ganzen Welt sucht, aus der widernatürlichen Verbindung amerikanischer Reklametechnik und der Kunstmittel des alten, schmachvoll prostituierten, französischen Sprachguts, mit allen Mitteln ihrer Verführung für gröbere und feinere Geister, — mit einem Wort, aus jenen Pariser und Londoner Zentralen der Meinungs- und Stimmungsmache, deren Schuld man noch lange nicht ermessen hat, wenn man sie bloß für die Verhetzung der großen europäischen Staaten und die Fälschung der tatsächlichen Kriegsereignisse verantwortlich macht; weit grauenvoller, weit zerstörender ist das Zwitterding von Geist und Geld, von Phrase und arrivisme, mit dem sie die Welt überflutet haben, und wir müssen fürchten, daß die Folgen dieser Verwüstung in Deutschland nie wieder ganz gutzumachen sein werden. An diesem Punkt wird deutlich, wie nur der Zwang des Krieges die schlimmsten heimischen Vertreter dieser Gilde dazu vermocht hat, ihre Stimmen diesmal mit dem Chor ihrer Londoner und Pariser Gesinnungsgenossen nicht zu vereinigen und mit der ihnen eigenen Hurtigkeit einen Standpunkt einzunehmen, dessen innere Unwahrheit ihnen wohl selbst kaum bewußt wird. Es ließen sich, weit mehr noch als in Deutschland, in

Österreich, wo die ratlose Verlogenheit eines Teils der Presse besonders klar zutage tritt, Zeitungen nennen, die ihrer ganzen Überlieferung und Haltung nach reine „Ententeblätter" sind — sobald man, wie es die Sache erfordert, sich dazu versteht, den Begriff der Entente nicht bloß politisch, sondern auch als Bezeichnung eines geistigen Zustandes zu verstehen.

Und es grenzt ans Groteske, wenn man bedenkt, daß die Verfasser der pathetischen Leitartikel über die Mona Lisa nicht miteinstimmen durften in das Wutgeheul, das ihre Brüder auf dem ganzen Erdkreis über die Beschießung der Kathedrale von Reims erhoben haben; daß ihnen jedoch die Gesinnung nicht abgeht, die dafür Voraussetzung ist (denn auch hier scheint mir die politische Tendenz dieser Agitation bei weitem nicht so bezeichnend, wie die zugrunde liegende, völlig schiefe Idee vom „europäischen Kulturbesitz"), haben sie im tiefsten Frieden bewiesen, als ihr Geheul deswegen nicht weniger verlogen war, weil das Motiv der Verleumdung fehlte.

* * *

Wir sprechen also dem Begriff der europäischen Zivilisation einen wirklich lebendigen, wirksamen und für die Zukunft förderlichen Inhalt ab, wir sehen darin nur ein Phantom, welches bestimmt ist, die Armut unserer Zeit an eigenbürtigen und einzigartigen Leistungen zu verdecken und das heimliche Gefühl dafür, daß es uns an einer wirklichen, durch ein Heiliges verbundenen, „Allgemeinheit", wie sie noch die mittelalterliche Christenheit darstellte, fehlt, zu unterdrücken, im ganzen also den Bankerott des alten Europa, für den dieser Krieg nur ein Ausdruck ist, durch die vorgetäuschte Sicherheit eines längst verzettelten Besitzes zu verheimlichen. Wir müssen es folglich als eine Selbsttäuschung unserer Gegner ansehen, wenn sie vorgeben, für diesen Begriff zu Felde zu ziehen; denn auch unter der „Freiheit" Europas ist nichts anderes gemeint als das gegenseitige Einverständnis mit dem jetzigen Zustand. Denn nicht in den noch immer kostbaren Resten ihrer nationalen Eigenart sind sie bedroht, zerrissen ist nur die Scheinwelt des europäischen Durchschnitts, nichts Wesentliches, nichts wirklich ihnen Gehöriges. Aber freilich fühlen sie sich mit ihrer bisherigen Führerrolle bei dem lächerlichen Schattentanz der „freien" und „zivilisierten" Völker und dem ungehinderten Austausch von Götzenbildern und Geldsäcken derart verwachsen, daß sie in ungeheurer Verblendung meinen, das Aufhören dieses Wesens bedeute zugleich ihre Vernichtung als Nation.

Es ergibt sich uns also eine doppelte Feststellung: Daß unsere westlichen Gegner diese europäische Zivilisation wie ein nationales Gut reklamieren und uns aus

eben dieser, ihnen noch wertvollen, uns bereits versunkenen, Welt ausschließen, wir aber dies ihr Urteil insofern rechtfertigen, als wir die Bedeutung, ja die Existenz jener gemeinsamen Zivilisation unsererseits negieren. In dieser übereinstimmenden Feststellung des bestehenden Gegensatzes muß doch offenbar ein beiderseitiges Gefühl für das Richtige liegen und zunächst der einzige Sinn, den das Schlagwort von den Barbaren überhaupt haben kann.

Als dreiundneunzig deutsche Gelehrte am Anfang des Krieges das bekannte Manifest unterzeichneten, in dem gegen die Formel der Entente, welche damals schon die Welt erobert hatte, Protest erhoben wurde, da fehlte es nicht an Stimmen, die diesen Schritt verurteilten. So ohne weiteres hatte man dazu gewiß kein Recht; denn jene Männer waren ehrlich bestrebt, die erkannte Wahrheit in Ausübung ihres zur sittlichen Pflicht gewordenen Berufes zu verbreiten. Das Befremden über jene Kundgebung, soweit es überhaupt begründet war, zielte auch wohl nach einer anderen Richtung und war letzten Endes nur ein Ausdruck des Erstaunens gegenüber einer Weltfremdheit, die vermeinte, mit wenigen Sätzen einer Welt, die das Denken längst verlernt hatte, einen Begriff von dem geben zu können, was in Deutschland seit der Zeit geschehen ist, wo das Wort eines liebenswürdigen Engländers von dem Volk der Denker und Dichter in den Phrasenschatz des gebildeten Europäers mit gutmütiger Unbekümmertheit — warum auch nicht, da Metternich auch Deutschland regierte? — aufgenommen wurde.

Aber trotz der Verbreitung der Ansicht, daß in Deutschland eine ganze Anzahl von Leuten ihre Zeit damit verbringe, zu denken, hat sich kaum ein Engländer oder Franzose jemals auch nur im entferntesten träumen lassen, daß eben diese merkwürdige nationale Anlage uns auf den Punkt bringen würde, wo wir heute stehen. Es ist nun eine der Hauptlehren der Naturgeschichte des Deutschen, wie sie dem Erdkreis durch den Nürnberger Trichter der Presse beigebracht wurde, daß es unmöglich sei, das heutige Deutschland in gerader Linie von dem harmlosen Volk abzuleiten, dem vor hundert Jahren jenes Wohlverhaltenszeugnis galt, und daß seine vermeintliche Verwandlung sich nie vollzogen hätte, wäre nicht die Kontinuität der natürlichen und gesunden Entwicklung durch eine pathologische Veränderung des ganzen Organismus unterbrochen worden. Dieser Unsinn ist deswegen so ungeheuer bezeichnend, weil er zeigt, wie sich unsere Gegner innerlich mit aller Macht dagegen wehren, auch nur von fern die Möglichkeit zuzugeben, daß die treibenden Kräfte Deutschlands andere, höhere sind, als rein utilitarische und materielle (wie ihre eigenen), weil sie im geheimen wohl wissen, daß wirklich nur ein Anspruch bloßen Macht-

gelüftes durch ihre eigenen, rechnerisch und physisch stärkeren Mittel zurückgewiesen werden könnte, daß nur in einem Streit um Zähl- und Meßbares die Macht der Zahl entscheidend in Betracht käme, auf die sie im tiefsten Herzen das kindliche Vertrauen der ersten Zeit schon verloren haben. Die Vorstellung, daß der innere Vorrat Deutschlands (sie haben nur an unsere Geld- und Kornkammern gedacht und es war ihr Schicksal, auch diese zu unterschätzen) auch jetzt wiederum aus den Quellen genährt werde, die uns in den Jahren der Not noch immer am reichsten geflossen sind, daß nicht nur ein Wille, sondern eine ganze Seele, dieselbe Seele, die in unserer stillen Zeit dem unbegreiflichen und zwecklosen Geschäfte des Denkens oblag, jetzt ihrer Wesenlosigkeit, die sie optimistisch „Mangel an Vorbereitung" nennen, gegenüberstehe, als ein nicht zu fassendes, aber tätiges, ein unnachahmliches und unbesiegliches Gefüge — dieser Gedanke ist ihnen so grauenvoll, daß sie vor allem ihn sich auszureden bemüht sind. Und eben hier muß die Wurzel des Schlagwortes von den Barbaren liegen, dessen Entstehung durch das Bestreben, die Welt gegen Deutschland zu hetzen, nur einseitig erklärt würde: es ist nicht nur aus bewußter Lüge geboren, sondern auch aus dem natürlichen Trieb, sich die dunkel gefühlte Ueberlegenheit des Gegners nicht eingestehen zu müssen. Darum zielt ihr Feldgeschrei gerade auf diesen Punkt, als hätten sie die Hoffnung, uns unseren festesten Panzer mit Worten herunterreißen zu können. Darum ist zu den Streitobjekten dieses Krieges vom ersten Augenblick an der Wortkampf um die „Kultur" getreten, darum muß, um unsere Identität mit unseren bewunderten Ahnen zu leugnen, jeder einzelne von uns als sittlich und geistig herabgekommen, als tatsächlich oder ideell mitschuldig an den „Greueln" hingestellt werden, deren Erfindung und Ausmalung sozusagen nur eine Denknotwendigkeit jener Köpfe ist, damit aller Welt offenbar werde, wie der Deutsche nicht nur als einzelner, sondern als Volk seiner eigenen Vergangenheit ins Gesicht schlägt. Und darum, nicht durch unsere Schuld also, ist dieser Krieg vom ersten Augenblick an „la guerre contre les particuliers" geworden, durch die von jenen Worten geschaffene Atmosphäre viel mehr als durch die später aufgetauchten englischen Aushungerungspläne und die deutschen Gegenmaßregeln. Auch hier hat sich also die Wandlung des sittlichen Urteils nicht allein aus materiellen Zwecksetzungen ergeben.

* * *

Wir sehen England und Frankreich zugunsten der europäischen Zivilisation (zu der ja ihre wirkliche Blutsverwandtschaft immer dünner und fraglicher wird,

je mehr sie sich verbre :et und besonders einen je größeren Zutritt sie dadurch amerikanischen Einflüssen gestattet) Verzicht leisten auf ihre ursprüngliche nationale Individualität, welche freilich heute schon teilweise als abgestorben gelten muß; oder schärfer ausgedrückt: wir sehen, wie sie in einem Kriege, in dem sie doch offenbar nur um ihre individuelle Existenz kämpfen, nicht so sehr unter der Flagge eines persönlichen und nationalen Ideals auftreten (wodurch sie freilich sowohl vor einander als auch den Neutralen verdächtig werden würden), sondern ein europäisches, ja weltbürgerliches Ideal, die „Befreiung der unterdrückten Nationen", auf ihre Fahne geschrieben haben. Auch dies ist offenbar nur zu einem Teil Mache, zum anderen Teil ein aufrichtiges, nur in seinen Endabsichten verhülltes, Motiv: Sie glauben offenbar, daß ihre nationale und staatliche Existenz nur in einem auf diese Weise systemisierten Europa gesichert ist. Wir müssen uns dabei fragen, welches Gut sie einzutauschen gedenken, indem sie anstatt ihres heimlichen, jedenfalls ihres ursprünglichen Ideals einer nationalen Vorherrschaft in Europa eine derartig „verbesserte" Formel des europäischen Gleichgewichts verkünden. Und die Antwort muß eben sein, daß die Westmächte (und in erster Linie England) sich von dieser neuen Form des Gleichgewichts eine noch gesichertere und tiefgehendere Beherrschung Europas versprechen, als es die alte ermöglichte. Denn das alte System hatte sich für sie längst überlebt: es duldete große, selbständige, scharf geschiedene nationale Individualitäten, duldete Deutschland mit seiner ewigen Drohung und schloß den berühmten friedlichen Wettbewerb der Nationen, der das kulturelle Seitenstück zum politischen Gleichgewichtssystem hätte sein sollen, von vornherein aus. Diese Art des Wettkampfs der großen Kulturvölker war bereits vor dem Kriege längst entschieden; mit jedem Tage merkte man deutlicher „quand on cherchait des noms glorieux pour les jeter à la face de l'étranger" (ich zitiere aus der letzten Neuheit der Comédie française vor Kriegsausbruch), daß dieser Wettkampf eben nicht das europäische Gleichgewicht gewährleiste, sondern von Tag zu Tag das deutsche Übergewicht näher und drohender heranführe.

Für denjenigen, der die Dinge so ansieht, läuft in dem Feld- und Zeitungsgeschrei des Vierverbandes „für die Freiheit der Nationalitäten" das ganze System von Mystifikation und Selbsttäuschung, dessen Hauptpunkte hervorzuheben wir versucht haben, als seinem ideellen Zentrum zusammen. Denn er erkennt, daß in der Welt, wie sie jene aufgerichtet haben und mit noch unerbittlicherer Folgerichtigkeit ausgestalten wollen, diese Freiheit der Nationen nicht mehr bedeutet als die gütige Erlaubnis, zwischen verschieden gefärbten Grenzpfählen ein und dasselbe Lied zu pfeifen. Es läuft darauf hinaus, die Kleinen

künstlich groß zu machen und die Großen zu zertrümmern, zugunsten eines Allergrößten, Allgewaltigen, der halb unsichtbar, nicht der Form, aber dem Geiste nach das Ganze beherrschen soll. Darum soll, weil der Nationalismus nun einmal ein Steckenpferd dieser nur mehr in Phrasen denkenden Welt ist, eine Orgie der Freiheit beginnen, bei der jeder in seiner eigenen Sprache ja sagt zum Katechismus der Zivilisation und zum Dogma der Gleichberechtigung. Und er sagt es sogar freiwillig, — wissen sie doch, daß es ganz gleichgültig ist, was für verschieden bunte Mützen sie auf die Köpfe setzen, weil doch die Gehirne alle ihnen gehören — alle, bis auf die unseren.

In einem „entmilitarisierten" Europa soll die Freiheit der Nationen erblühen? Indem es mit den Waffen sich davor schützt, den anderen gleich zu werden, stört Deutschland ihnen die ersehnte Freiheit, nämlich die Möglichkeit, den letzten Rest von Tradition, Zucht, Glauben und Persönlichkeit, dessen sie für die Abwehr der „deutschen Drohung" noch zu bedürfen glauben, und mithin sich selbst als Nationen preiszugeben und sich gänzlich der einzig menschenwürdigen Beschäftigung des Geldverdienens zu widmen. Nationalität ist aber nicht das Recht, unter eigener Kokarde im allgemeinen Strome mitzuschwimmen, sondern die Pflicht, die eigenen Anlagen bis zu jener Fülle zu entfalten, in welcher sie erst beginnen, für die Menschheit in Betracht zu kommen.

# Friedensidee und Weltmonarchie

## Von Joh. Gefficken

Am 9. Oktober des Jahres 1852 sprach Louis Napoleon, der Prinzpräsident der französischen Republik, auf dem Bankett der Handelskammer von Bordeaux das bedeutsame Wort: L'empire c'est la paix. Da stand er, eine kleine, wenig elegante Erscheinung, ruhig, nicht ohne Stocken redend, leblosen, fast erloschenen Blickes, aber durch die Kraft seines fatalistischen Glaubens an den Bonapartismus den Einzelnen wie die Masse bezwingend. Mit lautem Hohn nahm man in Deutschland die Friedensversicherung eines Napoleoniden auf: l'empire c'est l'épée klang es sofort parodierend zurück. Und kaum $1\frac{1}{2}$ Jahr später fuhr denn auch das Schwert des neuen französischen Cäsars aus der Scheide; der Krimkrieg sollte die Scharte von Waterloo auswetzen. Noch ein zweites Mal, am Vorabend eines neuen Krieges, am 7. Februar 1859, redete der Imperator

in Tönen des Friedens, um kaum drei Monate später den blutigen und äußerst gefahrvollen Kampf mit dem waffenstarken Österreich zu beginnen. Gelogen hat Napoleon dann noch so manches Mal, denn sein ganzes Leben war Lüge; getäuscht hat er wenige mehr über das innerste Wesen des zweiten Kaiserreichs: Krieg und gloire waren seine Wurzeln wie die des ersten Empire.

Auf dem blutgedüngten Boden französischer Schlachtfelder erstand ein neues Reich, das deutsche. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, dann in schnellerem Tempo von Jahr zu Jahr wuchs es an Kraft. Aber es führte keine Kriege, es ließ sich am schon Gewonnenen und an friedlichen Werten genügen. Dagegen verhütete es so manchen drohenden Krieg in Europa durch die Macht seines Wortes, durch einen vielsagenden Blick auf das Siegschwert von Sedan; so wurde Kaiser Wilhelm I. der „Moderator" unseres Erdteils, wie man ihn wohl genannt hat.

Aber diese Politik in Ehren fortzusetzen, ist uns mißlungen; auf den längsten Frieden, den je ein großes Reich bewahrt, ist durch den Neid und die Gewissenlosigkeit unserer Nachbarn der furchtbarste Krieg gefolgt, den je die Welt gesehen hat. Alle Friedensbestrebungen eines edlen deutschen Herrschers und seiner gewissenhaften Diener, alle Friedensträume der Pazifisten scheinen zum Spott und zur Legende geworden zu sein. Und dem hohenzollernschen Kaisertum, das einst mit tiefem Nachdruck die „unchristliche" Neigung von sich gewiesen hat, fremde Völker zu überfallen, ruft das aus seiner unschuldsvollen Ruhe aufgestörte feindliche Ausland mit bitterem Grolle zu, daß es den Augenblick zum Überfalle auf seine friedlichen Nachbarn schon lange erspäht und nun endlich benutzt habe, um seine Weltmonarchie zu gründen. Verächtlich wenden wir uns von solcher Heuchelei und törichten Selbstverblendung ab; wir wissen es, welche Völker seit den siebziger Jahren bis heute immer wieder mit dem Kriegsgedanken leichtsinnig gespielt, welches Volk allein den Frieden bis zur äußersten Grenze der Selbstbescheidung aufrechterhalten hat. Gab es einen deutschen Imperialismus in unserer Zeit, so war es eine Herrschaft höchstgespannter Tatkraft auf allen Gebieten menschlichen Schaffens, die den Namen Deutschlands trug und von seinem Kaiser gefördert ward. Diesem friedlichen Streben und seinen Erfolgen auf die Dauer nicht gewachsen, zog das Ausland das Schwert und zwang Deutschland in den Weltkrieg hinein.

Das heutige deutsche Reich wollte ein Friedensstaat heißen; auch das alte, das 1806 begrabene „heilige" Reich beanspruchte in seiner besten Zeit eine den allgemeinen Frieden gebietende Monarchie zu sein. Wohl scheint der Zusammenhang zwischen beiden staatlichen Gebilden nur der allerlockerste. Aber eigentüm-

lich feste, wenn auch für das forschende Auge oft schwer erkennbare Fäden verknüpfen die Gegenwart der Völker mit ihrer Vergangenheit; nicht selten beweisen gerade die äußeren Unterschiede die inneren Zusammenhänge. Und auch jenes alte Reich hatte in diesem seinem Auftreten einen Vorgänger. Die Betrachtung dieser Dinge wird uns eine gewaltige Kontinuität der Geschichte vor Augen stellen. Dazu gilt es denn freilich recht, recht weit auszuholen.

* * *

Von den beiden großen Kulturnationen des Altertums sind die Griechen in ihrer klassischen Zeit nicht mehr eigentlich ein kriegerisches Volk gewesen. Nach den ihnen aufgedrungenen Perserkriegen haben sie sich in Kämpfen der aristokratischen und demokratischen Staaten unter einander zum guten Teil erschöpft. Theorie und Technik des Krieges stehen auf hoher Stufe, aber die griechischen Söldnerheere des vierten Jahrhunderts führen keine Eroberungskriege. Entsprechend diesem unerfreulichen Zustande der Selbstzerfleischung werden Dichter und auch Künstler nicht müde, immer wieder die Gaben des Reichtum und Segen spendenden Friedens zu preisen; schon früh gab es eine Friedensgöttin, Eirene, deren hohe mütterliche Gestalt, den kleinen Gott des Reichtums im Arm, wir noch heute in der Münchener Glyptothek bewundern.

Kraftvoller aber und zukunftsreicher trat eine andere Gruppe der geistigen Führer Griechenlands auf. Die Vertreter der künstlerischen Rede, die sich besonders auch an den großen gemeinsamen Festen der Hellenen in schwungvollen Ansprachen hören ließen, verlangten, daß den Bruderkriegen der Griechen ein Ende bereitet werden müsse, sie wiesen hin auf einen anderen höheren Kampfpreis, den „sangeswerten" Krieg gegen den Orient. Freilich bedarf ein solcher Kampf gegen das Ausland einer einheitlichen Führung, eines kriegserprobten Mannes. Der aber fehlte, solange die griechischen Republiken, untereinander voll Mißtrauen, keinen Bürger gern sich über die anderen erheben sehen wollten. Doch mehr und mehr traten im vierten Jahrhundert monarchische Persönlichkeiten in den Vordergrund; nun wollte der bedeutendste politische Publizist Athens, Isokrates, bald in diesem, bald in jenem Fürsten den Führer des Krieges gegen den Osten erkennen, bis ihm endlich in Philipp von Makedonien der rechte Mann vor Augen zu treten schien.

Was Philipp nur hatte sinnen dürfen, führte sein großer Sohn aus, er, vielleicht die providentiellste geschichtliche Erscheinung der Welt, ein Dämon ohnegleichen, aber verklärt von griechischer Schönheit. Dabei gilt es nicht zu fragen, welche Ziele sich Alexander gesteckt hatte, da er seinen Siegeszug be-

gann, vor allem nicht aus dem erreichten Ergebnis, der Durchdringung des Ostens mit hellenischem Wesen, seinen anfänglichen Plan ermitteln zu wollen; es wäre dies eine ebenso falsche Fragestellung wie die vor Jahren beliebte, ob wirklich Friedrich der Große den Siebenjährigen Krieg „angefangen" habe. Es gehört zur Naturgeschichte des die Geschicke einer Welt bestimmenden Genius, daß er sein Werk mit gewaltiger Tat beginnt, aber selbst nimmer ahnt, zu welchem Schöpfungsakt ihn der sinnende Weltgeist berufen hat. Philipp von Makedonien schuf in unablässigem Königswalten mit guten und schlechten Mitteln einen Staat, Alexander ein Reich, dessen äußere Gestalt wohl manche Ähnlichkeit mit den orientalischen Königreichen zeigte, aber seinem inneren Wesen nach durchaus verschieden von jenen war. Das Regiment der Perser war ja sehr liberal gewesen; Sitte und Religion der untertänigen Völker genoß Schutz und erfuhr Förderung, ja hier und da blieben die alteinheimischen Fürstentümer erhalten. Dieser Liberalismus aber hatte etwas Passives, Schwächliches. Ganz anders Alexander. So sehr er beflissen war, jede Individualität der Unterworfenen zu schonen, so machtvoll war er im Dienste der griechischen Kultur tätig. Diesen großen Ideen dienen auch die tüchtigsten seiner Nachfolger, ja es ist das unvergängliche Verdienst noch des römischen Kaisertums, manche noch nicht hellenisierten Teile des Orients gerade dem Griechentume erschlossen zu haben.

Der König hatte den Osten bezwungen, Orientalen und Okzidentalen sollten, ihres Zwistes vergessend, in Frieden sich zu einem organischen Ganzen zusammenschließen. Aber seine Blicke wandten sich auch schon dem ferneren Westen zu. Eine unverächtliche antike Überlieferung läßt auch die Römer durch eine Gesandtschaft bei Alexander vertreten sein; es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Herrscher bei längerem Leben auch in die Besitzverhältnisse der westlichen Länder machtvoll eingegriffen hätte und die Welt schon damals ein Imperium des Mittelmeers erblickt hätte.

Aber auch nach dem damals Erreichten galt er der zivilisierten Welt als „Herr der gesamten Erde und des Meeres", bald erhielt er den Namen des Großen, der dann im Altertum nur noch einmal wieder mit Recht einem Fürsten, dem Römer Constantin, erteilt worden ist. Beide Herrscher haben das Problem ihrer Zeit, die „orientalische Frage", zu lösen gesucht, beide gleich genial und zukunftbestimmend: Alexander durch Verschmelzung und Versöhnung von Ost und West, Constantin durch die offizielle Anerkennung der Orientalisierung der Mittelmeerwelt, durch die Verlegung des Reichszentrums nach Byzanz.

Denn längst war diese orientalische Frage für die griechische Welt vorhanden. Schon vor mehr als einem Jahrhundert hatte der große Historiker Herodot, in echt griechischem Geiste aus beschränktem Beobachtungsmaterial die weitgehendsten, entscheidendsten Schlüsse ziehend, in der Geschichte der ihm bekannten Mittelmeerländer bis auf die Perserkriege ein stetes Ringen zwischen West und Ost erkannt. Jetzt sahen die Zeitgenossen durch Alexanders Krieg und Sieg den Kampf zu endgültigem Austrage gebracht, sahen die Gegensätze beseitigt. Bis in die tieferen Volksschichten scheint dieses Bewußtsein gedrungen zu sein. Die Prophezeiungen der Sibyllen, jener merkwürdigen Volksbücher der Griechen, voll von Verkündigungen unendlichen Elends in Asien und Europa, beschäftigten sich eingehend auch mit den Taten des großen Makedonerkönigs und haben wahrscheinlich in seinem Walten das Ende jenes mörderischen Widerstreites zweier Weltteile gesehen. Sicher hat später ein Kunstdichter, auf den Spuren jener Sibyllen wandelnd, in einem von düsteren Prophezeiungen erfüllten Gedicht die Kämpfe zwischen Orient und Okzident geschildert und durch Alexander ihre endgültige Erledigung finden lassen. So ist denn hier naturgemäß der Friede das Ziel von Alexanders Imperium.

Dem überwältigend größten Teile der Zeitgenossen waren Alexanders Riesenpläne weit, weit vorausgeeilt. Es ist oft darauf hingewiesen, wie kurzsichtig der alte Lehrer des großen Königs, Aristoteles, das Verhältnis von Griechen und „Barbaren" aufgefaßt sehen wollte: die Hellenen, so riet er, solle der Herrscher als Freunde und Verwandte, die Barbaren als Tiere und Pflanzen ansehen und dementsprechend behandeln. Aber schon war neben einer solchen Beschränktheit eine andere Beurteilung dieser Dinge, eine völlig verschiedene Weltanschauung zur Geltung gekommen. Die alle vorhandenen Lebenswerte rücksichtslos umprägende Lehre der Kyniker predigte den Kosmopolitismus in weitestem Umfange; jeder Mensch sei ein Bürger der Welt und habe sich als solcher zu fühlen, dürfe nur als solcher handeln. Der Staat ist nach dem Kynismos ein Unding, ein ungesundes Gebilde mit allen seinen törichten, beschränkenden Ansprüchen; es gibt nur eine große Welt von gleichberechtigten Menschen. Wohl verwarf somit der kynische Philosoph die Eroberungstätigkeit Alexanders, dem die Sekte ja auch gern die Gestalt des Diogenes als des wahren Herrschers gegenüberstellte, aber dem Bestreben des Königs nach dem Ausgleich seiner Untertanen hatte der Kynismos doch in bedeutsamer Weise vorgearbeitet, und er begleitete, im Vereine mit seiner philosophischen Tochter, der Stoa, fördernd das wachsende Werk der Verschmelzung östlicher und westlicher Kultur. Ohne den Kosmopolitismus, der diese Welt des Hellenismus entwickeln hilft, aber auch

von dieser ihrerseits ausgeschaffen wird, ist weder jene Zeit noch die Epoche des römischen Imperiums zu verstehen.

Alexanders Weltreich zerfiel bald, aber im Bewußtsein der Völker diesseits und jenseits des Ägäischen Meeres erhielt sich vermöge der Einheit der Sprache die Vorstellung von seiner politischen Einheit, dazu wuchs die Gestalt des Schöpfers im Gedächtnis der Europäer und Asiaten über alles menschliche Maß hinaus. Der sogen. Alexanderroman läßt Alexander nun auch die Römer unterwerfen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch die Wahrsagebücher der Zeit in dem makedonischen Helden und seiner Schöpfung den Endherrscher und das Endwerk der Welt haben erblicken wollen. — Damit stimmt die Anschauung der Geschichtsforscher überein. Der Kampf zwischen Ost und West scheint beendet; es verschlägt nichts, daß sich fern im Orient das iranische Volkstum wieder in neuer Kraft zu erheben beginnt. Ein Volk herrscht, die Makedoner oder Griechen, alles, was vordem geschehen, ist nur als Vorbereitung auf diesen Zustand der Dinge anzusehen. Und so stellt man eine Abfolge von vier Weltreichen auf, deren Dauer genau berechnet wird. Da waren die Assyrer oder Babylonier, dann kamen die Meder, abgelöst von den Persern, und den Schluß bildete das griechisch-makedonische Wesen.

Diese Lehre ist von solcher Stärke, daß sie sogar für die Vorstellungswelt eines fremden, ja feindlichen Volkstums Bedeutung gewinnt. Das Buch Daniel, entstanden zur Zeit der makkabäischen Freiheitskriege, eine nur noch von der Unkritik bestrittene Tatsache, verwendet in seinem visionären Teile die Idee von den vier Weltreichen, die es freilich in recht orientalischer Weise und mit jüdischer Tendenz Gestalt gewinnen läßt. Denn der griechische Gedanke tritt nur in Erscheinung, um nachdrücklich bekämpft zu werden; soll doch dem vierten Reiche, dem makedonischen, dem bösen, zerstörenden, vertilgungswerten, die Herrschaft der „Heiligen des Höchsten", der glaubenstreuen Israeliten, folgen und damit alles Leid und jeglicher Streit ihr Ende finden. Die Wirkung aber dieses prophetischen Buches gehört nicht nur der Weltliteratur, sondern auch der Weltgeschichte an.

* * *

Der Quietismus aber der Griechen, die da geglaubt hatten, die Geschichte der Zeiten fände ihr Ziel und ihre Erfüllung im hellenischen Wesen, wurde von der rauhen Hand einer neuen Wirklichkeit hinweggefegt. Jenes merkwürdige, oben von uns erwähnte Gedicht eines alexandrinischen Poeten von den Kämpfen zwischen Asien und Europa nennt nun schon die Römer als ein Volk von

gewaltigem Herrschaftsgebiete. Nicht lange mehr dauerte es, und die Berührungen zwischen Griechen und Römern werden immer unmittelbarer, immer herber, bis endlich die Stadt an der Tiber durch die Flut der Ereignisse mitten in die hellenischen Händel hineingerissen wird. Im zweiten Jahrhundert v. Chr. erkannte denn auch ein großer Historiker, daß es mit dem Griechentume zu Ende geht und eine neue Weltepoche anhebt.

Das ist der Grieche Polybios, ein Mann von umspannendem geschichtlichen Anschauungsvermögen, nüchtern und von tiefernster Sittlichkeit. Er sah das Ziel seiner ganzen Zeit; die Erkenntnis der ungeheuren Entwicklung der Dinge, der notwendigen Zusammenfassung der Mittelmeerwelt in römischer Hand zwang ihm die Feder in die Hand, damit er die erste wirkliche Weltgeschichte, d. h. die Darstellung aller jener Geschehnisse im ganzen Kreise der Mittelmeerländer schriebe, die nacheinander römischer Gewalt verfielen. Leicht war es, als erst das römische Imperium die bekannte Welt umspannte, dieses Ergebnis als ein natürliches, notwendiges, ja gottgewolltes zu bezeichnen und zu preisen, aber hoch ehrt es den Historiker, den noch lange nicht abgeschlossenen Werdeprozeß in seinem unerbittlichen Zielbewußtsein, in seinem schicksalsschweren Gange erkannt und seinen Zeitgenossen gedeutet zu haben.

Polybios empfindet die gewaltige Gesundheit des neuen Staatsorganismus, „er ist der Historiker der echten Römergröße". Und doch: nachdem er den Sieg Roms in einem der größten Heldenkämpfe erlebt hat, den je die Welt gesehen, und das Schicksal in seiner ganzen Unerbittlichkeit ihm vor Augen getreten, wird er allmählich irre an dem Berufe der führenden Macht. Denn neu drängt sich Krieg an Krieg, und jeder ist eine ruchlose, durch nichts herausgeforderte Gewalttat. Mit Grauen sieht Polybios uralte Griechenstädte in Feuerstrudeln versinken; Neid, Habsucht, Roheit führen das Regiment im römischen Staate. Eine Weltherrschaft baut sich auf Trümmern und sinnlos geschaffener Zerstörung auf. — Und wie es draußen nur Jammer und Not gibt, so herrscht bald innerhalb der Mauern Roms und in Italien blutiger Zwist und rasender, kein Mittel scheuender Parteikampf. Der große Historiker, der dem Polybios die Feder aus der Hand nimmt, um sein Werk fortzusetzen und gleich ihm die Geschichte einer Welt zu schreiben, Poseidonios, entrollt schon ein Schauergemälde fortdauernder römischer Revolutionen und innerer italischer Kämpfe.

Aber noch war die Welt der Griechen und Orientalen, die einst Alexander der Große zu einem Friedensreiche hatte vereinigen wollen, nicht geneigt, durch römische Faust die Ruhe des Grabes zu finden. Noch einmal bäumt sich der Orient und im Bunde mit ihm der letzte Rest des Hellenentums und der öst-

liche Hellenismus gegen die römische Zwangsherrschaft auf. Mithradates, der König von Pontos, ein Genie des Römerhasses, waffnet alles, was sich nicht Rom und seiner Halbkultur, nicht jener rücksichtslosen Auswucherung durch die physisch stärkere Macht unterwerfen will, zum letzten verzweifelten Kampfe. Der Sieg Roms aber konnte trotz des dämonischen Hasses der Gegner nicht lange zweifelhaft sein.

Doch schon jetzt vollzieht sich ein bedeutsamer Umschwung. Jener römische Feldherr, der die letzten Kämpfe gegen Mithradates ausfocht, ist kein Zerstörer mehr, sondern ein schöpferischer Baumeister eines neuen Werkes. Die Monarchie bereitet sich langsam, aber sicher vor; ihr erhaltendes, förderndes, befriedendes Wirken tritt schon in dem großen Organisator Pompeius hervor. Er hat in der durch die östlichen Kriege entstandenen Wirrnis des Orients durch sein festes und maßvolles Durchgreifen Ordnung geschaffen und in der wahren Tätigkeit eines Regenten den Samen ausgestreut, dessen Früchte spätere Herrscher ernten durften. So stieg aus unendlichem Kampf und grauenvollem Ruin langsam eine neue Zeit empor, die aller Menschen Sehnen nach Ruhe und Frieden erfüllen sollte.

Dieses Sehnen, das die ganze Mittelmeermacht durchzitterte, vom robusten Römer bis zum vielseitigen griechischen Gelehrten und zum mystisch träumenden Orientalen, gewinnt immer mehr religiösen Inhalt, religiöse Form. Die Seelen jener Menschen des ersten Jahrhunderts n. Chr. seufzen nach Erlösung aus dieser Welt des Elends, der Unrast. Es muß ein Jenseits geben, das von den Mühen des Daseins befreit, das Ruhe und Frieden bringt: das ist die Überzeugung vieler Weisen und, bezeichnend, auch die des Historikers jener schweren Zeit, des Poseidonios. Nicht also positive himmlische Freuden sind es, die man vom Jenseits erhofft, sondern nur eine Art von negativem Glück, stillem Frieden, ferne vom Gezänk des Marktes, vom Schall der Trompeten, vom donnernden Rammstoß aufeinanderprallender Kriegsflotten — so scheint Poseidonios selbst es ausgesprochen zu haben.

Der Grundstimmung dieses apokalyptischen Sinnens und Träumens bei Griechen und Römern entspricht auch das jüdische Denken in dieser Epoche. Aber es wandelt doch wieder andere Bahnen und schafft andere Form. Griechen und Römer sehnen sich als Menschen fort von dieser Welt des Elends und erträumen ein höheres Sein aller Edlen insgesamt. Die Juden aber, seit Jahrhunderten gewohnt, die Sache ihres Volkes als die des Gottesreiches zu empfinden, sehen in der Zukunft der Welt naturgemäß den endlichen Sieg nur des Judenvolkes; bei ihnen verschwimmt die Grenze zwischen dem Him-

mel und der Erde. Eine Fülle von prophetischen Büchern und Offenbarungen, darunter, bezeichnend für diese hellenisierte Welt des Ostens, auch neue sibyllinische Bücher, malten den Zeitgenossen die kommenden Dinge am Ende des Daseins; die meisten dieser Schilderungen haben dann noch, von den Christen übernommen, ein unendlich langes Dasein in mannigfacher Veränderung gefristet, ja noch heute nicht ganz ihre Bedeutung verloren.

So soll denn dem Anbruche des Heils eine Zeit besonderer Trübsal vorausgehen, angekündigt durch drohende Vorzeichen: Sonne und Mond verfinstern sich, Schwerter zeigen sich am Himmel, die ganze Natur verändert sich, in der Nacht scheint die Sonne, am Tage der Mond. Unter den Menschen lösen sich alle Bande der Ordnung; alles bekämpft sich untereinander, der Sohn den Vater, die Tochter die Mutter, Völker die Völker. Da tritt Elias hervor, um dem Messias die Wege zu bereiten. Und nun erscheint er, der Auserwählte, bisher von Gott Verborgene, von Antlitz wie ein Mensch gestaltet und doch voll Anmut gleich einem der heiligen Engel, er naht, wenn die Welt sechstausend Jahre gedauert hat. Aber noch einmal sammeln sich die feindlichen Mächte zum letzten Angriffe, geführt von dem entsetzlichen Antichrist, jener dämonischen Gestalt, die seit den Tagen des Judenfeindes Antiochos die israelitische Phantasie beschäftigt hatte. Doch Gottes Strafgericht vernichtet des Bösen Macht; Jerusalem wird erneuert, die zerstreuten Juden werden versammelt, die zehn Stämme kehren aus der Verbannung zurück, das Reich Gottes wird aufgerichtet. Aller Krieg und Streit hat nun ein Ende, Friede, Gerechtigkeit, Liebe stehen in Blüte; die Natur prangt in unendlicher Fülle, der Weinstock biegt sich unter der Last der Trauben. Die Menschen leben an die tausend Jahre und werden doch nicht alt noch müde; die Frauen gebären ohne Schmerzen. — Andere Prophezeiungen aber sehen in diesem Dasein noch nicht das entscheidende Ende, sondern nur einen vorbereitenden Zustand von tausend Jahren, das sogen. tausendjährige Reich, nach dessen Verlaufe die allgemeine Auferstehung der Menschen und das letzte Gericht eintreten solle.

* * *

Rom hatte den hellenisierten Orient überwunden; an Stelle des alten Vaterlandes trat für die Griechen und die Bewohner des Ostens allmählich die römische Provinz. Noch glomm der Haß gegen das Herrschervolk unter der Asche fort, auch eine gewisse Antipathie gegen die Orientalen hatte sich bei den Griechen noch nicht völlig beschwichtigt. Aber man empfindet doch allerseits nicht mehr stark national. Der gebildete Römer wird immer mehr der

griechischen Kultur untertan, wird zum Schüler der den Kosmopolitismus predigenden hellenischen Philosophie, der Orientale ist vielfach ganz durchhellenisiert, und der Grieche selbst hat in den allermeisten Fällen nur das Bewußtsein der höheren Geistesbildung seines Volkstums. Ein solches Bewußtsein hat aber, wie wir dies bei so vielen Deutschen noch des neunzehnten Jahrhunderts beobachten, die kosmopolitische Gesinnung nicht verhindert, sondern ist geradezu mit ihr identisch. Immer weiter dringt nun die Lehre, daß alle Menschen Brüder, Bürger derselben Welt, Glieder eines Leibes, Kinder eines göttlichen Vaters seien; selbst jüdische Hellenisten der Epoche predigen bei aller heimlichen Abneigung gegen die hochweisen Griechen diese wundervolle, versöhnende Lehre mit den gleichen Worten wie die Hellenen.

Doch die Zeit wird schlimmer und schlimmer, neue Bürgerkriege fordern immer neue Hekatomben von Opfern, die römische Brutalität, unter der sich früher die fremden Völker gekrümmt hatten, vernichtet jetzt schonungslos die eigenen Volksgenossen. Die Eindrücke dieser Epoche aber haben unvergängliche Spuren in der römischen Dichtung, ja in der Geschichte der Weltliteratur gelassen.

Die Stimmung des jungen Horaz zu Ende der vierziger Jahre des ersten Jahrhunderts, des aufstrebenden Dichters, der gleichwohl, unzufrieden mit sich selbst und seinem Lose, seine poetische Marke noch nicht gefunden hatte, verrät uns deutlich, was die Besten jener Zeit damals empfanden. Noch geschieht dies zuerst in dem scharfen, scheltenden Ton eines alten griechischen Musters, aber bald bricht die volle Sehnsucht nach einem anderen seligen, kampfentrückten Dasein durch, und so schildert er mit den Farben, die das goldene Zeitalter damals in der Phantasie der Dichter und Denker trug, ein fernes Eden, wo die Natur in überschwenglicher Fülle alles gewährt, wo der Honig trieft, die Quelle springt, die Herden nicht der Wartung bedürfen, von wilden Tieren nicht bedroht, von keinem feindlichen Gestirn geschädigt, ein Land, wohin der Krieg des ehernen Zeitalters nicht dringt: dahin, dahin will der Poet mit den Reinen und Guten ziehen.

Kurze Zeit vergeht, und ein ähnlicher Sang eines jungen Dichtergenossen des Horaz klingt diesem Stoßseufzer nach. Aber er hat ihn bald gewaltig übertönt, ja er hat eine der bedeutsamsten Rollen gespielt, die je einer Gelegenheitsdichtung beschieden gewesen. Auch Vergil hatte, da er die berühmte vierte Ekloge dichtete, gleich Horaz sich in seinem wahren Können und Sein noch nicht entdeckt. Aber dem etwas jüngeren Mitstrebenden, in dem noch alles gärte, ist der harmonische Mantuaner Poet doch um eine Entwicklungsstufe voraus.

Horaz sehnt sich einer Utopie, dem damals vielbesungenen goldenen Zeitalter, entgegen; Vergil, in reiferer, höherer Dichter- und Seherkraft, weiß, daß eine solche Segenszeit nahe bevorsteht, daß alle Zeichen darauf hinweisen, ein Kind wird geboren werden, unter dem sich uralte Prophezeiung selig erfüllen wird.

Es ist ein Gelegenheitsgedicht, um das es sich handelt. Ein vorübergehender Friede war unter den Machthabern der Mittelmeerlande geschlossen worden; Antonius und Octavian stießen im Jahre 40 v. Chr. die Schwerter in die Scheide. Beim Friedensschlusse hatte der Konsul des Jahres, Asinius Pollio, mitgewirkt; an ihn wendet sich die vierte Ekloge.

Vergil will ein Lied in höherem Tone, als seine letzten Hirtenlieder ihn angestimmt hatten, singen:*)

Nun, Muse Theokrits, nimm kühn're Schwingen!
Der Konsul will durch stolze Wälder schreiten;
Im niedern Weidicht mögen Hirten singen!

Schon naht die jüngste aller Erdenzeiten,
Wie der Sibylle Lieder es verkünden;
Asträa kehrt zurück aus Sternenweiten.

Der große Ring will abermals sich ründen.
Und hoch vom Himmel steigt ein Götterſohn,
Um neu das alte Reich Saturns zu gründen.

O hilf, Lucina, reine du! Der Thron
Ist doch Apolls; dann folgt der Welt aus Eisen
Die goldne Welt in diesem Jahre schon.

Ja, Konsul Pollio, Dein Amtsjahr preisen
Wir immerdar, beglänzt von seinem Lichte;
In Deinem Jahr beginnen sie zu kreisen,

Die hohen Monde seliger Geschichte.
Bald sind wir ganz erlöst von Angst und Grauen,
Und jede Spur wird unsrer Schuld zunichte.

*) Ich verdanke die Übersetzung Professor Dr. J. Schultz, der sie mir für diesen Zweck zu dichten die Güte hatte.

Er lebt als Gott und darf die Götter ſchauen;
Sie ſchau'n auf ihn, in ſeines Vaters Kraft
Wird er ein Friedensreich auf Erden bauen.

Fromm in die Wiege ſchenkt ihm Nardenſaft
Die Flur und Nektar; Lotosblumen ſtreuen
Ihm Duft; ihm ſprudelt des Akanthes Schaft;

Und Efeu rankt ſich weit, dies Kind zu freuen.
Mit prallen Eutern kehren von den Triften
Hutlos die Geißen, ſicher vor dem Leuen.

Die Schlange ſtirbt; es ſtirbt mit ſeinen Giften
Das böſe Kraut; Amom wächſt wild am Wege,
Um das wir ſonſt zum fernen Oſten ſchifften. —

Schnell reift der Knab' heran. Sein Geiſt wird rege,
Der Helden Ruhm und ſeines Vaters Taten
Zu lernen und der Tugend echt Gepräge.

Da ſchmückt das Ödland ſich mit gelben Saaten,
Von Honig triefen Eichen; Trauben glüh'n
Aus Buſchgedörn, das Winzer nie betreten.

Noch zwingt uns alte Schuld zu ſpäten Müh'n;
Noch furcht der Pflug den Grund, man ſchirmt mit Wällen
Noch Städte; ſegelt noch durch's Wogengrün.

Ein letzter Jaſon ſammelt Fahrtgeſellen;
Zum letzten Male wird man Schlachten ſchlagen,
Wird Troja zittern vor Achill, dem Schnellen.

Doch kommt der Held zu ſeiner Mannheit Tagen,
Dann führt kein Schiff mehr Waren durch die Flut;
Denn jede Frucht wird jeder Boden tragen.

Kein Karſt mehr quält das Land; die Hippe ruht;
Den Stier entjocht der Pflüger; Tücher prahlen
Nicht länger mit geborgter Farbenglut.

Nein, jeder Widder wird von ſelber ſtrahlen
In Purpurſchein und Safran; mennigrot
Wird die Natur die Weidelämmer malen.

Hüpft, Spindeln, schnell! — nach des Geschicks Gebot
Rief's mild die Parze — solchem Heil entgegen!
Kehr' ein, Du Götterssohn, von Glanz umlacht!

Schon lechzt die Welt nach Deiner Zukunft Segen.
Die Zeit ist voll. O sieh den Himmel hangen
Und Land und Meer und Luft nach Dir sich regen.

Nun wünsch' ich eins mir nur mit Lust und Bangen:
Mein Leben möchte und mein Odem reichen,
Zu singen Dich nach innerstem Verlangen.

Nicht werd ich Orpheus dann, noch Linus weichen,
Und stünd' mit ihnen Phöbus selbst im Bunde;
Ja, auch der Flöte Pans soll meine gleichen. —

So komm, Du Kind! Es sehnt nach ihrer Stunde
Sich Deine Mutter: lach' sie an, mein Kleiner!
Denn Hebes Kuß und Jovis Tafelrunde
Gewinnt sich ohne Mutterlächeln keiner. —

Die Probleme dieses rätselvollen Gedichtes auch nur mit einem Blicke kurz zu würdigen, ist nicht dieses Orts. Über alle wahrscheinlichen, geistreichen, entlegenen und auch herzlich nüchternen Deutungen hinweg erkennen wir das sichere Bewußtsein des ersten großen Klassikers romanischer Zunge: die Übel der Zeit finden bald ihr nahes Ziel. Die bitteren Fragen des schon verzweifelnden jungen Horaz an das Schicksal, seine unbestimmte Sehnsucht erhalten hier Antwort und Stillung durch die tiefe Heilsgewißheit atmende Dichtung seines Freundes.

Zehn Jahre nach dieser Zeit war der endgültige Friede wirklich da: ein Richter war wieder auf Erden. Wohl hat später der große Skeptiker Tacitus mit kühler Schärfe das Werden des Kaisertums aus der Vernichtung der Mitbewerber um das hohe Amt, aus dem allgemeinen Sklavengeist, aus einem schwächlichen Ruhebedürfnis, aus der Unzufriedenheit der Völker mit dem Senatsregiment erklärt; der physischen Notwendigkeit des Friedens, der Segnungen, den dieser brachte, mochte sein verachtungsvoller Sinn nicht gedenken. Aber die Zungen der Zeitgenossen reden eine weit vernehmbare Sprache. Es ist deutscher Unkenntnis von romanischem Wesen ein leichtes, die überschwenglichen Lobpreisungen, in denen die augusteischen Dichter des Cäsarsohnes Regiment verherrlichten, als elende Schmeichelei zu brandmarken; ein gerechtes geschichtli-

ches Urteil wird diese Menschen begreifen, wie wir ähnlich auch die tolle Lebenslust der Franzosen nach dem Schreckensregiment verstehen müssen. Erfüllt doch auch diese dankbare Seligkeit des Friedensgenusses nicht nur der Dichter Gemüter bis zum Überfließen, ist sie doch Inhalt fast der ganzen Zeitstimmung in mannigfachster Form.

Allen voran zeigt der römische Senat durch einen symbolischen Akt von besonderer Weihe, welche Bedeutung er dem Siege Octavians beilegte: im Jahre 29 v. Chr. befahl er zum Zeichen, daß aller Krieg beendet sei, den Janusbogen zu schließen. Dementsprechend preisen die Untertanen den großen Friedensbringer; man nennt Augustus in den Provinzen den Retter des ganzen Menschengeschlechts, man bezeichnet seinen Geburtstag als den Anfang des Daseins; Augustus, so heißt es in einem solchen Ehrendekrete vom Jahre 9/8 v. Chr., erfüllte die Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt, übertraf alle Wohltäter vor ihm, mit der Freudenbotschaft hat der Tag begonnen, wo der Welt der „Heiland" geboren ward. Auf den Münzen der Zeit sah man die Göttin des Friedens oder nannte man den Herrscher einen Friedensfürsten, die griechischen und lateinischen Worte für Frieden wurden zu Eigennamen, eine Kolonie erhielt sogar den Namen Pax Julia.

Für den kühlen, aber doch nicht herzlosen Augustus war alles dies weit mehr als nur eine Rolle, die er spielte: er erkannte in diesem Zustande freudig den Inbegriff seines geschichtlichen Berufs. Im Jahre 17 v. Chr. ließ er ein großes Friedensfest feiern; drei Tage und drei Nächte lang beging man in Rom festlich den Abschluß eines vergangenen, den Anbruch eines neuen Zeitalters. Es war eine Säkularfeier in recht willkürlich gehandhabter Chronologie; Willkür war es auch, daß man die prophetischen Bücher der Sibylle gerade dieses große Dankfest verlangen ließ, und nicht aus freiem Drange des Dichters, sondern durch einen Wink von oben veranlaßt, hat Horaz durch sein Säkulargedicht den Schlußtag des Festes krönen müssen. Ein Chor von siebenundzwanzig Knaben und siebenundzwanzig Mädchen sang das Prozessionslied, voll von Dank gegen die erhaltenden Götter, beseelt von Hoffnung auf lange, glückliche Zeiten der Zukunft.

Das Bündnis, das in dem Sange des Horaz der Klassizismus und römisches Wesen geschlossen haben, tritt uns noch in einem zweiten weit edleren Denkmale jener kunstbegabten Epoche entgegen, in jenem schönen „Altar des Friedens", den der Senat, wie Augustus sich rühmt, am Marsfelde ihm weihen ließ, als der Herrscher im Jahre 13 v. Chr. aus Spanien und Gallien zurückgekehrt war. Die Ehre, die der gefügige Senat ersonnen hatte, wird

ihren Ursprung wohl in Wünschen des Regenten gefunden haben, der es wie wenige verstanden hat, die Träume seines ehrgeizigen Inneren andere erraten zu lassen, nicht allzu deutlich selbst zu offenbaren. Zu Beginn des Jahres 9 v. Chr. ward das stolze Werk fertig und eingeweiht; es zeigte in Nachahmung jener herrlichen Gestalten der atheniſchen Akropolis den Festzug des Kaisers, der mit seiner Familie und den Ministranten des Kultus zum Opfer vor die Götter tritt. Ein glücklicher Zufall hat uns das Antlitz des Augustus selbst erhalten. „Das sind wirklich", so redet ein moderner Archäologe, „die Züge des großen Friedensbringers, in denen doch einzelne Spuren der stillen Kämpfe mit Welt und Schicksal wie mit den Dämonen des eigenen Inneren aufblitzen." Da sieht man weiter im Zuge des Friedens die hohe Heldengestalt des Drusus, da lächelt „aphrodisisch" die leichtfertige Kaiserstochter, die wunderschöne Julia, und tiefernst schreitet ihr zur Seite der finstere Tiberius: so wallen diese adligen Gestalten, begleitet von ihren derben, echt italischen Kindern, einem Ziele entgegen. Die reichen, materiellen Segnungen des Friedens verkörpert dann an anderer Stelle die symbolische Gestalt der blühenden Mutter Erde, mit Kindern im Schoße, von Göttinnen der Lüfte umgeben, diese Figuren wie andere desselben Werkes so ganz im Geschmacke des römischen Volkes geschaffen, dessen Religion fest an Begriffsgestalten haftete.

Zuletzt hat der große Kaiser auch in jenem eindrucksvollen Dokument, der Aufzählung seiner Taten, sein Friedenswalten betont; er hebt darin die dreimalige Schließung des Janusbogens während seiner Regierung hervor und rühmt sich dieses Friedens als „eines durch Siege geschaffenen Besitzes".

Römische Kraft und staatsmännische Erkenntnis legten heilende Hand an die Wunden, die römische Gewalttätigkeit geschlagen hatte. So erscheint die wunderbare Befriedung des Erdkreises als des Herrschers ureigene Tat. Aber Augustus war sich dessen bewußt, daß er, ebenso wie Julius Cäsar, ja auch schon Pompeius, im Dienste einer höheren Idee stehe, er sah in sich selbst den Vollstrecker von Alexanders Riesengedanken. In dem Kult, den er mit dem Makedonerkönig trieb, in der Begünstigung von Legenden über seine eigene Person, wie sie sich ähnlich auch an Alexanders Erscheinung geheftet hatten, trat nur die äußerliche Form dessen hervor, was den innersten Inhalt seiner Überzeugung bildete: dieses römische Imperium war in seinem Ausgleich zwischen West und Ost, in seiner Vereinigung von Hellenismus und Römertum die höchste Potenz dessen, was Alexander gesonnen und zum großen Teile erreicht hatte.

Wie konnten nun unter dem Eindrucke solchen Geschehens die Koryphäen

der von dem feinsinnigen Herrscher mächtig geförderten Literatur sich anders als ganz enthusiastisch äußern! Da hat von allen Dichtern Vergil den Ruhm dieses Regimentes am wirkungsvollsten verkündet. In seiner ernsten Seele schmolzen die Edelmetalle der Dichtung langsam, langsam entquoll ihnen Form und Gestalt, aber diese Gebilde waren Schöpfungen für die Ewigkeit. Im sechsten Buche seines großen Epos läßt er dem Aeneas das goldene Zeitalter des Augustus prophezeien: was er einst als junger Mann geahnt, ist jetzt dem gereiften Dichter in einer plastischen Gestalt greifbarste Wirklichkeit geworden. Es mag sein, daß die einzelnen Züge dieses Hymnus auf den regierenden Kaiser Anlehnung nehmen an einen älteren Lobgesang auf den Makedonerkönig; aber die ureigene Sprache Roms, beherrscht von dem festen Bewußtsein der ganzen augusteischen Epoche, reden die berühmten ehernen Verse desselben Buches: „Du bist ein Römer, dies sei Dein Beruf: / Die Welt regiere, denn Du bist ihr Herr, / Dem Frieden gib Gesittung und Gesetze; / Begnad'ge, die sich Dir gehorsam fügen, / Und brich in Kriegen der Rebellen Trutz." Mit Recht erkennt Gregorovius in diesen Versen das Bekenntnis von der weltbürgerlichen monarchischen Mission der Römer, mit Recht hat Treitschke darin die historische Rechtfertigung des Kaiserreichs gesehen. Wenn je ein poetisches Wort zu einer Macht geworden ist, so ist es dieses gewesen.

Die tiefe Zufriedenheit der Reichsbewohner mit dem Zustande der Dinge wächst sich endlich zu einem Quietismus aus, der nur in der Gegenwart leben mag und vor dem Rückblicke auf die schreckliche Vergangenheit geradezu physisch zurückbebt. Horaz will in einer Ode das Geschichtswerk seines Freundes Pollio über die Bürgerkriege empfehlen. Mit beredten Worten, in lebensvollsten Bildern geschieht dies, des Dichters Anteilnahme an den geschilderten Vorgängen wird immer unmittelbarer — da erscheinen seinem Geiste jene Schreckensszenen der Revolution, es wallt ihm ein Meer italischen Blutes entgegen, und der Sensible flüchtet in eine Liebesgrotte, wo lockendere Weisen erklingen. —

So reden die Römer. Aber auch die Dankbarkeit der Orientalen gewinnt in der Literatur begeisterten Ausdruck. Noch ein Menschenalter später preist ein griechisch-jüdischer Philosoph den Friedenskaiser. „Er ist's," so läßt er sich vernehmen, „Cäsar ist's, der der Stürme stürzendes Toben in heitere Stille gewandelt, er, der die Seuchen geheilt, die auf Hellas und Barbarenland lasteten, Seuchen, die vom Mittag und Osten her nach West und Nord eilten . . . Er brach wirklich die Fesseln, die auf der Welt hemmend wuchteten, brach sie, lockerte sie nicht etwa nur . . . Er hat Griechenland um viele Griechen-

lande vermehrt ... er war der Friedenshüter, er gab jedem, was ihm gebührte ..." –

Ein begreiflicher Optimismus ließ diese Menschen mit dem Anbruche einer neuen Zeit einen Völkerfrühling erhoffen. Aber zu einem solchen gehören auch frühlingsstarke Völker. Die Zeitgenossen des Augustus, die da glaubten, dieser Lenz müsse im wieder sich erneuernden Umschwunge der Weltalter von selbst nahen, verrieten mit dieser Annahme nur ihre tiefe Tatenmüdigkeit. Kein Frühlingstag mit saftstrotzendem, schwellendem Leben war über die antike Welt gekommen, sie täuschte sich schwer: ihr lächelte nur mehr ein heiterer Herbstabend.

* * *

Lange, lange aber durfte diese Stimmung vorhalten. Denn so rücksichtslos die Kaiser der Folgezeit die senatorische Fronde in Rom Glied für Glied zerbrachen, so lag doch die Provinz in tiefstem Frieden: die Pax romana war keine Idee, sondern Wirklichkeit. Es bedeutet nichts dagegen, daß unter kriegerischen Kaisern die Grenzen des Reiches Erweiterung finden, daß die Angegriffenen in bitterem Hohne den römischen Frieden „die Ruhe der Wüste" nennen, denn den Kern des Reiches, die Mittelmeerwelt, berührten diese Kämpfe nicht. Da lagen sie, jene herrlichen Städte des Altertums, deren Reichtum die modernen Ausgrabungen uns kennen gelehrt haben, im Kranze ihrer köstlichen Vorstädte, bewohnt nicht nur von zufriedenen und immer träger werdenden Menschen, sondern auch von einem „Volke von Statuen", überragt von schimmernden Tempeln. Eine wohlwollende und weitschauende Regierung sorgte für die Gesundheit der Einwohner; die Sanierung des Bodens, die Wasserversorgung der Städte lag ihr am Herzen, ungeheure, bis in die ländliche Umgebung hinein sich erstreckende Säulenhallen boten der Bevölkerung Schutz gegen die Sonnenglut wie gegen Regen und Sturm; bei Erdbeben, wie sie auf jenem Boden häufig genug waren, heilte kaiserliche Freigebigkeit die Schäden. Dazu gab es stete Unterhaltung der Menge durch die Aufregung des Zirkus und der Gladiatorenspiele; die an feinere Genüsse Gewohnten erfreute der Besuch eines glänzenden Redners, der auf einer Tournee durch die hellenistischen Städte überall seine Kunst, mit vielen blendenden Worten nichts zu sagen, zur Darstellung brachte. Und die Leistungen des Staates suchte der vornehme Privatmann mindestens zu erreichen. Unzählige Reiche haben sich damals arm gegeben, um durch Schenkungen in öffentlichem Interesse das rasch bereite laute Lob ihrer Mitbürger zu finden. Auf tausenden von Inschriften bezeugen die stereotypen, einen solchen Wohltäter ehrenden Worte: „Der Rat hat N. N. geehrt ...",

welche Ziele der glühende antike Ehrgeiz damals verfolgte. Der lange Friede durchbrach die Mauern, die früher die Städte eingeschnürt hatten, die Schutzwehren der Gemeinden verfielen, weil niemand einen Feind fürchtete; als dieser dennoch im Laufe der Jahrhunderte kam, mußte der Reichtum an Statuen nicht selten den bedrängten Bürgern beim Mauerbau aushelfen.

Im zweiten Jahrhundert n. Chr. ist der Höhepunkt erreicht. Gute und ernste Kaiser sorgen noch emsiger als die früheren Herrscher für das Gemeinwohl, der Senat setzt seine Opposition gegen die Monarchie nur noch in schwächlicher Tradition fort. Aus dieser Zeit besitzen wir die Lobrede eines geschickten kleinasiatischen Redners auf Rom. Es war diesem Mann mit seiner Kunst, die damals eine wirkliche Macht besaß und von den regierenden Gewalten aufs höchste anerkannt ward, tiefster Ernst, und ehrlichste Überzeugung beseelte ihn, wenn er die Hauptstadt der Welt aus allen Tonarten seines reichen Registers pries. Er zieht die bekannte Parallele mit Alexanders Weltreich und erblickt, das Wesen dieser gewaltigen Schöpfung völlig verkennend, in dem Wirken des makedonischen Herrschers nur ein kurzluftiges Beginnen: über allen staatlichen Gebilden der Griechen steht Rom. Schnell folgten sich die älteren drei Weltreiche, während man sich auf die Anfänge der Kaiserherrschaft kaum mehr recht besinnen kann. Rom schafft Gerechtigkeit und Ordnung, hat aus der ganzen Menschheit eine einzige große Demokratie gemacht, es gibt im Reiche keine Barbaren und Hellenen mehr, aller Ehrgeiz hat aufgehört, kein Unterschied herrscht mehr zwischen Arm und Reich; die große Stadt ist die Akropolis der Welt, ist das Meer, in das alle Flüsse sich ergießen. Friede blüht überall auf dieser römischen Erde, die gleich einem Park den Bewohnern lacht, gleich einem einzigen großen Hause alle umschließt; Kriege gelten nur noch als Legenden der Vorzeit, das Eisen ist beiseite gelegt, zerstörte Gemeinwesen haben ihre Auferstehung erlebt. Kämpfe gibt es nur noch an den äußersten Grenzen, ein ungeheurer Wall — es ist der limes gemeint — schirmt das Reich gegen die nordischen Völker, und die hoch entwickelte Kriegszucht des Heeres tut ihr Bestes zum Schutze der Untertanen. Wo alle Wünsche erfüllt sind, wo selbst die Götter tiefste Befriedigung über die Sterblichen erfüllt, da darf man von einem goldenen Zeitalter reden. —

Die ganze europäische Geschichte zeigt uns kein solches Bild; es ist schlechterdings ein Phänomen, daß die Einwohner eines Riesenreiches in ihrer überwältigenden Mehrzahl sich zweihundert Jahre hindurch haben wohl und zufrieden fühlen dürfen, ohne je durch feindliche Macht eine Krisis zu erleben, wie sie doch auch der englischen Weltherrschaft nicht erspart geblieben sind,

ohne je durch soziale Unruhen gestört zu werden. Aber die fast ausschließlich materielle Blüte einer Volksgemeinschaft bildet immer den Anfang des Verfalles, und selbst in jenem zweiten Jahrhundert, wo beredte Zungen das Hochgefühl „ich bin ein Römer" aller Welt verkünden, hat es nicht ganz an pessimistischen Beobachtern dieser Dinge gefehlt, die doch schon das Greisenalter Roms gekommen sahen.

* * *

Zu diesem Gefühlszustande der griechisch-römischen Welt hat nun das Christentum von Anfang an eine eigentümlich gegensätzliche Stellung eingenommen. Wohl läßt Lukas die Engel vom Frieden auf Erden singen, aber es ist der Friede eines Höheren als Augustus, und das Evangelium von diesem Höheren tritt in bewußten Gegensatz zum Jubelruf der Provinzialen, von dem oben die Rede gewesen. Und Christus selbst hat kein Hehl daraus gemacht, daß er nicht gekommen sei, Frieden zu bringen auf Erden. Selbst der Kosmopolitismus der Zeit, der, wie man mit Recht immer wieder betont, das Christentum so unermeßlich gefördert hat, ist bei den Vertretern des neuen Glaubens ein anderer als bei den sonstigen Bewohnern des weiten Reiches. Jahrhundertelang bildet das Bewußtsein von der reinen Jenseitigkeit dieses Daseins den Kern der christlichen Anschauung; Apokalypsen drängen sich an Apokalypsen, und jeder den Glauben verfolgende Kaiser, ein Nero und namentlich Decius, wird zum Antichrist. Kein Reichsbürger, selbst nicht der unverschämteste Kyniker, hätte vor dem Richterstuhle, nach Heimat und Herkunft gefragt, sich als Bürger der Welt ausgegeben, wie die Christen es getan haben wollen, wenn sie sich nicht noch weltfremder als Bürger Jerusalems bekennen.

In der Tat, der Christ hatte keinen Frieden, mitten im weiten Friedensreiche lebte er im Kriege mit den Mächten der Welt, jener Welt, die ihm Mangel an Vaterlandsliebe, die ihm tiefste Reichsfeindschaft oder wenigstens Reichsverdrossenheit vorwarf. Und die Heiden hatten nicht so unrecht; den Christen ist Rom wirklich das sündenbelastete Babel, dessen Sturz man nicht selten sehnlichst erhofft, sowenig man solche Wünsche allzulaut zu äußern wagt. Ja, man betont gelegentlich, wie warm man für Rom und das Reich bete, man weist hier und da auf die gute Gesinnung der christlichen Soldaten hin, auf die Bedeutung, die für das Wohl des Reiches die Gegenwart so kräftiger und erfolgreicher Beter wie der Christen haben könnte.

Das Reich war für seine Bürger mit der Zeit etwas schlechthin Gegebenes, etwas Ewiges geworden. Dem widersprach fast von Anfang an das Christen-

tum mit seiner Erwartung von der baldigen Wiederkunft des Herrn oder von einem nicht allzu fernen Ende alles Seienden. Das apokalyptische Denken der Christen beschäftigte sich früh mit den Weltreichen des Propheten Daniel; im vierten erkannte man nun folgerichtig das römische. Auch dieses mußte einmal sein Ende finden. Mit Schaudern, so läßt sich ein Kirchenvater des ausgehenden dritten Jahrhunderts vernehmen, sage er's, daß einst Rom und sein Name vergehen und das Reich wieder Asien zufallen werde; die Greisin müsse sterben, unter schrecklichen Vorzeichen werde der Antichrist nahen. Dann aber soll er seinen Meister in Christus finden, der ihn niederzwingen wird und das selige tausendjährige Reich heraufführen, das mit seiner Fülle von Gaben, seinem unendlichen Frieden schon von Vergil prophezeit worden ist. Nach diesem Zeitraum aber wird der böse Feind noch einmal frei, um völlig und endgültig zu unterliegen, und es folgt die Erneuerung der Welt.

So wird Vergils Hoffnung auf ein Friedensreich dieser Erde mißdeutet. Aber man geht noch viel weiter. Nicht lange mehr dauert es, und Constantin, der im Reiche und in der Religion Frieden wirkende Kaiser, erklärt in einer Predigt, Vergil habe mit seinem Segenskinde keinen anderen als Christus, den Heiland, bezeichnen wollen. Damit wird nun Vergil, der Prophet augusteischer Idee, zu einer Art von Heiligem in partibus bis auf die Zeit, da Dante den heiligen Sänger zu seinem Führer erwählt.

Unter Constantin war das Christentum Staatsreligion geworden; jetzt konnte man wohl in den Kreisen der triumphierenden Gläubigen das prophezeite selige Endreich gekommen wähnen. Aber die Zeit der kirchlichen Kämpfe und die Kriege seiner Nachfolger waren nicht dazu angetan, einen solchen Glauben zu begünstigen. Im immer mehr und mehr zusammenbrechenden Westen des Reiches, das von den Germanen verheert und bald von den Mongolen bedroht wurde, konnte man sich auch über das nahende Ende römischer Kaisermacht nicht mehr unklar bleiben. Der große Augustin sieht, obwohl für des Reiches Größe keineswegs unempfänglich, doch in der ganzen Geschichte der Römer vor Christi Geburt eine unabgebrochene Kette von Kriegen; erst seit diesem Zeitpunkte sei es etwas besser geworden. Und am Weltberufe des Imperiums verzweifelnd baut er seinen ewigen Gottesstaat auf den rauchenden Trümmern der ewigen Stadt auf.

Ganz anders empfindet man in der östlichen Reichshälfte. Das byzantinische Reich bewies eine große Kraft des Beharrens, der Gedanke der Weltmonarchie hat hier, freilich oft ohne jeden Schein des Rechtes, ein langes Leben gefristet. Das alte Christentum hatte den Untergang des vierten danielischen Weltreichs mehr oder minder lebhaft ersehnt und nicht selten vom Augenblicke

erhofft; in Byzanz weiß man nun, vielleicht auch unter dem Einflusse heidnischer Orakel, politische Hoffnungen und christliche Apokalyptik zu vereinigen. Die furchtbare Not der orientalischen Angriffe erzeugte jene merkwürdigen Prophezeiungen vom griechischen Sabbatherrscher, vom Friedenskaiser, der nach dem entscheidenden Siege über die Christenfeinde Krone und Herrschaft dem Könige des Himmels und der Erde auf Golgatha zurückgeben werde; danach sollten dann die letzten Dinge folgen. Damit ist etwas völlig Neues geschaffen: der römische Imperialismus in christlicher Gestalt.

Diese Weissagungsbücher kamen in den germanisch-gallischen Westen. Als der Franke Karl vom Papste die Kaiserkrone empfing und damit das Kaisertum „von den Griechen zu den Franken übertragen" schien, nistete sich auch die östliche Kaiserprophetie in Frankreich ein. Das neue römische Reich wird jetzt auch hier die Macht, die dem Einbruche des Antichrists wehrt. Aber bald tritt eine nationale Trennung ein; die kosmopolitische Kaiseridee weicht vor dem Erstarken des französischen Volksgefühles zurück; der große Kaiser wird von den Westfranken — wie heute noch von den Franzosen — als der ihrige beansprucht. So glauben sie denn in einem französischen Herrscher den Friedensbringer am Ende der Zeiten zu erkennen. Und ebensowenig beruhigte sich Byzanz mit den Ansprüchen der Deutschen; man bleibt dort dabei, daß der letzte Friedenskaiser nur ein Grieche sein könne.

Im zwölften bis dreizehnten Jahrhundert sehen wir einen neuen Wellenberg deutscher Geschichte sich türmen. Der staufische Imperialismus versucht sein Joch auf die Länder Europas zu legen. Frankreich und England sind ihm nur noch die „Provinzen", ihre Herrscher die „Unterkönige", selbst der oströmische Kaiser heißt immer nur „König der Griechen". Dieser Universalismus, dieser kräftig erneute Gedanke einer Weltmonarchie, nachdrücklich gefördert durch die aufblühenden Studien des alten römischen Rechts zu Bologna, knüpft unmittelbar an den antiken Begriff des alten römischen Imperiums an; dem entspricht es, daß man sich zu jener Zeit schon in einer Art von frühester Renaissance für die Ruinen der Antike zu interessieren beginnt. Diese Imperialisten lassen somit alle Welt dem römischen Kaiser staufischen Stammes untertan sein, was dagegen auch Franzosen, Engländer, Normannen, Griechen sagen mögen; er ist der große Friedebringer. Ein italienischer Kleriker, Petrus von Eboli, ein Zeitgenosse Walters von der Vogelweide, dichtet einen Panegyrikus auf Heinrich VI., den „Augustus", und erkennt, Vergil aufs treueste nachahmend, in Heinrichs soeben geborenem Sohn, Roger-Friedrich, den Schöpfer des Friedensreichs, in dem alle Kreatur einträchtig leben solle. Man darf dies nicht einfach Schmeichelei nennen; es

steht hinter diesen Versen eine felsenfeste Überzeugung. Dieselbe lebt ja auch noch in Dante. In seiner Schrift „Von der Monarchie" spricht der große Ghibelline zum Schlusse vom Berufe des Papstes und des Kaisers. Jener soll die Menschheit zum ewigen Leben führen, dieser zum zeitlichen Glücke, zum Frieden leiten: das bleibt seine höchste und schönste Aufgabe.

Ein solcher Imperialismus aber, von den anderen Völkern immer lebhafter bestritten, ward bald nach dem Falle der Staufer zum wesenlosen Anspruch. Mit um so brünstigerer Sehnsucht erwartet man nun im deutschen Volke den Endkaiser. Friedrich II. ist es, an den sich das Hoffen der Nation in ihren Tiefen klammert. So „wird die deutsche Kaiseridee", sagt ein heutiger Forscher, „zum Kaisertraum". Je trostloser im Laufe der Zeit die Zustände im Reiche und in der Kirche werden, desto greifbarer gestaltet sich die Erwartung des Endkaisers, der das Reich wiederherstellen und die Kirchenreform schaffen werde, um endlich auf Golgatha die Herrschaft niederzulegen. Falsche Friedriche treten auf; in so manchem neuen Kaiser, selbst in einem Friedrich III., hofft das Volk den Erfüller aller seiner Wünsche nahen zu sehen. Während die apokalyptisch-politischen Hoffnungen der Franzosen nur den Stempel der gloire tragen, so sieht der tiefer empfindende Deutsche in jenem Endreiche die Erlösung von jeglicher Not: von politischer Zerspaltung, sozialem Elend, Gewissensbeängstigung. Die Kyffhäusersage wächst sich aus; zuerst noch mit Friedrichs II. Person verbunden heftet sie sich später an Friedrich I. Sie erreicht ihren Höhepunkt im fünfzehnten Jahrhundert, aber noch unter Karl V. erwartete man den Kaiser Friedrich, der aller Welt Ruhe und Frieden geben würde: „dann würt das gülden alter und die güldene zeit erfüllt . . ."

Die gewaltige Entwicklung einer neuen machtvollen Staatsidee in Frankreich, England und Spanien, die Begründung der Kunde vom Völkerrecht durch H. Grotius, die Trennung der alten Kirche in zwei feindliche Lager ließen die mystischen, dem Mittelalter entstammenden Träume allmählich verschwinden. Restlos aber verflüchtigten sie sich nicht. Noch in Grimmelshausens „Simplicissimus" läßt sich ein Nachhall jener alten Erwartungen, verbunden mit neuen Hoffnungen, bedeutsam genug vernehmen. Freilich weist der Dichter die Rolle des Propheten einem Verrückten zu. Aber die Weissagung ist trotz alles phantastischen Beiwerks so individuell, so selbständig gegenüber der alten Überlieferung, daß man zweifelhaft wird, ob nicht der eigentümlich vielseitige Schriftsteller hinter der Maske eines Narren das echte Antlitz eines träumenden Patrioten verbirgt. Grimmelshausens „teutscher Held" ist ein Reformator sozialer, politischer, religiöser Art, der nicht nur das römische Kaiser-

tum hoch über allen Landen wieder aufrichten, sondern auch eine Parlamentsherrschaft gründen, eine Reichshauptstadt erbauen wird, um endlich eine einzige christliche Religion herzustellen.

Was in Jahrhunderten zum festen Bewußtsein geworden war, die Überzeugung von der Weltmonarchie, vom heiligen Wesen des Reichs, betätigte im Denken und Fühlen vieler Zeitgenossen noch eine erstaunliche Kraft. Alle Greuel des furchtbaren Krieges und der ihm nur zu bald folgenden Kämpfe haben diesen Gedanken nicht völlig verschütten können. Die danielische Prophezeiung von den vier Weltreichen wirkt in ihrer alten Deutung auch in dieser Epoche noch fort und findet sogar in der politischen Wissenschaft Vertreter, denen das Reich als die höchste Offenbarung des wahren Staates erscheint. Ja, noch ein Leibniz hält sich an Daniel, und sieht sogar die Schweizer und Niederländer zum Reiche zurückkehren, sieht die Italiener, die er „unsere Vasallen" nennt, den Regensburger Reichstag beschicken.

Solchen verblendeten Anschauungen aber begegnete die gesunde Kritik klarer Köpfe. Bogislaw von Chemnitz' berühmte Schrift „Hippolithus a Lapide", gerichtet gegen diese „ruheselige Wissenschaft", wie Treitschke es nennt, soll schon durch ihr vernichtendes Titelbild offenbaren, wie es in Wahrheit um die deutsche Weltmonarchie stehe. Da sehen wir den Reichsadler auf der Weltkugel jonglieren, links zaust ihm der französische König mit gleichmütig eleganter Gebärde die Schwinge, rechts beißt ihm der schwedische Löwe in den Flügel, und aus dem Hintergrunde stürmt ein deutscher Reichsfürst, als Ritter gewappnet, mit dem bloßen Schwert heran. Vollends hat dann der große Samuel Pufendorf den alten Reichsaberglauben und das universalistische Faseln durch seine schonungslose Polemik bekämpft und zum Teil auch verdrängt.

In seinen sechs letzten Lebensjahren war Pufendorf der Historiograph des brandenburgischen Staates, dessen rücksichtsloser Wirklichkeitssinn für kein imperialistisches Traumgebilde auch nur das kleinste Plätzchen bot. Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß der Ausläufer jener sibyllinischen Flugschriften des Mittelalters, die Weissagung von Lehnin, in letzter Bearbeitung sich gegen das hohenzollernsche Haus richtet, dessen großer Sohn Friedrich Wilhelm Pufendorf eine neue Heimat gegeben hatte.

Der Gedanke der den Frieden schützenden Weltmonarchie war tot; längst waren neue Mächte auf dem Plane erschienen, auch Deutschland selbst gewann durch die Beteiligung Preußens an den Welthändeln allmählich ein anderes Aussehen. Endlich schlug die Stunde, in der das Reich, nur noch ein Gespenst, sang- und klanglos versank. Ein neuer Cäsar gründet ein Weltreich, es gelingt

ihm nicht ganz ohne Hilfe der deutschen Kosmopoliten, die gleich Schiller beim Untergange des Imperiums doch „die deutsche Würde unangefochten" glaubten*). Und manche dieser Kosmopoliten erhoffen in waffenklirrender Zeit von dem unermüdlichen Schlachtendenker vertrauensvoll den Frieden. Noch im Juli des Jahres 1812 hat Goethe dem Glauben Worte verliehen, daß der Held seiner Wahl dereinst zusammen mit dem Könige von Rom „mit milder Hand den Janustempel schließen" würde; denn: „der alles wollen kann, will auch den Frieden"**).

* * *

Die antike und mittelalterliche Weltmonarchie erzwang oder erstrebte den Frieden durch ihr erdrückendes physisches wie moralisches Übergewicht: in letzter Instanz beruhte sie auf nationalem Untergrunde, hier des römischen, dort des deutschen Volkstums. Universalismus und Nationalismus vereinigten sich zum festen Bunde. Die modernen Friedensfreunde verlangen dagegen, nicht ohne Zusammenhang mit älteren romantischen Plänen, den Weltstaatenbund oder den Weltbundesstaat. Im Gegensatze zum antiken Kosmopolitismus, der eine natürliche Begleiterscheinung jener Epoche war, und zum deutschen des achtzehnten bis neunzehnten Jahrhunderts, dem letzten Ergebnis nationalen Verfalls, wird uns von den Pazifisten der Kosmopolitismus geradezu aufgedrängt, und, was in früheren Zeiten vielfach nur Stimmung gewesen war, jetzt nach dem Muster der Internationale in feste, staatsrechtliche Formen gebracht. Aber der entsetzliche Krieg, in dessen unabsehbarem Wüten wir stehen, hat alle pazifistischen Programme und Konferenzen zu leeren Spielen der Phantasie gemacht, alles, was jene edlen Menschen gesonnen und ausgesprochen, ist durch die grause Wirklichkeit der Dinge zur Utopie geworden. Doch auch schon vor dem Ausbruch des Krieges hätten gewisse Anzeichen diese Idealisten bedenklich stimmen können. Wie laut hatte man gejubelt, als 1898 der Zar das berühmte, jetzt berüchtigte Friedensmanifest erließ: nun hat unser Schiff den Steuermann gefunden, riefen die schnell beglückten Optimisten. Es kam der furchtbare russisch-japanische Krieg, es kam der entsetzliche „blutige Sonntag" — innerer Unfriede fällt freilich nicht in den Gesichtskreis der Friedensfreunde —, aber schweigend ging man darüber hinweg, daß ein Eideshelfer gleich diesem Zaren einst im Friedensrate gesessen hatte. Vollends ist jetzt alles noch überboten, was jene Kongresse als menschenunwürdig bezeichneten: die Beschießung von

*) Natürlich darf man den deutschen Kosmopolitismus nicht in schroffen Gegensatz zum Nationalismus stellen: das hat uns F. Meinecke: Weltbürgertum und Nationalstaat, gelehrt.

**) Vergl. über alles dies auch K. v. Stengel: Weltstaat und Friedensproblem. Berlin 1909.

offenen Städten wird skrupellos geübt, die Torpedierung von Schiffen ist traurige Regel geworden, und die „Barbarisierung der Luft", wie Berta v. Suttner es nennt, ist vollendetste Tatsache hüben wie drüben. So hat denn der Pazifismus, dessen Los man nur beklagen, nicht etwa verhöhnen darf, sich kleinlaut zurückziehen müssen, und sucht nur durch andere internationale Mittel, durch eine gefährliche, unbedingte Versöhnlichkeit, durch den treuherzigen Glauben an das Friedensbedürfnis unserer schonungslosesten Feinde zu wirken.

Alle politische Prophezeiung ist fast stets nicht besser als die faselnde Sibyllistik des Altertums und Mittelalters. Wie man sich den Ausgang des Riesenkampfes noch nicht vorstellen kann, so versiegt vollends alle Phantasie beim Gedanken an den möglichen Zustand der Dinge im neuen Frieden. Aber Hoffnungen allgemeiner Art, begründet in der Erkenntnis der Vergangenheit, dürfen berechtigt erscheinen. Längst ist die Anschauung überwunden, die Kaiseridee der Staufer sei ein Phantom gewesen; einem solchen hätten nicht Patrioten jahrhundertelang nachgetrauert. Dieses Reich der Mitte, auf das auswärtige Feinde erst spät, da es schon auseinanderzuklaffen begonnen, Angriffe machten, war ein organisch entwickeltes Imperium, von dem seine vielen begeisterten Lobredner eine Herrschaft des Friedens erwarteten oder erträumten. Das neue Reich hat durch die Auffassung seines Friedensberufes, wenn auch unter noch so veränderten Bedingungen, doch das Erbe des alten in dessen bester Zeit wieder angetreten und durch dasselbe Mittel, eine stetig wachsende Macht der Waffen, den Frieden zu erhalten gesucht. Nur einen solchen Frieden, erzwungen und gewahrt durch physische und intellektuelle Kraft, dürfen wir erhoffen. Das Altertum hat, in der Einfachheit seiner Verhältnisse, in der Unmittelbarkeit seines Denkens, der Kraft seines Ausdrucksvermögens, da das richtige Wort gefunden: Kaiser Augustus spricht von einen parta victoriis pax, einen Frieden als der Frucht der Siege.

# Der Winterkrieg in den Karpathen

## Von Hugo Schulz

Die am 14. Dezember beendete Schlacht bei Limanova bedeutete die Sonnenwende des russischen Kriegsglückes in Galizien. Zunächst schien der schwer errungene Sieg der österreichisch-ungarischen Truppen, denen die 47. deutsche Landwehrdivision im kritischen Augenblicke willkommenen Beistand geleistet hatte, nichts anderes bewirkt zu haben als eine Begrenzung der russischen Invasion, gegen die sich alsbald am Dunajec und an der Nida unübersteigliche Dämme erhoben. Schon hatten russische Fäuste an die Tore von Krakau gepocht, schon hatte sich die achte russische Armee angeschickt, den letzten Rest von Galizien zu überfluten, als der harte Rückschlag erfolgte, der im ersten Augenblick eine weittragende Wirkung zu haben schien, die bis in das Sangebiet reichte. Die Truppen der Armee Boroewic hatten, aus den Ostbeskiden vorbrechend, bereits wieder Jeslo und Krosno erreicht, die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand hatte an meheren Stellen den oberen Dunajec überschritten und auch die Offensive der Armee Dankl wollte an der Nida nicht haltmachen. Da traten noch rechtzeitig die russischen Verstärkungen in Aktion und der kühnen Konzeption der österreichischen Führung blieb angesichts der unerschöpflichen Massenaufgebote des Feindes der Enderfolg versagt. Vor dem bleiernen Druck der numerisch stark überlegenen Masse geriet gegen Ende Dezember die Schwungkraft des österreichischen Gegenstoßes an den toten Punkt und es mußte sogar ein Teil des gewonnenen Raumes wieder aufgegeben werden, so daß in Galizien nunmehr die Linie, die sich von Malastow über Gorlice an den unteren Dunajec und diesen entlang bis an die Weichsel zieht, die Grenzscheide blieb. Trotz des noch immer bedeutenden Raumgewinnes, der das Ergebnis des kühn angesetzten und mit überaus geschickten Umfassungsbewegungen den Feind vielfach einklemmenden Befreiungsstoßes bildete, war das Stehenbleiben der mit unzulänglichen Kräften an einen numerisch weit stärkeren Gegner geratenen Offensive für Wien und Budapest eine Enttäuschung. Wohl war Neu-Sandec wieder erobert, aber die Hoffnung auf den Entsatz von Przemysl hatte sich nicht erfüllt und alle Anzeichen schienen dafür zu sprechen, daß sich der Ansturm der russischen Massen erneuern würde. Es gab Pessimisten, denen der Sieg von Limanova nicht mehr bedeutete als einen kurzatmigen Eintagserfolg, aber auch die Optimisten ahnten nicht, daß er in sich die Keime trage

zu den beispiellosen Erfolgen der verbündeten Waffen, die im Frühling und Sommer 1915 der russischen Dampfwalze ein katastrophales Ende bereiten. Es war auch schwer, das vorauszusehen, denn die Kriegsereignisse, die auf die Schlacht bei Limanova folgten, bilden die schrecklichsten Kapitel des Weltkrieges und waren für die österreichischen Heeresgruppen sowie für die zu ihrer Unterstützung herbeigeeilten deutschen Divisionen der Armee Linsingen eine Kette von unerhörten Prüfungen und heroischen Leiden, die in der ganzen Weltgeschichte kein ebenbürtiges Seitenstück fanden. Das Schwergewicht der Aktionen verschob sich nämlich dermaßen, daß ein wilder, unwegsamer Gebirgswall mit Höhen, die bis zu 2000 Meter aufragen, zum Hauptschlachtfelde wurde, zum Schauplatz des furchtbaren Winterkrieges in den Karpathen. Das mußte geschehen, und als die Führung der österreichisch-ungarischen Armee sich entschloß, das Werk von Limanova zunächst auf der Karpathenfront fortzusetzen, war sie auf dem richtigen Wege. Es ist überhaupt ihr größtes Verdienst, daß sie sich die Initiative niemals vom Feinde entreißen ließ, immer wieder, und zwar auch dann, wenn das taktische Verhalten defensiv bleiben mußte, zur Offensive strebte und immer wieder dem Feinde das Gesetz ihres Willens aufnötigte, welche Schranken sich auch immer bei der besonderen Schwierigkeit der Verhältnisse im Winter, bei der Unzulänglichkeit der Bahnverbindungen in den betreffenden Gebieten, bei der Überlastung der operativen Erwägungen mit kaum lösbaren Verpflegsproblemen diesem Willen entgegentürmten.

Es hieß zunächst wieder in den Besitz der Karpathenpässe gelangen, in denen sich starke russische Kräfte bereits festgesetzt hatten. Das galt besonders vom Uszoker Passe in den zentralen Waldkarpathen, der den Übergang in das Ungtal und von da nach Ungwar und Kaschau vermittelt, also die wichtigste Einfallspforte in das östliche Oberungarn darstellt. Die milden Temperaturen des Frühwinters begünstigten das Unternehmen, und um die Jahreswende war der Uszoker Paß den Russen entrissen, und zwar durch die Honveddivisionen des Generals Szurmay, die späterhin den linken Flügel der in den Ostkarpathen operierenden deutschen Armee Linsingen bildeten. Die Karpathen blieben fortan bis in den Frühling die Basis aller Aktionen, die zumal nach dem Einlangen der aus Westpolen wieder nach Ungarn verschobenen Armee Böhm-Ermolli und der von Linsingen herangeführten deutschen Divisionen offensiven Charakter gewannen. In den Ostbeskiden und in dem Raume der sogenannten Duklasenke bis zum Laborczatal stand die Armee Kovonvic, den Abschnitt des Lupkower Sattels bis in die Nähe des Uszoker Passes besetzte die Armee Böhm-Ermolli, an sie schloß die deutsche Armee Linsingen an.

Offensive Vorstöße in der Richtung auf Przemysl sollten die Hauptaufmerksamkeit des Feindes auf das Zentrum der Karpathenfront lenken und ihm die Meinung einflößen, daß es sich den Verbündeten hauptsächlich um den Entsatz der belagerten Festung handle. Inzwischen aber sollte sich eine großzügige Flügelaktion vorbereiten, deren Ziel die russische Ostflanke bildete und deren Gelingen eine Aufrollung der ganzen russischen Front in Galizien versprach. Dieses Ziel wurde, obgleich die Täuschung des Gegners über die Absicht der Verbündeten gelang, nicht erreicht, weil die inzwischen einbrechende Winterkälte die Ansammlung bedeutender Streitkräfte in Ostungarn, für die übrigens auch nur eine Bahnlinie zur Verfügung stand, sehr verlangsamte. Daß aber unter günstigeren Verhältnissen die Operation zum vollen Erfolge gediehen wäre, beweist die völlige Überraschung der Russen, als plötzlich stärkere österreichisch-ungarische Kräfte in die Bukowina einbrachen, und ihr überstürzter Rückzug aus dem Lande nach der Schlacht bei Kirli-baba. Die Bukowina war schon früher ein stachliger Dorn auf dem Wege der russischen Invasionsheere gewesen. Schwere Ungelegenheiten hatte dort die autochthone Landesverteidigung der Bukowinaer Bevölkerung bereitet, die als improvisiertes Landsturmheer im Guerillakrieg den Russen manche Niederlage beigebracht und sich schließlich im Gebirge behauptet hatte. Diesen Landsturmaufgeboten gesellten sich nun auch einige Heeresdivisionen zu und es entstand so die Armeegruppe Pflanzer-Baltin, die, stark genug, in stürmischem Siegeslaufe die Bukowina vom Feinde zu befreien, sich aber dann doch als zu schwach erwies, den tödlichen Flankenstoß gegen die ostgalizische Front des Feindes zu führen. Als sich die Russen von ihrer Überraschung erholt hatten, warfen sie Division um Division nach Südostgalizien und der Besitz des guten galizischen Bahnnetzes ermöglichte es ihnen, zurechtzukommen. Die Truppen Pflanzer-Baltins, im Westen noch von deutschen Kräften unterstützt, eroberten nicht nur die Bukowina, sondern auch einen Teil Südostgaliziens fast bis an den Dniestr, befreiten am 17. Februar nach zweitägigem schwerem Kampfe die Stadt Kolomea und gelangten vorwärtsstürmend noch bis an die Serethlinie, mußten aber dann vor der russischen Übermacht wieder hinter den Pruth zurückgehen. Kolomea behaupteten sie aber und in der Pruthlinie bis Nadworna leisteten sie unerschütterlichen Widerstand, obgleich die Russen ihre sehr überlegenen Kräfte zu einer Gegenoffensive ansetzten, die sich in rücksichtslos Menschenmassen opferndem Angriff aufrieb.

Um diese Zeit dürfte bei der russischen Heeresleitung der unglückselige Plan entstanden sein, die Gegenoffensive von Nadworna auf die ganze Karpathen-

front auszudehnen und sich durch Forcierung der Pässe mit außerordentlich starkem Aufwand an numerischer Kraft den Übergang nach Ungarn zu erzwingen.

Nach der Theorie winken ja dem Angreifer gerade im gebirgigen Gelände mancherlei Vorteile, die seine Sache aussichtsreicher gestalten als die des Verteidigers. Tatsächlich hatten es die Russen naturgemäß leicht, Truppen und Verpflegsmaterial an ihre Angriffsstellungen heranzubringen, während die Verbündeten, die die nördlichste Höhenlinie und ihre Ausgänge verteidigten, den ganzen breiten Gebirgswall im Rücken hatten. Ihre Lage erschwerte sich noch bedeutend durch die Witterungsverhältnisse. Erst spät hatte der Winter seine ernste Miene aufgesetzt und am grimmigsten gebärdete er sich, als es schon Frühling werden sollte. Gewaltige Schneemassen bedeckten die Bergflanken, die Temperatur sank oft bis unter 20° Celsius. Um die Truppen zu verpflegen, mußte man erst Gassen durch den Schnee brechen und überdies die Fuhrwerke in Schlitten verwandeln. Auf die Höhenstellungen, die sich in einigen Punkten in 1600 Meter, durchschnittlich aber in 1200 Meter Höhe befanden, konnte man die Feldküchen nicht hinaufbringen, die Nahrungsmittel mußten unter den furchtbarsten Mühsalen täglich hinaufgeschleppt werden. Es kam vor, daß Truppen lieber zwei Tage ohne Nahrung blieben, als schichtenweise durch metertiefen Schnee bergab und wieder bergauf zu wandern. Fast unmöglich war es, geeignete Unterstände herzustellen und sie mit Öfen zu versorgen. Die Deckungen und Drahthindernisse verschwanden oft im Schnee, die Grabensohlen füllten sich bei Tauwetter mit Wasser, über das sich dann bei Wiedereinbruch des Frostes eine dicke Eiskruste legte. Dazu kam noch, daß die Vorteile, die das Gebirge dem Verteidiger immerhin gewähren kann, auf einem breiten Abschnitte der Front, nämlich in der Duklasenke, völlig außer Betracht kamen. Dort bildet der Karpathenwall eine wellige Hochfläche, die nirgends eigentlichen Defileecharakter hat und die der Angreifer in breiter Front ohne nennenswerte Schwierigkeiten durchschreiten kann. Eine breite Bresche, die zum Durchbruch förmlich einlädt und deren zähe Verteidiger denn auch tatsächlich die Last des russischen Massendruckes am wuchtigsten zu fühlen bekamen.

Unter solchen Umständen hatte allerdings auch der Angriff seine Schwierigkeiten, immerhin aber hatten es die Russen leichter, Truppenverstärkungen und Verpflegsmaterial an die Front zu schaffen. Übrigens entwickelte sich ihre Karpathenoffensive nicht auf der Grundlage plangerechter Entschlüsse, sondern ganz allmählich aus den Ergebnissen der Kampflage. Da sich die Russen selbst

von den Karpathen her am wenigsten bedroht fühlten, waren sie zunächst genötigt, auch ihrerseits einen beträchtlichen Teil ihrer Reserven an diese Front zu bringen, und als sie dann im Laufe der Ereignisse ihres sehr bedeutenden numerischen Übergewichtes inne wurden, ließ sich die Führung vom Strome der Massen in der nun einmal eingeschlagenen Richtung immer weiter treiben. Zunächst galt es ja noch, die Offensive der Verbündeten abzuwehren, die im Februar sehr bedrohliche Fortschritte gemacht hatte. Sowohl die Armee Böhm-Ermolli als auch die Armee Linsingen war ziemlich tief nach Galizien eingedrungen, während die Armee Boroewic in der Duklasenke den wütenden Angriffen sehr überlegener russischer Kräfte unerschütterlich standhielt. Immer neue Verstärkungen zogen die Russen heran und so gelang es ihnen allmählich, Böhm-Ermolli, der bereits Baligrod erreicht hatte, wieder ins Gebirge zurückzudrängen. Da fiel — eigentlich zum Verhängnis für die Russen — am 22. März die ausgehungerte Festung Przemysl und dadurch wurden einige Divisionenf rei, die, sofort gegen die zentrale Karpathenfront eingesetzt, den dort bereits wirksamen Massendruck beträchtlich verstärkten. Das Eintreffen weiterer Verstärkungen steigerte die Angriffslust, und die russische Führung sah sich, vielleicht ehe sie sich dessen selbst inne wurde, in die verhängnisvolle Offensive gegen den Karpathenwall plötzlich hineingerissen. Im letzten Märzdrittel begannen jene mörderischen und furchtbar mühseligen Kämpfe, die in ihrem Zusammenhang das Bild der Karpathenschlacht ergaben. Fast einen Monat währte dieses gräßliche Ringen, das sich auch nach Südostgalizien fortpflanzte. Die Russen erlitten entsetzliche Verluste, aber immer neue Massen wuchsen hinter ihren Leichenbergen hervor, um weiter toll gegen die Pässe loszustürmen. Ihren Angriffen schien Plan und Einheitlichkeit zu fehlen. Bald war der Uszoker Paß, bald der Lupkower oder Wyszoker Sattel, bald wieder die Duklasenke die bevorzugte Durchbruchsstelle. Mitte April begannen die Kämpfe abzuflauen, der Angriff der Russen brach ermüdet zusammen. Um den Preis völliger Erschöpfung ihrer Kräfte hatten sie in der Duklasenke und gegenüber der Armee Böhm-Ermolli etwa zehn Kilometer Raum gewonnen, dagegen aber vor dem Uszoker Paß, um den es ihnen besonders zu tun war, völlig versagt und weiter im Osten gegenüber der Armee Linsingen, die noch in der zweiten Aprilhälfte tief in Galizien eindrang und den Zwininrücken erstürmte, sogar beträchtlich Raum verloren. Ihre blutigen Verluste müssen ungeheuer gewesen sein und sind nach Hunderttausenden zu schätzen, ihre Munitionsbestände waren fast erschöpft. In Rußland selbst ist man der Meinung, daß die Karpathenschlacht, die am 22. April mit einem vergeblichen letzten Angriff auf den Uszoker Paß ausklang, die

eigentliche Katastrophe der russischen Armee gewesen ist, die ihre Kraft zerbrach. Jedenfalls hatten die Verbündeten, als ihre beispiellos erfolgreiche Maioffensive in Westgalizien begann, einen zermürbten Gegner vor sich, dessen Front unter der Wucht ihres Angriffes zerbröckelte wie verwittertes Gemäuer.

# Die arme Vaubonne

## Von Andreas Schreiber

Celeste blickte durch die Fenster des Gartensalons. Die Rasenflächen hatten noch die bräunliche Farbe des Winters, und wo sich die Mulden bildeten, standen Wasserlachen. Trübe Nebel hingen über dem noch entlaubten Walde, der in der Ferne die Aussicht der ebenen Gegend schloß. Es tröpfelte.

„Der Frühling hat wenig Macht," sagte sie.

„Ja," entgegnete Graf Vaubonne, der beim Kamin saß, „doch . . ." Er stellte die Schokoladetasse auf ein Taburett. „. . . doch wir haben Wichtigeres zu sprechen. Sie sind nun lange genug bei den Schwestern von Sacre coeur gewesen. Sie werden nicht zu ihnen zurückkehren . . ."

„. . . denn wir gedenken Sie zu verheiraten," beendete Frau Vaubonne.

Celeste hatte sich jäh umgewandt.

„Ah, an wen?" fragte sie und lächelte unwillkürlich, obwohl ihr Herz unruhig war.

„Es ist noch nicht an der Zeit, Sie das wissen zu lassen, Mademoiselle, doch . . ."

*

Die Kammerfrau entzündete an dem Leuchter, den sie in der Hand hielt, die Nachtlampe. Es regnete stärker, und der Wind schlug die Pendelaires gegen die Scheiben.

„Man hat sie voreilig angebracht, denn noch will die Sonne keineswegs kommen," sagte Celeste schlaftrunken, während ihr die Kammerfrau das Nachtkleid überwarf, und dann nach einer Pause: „Oh, liebe Lisette . . . ich werde heiraten. Ich erhorchte den Namen Fontenelle. Weißt du vielleicht, du weißt ja soviel, wer das ist?"

„Komtesse, ich kenne nur den Marquis von Fontenelle. Ist er nicht ein entfernter Vettersmann von Madame?" Lisette richtete die Kissen und ihre Stimme fiel. „Er soll sehr . . . sehr lustig leben, trotz seines Stelzfußes und

seines künstlichen Auges und seiner sechzig Jahre." Sie richtete die Kissen. „Er soll sehr reich sein. – Doch der ist es wohl nicht ..."

„Wohl nicht," antwortete Celeste und winkte der Kammerfrau zu gehen. „Wie die Pendelaires schlagen," seufzte sie, während sich die Türe schloß.

✲

Celeste zog ihre beiden Freundinnen über den Hof weg in die alte, verlassene Remise.

Durch die grüngestrichenen Fensterläden fiel die schon schwache Sonne. Es war dämmerig hier, wie in einer Grotte. Wenn man aber zum Tor hinaussah, eräugte man den seidigen Föhnhimmel, an dem viele weiße Wolken wie Freudenbanner hingen.

„Nun, wer soll es sein?" rief die kühle Marion d'Etrées.

„Ein Fontenelle."

„Ich kenne nur einen. Der ist häßlich wie ein Affe."

„Dann zaubern wir ihn um," schrie Claire de Soubise. Sie wiegte sich in den Hüften und schwenkte einen Büschel Blumen. „Mit diesem klatsche ich ihm aufs Haupt wie Fee Rosalba," erklärte sie und kletterte auf einen Leiterwagen und ließ die Beine herabbaumeln. „Und Sie, teuerste Celeste, können sich überlegen, ob Sie ihm ein Horn so groß wie das eines Rhinozerosses aufsetzen, wenn Sie verheiratet sind, oder ein Geweih mit vielen Zacken."

„Ich denke, wenn jener Fontenelle, von dem Sie vorhin sprachen, in Frage stände, würden ihn meine Eltern doch mir nicht bestimmen?"

„Tralala ... la ... la."

„Ich weiß nicht, was Ihre Eltern im Auge haben."

„Aber wenn es so wäre ...?"

„Mein Gott, das wäre fatal."

„Und es ließe sich eben nichts machen."

„Doch lustig Braut, lustig und scharmant!" suchte Claire zu beenden.

„Wer würde mir helfen?"

„Wer sollte, könnte das?" erwiderte Fräulein d'Etrées indigniert. Sie begann sich zu langweilen. „Das ist abgeschmacktes Zeug!"

Claire war bereits aus der Remise entwichen und spielte mit dem Gärtnerjungen Tellerreißen. Das Hündchen, das ihm gehörte, sprang bellend an ihr hinauf und faßte ihre fliegenden Röcke.

✲

Als der ärgste Platzregen gerade niederging, stieg er aus dem Wagen, der

Herr von Fontenelle. Seine Lakaien deckten ihn, daß ihn Celeste nicht erkennen konnte. Jetzt sah sie ihn.

Aus dem violetten Grund des Salons bewegte sich eine bleiche Fratze mit dem Glasauge und dem anderen belebten Auge gegen sie zu, und das Stampfen des Holzbeines auf dem Parkett klang ihr, wie wenn man Erdschollen auf einen Sarg würfe.

Nun setzte man sich an die Tafel, er ihr gegenüber, dort Vater, Mutter, Bruder, hier zwei Edelleute, die er mitgebracht. Alle sprachen von der Pompadour, dem König, dem Krieg mit England, die beiden Edelleute ausschließlich von Versailles.

Da sie hoffte, daß er ginge, da kam er zu ihr. Er drängte sie in die Ecke, denn sie floh förmlich. Sie roch seinen Atem und sah sein starres Auge in der Nähe. Und er streckte die Hand mit den welken Adern ihr entgegen und flüsterte:

„Geben Sie mir Ihr Händchen, daß ich es zärtlich küsse. — Wie heißen Sie? — Celeste — ich weiß es schon. Der Name klang zu süß meinem Ohre, als daß ich ihn hätte vergessen können. — — — Den Zauber Ihres Wesens werde ich immer im Herzen behalten — — — Ihre Reize . . ."

*

„Sie haben mich überrumpelt, Sie haben mich gezwungen zu dem Verlöbnis!"

Gräfin Vaubonne schloß eigenhändig die Fenster, die in den Hof gingen.

„Wie häßlich!" sagte sie zornig und mit roten Wangen. „Wie à la Bourgeois! Ein Mädchen Ihres Standes spricht nicht so."

„Verkauft haben Sie mich!"

Louis bewegte sich unruhig im Hintergrunde: „Schwester, mäßigen Sie sich gegenüber unsern Eltern."

Graf Vaubonne reichte Madame den Arm.

„Wir ziehen uns besser zurück," sagte er, „bis die Vernunft wiederkehrt. Wir überlassen Sie der Überlegung. Sie lärmen ja wie die Lakaien unten im Hofe. Es ist unter unserer Würde . . .!"

*

„Bring sofort dieses Billett meinem Bruder!"

„In der Nacht? . . . Wenn Madame . . .! Sie sind außer sich, Komtesse. Mäßigung . . ."

„Ja, Mäßigung! Mäßigung! Mäßigung!" Celeste sank auf das Bett hin

und schluchzte. „Das kommt davon, wenn man wie ein Tier den Kopf in den Sand steckt."

„Ich muß gehen, Komtesse. Madame könnte nach mir verlangen und finden, daß ..."

Celeste schnellte empor. Sie betrachtete die alte Kammerfrau, die mit mürrischem Gesichte im Flimmer des Mondlichtes dastand.

„Ah, du bist bestochen ... doch gleichgültig!" Sie eilte zu ihrer Schatulle, öffnete. Man hörte das Gold klingen. „Hier!" sagte sie hart. „Und höre! Ich befehle es. Der Brief muß heute noch in die Hände meines Bruders. Am frühen Morgen will ich ihn treffen."

*

Es war dunkel. Der Mond hing noch am Himmel. Ein leichter Wind ging durch die jungen Blätter. Leise, aber emsig sangen die Vögel.

Celeste ging der Rotunde zu. Das Knistern in den Büschen, die breiten Schatten der Bäume beschleunigten ihren Schritt. Erleichtert atmete sie auf, als sie ihren Bruder sah.

Ohne ein Wort zu wechseln, traten sie in den kleinen Tempel, der inmitten der Rotunde stand. Es war darin kalt, wie in einem Eiskeller. Fröstelnd raffte Celeste die Falten ihres Mantels um ihren Körper.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie in meiner Bedrängnis zu so früher Stunde hierher bat, mein lieber Bruder."

„Welche Marotte!"

„Es ist keine. Nur die äußerste Not hat mich zu diesem Schritt getrieben. Ich bin wie eine Windharfe, in die der Sturm bläst und ihr die Chorden abreißen will. Retten Sie mich! Helfen Sie mir! Es ist ja nur darum, daß sie an den Hof will, und darum werde ich verschachert."

„Bitte, überlegen Sie, was Sie sagen, Schwester! Ich kann nicht dulden ..."

„Was sollen Sie dulden, und was soll ich dulden? Vergleichen Sie! ..."

Louis machte eine Gebärde der Ungeduld.

„Ah, vielleicht ... vielleicht wollen Sie auch nach Versailles, und um das Geld zu beschaffen ..."

„Ich bin nicht hierhergekommen, um Ungezogenheiten zu hören."

Louis wandte sich zum Gehen. Celeste hielt ihn am Ärmel.

„Bedenken Sie, Bruder, ich könnte mich vielleicht töten."

„Das haben viele gesagt und nicht getan."

„Bedenken Sie meine Lage. Was bleibt mir übrig?"

Louis lachte. Celeste ließ seinen Rockärmel fahren, sah ihn starr an, kehrte sich weg und ging schnell von dannen.

*

Sie mußte jemand haben, dem sie ihr Leid zuschrie, war es auch nur ein verknöcherter Domestik.

Stöhnend ging sie die Treppe hinan und klopfte an die Türe Lisettes. Es erfolgte keine Antwort. Sie klopfte stärker, rief den Namen. Sie klopfte mit Wut, schrie. Mochte man im Hause wach werden! Sie hörte ein unwilliges „Später!".

Der Klang dieser Antwort war so schlimm wie der Schein des eisighellen Morgenlichtes, das durch die hohen Fenster fiel.

„Ich bin verlassen wie auf einer Insel, eine Armida ohne Ritter," murmelte sie und stieg stöhnend wieder hinab.

*

Nun hatte sie die Mutter abgefaßt. Nun galt es Kampf!

Zornig drehte sich die Gräfin um und schloß die Türe. Sie trug ein brennendes Wachslicht und hatte sich eben in das Schlafgemach des Vaters begeben wollen.

Die Fenster standen noch der Schwüle wegen offen, aber schon blähte der Wind die Vorhänge herein. Man vernahm den Lärm des geschüttelten Laubes im Parke, und Blitze leuchteten bereits.

„Wir wollen nochmals reden, Madame," begann Celeste. „Von der Mutter ist keineswegs die Rede, nicht einmal davon, ob Sie Gräfin von Vaubonne sind. Weib gegen Weib wollen wir reden. — Würden Sie diesen Affen heiraten?"

„Impertinent! Was fällt Ihnen bei, Celeste? Man hat eine finanziell glänzende Partie für Sie ausgemittelt. Er ist in reiferen Jahren. Sie haben eine Führung nötig, meine Liebste. Dieser Auftritt zeugt dafür. — Er ist ein Landedelmann! Gut! Sie sind viel auf dem Land gewesen und lieben es. Das Glück weilt weder an den Höfen, noch gewährt es der Ehrgeiz. Das Glück kann nur jenen zuteil werden, die bescheidenen Herzens sind und nichts wünschen, nichts hoffen und nichts vom Geschick fordern, als Zufriedenheit."

Der Donner begann zu rollen.

„Sie Heuchlerin, Sie wollen ja an den Hof und darum verschachern Sie mich," schrie Celeste.

„Und wenn der für Sie gewählte Gatte nebenbei auch unsere Finanzen

kräftigt, was ist dahinter, Unverschämte? Habe ich Sie nicht mit Schmerzen geboren, daß Sie mir in der Not eine Stütze seien."

„Sie wissen genau, daß mir vor diesem — — ekelt, daß ich an der Heirat mit ihm zugrunde gehen werde ..."

Celeste konnte sich nicht mehr verständlich machen. Ein dicht dem Blitze folgender Donnerschlag füllte mit seinem Lärm das Zimmer.

„Sie reden ja wie Jean Jacques Rousseau!" antwortete die Gräfin, als er verhallt war. „Ich habe keine Lust mehr, Ihrem Wüten zuzuhören. Reden Sie mit Donner und Blitz, Undankbare."

Sie rückte Ihre Nachthaube zurecht und ging.

„Ach, Sie kennen Ihre und meine Hilfskräfte genau. Feige, feige ist das!" schrie Celeste.

Ihr zierlicher Körper wand sich in ohnmächtigem Zorne.

*

Celeste huschte in den Laden. Der Apotheker stellte, nachdem er ihr Verlangen vernommen, seine Fragen. Wozu sie das Gift brauche?

„Für eine Katze, die mir lieb ist wie ich selbst und die nicht mehr werden kann. Sie soll sanft und vor allem schnell sterben."

Der dürre Mensch hob seine Brille von der Hakennase und sah sie wieder prüfend an. Er weigerte sich, um einen höheren Preis zu erzielen.

„Gnädigste Komtesse, ich mache solche Geschäfte nicht. Sie sind erregt."

„Soll ich es nicht sein, da ich so viel verliere ... in dem Tier, das ich liebe."

Er prüfte noch immer. Mit Widerwillen gingen ihre Blicke über die Flaschen, Tiegel, Schachteln, sonderbaren Geräte und sie glaubte kaum mehr den Geruch dieses Gewölbes ertragen zu können. Das war wie ein Vorgeschmack des Ortes, zu dem sie sich jetzt den Zutritt erkaufte. Das bißchen, was der widrige Mensch zwischen den Fingern hielt, würde sie fressen, daß nichts mehr übrigblieb als fauler Moder. Es war zum Staunen. Sie legte ein paar Goldstücke auf den Tisch.

„Zögern Sie nicht, es ist gutes Geld," sagte sie.

Die Augen des Chemisten funkelten. Seine Bedenken starben. Er gab das Fläschchen aus der Hand.

„Zwanzig Tropfen genügen ... würden selbst für Sie genügen."

*

Die Blicke der Kammerzofen wichen Celeste aus, als sie im Brautstaat das Ankleidekabinett der Mutter betrat. Auch die Blicke der Mutter senkten sich.

Celeste blieb wortlos, totenbleich in der Mitte des Zimmers stehen und sah immerfort die Mutter an. Diese kreischte endlich:

„Sie stören meine Toilette!"

Langsam wich Celeste bis zur Türe zurück.

„Sie stören meine Kammerfrauen!"

Celeste lief eine Träne die Wange hinab.

„Sie stören mich! Gehen Sie!"

Celeste ging.

*

Der Wein perlte in den Gläsern. Die Gäste schwatzten wie die Mühlen, aber ihre Gesichter sahen griesgrämig drein. Um die Pracht zu erhöhen, hatte man die Fenster der Galerie, wo man heute tafelte, verhängt und die Lüster entzündet.

„Wo ist der Katafalk? Die Lichter sind da," sagte Celeste zu ihrer Mutter, als sie ihr nahe kam.

„Keine Tränen, bitte!"

„Jetzt keine mehr, verlassen Sie sich darauf, Madame, keine!"

*

Wie eine Wachsfigur, die schlechtgeölte Federn bewegen, verließ Fontenelle den Wagen. Celeste blickte zum reichgestirnten Himmel auf.

Ruhig betrat sie mit ihrer Mutter und Lisette, die ihr für heute nacht noch dienen sollte, den Raum, der an das Brautgemach stieß.

Willig ließ sie sich entkleiden.

„Seien Sie vernünftig! Er ist reich, er ist verliebt in Sie," flüsterte ihr die Mutter zu.

Celeste erwiderte:

„Keine Tränen, keine, aber Mut!"

Die Gräfin und Lisette tauschten einen Blick der Zufriedenheit und die Gräfin ging. Kaum hatte sie sich entfernt, als sich Celeste aufrichtete und mit dem Finger auf die Türe wies. Lisette duckte sich unwillkürlich.

„Gute Nacht, Madame," sagte sie höhnisch-mitleidig und entfernte sich schnell.

Celeste griff in den Busen und besah den farblosen Inhalt des Fläschchens. Jetzt, jetzt, da es Zeit war, fühlte sie ihren Entschluß wanken. Warum sich töten? Leben ist schön, selbst um jeden Preis, ging ihr durch den Kopf. Zitternd stützte sie sich an das Tischchen, auf dem ihr neues, kostbares Necessaire funkelte.

Ein Geräusch in dem anstoßenden Brautgemach schreckte sie auf. Sie sollte nun nach der Sitte schon dort ruhen. Sie bemerkte mit Entsetzen, daß die

Türe, die hinüber führte, nur angelehnt war. Es zog sie hin. Sie mußte durch den Spalt sehen.

Zwei Diener halfen ihrem Gatten in das Bett. Eine ungeschickte Bewegung, die sie machten, entblößte den Stummel seines Beines. Jetzt begriff Celeste, daß Verzweiflung und Tod ihr zu Häupten standen. Und sie griff mit den Händen in die Luft und dann riß sie die Kapsel von dem Fläschchen und nahm den Inhalt in einem Zug.

# Deutsch-türkische Vereinigung

## Von Erich Schairer

„Ich habe die Ehre, Eurer Majestät die Gründung einer türkisch-deutschen Vereinigung zu melden. Eine solche Vereinigung in dieser Zeit ist ein Beweis fester und gut begründeter Zuversicht und drückt auch den Willen zu einer segensreichen kulturellen Arbeitsgemeinschaft aus. Möge nach einem glücklichen Ausgang des großen Krieges der Friede beide Völker durch die Segnungen der Kultur und Organisation in solcher Innigkeit verbinden, wie sie jetzt durch die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft auf siegreichen Schlachtfeldern geweiht und besiegelt ist.

Enver Pascha, Kriegsminister, Vizegeneralissimus."

Also lautete das Telegramm, das am 3. Oktober dieses Jahres dem deutschen Kaiser und dem türkischen Sultan im selben Wortlaut die Gründung des türkischen Gegenstücks der Deutsch-türkischen Vereinigung mitteilte: die Grundsteinlegung zu dem Konstantinopeler Gegenpfeiler eines in Berlin schon vor beinahe zwei Jahren begonnenen und seither kräftig ausgebauten Fundaments*), bestimmt, den Bogen einer weit gespannten und hoffentlich bis in ferne Zeiten dauernden Brücke politischer, wirtschaftlicher und geistig-kultureller Interessengemeinschaft zu tragen.

Die Zuversicht auf die Dauerhaftigkeit einer solchen Verbindung zweier unter allen diesen Gesichtspunkten — politisch, wirtschaftlich, kulturell — so verschiedenen, ja gegensätzlichen Staaten und Volksindividualitäten gründet sich nicht etwa bloß auf die Tatsache, daß sich hüben wie drüben unter der organisatorischen Führung des deutschen Orientpolitikers Jäckh-Pascha die hervor-

*) „Deutsch-türkische Vereinigung", Geschäftsstelle: Berlin W 35, Schöneberger Ufer 36 a.

ragendsten Männer der Öffentlichkeit zu gemeinsamem Wirken zusammengeschlossen haben. Wohl sind es letzten Endes immer die Persönlichkeiten, von denen die Bewegungen im Gang der Geschichte ausgelöst werden; aber Völkerbündnisse haben nur dann Bestand, wenn als treibende Kräfte sachliche Notwendigkeiten dahinter stehen. Darum ruht auch der Glaube an die deutsch-türkische Zukunft wesentlich auf der Erkenntnis, daß es nicht der Zufall diplomatischer Fügekunst, sondern die zwingende Logik gemeinsamer Interessen ist, der sie ihre Gestaltung verdanken wird.

Am klarsten ist die politische Seite des Verhältnisses, die sich durch den Eintritt der Pforte in den Krieg vor nunmehr einem Jahre und seither durch eine enge und ruhmvolle Waffenbrüderschaft geoffenbart hat. Was die beiden Staaten, den Anlieger der Nord- und Ostsee hier, des Schwarzen, des Roten und Persischen Meeres dort, aneinander kittet, ist der beiden eigentümliche Gegensatz zu den flankierenden Großmächten Rußland und England. Darum jubelt man in Stambul über deutsche Erfolge in Flandern und Kurland; und darum helfen deutsche Truppen und Offiziere Konstantinopel schützen gegen England und — Rußland, Erzerum gegen Rußland. Mit England — das ist auch wieder beiden Bundesgenossen fast in gleichem Maße eigentümlich — hat sich bis vor kurzem ganz gut leben lassen, weil es selber auf Grund eines tiefgewurzelten Gegensatzes der natürliche alte Gegner Rußlands ist. Deutsch-englische Verständigungsversuche mit Front gegen Rußland knüpfen sich an die Zeiten Caprivis wie Bethmann Hollwegs, und türkisch-englische Bundesgenossenschaft gegen Rußland schien bis zum Beginn dieses Jahrhunderts Tradition. Das war, solange Großbritanniens Politik noch einigermaßen nach dem Grundsatz kluger Mäßigung geleitet wurde; solange ihm Deutschland und das osmanische Reich als „Pufferstaaten" gegen Rußland von Bedeutung waren. Natürlich konnten diese sich in solcher Rolle nicht England zuliebe dauernd bescheiden, und der englische „Imperialismus", der die Türkei lieber auflösen als mächtig werden, der Deutschlands Weltmachtstellung um keinen Preis neben sich aufkommen lassen wollte, hat diesen Krieg heraufgeführt und dazu das unnatürliche Bündnis mit Rußland nicht gescheut. Es trägt den Keim des Zerfalls in sich selber: die deutschen und türkischen Waffen werden vollends das ihrige dazu beitragen, ihn zur Wirkung zu bringen. Damit wird unter Umständen nach dem Kriege eine Möglichkeit der Verständigung mit England und auf ihrer Grundlage eine Verstärkung der Defensivstellung gegen Rußland, den Erbfeind der Türkei, den zukünftigen Feind Westeuropas, gegeben sein. Und wenn die Brücke von Berlin nach Stambul und Bagdad mit ihren Zwischenpfeilern Wien, Bu-

dapest, Sofia — wie wir hoffen — steht und hält, so wird sie den „Mittelmächten" (in einem neuen und inhaltsvolleren Wortsinn) den unschätzbaren politischen und strategischen Vorteil der „inneren Linie" gegen Rußland und gegen England gewähren. Ein gewaltiger Damm wird die nach Westen drängenden russischen Völkerwellen stauen und nach Osten zurückfluten lassen, wo sie ihre Bestimmung erfüllen mögen. Darum darf sich die Lücke zwischen Kairo und Kalkutta in dem englischen Gürtelreich um den indischen Ozean nicht schließen; der persische Golf darf weder englisch noch russisch werden.

Politik und Wirtschaft hängen nahe zusammen; darum läßt sich die Begründung einer wirtschaftlichen Interessengemeinschaft zwischen Deutschland und der Türkei zu einem guten Teile aus den eben skizzierten politischen Verhältnissen ableiten und in folgende Sätze fassen:

1. Die Türkei mit ihren Nationalitätenschwierigkeiten wird zu fernerer staatlicher Erstarkung nur gelangen können, wenn es ihr auch über den Krieg hinaus gelingt, die Macht des herrschenden Türkentums und die zentrale Regierungsgewalt aufrecht zu erhalten. Voraussetzung dafür ist Kräftigung und Gesundung der Staatsfinanzen, und diese wiederum ist bedingt durch den wirtschaftlichen Aufschwung des Reiches, durch die Erschließung all der schlummernden oder verschütteten reichen Schätze seines Bodens und seiner Bevölkerung. Dazu aber bedarf es der Befruchtung durch deutsches Kapital, deutschen Arbeitsgeist und deutsche Technik. Der unentwickelte jüngere Bruder braucht die Erziehungshilfe des fortgeschritteneren älteren.

2. Deutschland, der hochentwickelte, aber kolonialarme und dazu noch der englischen Blockade preisgegebene Industriestaat, hat für seinen politischen Daseinskampf größtes Interesse an der Eröffnung eines auf dem Landweg zu erreichenden Rohstoffgebietes. Die Türkei kann diese für die künftige deutsche Entwicklung hochbedeutsame Rolle übernehmen; sie kann Lieferungsland für Getreide, Wolle, Baumwolle, Erze und Öle werden — Hauptposten der deutschen Einfuhr, von deren Ursprungsländern jeder Krieg es abschneiden kann. Der rohstoffarme und exponierte industrielle Bundesgenosse wird von der Nachbarschaft des entwicklungsfähigen agrarischen Freundes großen Vorteil erhoffen dürfen.

Es ist nun aber nicht so, als ob solche wirtschaftliche Arbeitsgemeinschaft sich nicht anders denn auf dem Umweg über eine politische Hilfskonstruktion als notwendig beweisen ließe. Ein zureichender Grund zu so enger Beziehung würde damit an sich noch nicht geschaffen werden, wenn nicht die rein wirtschaftliche Motivierung dazukäme. Diese ist damit gegeben, daß in einer deutsch-

türkischen Wirtschaftsgemeinschaft sozusagen das Schulbeispiel für die beiden Teilen fruchtbare und gewinnbringende Annäherung eines Industrie- und eines (freilich erst noch der Entfaltung bedürftigen!) Agrarlandes geliefert wird. Zwischen beiden waltet eine natürliche Kraft der Anziehung, die man in ihrem Wesen fast der Erscheinung der chemischen Affinität vergleichen könnte: denn beide Teile haben die automatische Tendenz, sich in ihrem Markt gegenseitig zu durchdringen, indem sie ihre Erzeugnisse wechselseitig konsumieren, ihre Bedürfnisse wechselseitig erzeugen. Selbstverständlich mit gewissen Ausnahmen und Vorbehalten für den praktischen Fall; weder wird zum Beispiel Deutschland seine Landwirtschaft, insbesondere seinen Brotfruchtbau, preisgeben dürfen, wenn der Gegenkontrahent sich zum Getreideexportland entwickeln wird, noch wird die Türkei auf das allmähliche Ansetzen und Aufkommen einer eigenen Industrie zugunsten der deutschen Ausfuhr verzichten können. Aber die Verhältnisse liegen zwischen Deutschland und der Türkei im großen und ganzen doch außerordentlich günstig; denn nur ganz wenige Flächen in der beiderseitigen Struktur des Wirtschaftskörpers sind derart, daß sie sich decken und also Konkurrenz machen werden. Deutschland wird weder in Wolle oder Baumwolle noch in Petroleum eine eigene Erzeugung zu schützen brauchen, und die Türkei wird in absehbarer Zeit weder eine leistungsfähige Maschinenindustrie noch etwa eine hervorragende chemische Industrie hervorbringen. Gewiß, das sind Extreme; und dazwischen befinden sich manche Gebiete, die zweifelhaft erscheinen können und bei denen zunächst Deutschland als der erfahrenere und ältere Bruder, wie wir es schon einmal genannt haben, die Pflicht der Rücksichtnahme und der uneigennützigen Beratung im letzthin eigenen Interesse auszuüben hat — eine der Hauptaufgaben der „Deutsch-türkischen Vereinigung". Vor allem wird beiderseits ein gewisser Übereifer gedämpft werden müssen. Der deutsche Exportkaufmann darf nicht meinen, daß er in der Türkei seine Kriegsverluste im Eiltempo wieder werde wettmachen können; er wird vorsichtig und umsichtig sein müssen und sich nicht etwa kurzsichtiges Profitinteresse zum Leitstern dienen lassen. Vor allem darf die Türkei unter keinen Umständen mit Schundwaren überschwemmt werden; sie wird sich nötigenfalls auch im Interesse bestehender oder zu kräftigender eigener Gewerbezweige zollpolitisch dagegen schützen müssen. Andererseits wäre es von der Türkei grundverkehrt, unter Vernachlässigung ihres agrarischen Hauptcharakters künstliche Industriezüchtung treiben zu wollen. Es hieße das Haus beim Dache zu bauen anfangen, wollte sie nicht vor allem andern ihr Augenmerk auf die Steigerung der Bodenproduktion und auf die Erziehung ihres Bauernstandes

zu fortgeschrittenerer Wirtschaftsweise gerichtet halten. Denn der türkische Bauer in Anatolien wird wie bisher militärisch so künftig auch nationalökonomisch den Kern und die Grundlage der Blüte des osmanischen Reiches bilden müssen. Und ehe dieses seinem Einfuhrüberschuß an Fertigfabrikaten nicht eine namhafte Ausfuhr von landwirtschaftlichen und bergbaulichen Rohprodukten gegenüberzustellen vermag, wird das Gleichgewicht einer Interessengemeinschaft mit Deutschland und die erträumte geschlossene wirtschaftliche Autarkie von der Nordsee bis zum indischen Ozean noch nicht volle Wirklichkeit werden können.

Aber nun die „kulturelle" Arbeitsgemeinschaft, von der Enver Pascha in seinem Telegramm gesprochen hat: war das nicht den Mund etwas voll genommen? Ist auch auf diesem Gebiet ein gemeinsames Interesse lebendig, ein Geben und Nehmen möglich, eine gegenseitige Befruchtung denkbar? Liegen nicht abendländische und orientalische Kultur so weltenweit auseinander, deutlicher gesprochen: ist nicht der Orient in der Kultur so weit zurück, daß es sich von deutscher Seite nur um ein Geben, nur um das Verhältnis des Lehrers zum Schüler, also ein durchaus einseitiges Verhältnis handeln kann?

Die Tatsache, daß die „Deutsch-türkische Vereinigung" wenigstens bis zum Ausbruch des Krieges die Förderung des deutschen Schulwesens in der Türkei als ihre Hauptaufgabe betrachtet hat, und daß jetzt die türkische Regierung daran geht, das türkische Schulwesen unter Berufung deutscher Kräfte nach deutschem Muster neuzugestalten, scheint diese Auffassung zu bestätigen. Und doch ist sie ganz falsch und oberflächlich; sie ist ein Beweis dafür, daß man in Deutschland heutzutage vom Wesen und von der Kultur des Morgenlandes beinahe so wenig unterrichtet ist (trotz der „Kulturstufe"), wie jenseits des Bosporus von den Zuständen in Europa. Sie hängt vor allem auch mit dem lächerlichen und unbegründeten Kulturdünkel des Westens zusammen, der die Begriffe Zivilisation und Kultur durcheinanderwirft, der vergißt, daß unsere sogenannte Kultur zu einem großen Teil aus Äußerlichkeiten besteht, die mit der wahren Kultur gar nichts zu schaffen haben. Kultur ist harmonische Persönlichkeits- und Lebensgestaltung, besteht also wesentlich aus innerlichen, geistigen Kräften und ihren Äußerungen. Unsere fortgeschrittene westeuropäische Technik, die „Zivilisation", hat an sich mit dem Begriff der Kultur gar nichts zu tun. Es ist richtig, daß sie die Voraussetzung hoher kultureller Blüte bilden kann; auch das Schulwesen gehört unter diese technisch-methodischen Fortschritte Europas und Deutschlands und hat seine Bedeutung teilweise darin, daß es wenigstens theoretisch kulturfördernd zu wirken bestimmt ist. Aber Technik und Schulbildung sind, wie gesagt, noch nicht Kultur. Es muß sogar ge-

sagt werden, daß die rapide industrielle Entwicklung der „kapitalistischen" Epoche im Westen kulturhemmend und kulturvernichtend gewirkt hat. Erst jetzt beginnt man nach dem Taumel der wirtschaftlichen Flegeljahrperiode bei uns wieder etwas zur Besinnung auf die kulturellen Werte zu kommen und sich zu erinnern, daß diese vor und außerhalb dieser Entwicklung liegen und durch sie gefährdet und geschädigt worden sind.

Wenn der Orientale, der Türke, sich von deutscher Kultur einen Begriff machen und seine Weltanschauung durch sie befruchten lassen will, so wird er sie also zunächst mit mehr oder weniger Mühe aus ihrer „modernen" Verschüttung und Verkleidung herausschälen müssen. Und wir Westeuropäer, weit entfernt, uns auf unsere „Kulturstufe" etwas einbilden zu dürfen, werden vielleicht zum zweitenmal in der Geschichte vom Osten, gerade vom Osten, neue Kulturanregungen holen, eine „Renaissance" im wirklichen Wortsinn empfangen können. Wir werden, das sind wir überzeugt, hier mindestens ebensoviel zu nehmen als zu geben haben. Es ist ein großes Verdienst von Friedrich Delitzsch, daß er in einem kleinen und populär geschriebenen Büchlein („Die Welt des Islam", Verlag Ullstein u. Co., Berlin) auf diese Seite der kulturellen „Interessengemeinschaft" hingewiesen hat; und im Zusammenhang damit dürfen wir mit besonderer Freude und Genugtuung auf ein anderes Schriftchen hinweisen, in dem ein deutscher Industrieller selber mit größtem Ernst und warmem Idealismus die eben geschilderten Zusammenhänge aufdeckt (Theodor Springmann, Deutschland und der Orient, Verlag von Otto Hammerschmidt, Hagen i. W.).

Die beiden eben genannten Verfasser haben sich mit besonderer Liebe in die reinste Blüte der orientalischen Kultur, die mohammedanische Religion, vertieft und ihr Verständnis dem deutschen Leser nahezubringen versucht. Gleichzeitig hat der frühere türkische Botschafter in Berlin, Mahmud Mukhtar Pascha, die allgemein vorhandene Unkenntnis und mit Vorurteilen beladene Auffassung des Islam und seines Kulturkreises literarisch zu lichten unternommen, in seinem Buch „Die Welt des Islam im Lichte des Koran und der Hadith". Mukhtar Pascha sitzt im Ehrenpräsidium der „Deutsch-türkischen Vereinigung"; er hat ihr mit seinem Werkchen die Bahn gewiesen, wie sie die kulturelle Interessengemeinschaft zwischen Deutschland und der Türkei zu pflegen hat. Wahrhaftig, gerade in Fragen des religiösen Lebens — nicht seiner äußerlichen Formen, sondern seiner innerlichen Beschaffenheit — können wir „christlichen" Deutschen von unseren mohammedanischen Waffenbrüdern und Bundesgenossen nur lernen. Und wir möchten dieses Studium den religiös gleichgültigen Namen-

chriſten in unſerem Vaterland empfehlen, — vom Iſlam mögen ſie ſich ſagen laſſen, wenn ſie auf Leſſing nicht hören wollen, daß die wahre Religion diejenige iſt (um mit Springmann zu reden), die „nicht nur in blindem Egoismus ſich ſelber, ſondern auch die anderen kennt und würdigt".

Es iſt heute nicht die Zeit, zu träumen und zu phantaſieren. Aber wenn wir die Zuverſicht äußern, daß aus der ſcheinbar zufälligen und doch mit innerer Notwendigkeit erwachſenen militäriſchen Verbindung zwiſchen Deutſchland und der Türkei in dieſem furchtbaren Krieg eine dauernde „Deutſch-türkiſche Vereinigung" mit ungeahnten und ſegensvollen Wirkungen wirtſchaftlichen und kulturellen Aufſchwungs, und zwar gleichermaßen für beide befreundeten Völker, emporſteigen wird, ſo glauben wir damit nicht zuviel geſagt und den Boden begründeter Erwartung nicht verlaſſen zu haben.

# Polniſche Zukunftsfragen

## Von Ignaz Daszinsky

Die folgenden Äußerungen haben uns urſprünglich in Form eines Geſpräches vorgelegen, in welchem der bekannte Führer der polniſchen Sozialdemokraten im öſterreichiſchen Abgeordnetenhaus einem Beſucher, Herrn Dr. Otto Pohl, der uns ſeine Aufzeichnungen freundlichſt zur Verfügung ſtellt, Aufſchluß erteilt hat über die politiſchen Strömungen, die innerhalb des polniſchen Volkes vor dem Kriege zutage getreten ſind, und über die Umſtände, die ſeine Haltung während desſelben beſtimmt haben, ſowie endlich über die wirtſchaftlichen Faktoren, welche für die Beurteilung zukünftiger Möglichkeiten notwendig in Betracht gezogen werden müſſen. Einen ſo ausgezeichneten Kenner dieſer Materie hier zu Worte kommen zu laſſen, iſt uns um ſo willkommener, als ſich erfreulicherweiſe die deutſche Öffentlichkeit mit jedem Tage klarer darüber zu werden ſcheint, daß es vor allem notwendig iſt, eine deutliche Anſchauung der Lebensbedingungen und politiſch treibenden Kräfte des polniſchen Volkes zu gewinnen, bevor man ſich entſchließt, für eines der aufgeſtellten Zukunftsprogramme einzutreten. Die Wurzeln der Ereigniſſe, welche die ſiegreichen Heere Deutſchlands und Öſterreichs nach Polen geführt haben, liegen ja viel zu tief, als daß eine polniſche Frage aus dem ganzen Komplex der europäiſchen Probleme willkürlich herausgeſchält und nach äußerlichen und einſeitigen Geſichtspunkten gelöſt werden könnte. Zum mindeſten ſteht, was auch Daszinsky betont, neben ihr gleichberechtigt das ukrainiſche Problem, und nur, wer beide aus dem vollen zu löſen unternimmt, d. h. beide Fragen unter den einheitlichen Geſichtspunkt der Abdrängung der moskowitiſchen Expanſion von Weſteuropa unterordnet, wird der Gefahr entgehen, den ruthenisch-polniſchen Gegenſatz mit in die neue Geſtaltung der Dinge hinüberzunehmen.

Fassen wir zunächst die polnische Nation ins Auge. Ihre Mehrheit lebt im Königreich Polen: etwa 13 Millionen mit Einschluß der 1 700000 Juden. 2 Millionen leben in Westrußland, 5 in Österreich-Ungarn, 3 800000 in Preußisch-Polen. Bei den Polen Rußlands, mit deren Schicksal sich die geschichtliche Zukunft der Nation entscheidet, waren bisher zwei politische Richtungen zu unterscheiden. Die Anhänger der einen wirkten auf die Wiedererrichtung eines unabhängigen polnischen Staates hin. Die der zweiten hatten sich mit Rußland ausgesöhnt, weil sie angesichts des Verhältnisses des Industrielands Polen zum russischen Agrarstaat auf eine große Zukunft Polens hofften. Aber auch sie mußten nationale Forderungen stellen, um ein Einvernehmen zwischen Polen und Russen möglich zu machen. Diese Tendenz kam in der zweiten und dritten Duma vor allem durch Roman Dmowski zum Ausdruck, der aussprach, daß Polen ohne jeden Vorbehalt zur russischen Staatlichkeit gehöre. Wäre Rußland damals fähig gewesen, jenes Minimum von Forderungen halbwegs zu erfüllen, wer weiß, ob die große Mehrheit nicht für Rußland zu gewinnen gewesen wäre? Statt dessen begann die Duma — wohlgemerkt, nicht die Regierung — gegen den Willen des Zaren und Stolypins, die sich vielmehr mit der Absicht trugen, die Autonomie im Verordnungsweg, mittels des für Notmaßnahmen bestimmten § 87 der Verfassung, einzuführen, mit moskowistischen Repressalien. Zunächst wurde das zwischen Lublin und dem Bug liegende sogen. Cholmland, das seit 1815 das Grenzgebiet Polens bildete, abgetrennt. Dann wurde die Wien-Warschauer Bahn verstaatlicht und Tausende von Eisenbahnern vertrieben. Schlag auf Schlag folgte die Vernichtung der kulturellen Einrichtungen der Polen. Der Polnische Kulturverein (Kultura Polska) wurde aufgelöst, der Schulverein (Matcierz Skolna) desgleichen, ebenso der Verein für Schulhilfe, der für mittellose Schüler die Schultaxen erlegt. Das nach Millionen zählende Vermögen dieser Organisationen wurde amtlich deponiert.

So schlugen alle Rechnungen auf Versöhnung fehl. Roman Dmowski mußte den Vorsitz der polnischen Dumafraktion niederlegen. Der Sozialist Jagello eroberte das Mandat von Warschau.

Im gleichen Maß, wie die Mißerfolge der Versöhnungspolitik zunahmen, wuchs die geheime, auf Wiederherstellung der Unabhängigkeit hinwirkende Richtung. Mit Ausbruch des Balkankriegs verschärften sich die Gegensätze. In Krakau entstand durch Vereinigung von verschiedenen, für die Unabhängigkeit eintretenden Richtungen im Herbst 1912 die sogen. „Provisorische Kommission",

als Bund von vier Parteien des Königreichs Polen und dreier Parteien Galiziens. Die zwei Hauptpunkte des Bundesprogramms lauteten:

1. Es soll der Krieg gegen Rußland vorbereitet werden;

2. alle Vereine in Polen — öffentliche und geheime —, die sich mit der militärischen Jugendausbildung befassen, sollen vereinigt und der Provisorischen Kommission unterstellt werden.

Damit begann das Wachsen der militärischen Vereine, die in Galizien etwa zwanzigtausend Mitglieder zählten, wovon sich etwa ein Drittel der Leitung der Provisorischen Kommission nicht unterstellte. Die Zahl der Mitglieder im Königreich Polen ist infolge der Heimlichkeit der Organisationsarbeit und der unaufhörlichen Verfolgungen schwer zu bestimmen. Jedenfalls betrug sie immer einige Tausende. In ihrem Hauptaufruf hat die Provisorische Kommission noch einen Vorbehalt gemacht, nämlich daß die bewaffneten Vereine erst in dem Augenblick in einen Krieg gegen Rußland eintreten dürfen sollten, wo Österreich in einen Krieg mit Rußland verwickelt würde. Dieser Vorbehalt war auf Andringen der Sozialdemokraten beschlossen worden, die damit jedem Putsch-Abenteuer vorbeugen wollten. Mit dem Bankrott der Aussöhnungspolitik erlangte Galizien eine größere Bedeutung in der Gesamtbewegung, da dort alle antirussischen Parteien vom Staat begünstigt wurden. Man kann aber nicht geradezu sagen, daß der österreichische Staat die Organisation der Freischaren selbst begünstigt hätte. Er hat sie vielmehr bloß toleriert. Er lieh die Schießstätten, verkaufte die scharfen Patronen zum Selbstkostenpreis und lieh zu Schulübungen eine — äußerst kleine — Anzahl Gewehre.

* * *

Die Frage, ob das Programm der Unabhängigkeit in den Volksmassen einen Widerhall hatte, ist nicht einfach zu bejahen. Im Königreich Polen mußten neunzig Prozent der Bevölkerung infolge der furchtbaren Verfolgungen apolitisch bleiben. Das energischeste Element, die Arbeiterschaft, war in den Revolutionsjahren 1905 — 1907 aufgerieben worden. Etwa 20 — 30 000 Führer waren ihr genommen, wobei unter „Führer" alle in irgendeiner Organisationsarbeit tätigen Personen zu verstehen sind. Dazu kam, daß die polnische Industrie unmittelbar vor dem Krieg ihre blühendsten Jahre hatte. So fanden die bewaffneten Scharen, die am 6. August 1914 unter dem Kommando Josef Pilsudskis die Grenze überschritten, in den agrarischen Bezirken keinen Enthusiasmus. Es meldeten sich immerhin einige Tausend Freiwillige im Monat. Besonders wirkte auf die Volksstimmung der Umstand ein, daß der Krieg im Polenland

von Österreich-Ungarn und Deutschland zunächst ohne jede Losung für die Polen geführt wurde. Auch war die strategische Lage von Einfluß, da die „Dampfwalze" vom September an gegen Westen ging, unter Hindenburgs Druck wohl bis zur Weichsel zurückwich, aber im Oktober bis zur Warthe — der Reichsgrenze — kam. In Kielce wechselte Vormarsch und Rückzug achtmal ab, bis zum Frühjahr, zu welcher Zeit sich die Lage endlich klärte. So war die anfängliche Entwicklung eine große Überraschung für die provisorische Kommission, umsomehr, als die Diplomatie der russischen Regierung die Fehler der Duma gutmachte. Am 14. August erschien der Erlaß des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, der den Polen die Freiheit in Religion, Sprache und autonomen Einrichtungen verkündete. Nikolai ist zweifellos eine hervorragende Persönlichkeit. Der Aufruf war meisterhaft, besonders weil er eine Einwirkung der Westvölker erraten ließ, was den Ruf des Großfürsten als eines liberalen Politikers befestigen half.

Dazu kam eine andere, höchst bemerkenswerte Tatsache. Das Verhalten der russischen Armee in Polen ging über alles Erwarten. Statt das Land auszusaugen, brachte sie Millionen dorthin. Ein wahrer Goldregen ging nieder. Es kam vor, daß sich Offiziere bei Käufen im Betrag von dreißig bis vierzig Rubel nichts auf ihre Hundertrubelscheine zurückgeben ließen. Solange es der russischen Armee gut ging, waren selbst die gefürchteten Kosaken die freundlichsten Leute. Diese meisterlich durchgeführte Demagogie konnte nicht ohne augenblickliche Wirkung bleiben. Da aber kam wie eine Bombe die Nachricht von der Einäscherung von Kalisch. Auch Exekutionen von Bürgern fanden statt. Und dieses Ereignis fiel in dieselbe Woche, wo das Manifest des Großfürsten erschienen war.

Die für Rußland günstige Stimmung hat demgemäß auch keineswegs vorgehalten. In dem Maße, wie die Bevölkerung wahrnahm, was die Russen in Ostgalizien trieben, wich die Politik der Aussöhnung zugunsten der Unabhängigkeitsbewegung zurück. Den Russen mußte der Krieg auch zur Erreichung innerpolitischer Ziele dienen. Statt nach Berlin gingen sie nach Galizien, um den Feldzug zu Hause populär zu machen. Rotrußland wurde nach sieben Jahrhunderten endlich zurückerobert! Die Folgen zeigten sich in Warschau. In Lemberg waren nach der Besetzung sofort hundert Popen, die Ochrana und der übrige zarische Russifizierungsapparat eingeführt worden, was in Warschau sofort Schrecken erregte. Im November, als die Russen sechs Kilometer vom Krakauer Marktplatz standen, zitterte Warschau vor der Rückkehr der Reaktion. Seither sind alle Versuche, unter russischer Patronanz polnische Freiwillige zu gewinnen, fortdauernd gescheitert,

trotz der Bemühungen der Aussöhnungsparteien. Im ganzen wurden etwa tausend junge Leute angeworben, die indes keine weitere Anziehungskraft ausübten und einem russischen Regiment einverleibt wurden.

* * *

Am 16. August 1914 traten in Krakau alle politischen Parteien zusammen und gründeten das Oberste polnische Nationalkomitee. Die Gründung erfolgte, dadurch, daß sich die in der Provisorischen Kommission vereinigten Parteien mit den galizischen Nationaldemokraten und mit der podolischen Aristokratie zu einem politischen Ganzen vereinigten. Die Freischaren Pilsudskis erhielten die Bezeichnung „polnische Legionen". Sie wurden vom österreichisch-ungarischen Armee-Oberkommando als ‚individualisierter Armeekörper' mit polnischem Kommando, polnischer Regimentssprache und polnischer Leitung in die Armee eingereiht. Die Legion zählt jetzt 6 Regimenter Infanterie, 6 Kavallerie-Eskadronen, 5 Artilleriebatterien, mit Train, Sanitätsdienst usw. Nach 13 Kriegsmonaten beträgt ihre Stärke etwa 15 000 Mann. Ständig vermehrte sich die Zahl der Legionäre nur durch den Zufluß aus Russisch-Polen, weil Österreich-Ungarn vom 5. Januar 1915 ab die Werbung der Legionen bei sich sistierte, und so nur das Königreich Polen als Werbegebiet für die Legions-Organisation blieb. Am glänzendsten zeichnete sich Lublin und Umgebung in der Werbetätigkeit aus. Sofort nach der Eroberung Lublins meldeten sich innerhalb zehn Tagen $2^1/_2$ Tausend junger Leute, zum Teil bewaffnet, an. In der ersten Woche nach der Eroberung von Warschau meldeten sich 500, lauter Mitglieder der geheimen militärischen Organisation der Provisorischen Kommission.

Was nun die politischen Ziele der an der Seite der Zentralmächte kämpfenden Polen betrifft, so muß man innerhalb des Unabhängigkeitsgedankens zwei Strömungen unterscheiden. Die eine strebt die Errichtung eines völlig unabhängigen Staats (Pufferstaats) an. Diese Konzeption hat ein aber Loch. Ein solcher Staat kann nur bestehen, wenn Rußland total geschlagen wird. Österreich würde in diesen Falle von seinem polnischen Gebiet nichts abtreten wollen, und dadurch müßte sich eine irredentistische Bewegung entwickeln.

Die zweite Tendenz strebt die Vereinigung des ungeteilten Königreichs Polen mit dem ungeteilten Galizien zu einer staatlichen Einheit im Verband der österreichisch-ungarischen Monarchie an. Diese Konzeption vereinigt etwa — die 5 Millionen in Galizien eingerechnet — 17 Millionen Polen mit Österreich, wobei schon die Zahl der Polen die Möglichkeit ausschließt, daß das Verhältnis zu Österreich noch weiter durch das Wort ‚Kronland' ausgedrückt wer-

den könnte, so daß sich also die Autonomie notwendigerweise der vollen Staatlichkeit nähern müßte. Die Frage, bis zu welchem Grade von den Polen im Verband mit Österreich überhaupt eigene Staatlichkeit erreicht werden könnte und in welcher Form dies möglich wäre, ist zur Erörterung noch nicht reif.

Eine Einverleibung Polens durch Deutschland würde diesem im jetzigen Krieg so festgefügten Nationalstaat den eigentlichen Charakter nehmen, und in der inneren deutschen Politik würde sich der deutsch-polnische Kampf ins Ungeheure auswachsen und verschärfen. Deutschland hat nicht das geringste Interesse, zu seinen 4 Millionen Polen 12 neue zu erwerben.

Nun hat freilich auch Polen seine nationalen Gegensätze. Zwei wichtige Probleme, die im Ausland gewöhnlich im Verein mit dem polnischen behandelt werden, sind die jüdische und die ruthenische Frage. Die große Masse der Juden in Polen — $2^1/_2$ Millionen in Galizien und im Königreich Polen — ihre vornehmlich in die Städte beschränkte Ansiedlung bildeten im Verein mit der russischen Judenpolitik eine brennende Frage des Landes. Je mehr die Juden von den Russen im Ansiedlungsrayon zusammengedrängt wurden, desto schwerer wurde ihre Lage in Polen. Die einzige gesunde Lösung der jüdischen Frage kann nur im Rahmen der bürgerlichen Gleichberechtigung der Juden gesucht werden. Die jüdische Frage bleibt aber vorwiegend eine wirtschaftliche. Verschiedene Programme, die das Judentum als eine besondere Nation auf Grund besonderer nationaler Rechte konstituieren wollen, gehören in das Reich der politischen Utopien.

* * *

Die Ruthenenfrage hat einen ganz anderen Charakter. Sie beschränkt sich vorläufig auf Ostgalizien, dessen zukünftige östliche Grenzen noch nicht gegeben sind. Im österreichischen Ostgalizien wohnen aber neben 3,2 Millionen Ruthenen — die übrigen 600000 Ruthenen wohnen in Mittel- und Westgalizien — etwa 2 Millionen Polen. Die Ruthenen bilden den Bauernstand, die Polen bewohnen die Städte und haben den Großgrundbesitz in ihren Händen. Die größte Stadt Ostgaliziens — Lemberg — zählt bloß zehn Prozent Ruthenen. In den letzten Jahrzehnten wurde in Österreich eine Politik inauguriert, die die nationalen Rechte der Ruthenen und ihre allseitige Entwicklung als Trumpf gegen Rußland betrachtete. Die Idee war großartig, denn jenseits der Grenze wohnen etwa 25 Millionen Ukrainer unter dem stärksten nationalen Druck. Sie sind orthodox, ihrer Intelligenz fast gänzlich beraubt und durch die Schule russifiziert. Ihre Literatur wurde unterdrückt, und die Sprache wird

von Russizismen immer mehr infiziert. Für diese 25 Millionen sollte in Ostgalizien das Zentrum einer künftigen, nationalen ukrainischen Politik geschaffen werden, die natürlich Rußland höchst gefährlich zu werden drohte. Diese österreichische Politik wurde aber erst möglich, als unter den dortigen Polen eine politische Majorität gebildet wurde, die sich zu ihr bekannte. So wurde im Lemberger Landtag die Wahlreform beschlossen, die den Ruthenen große Zugeständnisse sicherte. Der Sitz dieser polnischen Politik ist Krakau. Es ist selbstverständlich, daß durch Erweiterung der Grenzen Galiziens gegen Osten und Einverleibung neuer Millionen von Ruthenen Österreich zum gefährlichsten Gegner Rußlands würde. Die ukrainische Frage trifft Rußland mithin am gründlichsten. Der Verlust der Küste des Schwarzen Meeres, des Kiewer, des Dongebiets usw. würde aus Rußland einen ausschließlich asiatischen Staat machen. Bei dieser Lage der Dinge ist es die wichtigste Aufgabe, die sozial und politisch führenden Schichten in Ostgalizien für diese Politik zu gewinnen. Wer in Österreich die ruthenische Frage im angedeuteten Sinne lösen will, muß sie aber mit den Polen lösen und nicht gegen die Polen. Selbstverständlich dürfen die Ruthenen nicht nur kein einziges Recht entbehren, das sie bereits in Österreich-Ungarn gewonnen haben, sondern sie haben außerdem Anspruch auf die Möglichkeit, sich national konstituieren zu können und müssen daher mit allen Institutionen, die zur Entfaltung des nationalen Lebens notwendig sind, in munifizentester Weise ausgestattet werden. Auch hier wird, wie so oft, die nationale Frage zu einer wirtschaftlichen, weil ja die ruthenische Masse fast ausschließlich aus Bauern besteht.

* * *

Und nun zu der Frage, die unausweichlich gestellt werden muß, sobald man die politische Zukunft Polens erörtert, der wirtschaftlichen. Die Frage des künftigen Bestands der Industrie in Polen gehört sicher zu den schwierigsten. Das goldene Zeitalter der Lodzer Fabrikanten ist wahrscheinlich für immer vorüber. Für die große Masse der polnischen Bevölkerung hatte aber diese Industrie nicht die Bedeutung, welche man nach westeuropäischen Begriffen voraussetzen könnte. Die Anhäufung der Proletariermassen und ihre politische Rechtlosigkeit erzeugte im Land furchtbare Verhältnisse. Man denke sich einen Proletarier in dem technisch entwickeltsten Betrieb, der gar kein bürgerliches Recht besitzt. Die Verwilderung der Fabrikstädte übersteigt in Russisch-Polen alle Vorstellung. Banditen- und Zuhältertum findet sich in allen großen Fabrikzentren gepaart mit Analphabetentum und menschlicher Erniedrigung. Jeder Versuch aber, den Sozialismus unter den Massen zu entwickeln, diese zu

organisieren, brachte zu den Verfolgungen, die auch die Sozialdemokraten Europas andere und kennen, noch schlimmere. So entstand ein doppelter Export in Polen. Neben den Textilwaren wanderten die polnischen Sozialisten aus. Viele kamen aber auch nach Sibirien. Die Industrie wurde in Polen in so brutaler Weise an fremde Kapitalisten ausgeliefert, daß es Landstriche im Königreich Polen gibt, die einer Wüste gleichen und dabei mit den größten Fabriken Europas besät sind. Am ärgsten wütete hier das französische und belgische Kapital. Die französischen Kapitalisten, das Kapital der belgischen Klöster und auch das deutsche Kapital in Lodz waren die brutalsten Ausbeuter auf Grund der Privilegien, die sie von Petersburg erhielten, und vermöge der ständigsten Hilfe der Regierung gegen die Arbeiter. Es kam so weit, daß die Lodzer Fabrikanten die Kosten der Gendarmerie und des Kriegsgouverneurs Kajnakow auf sich nahmen. Die Gegend der Kohlenbecken von Dombrowa-Gornica mutete trostlos an. Keine Straßen, keine Spitäler, ganz wenige Schulen, keine Beleuchtung, überall Banditenwesen, von oben bis unten bestochene Beamte. Kein Arbeiterschutz, keine politische Freiheit — das ist das Bild der bisherigen Industrie in Russisch-Polen. Die Nation hatte kein einziges Recht bei der Regelung der Industrieverhältnisse. Schwache Versuche auf Grund der Dumagesetze Krankenkassen einzurichten, mußten von der Arbeiterklasse selbst zurückgewiesen werden. Von einer Arbeiterorganisation war also noch keine Rede. Die große Aufgabe wird nunmehr darin bestehen, diejenigen Teile der Industrie, die den inneren Markt beherrschen und die kräftig genug sein werden, die Zollgrenzen nach Osten zu übersteigen — wie diese aussehen werden, ist eine große, nicht nur polnische, sondern auch deutsche und österreichische Frage — und eventuell mit dem österreichisch-ungarischen oder deutschen Export auf den Weltmarkt zu kommen, zu einem Gegenstand der nationalen Fürsorge zu machen, sie unter die Leitung des Staats zu stellen, die wilden Verhältnisse unter der Arbeiterschaft durch politische Freiheit und soziale Organisation zu beseitigen — mit einem Wort die Industrie zu einer kapitalistisch normalen Funktion der Gesellschaft zu machen. Ein Land, das die billigste Kohle hat und soviel fleißige arbeitende Hände, braucht nicht in Sorge um seine industrielle Zukunft zu sein. Wer da glaubt, daß Polen, von Rußland losgelöst, an den Bettelstab kommen werde, verkennt vollständig die Macht des modernen Kapitals, das dieses Land nicht nur nicht meiden, sondern sich gierig darauf werfen wird. Wie sich die einzelnen Zweige der heute bestehenden Industrie in der nächsten Zukunft entwickeln werden, kann man heute nicht beurteilen, da wir erstens die Form des Verbands der Polen mit Österreich-Ungarn und zweitens die Art der neuen Zollgrenzen nicht kennen. Als wich-

tigsten Anhaltspunkt für jede Voraussage bleibt aber die Tatsache bestehen, daß sich im Land Kohle, Salz, Metalle, Holz und andere Rohstoffe sowie eine arbeitsfähige Bevölkerung vorfinden.

Zum Schluß ist die Frage nach den Expansionstendenzen eines wiedergeschaffenen Polen zu beantworten. Selbstverständlich wäre ein Streben nach der Ostsee natürlich. Diese Frage ist indes nicht aktuell. Es wäre das Interesse des Hinterlands mit dem des Küstenlands in Einklang zu bringen, was ja nicht unmöglich ist. Daß mit der Losreißung Polens von Rußland die west- und ostpreußischen Städte an Bedeutung gewinnen würden, unterliegt keinem Zweifel. Danzig z. B. war einst das Emporium des polnischen Exporthandels, und seine Bedeutung sank erst mit dem Fall Polens. Sie würde auferstehen mit dem Aufleben eines selbständigen Reiches.

Was die Irredenta in Posen anlangt, so ist die bisherige polnische Politik in dieser Provinz rein negativ gewesen. Die Lage der Polen in Preußen war eine solche, daß sie nur eine Politik der Abwehr führen konnten. Möge man von der deutschen und von der polnischen Seite die gegenseitigen Gefahren aufbauschen, so steht es doch fest, daß sich hier ein Gleichgewichtszustand herzustellen beginnt. Die Fortschritte der Ansiedelungskommission wurden fast vollständig durch die polnische Selbsthilfe lahm gelegt. Das einzige, was geblieben ist, sind Gewinne der deutschen und polnischen Großgrundbesitzer. Militärisch ist die Grenze Posens jetzt weniger wichtig geworden, als sie früher war, und so ist zu erwarten, daß sich die Haltung der Deutschen ändern wird. Die jüngsten Beschlüsse zum Vereinsgesetz sind ein Anzeichen dafür. Andererseits waren die Polen in Posen seit Jahrzehnten nicht bestrebt, irgendein großpolnisches Ziel zu verfolgen. Die Intimität der Beziehungen zwischen den polnischen Städten und Krakau besteht fast gar nicht zwischen jenen Städten und Posen. Daraus ergibt sich, daß die nationale Autonomie, die die Polen eventuell in Preußen selbst erlangen könnten, auf lange Zeit hinaus sie befriedigen würde. Die größte Gefahr haben wir ja schon überstanden: die geheime russophile Agitation im Posenschen, die aber zu keiner einzigen Tat während des Kriegs führte und sich in kindischen Zeitungsartikeln auslebte. Die günstige Lage des polnischen Bauern in Posen, seine großartige wirtschaftliche Organisation, sein Sinn für das Positive in der Politik — all diese Umstände benehmen irredentistischen Wühlereien in dieser Provinz jegliche Aussicht auf Erfolg.

# Gedichte aus dem Nachlaß von Christian Morgenstern

## I

### (Fragmentarisch)

Was träumst du da auf diesem Stein?
Hast du mit sechsunddreißig Jahren
der Welt noch nicht genug erfahren?
und gehn noch Wünsche aus und ein
in diesem Schädel, dessen Launen
den Sinn des Lebens fast ertrotzt
und der, sich selber zum Erstaunen,
ohn' Ende von Gedanken strotzt?

Es stürzen jäh hinab die Matten
zum Bache, der die Schlucht durchwühlt,
indes der Tannenäste Schatten
dir herrlich Herz und Stirne kühlt.
Der Berge zackige Gebäude
bevölkern groß des Äthers Blau
und beun der Sonne Abendfreude
der Gletscher kühngestuften Bau.

Was willst du denn, du Tor und Weiser,
als so: in nacktem Sein und Ruhn,
ein heimlicher Gedankenkaiser,

der Erde Trachten abzutun!
Der du dir selbst, als Gott, im andern
unwandelbar ins Antlitz starrst —
was brauchst du noch herumzuwandern,
daß du mit neuem Trug dich narrst?

Und doch. Ich lese deine Seele
als wie ein aufgeschlagen Buch.
Sie wird nicht leugnen, was ihr fehle:
sie jagt noch des Geschlechtes Fluch.
In aller Weisheit, aller Würde,
in aller Güte, aller Kraft
ersehnt sie doch als süße Bürde
ein Ziel geheimer Leidenschaft.

(1907)

2

Meine Gedanken stürzen auf eine Wiese:
da hängen vom blauen Himmel
tausend Seile herunter.
Und meine Gedanken, wie ungestüme Knaben,
ziehn, zerren, reißen an diesen Seilen
und läuten tausend Glocken
droben im Himmel.

Ich sitz in der Dämmrung und warte.
Warte, warte auf Antwort.

Ich habe geläutet mit tausend Glocken,
es haben die Wellen des himmlischen Äthers
geschwungen, gefiebert von meinem Läuten —
Hat es niemand gehört auf der weiten Erde,
niemand gefühlt diesen Sturm meiner Seele,
diesen Ruf meines Lebens —? — —

So hockt ein Mensch in der Dämmrung.
Alle seine Gedanken
stehn um ihn,
wie ungewisse Kinder —
— „Nun, Vater —?"
und wartet, wartet,
wartet.

(um 1907)

3

Dein Wunsch, nicht mehr zu leiden,
erschafft nur neues Leid.
So wirst du niemals scheiden
von deinem Trauerkleid.

Du mußt es ganz abtragen,
bis auf das letzte Haar,
und einst nur dessen klagen:
daß es nicht dichter war.

Ganz nackend mußt du werden
zuletzt, weil es zerfallt
in seinen Stoff aus Erden
von deines Geists Gewalt.

Ganz nackend einst entschreiten,
allein von Licht umfacht,
zu neuen Ort' und Zeiten,
zu neuer Trauertracht . . .

Bis du aus hundert Larven
ein Gott, so stark, entspringst,
daß du zu Sphärenharfen
die eigne Schöpfung singst.

(1913)

4

## Nachtlied

Die Sterne brennen heut hernieder.
O Raum, mein wunderliches Heim,
bin ich auf dich ein neuer Reim
in einem deiner Weltenlieder?

Ja, bade, spiegle dich, mein Raum,
in meines Blutes klaren Wellen!
Du kannst mich dir nicht innig g'nug gesellen,
du meine Wirklichkeit, mein Traum.

5

## An meine Taschenuhr

Du schlimme Uhr, du gehst mir viel zu schnell;
und doch — dich schauend seh' ich selber hell.
Unschuldig Räderwerk, was schelt' ich dich?
Ich geh' zu langsam, ach, zu langsam, — ich.

6

Und immer tiefer wühlst du dich hinein
ins Leben, daß du Blut zutage schürfest,
und ringst mit immer schmerzlicherer Pein,
daß du des Fühlens Würfel höher würfest.

7

O Tod, so nimm denn dies mein Leben hin!
Dein Sinn ist tief; dein Sinn ist stets mein Sinn.
Dies Lämpchen hat getan, was es vermocht;
die Flamme hüpft auf einen neuen Docht.

# Deutsche Barockdichtung

## Von Erich Lichtenstein

„Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel."

Goethe, in dem siebenten Buch von „Dichtung und Wahrheit".

So viel als Folge des Dreißigjährigen Krieges ist gewiß, daß durch ihn ein Bruch in der kontinuierlichen Entwicklung der Literatur herbeigeführt ward, ein Merkmal unter vielen anderen, daß die einheitliche Kultur Deutschlands, die in dem unvergleichlichen Jahrhundert des Humanismus und der Reformation ihren Höhepunkt erreicht hatte, durch diesen ungeheuren Schlag zerbrochen wurde, aussetzte und daß es der bis aufs letzte gespannten Kraft der folgenden Generationen bedurfte, den großen Zusammenhang wieder herzustellen. Man erinnert sich: ein reiches blühendes Volk, gestützt und stolz auf eine ehrwürdige Tradition, lebensvoll und zukunftreich, gerät durch eine allzu hitzige Anspannung seiner geistigen Kräfte aus dem Gleichgewicht, religiöse Zwietracht führt es zum Kriege mit sich selbst, um durch die Waffen zu entscheiden, was durch das Wort nicht gelingen wollte, wird durch den entsetzlichen, immer mehr um sich greifenden, schließlich nichts mehr verschonenden Verlauf dieses Krieges geschwächt und erschöpft und steht am Schluß desselben vor dem Ruin, ist am Ende. Um Dreiviertel der Bevölkerung vermindert, um Wohlstand und Eigentum gebracht, durch Grausamkeit, Frevel, Mord und Gewalttat zu Tode gequält und erniedrigt, ist das Nationalgefühl des deutschen Menschen erloschen, und es beginnt der Einfluß des Auslandes alle geistigen Regungen mehr und mehr zu beherrschen.

Es ist keine Frage: dieser Krieg ist nicht die notwendige Konsequenz eines schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sich unabwendbar ankündigenden Verfalles, den er nur zu raschem Ende gebracht hätte; sonst wäre er als Symptom desselben ausreichend erklärt worden. Sondern er war durchaus ein Unberechenbares, dessen eigener Verlauf nicht abzusehen war und am Ende überraschte: das Bild eines ständigen Abstieges bis zum tiefsten Elend, so daß vor seinem Beginn und nach seinem Ende sich zwei Generationen gegen-

überstehen, die sich nicht mehr kennen. Die erste, wie schwer auch leidend unter politischer und konfessioneller Zerrissenheit, als Folge jener leidenschaftlichen geistigen Bewegung, die Luthers Tat erzeugt hatte, deren sie aber nicht Herr wurde, besaß doch in ihr einen reichen Schatz, der dem Gemüte immer aufs neue Nahrung bot. Die neue Generation indes ward völlig erschöpft, aller Triebkräfte bar, entfleischt und entseelt, ohne einen anderen Arzt als sich selbst. Denn es fehlten dem siebzehnten Jahrhundert keineswegs jene heimlichen Kräfte, die in der Volksseele schlummern und auferstehen zu ihrer Zeit sich zu regenerieren, wie ein kranker Leib in sich selbst noch Gegenmittel erzeugt, durch die er gesundet. Noch war manches Bedeutsame im Werden als Reaktion auf den Kräfteverfall, und alle diese Möglichkeiten wurden bis auf den Keim erst durch den Krieg verschüttet, mit dem sich eben diejenige Wendung im deutschen Leben vollzog, die aller Berechnung und Vorbestimmung spottete.

Sieht man die Literatur jener Zeit an, so ist es hier am ehesten möglich, sich ein Bild dieser Situation zu machen. Denn der Dreißigjährige Krieg, als eine im wesentlichen deutsche Angelegenheit, konnte dem gewaltigen Zug der allgemeinen europäischen Geistesgeschichte, die seit dem Wiedererwachen des klassischen Altertumes den ersten Schritt auf dem Wege zur Mündigkeitserklärung des Geistes gemacht hatte, nicht dauernden Einhalt gebieten. Selbst in Deutschland wurde diese Bewegung nur angehalten, nicht unterdrückt. Die jäh abgerissenen Fäden knüpfen sich nach dem Kriege wieder, wenn auch zögernd und nicht immer an derselben Stelle; eine Hochflut von Mystik, in der die geängstete Seele Zuflucht suchte, da es auf Erden keine mehr zu geben schien, macht sich als Rückschlag auf den Versuch der Philosophie, das Joch der Theologie abzuwerfen, bemerkbar. Also in dieser Hinsicht wird Deutschland nur etwa um ein halbes Jahrhundert zurückgeworfen, und alle Hemmungen und Hindernisse waren nur Verzögerungen auf diesem Wege, die es erlitt, ohne dabei das Ziel selbst aus den Augen zu verlieren. Die Literatur aber, im Gegensatze zur Wissenschaft im höchsten Grade national, gibt ein getreues Abbild von dem Abbrechen der Tradition, an dem der Krieg selbst schuld ist, und zeigt in dem Aufkommen einer Richtung, die keine Ahnen hat, den Abgrund, der sich zwischen den Generationen auftat und in dem die Volksdichtung des sechzehnten Jahrhunderts ihr Grab fand.

Nach dem Kriege beginnt allmählich das Aufblühen einer neuen Dichtung, die sich von allen Gattungen der vorhergehenden Zeit unterscheidet, wenn man von dem Meistersange absehen will, in dem das Didaktische ein unlösbarer Bestandteil der Dichtung selbst ist, während es seit Opitz von außen her

als Zweck an die Dichtung herantritt, sie anzuleiten und zu bestimmen. Es ist die sogenannte Kunstdichtung. Die Ansätze zu ihr finden sich bereits im sechzehnten Jahrhundert. Aber sie kommen durch den dazwischentretenden Krieg nicht zum Austrag. Und mit dem, was sie so wertvoll macht, daß sie noch durchaus mit der Volkspoesie und ihrer Regenerierung rechneten, war es jetzt zu Ende. Selbst Weckherlins und des Heidelberger Kreises Dichtung hatte noch in den ersten Jahren des Krieges volkstümliche Elemente gezeigt. Aber sie konnten sich nach dem Kriege nicht behaupten.

Die Volksdichtung nämlich hört jetzt auf, eine Gattung der Literatur zu sein, so wenig ihre Ausbreitung und Wirkung — man gedenke des Kirchenliedes — leidet, worauf Max Freiherr von Waldberg in der „Deutschen Renaissancelyrik" (Berlin 1888) zuerst hingewiesen hat. Nur führt sie der Weg von den Vornehmen und Gelehrten in die Tiefe des Volkes, das sie bei sich aufnahm und bewahrte, bis die Zeit ihrer Auferstehung kommen sollte. Man kann sich ihre Stellung in der Literatur leicht klar machen, wenn man etwa an die heutigen Kriminalgeschichten denkt, die von einer großen Mehrheit des Publikums gelesen werden und darum doch nicht zur Literatur gehören. Freilich geschieht dies zu Recht, während die Mißachtung der Volkspoesie der Entwicklung der Literatur des siebzehnten Jahrhunderts verhängnisvoll geworden ist. Denn nun, da die Gemeinschaft mit ihr aufgehoben wurde, erhob sich die gelehrte Dichtung, an deren Eingang die Theorie stand. Damit ist der Gegensatz zur Tradition bewußt aufgerichtet, und so hat Wilhelm Scherer mit Recht mit dem Westfälischen Frieden die neuste Epoche der deutschen Literatur, in der wir uns jetzt noch befinden, datiert; wobei darauf hingedeutet werden darf, daß gewisse Zeichen dafür sprechen, daß wir auch durch diesen Krieg wiederum an einen entscheidenden Wendepunkt gelangt sind. Manche glauben, der Dichter des neuen Anfangs sei bereits erschienen.

Bemerkenswert ist, daß, so wie heute das Interesse an der Befreiung der deutschen Sprache von Unart und fremden Bestandteilen aufs neue erwacht ist, auch eine wichtige Erscheinung zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges die Sprachgesellschaften waren, die die Reinigung und Pflege der lange verachteten Muttersprache als ihre Hauptaufgabe ansahen. Ein überängstlicher Purismus trug seine ersten Früchte, wie auch die erste ernst zu nehmende deutsche Grammatik von Schottelius im Rahmen dieser Gesellschaft geschrieben wurde. Freilich kam, nachdem die Sprache verbessert und gehoben war, die Literatur selbst in um so größere Abhängigkeit von Italien und Frankreich. Auch zur Erklärung dieses Umstandes muß man sich immer wieder die Ohnmacht des deutschen

Volkes nach dem Kriege vor Augen halten. Der verwüstete, ausgesogene Boden konnte eigene Früchte nicht mehr tragen und mußte durch fremde Saat befruchtet werden.

In Italien und Frankreich aber stand damals das Barock in höchster Blüte. Kein Wunder, daß es nun in einem wahren Triumphzug nach Deutschland kam, alle anderen Regungen, selbst des Opitz Reform überwand, sie zum Schemel seines Ruhmes machte und seine Herrschaft antrat. Es findet willige Diener und begeisterte Aufnahme. Es lag in der Stimmung der Zeit, die auf den Krieg folgte, der alles Elend und alle Niedrigkeit des Lebens gezeigt und das Gefühl korrumpiert hatte, daß man nun mit einer wahren Leidenschaft sich dem neuen Stile, dem estilo culto, überließ; ästhetisch gesprochen: der Verkünstlichung und Erstarrung der aus der Opitzschen Reform erlernten Formen; in der Sphäre des Wesens gesehen: in der Verstiegenheit und Zuspitzung der Gedanken, in der Überhitzung der Vorstellungen. Kurz: der sogenannte Schwulst, d. h. die Geschwollenheit und Überschwänglichkeit des Stiles, der seinen Stoff im Phantastischen, Abenteuerlichen, Wunderbaren, Seltsamen findet, sich in Extremen und Übertreibungen bewegt, in den Möglichkeiten äußerster Grausamkeit und Wollust, raffinierter Üppigkeit, blendenden Glanzes, kolossalischer Herrschermacht schwelgt, wird jetzt die herrschende Manier. Seine Ausprägung in der Wirklichkeit, in der alle diese Wünsche und Begierden einer von Lust und Schrecken übersättigten Zeit ihre Erfüllung finden, ist der französische Hof unter Ludwig XIV. Den Deutschen blieb nur übrig, in der Phantasie all dies um so schrankenloser in Besitz zu nehmen, je weniger die realen Verhältnisse ihres politischen und gesellschaftlichen Daseins ihnen gewährten.

Nun einige Tatsachen. Die Renaissance, als diejenige Entwicklung verstanden, die die Befreiung westeuropäischer Völker vom Mittelalter herbeiführte, welcher Begriff nicht einen Zeitabschnitt, sondern einen Zustand bezeichnet, wenn er sein Daseinsrecht erweisen soll, manifestierte sich am frühesten in Italien als ein festumrissener Stil in organischer Wiederaufnahme und Fortsetzung des klassischen Altertums, wie sich für die Literatur und Philosophie bis ins einzelne zeigen läßt. Man denke nur an die Erneuerung der Lehre der Stoa oder an Petrarca, der römisches Denken direkt fortsetzte. Hier konnten Kräfte ohne Umbildung und gewaltsame Angleichung unmittelbar fruchtbar werden, während Frankreich, eine völlig ausgeprägte und abgegrenzte Nation, von der Antike nur so viel aufnahm, als es vertragen konnte, und selbst dieses wenige schon von Ronsard durchaus nach Eigenart und Bedürfnis des französischen

Volkes zu einem neuen Wesen umgebildet wurde, welches dann in dem Zeitalter Ludwigs XIV. seine uns vertraute Gestalt empfangen hat.

Ganz anders wirkte das klassische Altertum auf den deutschen Geist. Zwar wurde es mit leidenschaftlichstem Eifer aufgenommen, zunächst aber nicht zur Neuschöpfung und Wiederbelebung der Dichtung, die seit der Blüte des Minnesanges immer mehr verfallen war, ja eigentlich gar nicht mehr existierte — denn an der Dichtung muß die Nation in ihrer Gesamtheit unmittelbaren Anteil haben, Dichter und Publikum müssen in Wechselbeziehungen zueinander stehen, sonst geben noch so viele Dichtungen keine Dichtung — sondern zur Schöpfung der Wissenschaft, des Humanismus, der international war. Dadurch daß er seine Werke lateinisch schrieb, wurde eine große Anzahl bedeutender Köpfe Deutschland entzogen, das sie so bitter nötig hatte. Durch die Reformation, die die Kirche in das Zentrum des Lebens rückte und die weltlichen Dinge nur zuließ, wenn sie sich in ihren Dienst stellten, so von der bildenden Kunst die Architektur, von der Musik das Kirchenlied, von der Literatur das Schuldrama und die Tendenzschrift, von der Wissenschaft die Theologie, wurden sie unterdrückt, mattgesetzt und deutschen Bestrebungen immer mehr entfremdet. So gaben die Dichter des sechzehnten Jahrhunderts in theologischem Dienste ihre Kräfte aus, die Satire war ihr Werkzeug und ihre Waffe, und selbst der große Johannes Fischart konnte dieses ausgetretene Geleise nicht verlassen. Er blieb Epigone, ohne die Kraft das Neue heraufzuführen; woraus sich erklärt, daß er ohne nachhaltigen Einfluß auf die Nation blieb und so schnell vergessen wurde, daß er schon im Jahre 1624 (sein Wirken fällt in die Zeit von 1570—1590) in der Zincgrefschen Gedichtsammlung zu der „alten Welt" gerechnet wurde. Und doch gewahrt man um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts allerorten frische Ansätze. Die Gründung der Sprachgesellschaften, unter denen die Fruchtbringende Gesellschaft die erste und wichtigste ist, erwähnten wir schon. Sie fällt in das Jahr 1619. Auch Weckherlins und Opitzens Anfänge gehören in diese Zeit. Theobald Hocks Schönes Blumenfeld erschien schon 1601. Und noch andere derartige Anzeichen mehren sich vor dem Kriege. Daß er sie nicht gänzlich ersticken konnte, daß sie vielmehr unter der Oberfläche im Stillen weiterlebten und nach dem Kriege nur in veränderter Gestalt sich den neuen Bedürfnissen, die indessen entstanden waren, anboten und so schließlich doch zur Wirkung gelangten, läßt einen Schluß auf ihre ursprüngliche Vitalität zu.

Inzwischen aber hatte sich auch die außerdeutsche Welt wesentlich verändert. Als die Renaissancekultur überreif und mürbe ward, löste sie das Barock ab.

Für die Architektur ist diese Entwicklung von Wölfflin in seinem Buche „Renaissance und Barock" auf das deutlichste veranschaulicht worden. Er stellt sie als den Übergang „vom Strengen zum Freien und Malerischen, vom Geformten zum Formlosen" dar. Man verfolge in seinem Buche, wie ingeniös diese Begriffe spezialisiert und erläutert werden. Für die Literatur fehlt eine derartige Untersuchung, soviel ich weiß. Es würde für eine zu schreibende Ästhetik ungemein wichtig sein, zu sehen, wie dieser Prozeß, der in der Literatur genau parallel verläuft, sich doch hier in durchaus abweichenden Auswirkungen manifestiert, warum z. B. im Barock die von der Renaissance empfangenen Formen keineswegs aufgelöst, ja, mit der größten Beharrlichkeit weiter angewandt werden, so daß sie mit der Zeit immer mehr erstarren, in den Vordergrund rücken und ihre Beobachtung zum Schaden des inneren Gehaltes schließlich die einzige Aufgabe der Dichtung wird. Das Barock in der Dichtung ist geradezu durch die Überschätzung des rein Formalen charakterisiert: Die erstarrende Form wird konsequent zur Arabeske. Bei der Behandlung der Gründe für diese verschiedenen Erscheinungen ein und desselben Lebensgefühles müßten die spezifischen Eigenarten der Kunstgattungen, ihre Abhängigkeit vom Material und dergleichen mehr gegeneinander abgegrenzt werden. Auch die Frage wäre hier zu erörtern, warum das Barock in der bildenden Kunst durch die gewaltigsten Schöpfungen gekennzeichnet ist, während der ihr in der Literatur entsprechende Marinismus nur Werke zweiten Ranges hervorbringen konnte. Denn selbst Marino, der dieser Richtung den Namen gegeben hat, ist zwar durchaus nicht verächtlich, gehört aber nicht zu den großen Dichtern Italiens. Mit seinem Riesenepos Adone, das die Liebe zwischen Venus und Adonis schildert, der durch einen Eber getötet wird, aber hier nur, weil der Eber ihm etwas ungeschickt seine Zärtlichkeit bezeigen will, gab er das Schulbeispiel für die ganze Produktion. Sein Grundsatz ist: Le superflu c'est le nécessaire. So etwa schildert er einen Sonnenuntergang: Die Sonne legt sich zum Schlafen in die blauen Federn des Meeres und wäscht in den Wellen die heiße Stirn und das bestaubte Haar. Die Nacht bleibt nicht immer finster. Es beleuchtet sie das Auge des Geliebten, dessen Fuß die Wiesen bepurpurt und dessen weiße Hand den Fluß versilbert, und das Haar, das auf seinen Nacken herabfällt, ist ein goldenes Gebüsch auf elfenbeinernem Hügel. — In Spanien fand Marino in Gongora einen viel beachteten Nachahmer, in Frankreich aber wurde er wie ein Gott geehrt und gefeiert. Der Schäferroman, z. B. d'Urfés Astrea, und seine ungeheure Ausbreitung ist namentlich auf seinen Einfluß zurückzuführen. Trotzdem gedieh der Marinismus in Frankreich nicht recht. Er geriet zuerst mit den Preziösen,

mit Malherbe in Konflikt, zuletzt mit dem aufkommenden Klassizismus, wenngleich in dem jungen Corneille noch bedeutende Barockelemente bemerkbar sind. Im ganzen lag diese Richtung dem französischen Nationalcharakter wenig, der auch im Phantastischen die strenge Beobachtung des Vernünftigen stets gefordert hat.

In Deutschland hingegen fand, die Gründe sind schon angegeben, die Bewegung den günstigsten Boden. Dadurch daß hier durch den Krieg Renaissance- und Barockdichtung in ihrem zeitlichen Erscheinen fast zusammenfallen und erst heimisch werden, nachdem sie in anderen Ländern, in denen ein allmähliches Aufweichen und Aufschwellen des strengen Stiles der Renaissance zum Barock zu verfolgen ist, bereits überwunden sind, entsteht die merkwürdige Situation, daß die deutsche Renaissancedichtung eigentlich unzeitgemäß ist, sie schrumpft zu einer angewandten Kunstlehre zusammen, die auf der Befolgung antikischer Regeln gegründet war. Aber die Stimmung, der Ton, die Atmosphäre, die ganze Gesinnung des Zeitalters, in dem sie aufkam, ist barock. Von hier führt keine Brücke mehr zu den poetischen Gattungen, die das sechzehnte Jahrhundert gepflegt hatte. Hinzukommt, daß diese Bewegung in Deutschland nicht organisch umgewandelt, sondern bewußt, ja eigentlich technisch nachgeahmt wurde, wie man eine ausländische Mode nachahmt, und nun auch ganz so mit ungeheurem Enthusiasmus aufgenommen und ohne längere Dauer nur solange gepflegt wurde, bis etwas anderes sie ablöste. So hat die Renaissance- und Barockdichtung in Deutschland sich nur über zwei Menschenalter erstreckt, die die Literaturforschung mit dem Namen der ersten und zweiten schlesischen Schule auseinanderzuhalten pflegt.

Der Gründer und das Haupt der neuen deutschen Dichtung ist Martin Opitz. Dieser Ruhm gebührt ihm trotz mancher wertvollen Ansätze zu ihrer Reform, die sich um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts geregt hatten und von Georg Rodolf Weckherlin und Julius Wilhelm Zincgref, die zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts in Heidelberg aufgetreten waren, bewußt weitergeführt wurden, trotzdem auch der herrliche Weckherlin kraft seiner reichen poetischen Begabung Opitz überlegen war. Aber dieser konzentrierte alle Kräfte und Bestrebungen um seine Person und lenkte sie nach seinem Sinne, dadurch daß er der Theoretiker der neuen Richtung wurde. Schon in seiner Erstlingsschrift: Aristarchus sive de contemptu linguae teutonicae, die im ersten Jahre des Krieges erschien, war er sich bewußt, eine neue dichterische Ära zu beginnen, indem er das Programm seiner Zeitgenossen verkündete: Pflege und Reinigung der Muttersprache, um sie für die Poesie bereit und

dienstbar zu machen. Gefühlt und gewußt waren diese Gedanken vor ihm und mit ihm. Erst, indem er sie aussprach, wurden sie Geschichte. So wurde Opitz mit Recht die maßgebende Autorität für das Jahrhundert, der sich auch begabtere Naturen beugten. In seiner Hauptschrift, dem Buche von der deutschen Poeterey (1624), hat er seine wichtigsten Lehrsätze dargelegt. Auffällig darin ist, daß er gleich zu Anfang mit der größten Entschiedenheit behauptet, so wichtig die Kenntnis der Theorie sei, so mache sie allein doch niemals einen Dichter. Er weist auf den schönen Satz des Ovid: Est Deus in nobis, agitante calescimus illo. Die Poesie ist göttlichen Ursprungs, und der Dichter, erfüllt von göttlichem Geiste, höchst verehrungswürdig; welche Bemerkung in einer Zeit besonders verdienstlich war, die den Dichter und sein Tun geringschätzte. Von hier aus beginnt sich wieder die Vorstellung von der Würde des Dichters auch in soziologischer Hinsicht anzubahnen. Doch nur ganz allmählich schafft sie sich Raum. Noch Lohenstein besteht ganz im Sinne der Zeit hartnäckig darauf, daß Dichten nur ein Zeitvertreib für Nebenstunden sei, die ihm seine Amtsgeschäfte ließen. Zu der Auffassung, daß Dichten Gehalt und Aufgabe eines Lebens sei, hat sich diese Zeit noch nicht erhoben. Erst in Klopstock wurde sie reif. Von ihm an galt sie bis zur Romantik.

Die Opitzsche Reform ist vor allem durch den engen Anschluß an das klassische Altertum gekennzeichnet. Die in der Antike angewandten Dichtgattungen werden als Muster aufgestellt, wie überhaupt gründlichstes Studium der Alten die wichtigste Vorbereitung des Poeten sein muß. In der Metrik führt Opitz, von Ronsard beeinflußt, den Alexandriner ein, macht gleich diesem genaue Vorschriften über Syntax, Reim, Stoffanordnung, Wortwahl und -schöpfung. Hatte Ronsard das Wort petrarquiser eingeführt in der Bedeutung, wie Petrarca „buhlerische reden brauchen", so schreibt auch Opitz:

Jetzt solt du billich mehr als wol
O meine lust, Pindarisieren.

Er verlangt eine natürliche, grammatische Stellung der Worte, die Umdrehung aus metrischen oder Reimgründen läßt er nicht zu. So sehr sich diese Regel gegen das Volkslied wandte, müssen wir doch ihrer poetischen Feinfühligkeit recht geben. Man sieht, wie unbegründet die gewöhnliche Meinung ist, dem Buche fehle jeder Begriff vom Wesen der Poesie. Es war unschuldig daran, daß die Nachfolger seine technischen Vorschriften als das Wichtigste ansahen und grade sie mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit befolgten. Opitzens eigene Produktion mag daran schuld tragen, die sich ganz schulmäßig und musterhaft gebärdet, nicht ohne Geschmack und Formgefühl, doch ohne Leiden-

schaft und Tiefe. Nahe an Opitz halten sich vor allem Paul Fleming (1609 bis 1640) und der Königsberger Dichterkreis, aus dem Simon Dach (1605 – 1659) hervorragt. Aber auch hier bemerken wir, was an jedem Dichter dieser Zeit zu bemerken ist, das barocke Element. Es war in der Tat allmächtig. In dem Mystiker Friedrich von Spee (1592 – 1635) offenbart es sich voll süßer Innigkeit ganz italienisch in seinen schwärmerischen, exaltierten Versen, in denen das Schäferkostüm solche Geltung hat, daß selbst Jesus es anlegen muß. Den Gegensatz zu dieser gefühlsseligen Poesie bilden die Schäfergedichte des Nürnberger gekrönten Blumenordens an der Pegnitz, mit denen sie nur das Aufsuchen melodischer Reize verbindet. In ihnen enthüllt sich die Lust des Barock am Schnurrigen, Sonderbaren, an Verschnörkelung und Zierat. Opitz hatte auch hier mit seiner „Schefferey von der Nimfen Hercynia" nur das Schema gegeben, wie auch seine anderen Vorschriften nur buchstäblich beobachtet wurden. Harsdörffer wollte ihn in seinem „Poetischen Trichter, die teutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen" (1647) noch überholen und verbessern, was darauf herauskam, daß der italienische Schwulst in allen Farben als Muster galt, ja noch übertrieben wurde. Es hebt eine wüste Reimklingelei an, die auf Tonmalereien, Klangwirkungen, Nachahmung von Tierstimmen und ähnliches ausgeht. Man ergötzt sich an den komplizierten Reimgebäuden der carmina figurata, an den unsinnigsten Narrheiten. Es entsteht der Eindruck, daß die Worte ihren Sinn verlieren und nur noch des Klanges wegen da sind; und manches klingt in der Tat nicht übel. Die Kunst wird ein Kunststück. Gefühl und Gedanken erleiden eine ähnliche Einbuße; auch sie sind nur Dekorationsstücke zur Erzeugung äußerer Wirkungen. So dichtet Johannes Klaj (1616 – 1656), ein Haupt der Pegnitzer, höchst lustig mit der kleinen Selbstironie am Schluß:

Der kekke Lachengekk koaret, krekkt und quakkt,
Des Krüppels Krükkenstokk krokkt, grakkelt, humpt und zakkt,
Des Gukkuks Gukken trotzt der Frosch und auch die Krükke.
Was knikkt und knakkt noch mehr? Kurtz hier mein Reimgeflikke.

Freilich muß dabei beachtet werden, daß damals das rein Handwerksmäßige der Dichtkunst, das „Reimeschmieden", eine weit höhere Schätzung genoß als heute, wo die dichterische Technik fast als Gemeingut der Gebildeten gelten kann, was mit der Qualität der Produktion noch nichts zu tun hat. Immerhin ist der Abstand dieser Dichter zu Hofmannswaldau sehr beträchtlich, obwohl der zeitliche Unterschied gering ist – er lebte von 1618 – 1679 – und er theo-

retisch noch auf demselben Boden wie sie steht. In ihm erreicht das Barock in Deutschland seinen Höhepunkt. Er ist mit Marino sehr vertraut und bezeichnet es selbst als das Ziel seines Bemühens, die süße liebliche Schreibart der Italiener in sein Vaterland zu übertragen. Er ist durchaus ein Weltmann, der sich voll Grazie seine sehr freien Liebesgedichte gestattet in dem Bewußtsein, seiner Würde damit nichts zu vergeben. Man lese diese Gedichte und man wird erstaunt sein über seine Anmut und Lebendigkeit. Ihre formale Qualität ist sehr beträchtlich, der Stil rein, kräftig, und wählerisch. Das Ganze aber leidet zu sehr am Überwiegen des Verstandesmäßigen, des Ausgedachten. Die Sprache des Herzens ist zu leise. Dafür kann der bedeutende Kunstverstand nicht entschädigen. Die Zeitgenossen hielten ihn und Lohenstein für ihre größten Dichter, da sich in ihnen am reinsten ihre Vorstellungen von Dichtertum verkörperten. Friedrich von Logau in seiner einsamen Größe blieb ihnen fremd. Und auch Andreas Gryphius (1616–1664) wurde ohne Verständnis für die Intensität seines Gefühls hinter diese gereiht. Er hatte die Greuel des Krieges am eignen Leibe erfahren, und seine Dichtung voll großartiger, schauriger Schwermut nähert sich Friedrich von Spees Melancholie, die aus denselben Quellen geströmt war. Das Erlebnis des Krieges machte ihn zum Dichter. Aber die Schmach und die Gesunkenheit seiner Zeit lähmte ihm die Kraft, die Tragödie zu gebären; unter einem glücklicheren Stern hätte es ihm wohl gelingen können. Er ward Seneka, nicht, wie die Zeit glaubte, Sophokles der Deutschen. Zeuge dafür sind seine Trauer- und Lustspiele, die in Bombast und Schwulst stecken bleiben. Aber gerade hierin wird er von Lohenstein fortgesetzt, der dem Zeitgeschmack solches Genüge tat, daß Benjamin Neukirch, der eine Sammlung der Gedichte Hofmannswaldaus „und anderer Deutscher" herausgegeben hat, in der Vorrede dazu in ihm die Vollendung erblickte. Die Gelehrsamkeit, mit der er seine Stücke ausstattete, übte einen so großen Reiz auf die Zeitgenossen aus. Indes ist er eine viel geringere Begabung als Hofmannswaldau. Das Verstandesmäßige übernimmt hier unbestritten die Führung, nur kurze Strecken belebt der dichterische Hauch. Den größten Teil seines Werks nimmt eine pompöse Rhetorik ein, in der sich die greulichsten Bluttaten, die ausschweifendste Sinnlichkeit bewegen. Er ist der Schöpfer der berüchtigten Haupt- und Staatsaktionen. Auch einen sehr geschätzten Roman hat er hinterlassen mit dem tönenden Titel: „Großmüthiger Feldherr Arminius oder Hermann, als ein tapferer Beschirmer der deutschen Freiheit, nebst seiner durchlauchtigen Thusnelda. In einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeschichte."

Dem Roman gelang es am wenigsten, ein künstlerisches Niveau zu erreichen,

dadurch daß er zur Befriedigung der Wißbegier und der Unterhaltung des stoffhungrigen Publikums und zur Ablenkung von der Misère des damaligen deutschen Lebens alles, was eine durch die Schrecken des Krieges verwilderte Phantasie an Abenteuerlichem verlangte, zusammentragen mußte. Unendliche Schildereien und Beschreibungen aus fernen Zeiten und Zonen, Mord und Totschlag, Exotisches und Märchenhaftes füllen diese dickleibigen, vielbändigen Schmöker der Zesen, Buchholz, Zigler und wie sie noch heißen. Die Handlung nährt sich von dem Entsetzlichen, die Sprache, ganz barock, überbietet sich an Buntheit und Grelle des Ausdrucks, plump, weitschweifig, überladen durch Häufung der Beiwörter, durch Schwerfälligkeit der Sätze trabt sie dahin. Doch niemand kann die wahrhaft dichterische Phantasie, die Bildhaftigkeit des Stils einzelner Partien verkennen, die z. B. in Philipp von Zesens Adriatischer Rosemund oder in Anselm von Ziglers Asiatischer Banise, für die sich ja noch Moses Mendelssohn eingesetzt hat, ihr unbeachtetes Dasein führen. Aber die furchtbare Länge der meisten dieser Gebilde macht sie ungenießbar; denn so groß waren diese Dichter nicht, um sich immer auf gleicher Höhe zu bewegen. Selbst bei Jean Paul, der zur Zeit der höchsten Blüte unserer Dichtung schrieb, finden sich schwache Stellen. Wie schwer war es, in dem Dunkel des siebzehnten Jahrhunderts ein Dichter zu sein, ohne eine Tradition, ohne Kritik und Aufmunterung, ohne ein aufnehmendes Publikum und ohne eine reine Einsicht in das Wesen der Kunst! Diese Dichter mußten alles selbst machen, nicht die Zeit, nicht die Umstände halfen ihnen. Daran kranken noch ihre Besten. Und doch sind sie die Vorposten der neuen Zeit und sind im Dienste ihrer Sache gefallen.

Die neueren Literaturgeschichten sehen in all diesem nur den Niedergang. Für sie stellt das siebzehnte Jahrhundert den tiefsten Stand dar, den unsere Dichtung überhaupt erreicht hat. Menschlich geredet liegt der Grund für diese Geringschätzung wohl darin, daß die Methoden der Literaturwissenschaft aus dem Zeitalter der Aufklärung stammen, somit auch viel leichter zu seiner Analyse angewandt werden konnten als zur Erkenntnis jener verwirrten und unsicheren, durch ein ungeheures Schicksal aus ihrer Bahn gerissenen Menschen des siebzehnten Jahrhunderts. Zu ihrer komplizierten, fremdartigen Seelenverfassung war den Gelehrten des neunzehnten Jahrhunderts im allgemeinen der Zugang gesperrt, der sich ihnen zu dem achtzehnten Jahrhundert durch ein verwandtschaftliches Gefühl eröffnete*). Man begnügt sich im allgemeinen nach literar-

*) Eine bedeutende Ausnahme macht die Darstellung jener Zeit von Gervinus, der, wenngleich er für die ästhetischen Reize des Barock auch nicht allzu empfänglich war, doch das Keimende und Zukünftige jener Dichter, ihre Disposition zur Kunst, die nur durch die Zeit-

historischer Methode darzustellen, was in dieser Zeit produziert wurde, aber an den eigentlich wertvollen ästhetischen Untersuchungen des Stils fehlt es noch. Worte von der Gelehrtenpoesie, der die innere Wahrheit fehle und die sich mit ihren Empfindungen nur drapiere, Worte wie Schwulst und Lüsternheit zur Charakterisierung sind die Hauptergebnisse auf diesem Gebiete.

Hieran trifft schon Gottsched einen Teil der Schuld, der als der erste, der wieder eine reine Schreibart gepflegt habe, angesehen werden wollte, wobei die Bemerkung erlaubt sei, daß Gottsched vielmehr als ein Vernichter der neuen Ansätze, freilich auch alles Veralteten und Schädlichen angesehen werden muß und so den Weg der klassischen Dichtung bereitet hat, nicht etwa als einer, der selbst dieses Neue heraufgeführt habe. Das ist nur großen produktiven Geistern beschieden. Nein, Gottscheds Stellung in der Literatur ist im wesentlichen dadurch bestimmt, daß seine Grundauffassungen von Kunst mit den Renaissance-Poetiken, die gestützt auf falsch verstandene Anweisungen des Aristoteles über Form, Metrum, Reim, Definition der poetischen Gattungen, Wortwahl, Stilkunde usw. noch übereinstimmen. Ein theoretischer Fortschritt liegt also im Grunde nicht vor. Was ihn aber auszeichnet und ihm zum Ruhme gereicht, ist, daß er mit voller Entschiedenheit die verwahrloste Dichtung, die nach einigen Aufschwüngen um so tiefer gesunken war (ihr schlimmster Auswuchs war die Oper mit märchenhaften Ausstattungen, Balletts, Feuerwerken und anderem Spektakel), wieder zur Besinnung brachte. Seiner pädagogischen Natur gelang das Erstaunliche: die Literatur dieser hundert Jahre aus dem Gedächtnis der Nation zu löschen (noch heute können wir uns kaum wieder an sie erinnern, sie ist eigentlich, ohne eine Nachwirkung zu hinterlassen, versunken) und da anzuknüpfen und weiterzugehen, wo Opitz aufgehört hatte. Er erneuerte und erweiterte die alten Anweisungen Opitzens zum Erlernen der Dichtkunst, stellte wieder das Horazische „aut prodesse volunt aut delectare poetae", die Nützlichkeit oder Ergötzung als Zweck der Poesie auf, und hatte Opitz Ronsard benutzt, so gebrauchte er Boileau, was keinen Fortschritt bedeutete: Er stellte nämlich in völligem Verkennen dessen, was der Zeit entsprach und wohltat, als Heilmittel und Gegengewicht gegen die Auswüchse der heimatlichen Bühne, an deren Reorganisation ihm aus Gründen der erziehlichen Wirkung auf die

umstände nicht zu voller Entwicklung kam, sehr sicher herausgefühlt hat. Er hat auch jener Zeit bei vollem Verständnis für ihre Problematik den richtigen Platz in der Geschichte der deutschen Literatur angewiesen, worin ihm Scherer dann folgen konnte; auch auf die geistreiche und gründliche „Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit." von Carl Lemcke, Leipzig 1871. (Nur Band 1: von Opitz bis Klopstock ist erschienen) sei mit Nachdruck hingewiesen.

Nation am meisten gelegen war, die französische Tragödie als Muster auf, was sehr begreiflich ist, wenn man bedenkt, daß Frankreich in Fragen der Kunst und des Geschmacks damals in Europa maßgebend war.

Wir untersuchen nun die Auffassung der Poesie, wie sie sich im Verlaufe des siebzehnten Jahrhunderts entwickelt hat. Zunächst, daran ist festzuhalten, gilt Dichten noch nicht als ein Tun um seiner selbst willen. Die Dichtung steht noch durchaus im Dienste außer ihr liegender Zwecke, vor allem belehrender und erbaulicher Art. Auch Opitzens Anschauungen sammelten sich in dieser Forderung. Aber so tief sie auch in das Bewußtsein seiner Schüler eingedrungen war, so ward ihnen nicht gegeben, sie restlos im Werke zu gestalten. Denn der Dichter ist nicht imstande, einer Theorie bis ins letzte zur absoluten Herrschaft über das Triebmäßige zu verhelfen; vielmehr wird sie immer wieder von der schöpferischen Kraft verdunkelt. Darum verraten die Werke dichtender Kritiker oft so wenig von ihrer verstandesmäßigen Ausbildung. So schießt in dieser barocken Zeit eine ungefesselte Phantasterei üppig ins Kraut und ergibt sich schrankenlos ihren Neigungen und Gelüsten, zumal der sie überwachende Verstand sich seine Rolle sehr leicht machte, da er die Art der geforderten Belehrung einfach in der Abschreckung erblickte. Man half sich nach einer stillschweigenden Übereinkunft derart, daß man meinte, das Böse, die Wollust, die Grausamkeit müßten aufs grellste und deutlichste abgeschildert werden, um den Leser davon abzustoßen. Andernfalls ließ man den entsetzlichen Bösewicht oder Lüstling ein schlimmes Ende für seine Tat nehmen und erzielte leicht denselben Effekt. Doch soviel Mühe gab man sich nicht einmal immer, wie man nur selten darauf verfiel, dem Schurken ein Muster an Tugend und Frömmigkeit, das am Ende den Sieg davonträgt, als erbauliches Exempel entgegenzusetzen*). So fest war z. B. Lohenstein überzeugt, durch diese Methode das Gute zu fördern, daß er nicht Bedenken trug, sein Drama Agrippina, in dem die Heldin ihren Sohn Nero auf offner Szene zur Blutschande verführt, einer Fürstin von Liegnitz zu widmen.

Bedenkt man die Sache recht, so muß man finden, daß niemals in der Geschichte der deutschen Literatur ein derart extremer Fall von l'art pour l'art auf-

*) Daß in unseren heutigen Unterhaltungsromanen eine derartige Vergeltung fast durchgängig geübt wird, zeigt doch, ohne damit irgend etwas über die künstlerische Qualität aussagen zu wollen, einen historischen Fortschritt, den uns das achtzehnte Jahrhundert mit den moralischen Wochenschriften und seiner Entdeckung der Empfindsamkeit gebracht hat. Das Publikum erträgt heute nicht mehr den ungesühnten Triumph des Lasters, es verlangt wenigstens in der Literatur die sittliche Weltordnung bestätigt zu sehen, was nach dem Dreißigjährigen Kriege keinem Menschen in den Sinn gekommen zu sein scheint.

getreten ist. Es lief auf die gänzlich zwecklose und tendenzlose Hingabe an die Form als freie Erscheinung hinaus, wenn auch ausgeklügelt und ausgerechnet, künstlich und voll Unnatur. Den Gegensatz findet man in der Blütezeit mittelhochdeutscher Poesie, die auf dem mütterlichen Boden des Gefühls in ihren Gedichten und Epen die Schönheit der Form mit natürlichen Mitteln erreichte. Auch in dem Niedergange dieser Zeit bemerken wir jene charakteristischen Versuche, die ererbten Formen selbständig unter Preisgabe des Sinnes weiterzubilden, wodurch sie schließlich zur leeren Spielerei herabsinken. Jeder Verfallszeit scheint eine derartige Übersteigerung und Überschätzung der Technik eigen zu sein. Das Gemeinsame dieser spätmittelhochdeutschen Zeit, in der das Rittertum entartet, und der neuen Zeit nach dem Kriege, in der das Bürgertum langsam wieder erstarkt — denn in manchen Äußerungen sind sich Greisenalter und Kindheit, Verfall und Unreife ähnlich — ist, daß die Form isoliert besteht. Der Gehalt wird unscheinbar und minderwertig. Die Künstlichkeit der Form setzt die Objekte der sinnlichen Welt, die ihr von Grund aus gleichgültig sind, zueinander in eine Beziehung, die nicht aus ihrem Wesen, sondern aus ihrer Erscheinung erwächst. Sie ist der Gegenstand der Dichtung, nicht anders als versetzbare Dekorationen und Kulissen zur Erzielung sinnlicher Täuschungen verwandt werden. Diese Welt ist in sich begrenzt, sie vollzieht sich in einem geschlossenen Rahmen, wo jedes Ding seinen Platz und seine Rolle hat, das Außerihr, das Jenseits existiert nicht, auch nicht die Sehnsucht darnach, keine Gestalt transzendiert zu Gott wie bei Shakespeare oder Goethe. Die Form ist zugleich die Grenze dieser Kunst, die nur um sich selber willen da ist, und der Künstler ist nicht vates, sondern artiste. Im siebzehnten Jahrhundert wird noch die sittliche Belehrung beschworen, diesen Mangel an Leben zu ersetzen, aber sie gibt nur den Deckmantel für ihn her, denn Ernst wird es niemals mit ihr. Es ist das Spielerische, die schlimme Zeit vertreibende Verhalten einer Epoche, deren nationales und politisches Leben zertrümmert ist, die nach furchtbarem Leiden in einer gesunkenen Kultur noch die letzten Kräfte aufbietet, sich über Wasser zu halten. In ihr tragen noch die ersten Anzeichen, die die Regeneration melden, die Male der überstandenen Leiden. Im Widerspruch zu diesem Charakter der Dichtung, die krampfhaft und ausgeleert alle Dinge der Welt in ihren Kreis treibt, um wieder Inhalt, Sinn und Ziel zu erlangen, aber auf diesem Irrwege nur immer ärmer wird, je prunkvoller, überladener, gespreizter ihre Dichtungen werden, stehen die mutvollen Bestrebungen, die sich indessen in Philosophie und Wissenschaft wieder geregt hatten. Aus ihrem Anwachsen und Aufblühen, das in dem gewaltigen Werke Leibnizens Gestalt gewinnt,

kommt die allmähliche Erneuung des deutschen Geistes, der erst, als Lessing das Fundament aufgebaut hatte, auch zu seinen großen dichterischen Auswirkungen gelangte. Immerhin, der Anfang regt sich schon im siebzehnten Jahrhundert. Zum ersten Male in der deutschen Geschichte tritt ein Geschlecht auf, das Kunst nach bestimmten Vorschriften und Regeln macht, die sich auf das Formale beziehen. Die Poesie, deren Qualität allein nach der Eindringlichkeit ihrer Überredungskraft, mit der sie das zu Sagende vortrug, bewertet wurde, eine Schwester der Rhetorik, wird jetzt nach dem Grade ihrer Formvollendung gemessen. Nun aber ist der Gang der Entwicklung nicht der, daß im siebzehnten Jahrhundert eine zur Herrschaft gelangende theoretische Einsicht einen wahren Begriff von der Kunst vermittelte, wie er seit Lessing wieder zur Geltung kommt, sondern vielmehr dadurch, daß die Kunst selbst immer tiefer sank, immer weniger geübt und immer mehr verlernt wurde, wurde es plötzlich nötig, sich ihrer äußeren Gestalt anzunehmen, sich auf sie zu besinnen, indem man für sie Gesetze und Regeln entwarf. Daraus ergab sich, daß der Dichter nun das Formale, dessen Erfüllung der Theoretiker erst als zweite Forderung aufgestellt hatte, als das Wesen und den vornehmsten Zweck dichterischer Tätigkeit betrachtete, womit nicht im Widerspruch steht, daß theoretisch nach wie vor die Dichtung immer noch didaktisch war. Schon das Auftreten und die Wichtigkeit, die die auf den Krieg folgenden Generationen ihrem Theoretiker Opitz durch Beifall und Auflehnung in gleicher Weise beimaßen, soll auf diese ganz neue und unerhörte Haltung zur Literatur aufmerksam machen.

Die Literatur wird so kraft einer Theorie aus der Sphäre der Wissenschaft der Sphäre der Kunst zugewiesen. Sie dient nicht äußeren Zwecken mehr, nur noch sich selbst. Alles fließt wieder in sie zurück, kommt ihr allein zugute. Sie wird vom Joche der Wissenschaft, genauer der Theologie, befreit und damit autonom. Man vergleiche bei Dilthey die Parallele, wie sich die Philosophie aus der Scholastik entwickelt hat. Man verstehe mich aber nicht so, als ob etwa mit diesem Begriffe die Dichtung eine höhere Stufe ersteige, gerade alle wertenden Urteile müssen hier fern bleiben. Selbst in der Reformation gilt noch die Auffassung, die Poesie sei eine bestimmte Art und nicht einmal die vornehmste im Vergleich zur Predigt, die Menschen zu belehren. Und mit dieser Auffassung bricht auch die Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts offiziell keineswegs. Opitz hält an diesem Grundsatz durchaus fest. Das Neue besteht darin, daß in seinem Buche der Stoff oder der Gehalt, den die Dichtung ausspreche, völlig als Voraussetzung angesehen wird, die nicht zur Diskussion gestellt zu werden braucht, so daß es scheint, er habe hierin die Einwirkung

seiner Schrift selbst nicht absehen können. Jedenfalls wird durch sein Buch zum ersten Male mit voller Entschiedenheit das Problem der Form in den Mittelpunkt dichterischen Schaffens gerückt. Die Volksdichtung des sechzehnten Jahrhunderts, die sich aus den reichen Quellen des Gemüts nährte und in dem Erlebnis der Reformation den bedeutenden Gehalt fand, hatte ja der Krieg als Gattung verschlungen. Fortan gibt es keinen großen Gehalt mehr, der die Dichtung befruchtete. Alle Möglichkeiten sind verschüttet. Ein großer Teil der geistigen Potenzen sammelt sich im Epigramm und in der Satire — also in Zwischenstufen des dichterischen Reiches. So löste sich die Dichtung immer mehr von ihrer wahren Bestimmung ab und wurde in erster Linie eine Unterhaltung für müßige Stunden.

Und doch beginnt, so merkwürdig es scheinen will, eben an diesem Punkte ihre Regeneration. Da alles darauf ankam, das, was man zu sagen hatte, in ein möglichst zierliches oder prächtiges Gewand zu kleiden, so wird auf die Ausbildung der Form der Hauptwert gelegt, vor dem alles andere zurücktreten muß. Hiermit beginnt jener entscheidende Prozeß einzusetzen, der trotz seiner zweifellos niederen und fragwürdigen Herkunft in letzter Linie in die Anschauung auslief, daß Kunst Resultat einer Formung sei. Nur so kann man verstehen, wie die Dichter der zweiten schlesischen Schule in ihren galanten Gedichten sich so sorglos dem Spiel mit Formen überließen, wobei sie die vermeintlichen Aufgaben der Poesie zu fördern glaubten und doch ihre wahren Forderungen erfüllten. Die Opitzsche Lehre, wie man dichten müsse, genoß solche Verehrung, daß über ihrer Befolgung alles andere in den Hintergrund geriet. Und so entwickelte sich ganz unwillkürlich ohne einen tiefern Einblick eine rein formale Dichtung von beträchtlicher Qualität. Wie weit, um dem Irrationalen den gebührenden Raum zu lassen, diesen Dichtern ein Wissen über die wirkliche Bedeutung ihres Tuns aufgestiegen ist, ob sie ahnungsvoll fühlten, daß der Weg, den sie halb unbewußt betreten hatten, zu dem Tempel der wahren Dichtkunst führte, lassen wir unentschieden. Erst eine eingehende Analyse ihrer Werke müßte sich von Fall zu Fall damit beschäftigen, wie weit die Angabe zutrifft:

Das Herz ist weit von dem, was eine Feder schreibet,
Wir dichten ein Gedicht, daß man die Zeit vertreibet.
In uns flammt keine Brunst — ob schon die Blätter brennen
Von liebender Begier. Es ist ein bloßes Nennen.

Allein schon die Schönheit dieses Verses ist ein Zeugnis dafür, daß die theo-

retische Überzeugung, die er ausspricht, keine Gewalt über die dichterische Kraft hat, die er verkündet. Nur mindere Verseschreiber konnten diesem Programm wirklich genügen. Aber dem wahren Dichter wird eben noch ein Programm zur poetischen Schöpfung. So mußte — anders ist es unmöglich vorzustellen — Hofmannswaldau diese theoretische Schranke durchbrechen, wenngleich er es niemals zugegeben hat, so tief saß diese Konvention auch in ihm. Viele seiner Epitaphien, auf deren Wert meines Wissens noch nicht hingewiesen worden ist, stützen gerade darum diese Behauptung, weil sie einer tausendjährigen literarischen Gattung angehören, sich an ihre antiken und französischen Vorbilder gemäß der Vorschrift von der Nachahmung enge halten und alles dieses sie nicht hindert, das dichterische Gefühl ihres Schöpfers zu offenbaren. Es ist eben das höchst Wunderbare, daß der Dichter, wenn er der Intuition folgt, selbst gegen die Anschauungen seiner Zeit, so fest er auch mit ihnen verknüpft sein mag, das absolute Kunstwerk hervorbringt. Ich setze einige der schönsten hierher:

Diogenes

Pracht, Reichtum, falscher Schein ward von mir ausgelacht,
Ich habe mehr nach Ruh als großem Ruhm getracht.
Mein Wohnhaus war ein Faß, mein Becher war die Hand,
Die weite Welt mein Buch und auch mein Vaterland.

Cicero

In diesen kleinen Raum ward Cicero gelegt,
Der das berühmte Rom nach Willen hat bewegt.
Mein Leser scheue nicht, das schlechte Grab zu küssen:
Es liegt der Römer Mund zu deinen schlechten Füßen.

Pyramus und Thisbe

Es zeigt die kleine Gruft der Venus Meisterstücke,
Ein auserseh'n Ziel zersprenget durchs Gelücke.
Der Buhler See Kompaß. Hier ist genung bericht.
Wer kennet Pyramus und seine Thisbe nicht!

Ludwig XIII. in Frankreich

Rochelle, Perpignan mit Brisach und Tourin
Entdecken aller Welt, wer ich gewesen bin.
Als Richelieu, mein Geist, ist von mir weggegangen,
So hab ich allbereit zu sterben angefangen.

### Ein Verliebter

Der hier begraben liegt, ist aus der Buhler Orden,
Nicht wunder dich zu sehr, daß er zu Asche worden;
Sein Leib war voller Glut und voller Flammenschein:
Wie sollte denn der Mann nicht Asche worden sein!

### Ein Schlafsüchtiger

Hier liegt ein fauler Leib, der aus dem Tage Nacht
Und aus dem Leben Tod durch Schlafen hat gemacht.
Aus allzugroßer Furcht, daß man ihn nicht erwecket,
So hat er sich allhier in diese Gruft versteckt.

Das Elend der Zeit hat aber am Ende doch gesiegt; denn auf diesem Wege wurde Hofmannswaldau keine Nachfolge zuteil. Die Zeit sah in seinem Werke wohl nichts anderes als den Beweis, daß er mit Geschmack und Könnerschaft die Opitzschen Regeln, wie sie verstanden wurden, beherrschte und anzuwenden wußte. Auf dieses Ziel waren die Bemühungen der Epigonen gerichtet. Hofmannswaldau aber war der rechtmäßige Sohn des Barock; ihm ist es organisch und natürlich. Seine Nachfolger hielten sich nur an das Äußere, gerieten in Übertreibungen auf Kosten des Geschmacks zugunsten der Wirkung. Nur im Negativen übertrafen sie Hofmannswaldau. So erstarrte die Dichtung am Ende des Jahrhunderts zur Grimasse, wurde Parodie, zumal mit Lohensteins Tod eine rasche Abnahme an Talenten zu konstatieren ist. In Barthold Henrich Brockes flackert das Barock noch einmal auf. Es zeigte sich eben wieder oder vielleicht hier zum ersten Male in der deutschen Literatur überhaupt, daß die Dichtung mehr ist als ein Dekoratives, daß sie, um Bestand zu haben, eine bestimmte Haltung zur Welt ausdrücken muß, eine Beseelung und geistige Durchdringung des Lebens. Die Kunst als Form, die von außen den Gegenständen aufgedrückt wird, und nicht von innen heraus wächst, ein Kleid und nicht ein Organismus, in dem sich eine Person manifestiert, ist ein Unding. Hofmannswaldaus barocke Natur offenbart sich im Aufsuchen süßer Klänge, phantastischer Bilder, ihm lag es, prunkende und lüsterne Worte zu prägen, zarte Verse zu glätten, kunstvolle Gedichte zu bauen. Seine Nachfolger übernahmen dieses Wesen als Manier, als Apparat, der mechanisch in Gang gesetzt wurde. So sank die Dichtung, so tief Dichtung nur sinken kann. Und Gottsched und die Schweizer konnten leicht als Befreier von der Schwulstepoche auftreten, sie lag schon im Todeskampfe, als sie ihr so gründlich den Garaus

machten. Auf Hofmannswaldau aber paßt die Grabschrift, die er für sein Vorbild Marino gedichtet hat:

Ich speisete die Welt mit amberreicher Kost,
Aus meinen Reimen wuchs das Blumwerk geiler Lust.
Hab ich die Fleischlichkeit zu schlüpfrig angerühret,
So denke, Venus selbst hat mir die Hand geführet.

# Gedanken über Europa

## Von Ferdinand Lion

### I

Für die Antike gab es kein Europa. In ihrer Einheit, dem Mittelmeer, galt das asiatische Jonien ebensoviel als Sizilien, das afrikanische Ägypten soviel als Spanien.

Erst, als im beginnenden Mittelalter das Christentum ringsherum von den afrikanischen und asiatischen Küsten verdrängt worden war, entstand geschlossen, fest umrissen ein Europa. Ein Christenheitseuropa mit gemeinsamen Konzilen und Kreuzzügen, in der einen lateinischen Sprache sich verstehend, gehüllt in das wunderbare Steingewebe der Gotik und überall mit der einen gleichen Figur des christlichen Menschen. — Aber es kam der Moment, wo der Papst zu einem Kreuzzug aufrief und niemand mehr antwortete, wo das Lateinische jugendlichen vielfältigen Sprachen Platz machte, und an Stelle des einen Menschen ein Gewimmel von suchenden und sich selbst suchenden Gestalten erschien. War dann noch überhaupt ein Europa? Was hielt die kleine, erregbare, zierliche, in viele Halbinseln geteilte Halbinsel noch zusammen? Sie mochte sich nach allen Himmelsseiten verflüchtigen ... Daß sie am Ende des Mittelalters ihre eine Hauptstadt, Konstantinopel, verlor, war gleichsam ein Zeichen dieser Zerrüttung, dieses Sichselbstaufgebens.

Aber von der Renaissance ab entstand eine neue Einheit: abgetrennt wie durch das Christentum von aller Welt, ein Europa der Wirklichkeit, mit der gemeinsamen Wissenschaft und ihrer Formelnsprache, in dem Gewand der Maschinen und dem einen überall gleichen, grauen, tätigen, praktischen Menschen.

Es war diesem zweiten Europa vorbehalten, das zu erreichen, was das erste als Postulat aufgestellt hatte: die Weltherrschaft. Offenbar war das Christen-

heitseuropa der übrigen Welt nicht überlegen gewesen. Es war siebenmal in den Kreuzzügen erfolglos aggressiv gegen Asien. Schließlich wurde es sogar in die Defensive gedrängt. Erst in der Wirklichkeit steckte etwas, das die Andern nicht besaßen. Aber was war dieses Eigenartige der europäischen Wirklichkeit? Hatte es nicht ebensoviel Glaube an die irdische Welt, an Beobachtung, Erfindung, Bequemlichkeiten in China oder in Ägypten schon gegeben? Europa trug eben seine Vehemenz in die Wirklichkeit hinein. Es ging so weit, so rücksichtslos, so neugierig, so schamlos, so alles andere vergessend und hinter sich lassend da hinein!

Übrigens das Christentum schon, die europäische mythische Welt, war vehement gewesen. Die Gotik: überlebendig, hastig, eine Himmelsstürmerei, eine Niegesättigtheit von Geweben! — Man hätte erwarten können, daß gerade nachher Europa die Wirklichkeit als Quietiv benütze, als ein Landen nach dieser stürmischen mythischen Meerfahrt. Aber es erschienen als der Ausdruck der europäischen Wirklichkeit Maschinen, wiederum überlebendige, hastige, vorwärtsstrebende Geschöpfe ... Europa treibt eben alles ins Extreme. Das Erstaunlichste aber, daß es nach dem Extrem des Mythos noch die Kraft, die Lust besaß, um in das Extrem der Wirklichkeit zu rennen!

## 2

Das Christenheitseuropa strebte nach der Universalmonarchie. Zu der einen Kirche gehörte der eine Staat. Das ganze Mittelalter lebte in der Idee des einen Reiches, welches jetzt mit einem solchen Odium behaftet ist, damals aber höchsten Glanz und Anziehungskraft hatte, so daß die Vielfältigkeit nur als Abfall und vorübergehende Anarchie erschien. Deutschland mit seinem heiligen römischen Reich deutscher Nation war der Träger dieses Christenheitseuropas.

Wie europäisch dieses leidenschaftliche, traumhaft sehnsüchtige Ergreifen einer Idee, als ob das römische Imperium noch festgehalten werden könnte, und zugleich das Sichnichtbeugenkönnen unter der eigenen Idee! Wie europäisch auch die Vehemenz, mit der Papst und Kaiser, die beiden Universalmächte, europäischer Körper und europäische Seele gleichsam, auseinanderstreben! Hätten sie sich einigen oder gar in einer Person vereinigen können, so war die christliche Welt geschlossen, und Europa wäre ihr schwerlich mehr entschlüpft. So aber entstand das Unstetige des Mittelalters, und ewiger Wechsel von Prunk und Kläglichkeit in den Schicksalen der Hauptpersonen.

Das heilige römische Reich deutscher Nation war nicht ein Stier gewesen, welcher Europa entführen wollte, sondern doppeltgestaltig, Deutschland und Italien verbindend, eine Art Kentaur, welcher immer über die Alpen galoppierte. Deutschland selbst gab mit seiner Reformation, die antiuniversal war, die Reichsidee auf. Blieb aber seltsamerweise politisch dabei stehen. Aus Ambition? Aus Trägheit? Aus Treue zur Idee oder Traumlust vielleicht? Gleichviel, der Kentaur wandte sich noch einmal; anstatt Deutschland-Italien Österreich-Spanien. Dann löste sich das Gebilde in Nebel auf: gespenstig, gewaltig, und doch täppisch lächerlich, in neunzehnhundert Kleinstaaten wogend, mit nach allen Seiten verfliegenden Teilen, wie Madame de Staël in ihrer Allemagne es nannte: ein Reich der Luft.

Übrigens kam es noch einmal, in gedrängter und schärferer Form, zu dem Versuch einer europäischen Universalmonarchie. Wenn diese schon im Mittelalter immer mit genialen Persönlichkeiten verbunden aufgetreten war, so trat mit Napoleon das Genie selbst, nackt, ohne Idee, mit dem Einspruch der Einherrschaft über Europa auf. In einer Hinsicht hatte er es leichter: indem das Papsttum nicht mehr als Gegenspieler wirkte. Europa folgte mit Bewunderung der napoleonischen Vehemenz, diesem echteuropäischen Zerstören und zugleich Aufbauen, dieser Flamme, die vom Pariser Revolutionsbrand zu dem Moskauer Brand hinüberflog. Die Begegnung von Napoleon und Goethe ist wie die eines mittelalterlichen Kaisers und Papstes, bloß, daß diesmal der erste von der romanischen, der andere von der germanischen Seite kam. Aber zugleich ging ein Schauer über Europa vor diesem Versuch, anstatt einer neuen Welt, die man erwartet hatte, mit der Universalmonarchie wieder die mittelalterlichste heraufgeholt zu sehen.

Das heilige römische Reich ging inwendig an sich selbst zugrunde, das napoleonische von außen. Beide Male ist es das vehemente Wesen von Europa selbst, welches eine Form abschüttelt, die die Vehemenz in Gefahr gebracht hätte. Napoleon fühlte es wohl: Cette vieille Europe m'ennuie. Er liebte so sehr den Orient. Der Kampf der Wirklichkeit gegenüber dem heiligen römischen Reich war leicht gewesen. Sie entstand gerade in der Mitte zwischen den beiden streitenden Universalmächten in den lombardischen Städten und wanderte dann peripherisch meeresentlang, ihr Träger wurde England. — Ungleich schwerer war der Kampf gegen Napoleon. Die Reste des legitimen Christenheitseuropas verbanden sich mit dem Wirklichkeitseuropa gegen ihn.

3

Das politische System des Wirklichkeitseuropas ist das Gleichgewicht: keine Idee, keine historische Erinnerung, keine Forderungen des Genies, sondern eine Maschine. Übrigens auf seine Weise auch einheitschaffend, denn das Gleichgewicht besteht aus zwei Wagschalen, die, sobald der Zeiger stillsteht, zu einer Art Harmonie zusammenschmelzen.

Das Gleichgewicht ist vom Christenheitseuropa so wenig geahnt worden, daß dieses nicht einmal auf den Gedanken verfiel, es zwischen seinen beiden Mächten, Kaisertum und Papsttum, herzustellen. Erst in der scharfen, klugen, macchiavellistischen Wirklichkeitsluft von Florenz wurde es von Cosimo Medici entdeckt, der es für die vier italienischen Hauptstaaten anstrebte. Später wurde es dann von England, dem eigentlichen Träger der Wirklichkeit, neuentdeckt.

War die Universalmonarchie zu kompakt erstarrt, so ist das Gleichgewicht dagegen fast zu nervös erregbar. Denn die beiden einander gegenüberstehenden Gruppen müssen in ihrer Zusammensetzung, da sich die einzelnen Faktoren verändern, fortwährend verändert werden: so schien etwa bis 1900 Rußland und Frankreich Deutschland die Wage zu halten, später glaubte England hinzutreten zu müssen, und jetzt während des Krieges hat Italien seinen Übertritt zur Entente mit dem Gleichgewicht motiviert. Im achtzehnten Jahrhundert, dem eigentlichen Zeitalter des Gleichgewichts, gab es plötzlich renversements des alliances, Wechsel der Figuren wie in einem Menuett, ein Hin und Her von tänzerischer Mobilität. Auch die Paare, die dabei leicht und auf kurze Zeit zusammentreffen, sind oft seltsam genug, harlekinartig bunt. Es herrscht eine ewige Unruhe, ein Mißtrauen.

Das Gleichgewicht liebt, im Gegensatz zur Universalmonarchie, die Vielfältigkeit. Es schafft fortwährend neue Gebilde: Nationalitäten wie Italien, welches durch das französisch-österreichische, oder die Balkanstaaten, welche durch das österreichisch-russische Gleichgewicht entstanden sind, oft aber auch reine Staatsphantasien wie Belgien. Die Vielheit der Gewichte ist direkt erwünscht. Im achtzehnten Jahrhundert wurde die deutsche Kleinstaaterei, wobei die einzelnen Staaten sich zu verschiedenen Gruppen schlagen konnten, als besonders gleichgewichtsgünstig empfunden.

Das System begünstigt die Schwachen, die Alten, und da in Europa jeder Typus von Wert ist, so bedeutet immerhin diese oft künstliche Erhaltung, dieses Mitleid wohl einen Vorteil. Dagegen haßt es den Starken. Und der Stärkste, d. h. der, welcher allein, ohne Gruppenbildung das Gleichgewicht aufheben

kann, ist sein geborener Feind. So war das große, starke Frankreich sein Feind, während es jetzt, unendlich erniedrigt, sein Freund ist. Ebenso wäre ein geschwächtes Deutschland für das Gleichgewicht sofort interessant geworden, man hätte es gegen das allzustark gewordene Rußland beschützen müssen. Durch dieses Spiel, bei dem immer der Stärkste geschwächt wird, wird aber Europa überhaupt geschwächt. Es wird auf sein Minimum reduziert. Es verblutet dabei ... Und das Tragischste: daß dieser Stärkste nicht einmal aggressiv zu sein braucht; schon, daß er es sein könnte, genügt, um ihn als Feind gelten zu lassen.

Daher möchte man trotz all ihrer Vorteile oft glauben, diese Maschine sei von dem klügsten aller Teufel erfunden, von einem Tartüff, der mitten in der europäischen Familie sitzt, alle ihre Eigenheiten und Charakterschwächen kennt, und dabei doch zutiefst ein Fremder ist ... Trotzdem wäre es wohl ungerecht, England allein, welches sie erfunden hat, damit zu belasten. Denn es hat immer gar willige Helfer auf dem Kontinent gefunden. In der Tat, dieses Gemisch von Ruhe, Geborgenheit und Erregung, welches im Gleichgewicht liegt, dieses Antithetische der Gruppen, dieses Schweben, dieser Neid gegen den Starken und das Erschlagen seines eigenen Helden, und schließlich die nutzlose Verblutung durch sich selbst aus lauter Mißtrauen gegen sich selbst, wie europäisch ist dies alles! ... Europa läßt sich eben nicht nur durch Stier und Kentaur, sondern auch durch Maschinen verführen.

## 4

### Die Verwandlung Deutschlands

Doch kehren wir zu Deutschland zurück, welches im achtzehnten Jahrhundert, während das wirkliche England ein Reich der Erde und des Meeres bildete, gewaltig, unberührbar, mit dem Medusengesicht der vollkommenen Wirklichkeit, selbst indessen zum Reich der Luft geworden war. Oder eher zu dem der Klänge. Denn dieser unglückliche, klägliche, bald sterbende Körper hatte sich aufgelöst in einen Schwanengesang der Musik. Diese: ein Wühlen in Seele, ein Psychologisieren ohne Ende, ein vieldeutiges Flüstern und Zuwinken, ein antithetisch von höchster Lust zu tiefstem Schmerz Eilendes, etwas narzißmäßig in sich Verlierendes, unendlich Vehementes. Diese Musik wurde eine europäische Sprache, die das ganze Europa bald anfüllte, für jeden Europäer verständlich und sonst für niemanden, und in der der spanische Don Juan so gut wie der pariserische Figaro oder die Eroica des Napoleonaufstiegs zu Worte kommen konnte. So stark, so bedeutend als Einheit für Europa wie das Christentum

und die Wirklichkeit. Vielleicht sogar noch eindringlicher zusammenbindend gerade durch die schwebende Zartheit. Ein leichtestes Netz, ein Filigran von Luft . . . Deutschland ist wiederum, wenn auch auf seltsame Weise, ein Europa. Freilich, diese Einheit war passiv. Und wenn sie auch für sich eine Welt höchster Wirklichkeit darstellte, so war sie doch seltsam hilflos gegenüber der massiveren europäischen Wirklichkeit, welche sie umgibt. — In Deutschland selbst bewegte sich zu den wunderbaren Klängen eine kleinbürgerlich verschlafene Gesellschaft, ein marionettenhaft das Ausland nachahmender Adel, eine pathetisch übertriebene Sturm- und Drangjugend, kurzum, huschend oder schwerfällig eine, wie Jean Paul sie nannte, „Schatten-Schattenwelt".

Was mochte sodann geschehen! Dieses Deutschland-Europa hätte sich ganz in Musik auflösen können. Oder es hätten neue Götter, herangelockt durch die Klänge, zum mythischen Reigen aufsteigen können, sie schienen in der Walpurgisnacht und in der Helena von Goethe schon ganz nahe. Oder aber die Musik konnte sich in eine andere, ihr verwandte Kraft umwandeln . . . Man erinnere sich, wie nahe ein großer Philosoph die Musik an den Willen stellt, sie sei das Allernächste, ein Abbild, ein Spiegel, ein Schatten des Willens. Und es geschah in Deutschland nun so, daß der Schatten des Willens vor dem Willen aufgetreten war und sich dann in ihn zurückverwandelte.

War es auf ovidische Weise eine leichte spielerische Metamorphose? Es scheint nicht, wenn man das Gemisch von Abwehr und Konnivenz im Verhältnis von Deutschland zu Preußen oder das lange Zögern Deutschlands vor 1814, oder gleich darauf sein Zurücksinken ganz in Musik und Romantik sieht. Noch deutlicher wird die innere Not, die Qual der Verwandlung, wenn man den einzelnen großen Persönlichkeiten nachspürt. Da ist Friedrich der Große, der aus der Musik kommt, die Flöte verliebt seine principessa nennt, und sich von dort aus mit einer Art verzweifelter Glut in die Tat stürzt. Da ist Schopenhauer, der Hochpreiser des Willens, welcher in ihm das Ding an sich, das einzig Seiende, den Gott selbst erkennt, den er aber zu vernichten gebietet und vor dem er plötzlich wie entsetzt zu Kunst und Musik zurückflieht. Da ist Richard Wagner, ganz Ehrgeiz, Begierde, Wille, aber unendlich darin leidend, und in seiner Musik nach allen Begehrlichkeiten und Aufwallungen noch meisterhafter das Zurückfluten, die Entsagung, das Aufgeben des Willens ausdrückend. — Nur bei einem ist die Verwandlung rein und ohne Leiden dargestellt: bei Goethe. Er kennt die Dämonen, die romantischen Träume, die Wanderschaft in Nebeln, das Reich der Luft, die Hymnen der Nacht, die Musik, aber ebenso auch die Forderung des Tags, das Wirken, den Willen. Er ist Träger der

beiden Deutschland auf vollkommene Weise. Daher ohne Sehnsucht, voll Majestät und in zentraler Stellung in der deutschen Geschichte.

5

Was ist aber eigentlich dieser Wille? Das Ausland antwortet: Nichts anderes als der Wille zur Wirklichkeit. Das Traum- und Musik-Deutschland, niedrig und gierig geworden, hätte sich nach greifbarer Realität gesehnt. Und es sei, inmitten des Wirklichkeitseuropas, der ungeduldige Parvenü der Wirklichkeit.

Nun läßt es sich freilich nicht leugnen, daß es sich bei dem Willen Friedrichs des Großen eigentlich um eine Wirklichkeit, nämlich den Besitz Schlesiens, gehandelt habe. Aber wie seltsam, befremdlich, unwirklich ist trotzdem sein Tun und seine Gestalt! Die Not und Gefahr, die ihn fortwährend umgibt, der ans Wunder grenzende Sieg über den ganzen Kontinent, sein Reiten nach einer Schlacht in der Nacht von seinem Wirt und seiner Laterne begleitet dem Feinde zu, seine Randbemerkung zu irgendeinem praktischen Gesuch „Wind! Wind! Wind!", seine Worte wilder Offensive noch im Sterben: La montagne est passée, nous irons mieux — ist denn das alles Wirklichkeit? War er auch der Alliierte Englands, so hat ihn dieses doch immer mit geheimem Unbehagen betrachtet, es verachtete dieses fragwürdige Potsdam. — Ebenso unwirklich wird alles andere, was Deutschland berührt. Die Industrie: eigentlich in ihrer Maschinentechnik, ihrem kapitalistischen Aufbau, ihren kolonialen Absatzgebieten von England herübergenommen, sie entwickelt sich in Deutschland nach 1870 auf fieberhafte Weise, man hört Nibelungentakt daraus und geheimnisvolle Musik, und es gibt nicht etwa einmal eine Pause, eine Beruhigung, einen Genuß des wirklichen Erreichten, sondern der Drang herrscht, weiter noch eine montagne à passer, die Industrie immer leistungsfähiger zu machen. — Deutschland kann die Wirklichkeit mit Leidenschaft ergreifen, es kann als irreale Macht die Realität handhaben, aber schließlich wird es immer etwas anderes daraus machen. Man kommt nicht umsonst aus der Musik. Und gesetzt, daß eine Folge des Krieges eine Einflußnahme Deutschlands auf die mythischen Länder, Ägypten und Indien, wäre, so würde es mehr daraus erwecken als England, die Wirklichkeit, welche nur Wirklichkeit daraus zu holen wußte.

Wirklichkeit und Wille: die deutsche Philosophie hat sich nie entschließen können, auf englische Weise in der Realität das Ding an sich zu betrachten. Im Gegenteil, sie phänomenalisierte die Wirklichkeit. Während dies ihre negative Tat war, schuf sie aber demgegenüber, positiv, den Willen, sei es den kate-

gorischen Imperativ, sei es als Schopenhauerschen Willen, oder als Willen zur Macht. Und je stärker die Auflösung der Wirklichkeit in Vorstellung wurde, um so stärker wurde andererseits die Kreierung des Willens. Er bekommt eben erst seine Gewalt durch das Nichts, vor dem er sich fühlt.

Gab die Christenheit drei Welten, Himmel, Erde und Hölle, voll Wunder und Begebenheiten, war dagegen die Wirklichkeit nur eine Welt, aber umfangreich, grau, gewaltig, von shakespearischer Fülle, so ist der Wille noch reicher, an nichts gebunden, alles ergreifend und fortstürmend. Er ist Faust, dem alles zu flutenden Gesichten wird und der zu Schluß vor dem immer neu zu erschaffenden Neuland steht.

Die Welt des Willens ist gewaltig wie die des französischen Enthusiasmus, die 1789 erschien und, während sie von den deutschen Denkern als eine neue Welt begrüßt wurde, sofort als ihren eigentlichsten Gegner das England der Wirklichkeit vor sich fand. Freilich es lag im leichthinfliegenden Wesen selbst des Enthusiasmus nur ein kurzer Rausch sein zu können, er verlor sich, er gab sich einem mittelalterlichen Abenteurer von Genie hin ... Und doch, wie vieles von dieser Welt ist geblieben! Es fragt sich, ob überhaupt ohne sie, ohne diesen revolutionären Hintergrund das mechanisch-praktisch englische neunzehnte Jahrhundert erträglich gewesen wäre. Dies wär das Kostbarste, was Frankreich an Europa zu geben hatte. Genau, wie jetzt der Wille etwas Europäisches ist. Schon horcht übrigens das kluge Europa auf. Es verachtet nicht mehr, es fühlt sich von dem neuen Europa, das in Deutschland liegt, angezogen. — Der Wille aber, tiefer, leidender wissender als der Enthusiasmus, wird sich nicht wie dieser verlieren. Er wird, auch politisch, die Wirklichkeit besiegen.

## 6

Wie das Christenheitseuropa in der Universalmonarchie, die Wirklichkeit im Gleichgewicht, so hat auch der Wille ein politisches System für Europa.

Bismarck war nach 1870 europäische Gestalt. Europa entzieht sich ihm nicht. Man wartet mit Neugier oder Angst. Die ganze Welt, die bisher aktiv war, während Deutschland Musik gegeben hatte, wird auf einmal passiv. Und die alt-jüngste Macht Europas ist auf dem Berliner Kongreß die führende. Wohin? Vielleicht hat es nie eine so verlockende Situation gegeben, das Gleichgewicht aufzustellen, wie damals für Deutschland. Mitten in Europa, gleichsam als Zeiger an der Wage, deren eine Wagschale Rußland, deren andere England gewesen wäre, hätte Deutschland endlos spielen können, und erst etwa mit Österreich und England Rußland niederwerfen, um sodann im geschwächten Rußland

einen dankbaren Partner gegen England zu finden. Charakteristisch genug, daß aber Bismarck die Möglichkeit dieses Spiels ablehnte. Er spielte etwas ganz anderes: den ehrlichen Makler. „Die Zukunft muß lehren," so sagt er in seiner Dezemberrede von 1876, „ob nicht diese beiden Staaten durch unsere Vermittlung oder direkt sich im friedlichen Ausgleich ihrer Interessen gegenseitig verständigen können." Er will also kein Gleichgewichts-Gegeneinander, sondern ein Nebeneinander der beiden (welches freilich seitdem auf andere Weise, als er es sich vorstellte, zustande gekommen ist). Aber wie, also allen Ernstes ein Nebeneinander? Voll Harmlosigkeit, Verträglichkeit, Güte? Es wäre dies für das fragwürdige und seltsame Europa eine etwas einfache Doktrin gewesen. Europa wird vielleicht einmal alt, sehr müde sein müssen, seiner selbst und der Welt, um etwas Derartiges zu akzeptieren. Das Bismarckische Nebeneinander ist komplizierter. Es ist nicht lässig, schwach, weich; im Gegenteil, voll Ansprüche an sich selbst, anstrengend, verantwortungsvoll, stark. Es ist das System des bewaffneten Friedens.

Offenbar eine europäische Formel. Eine Antithese, widerspruchsvoll fast bis zur Lächerlichkeit, denn es ist eigentümlich genug, sich für den Frieden zu bewaffnen. Ein kunstvoller Bau, so kompliziert wie das englische System des Gleichgewichts. Bei Licht besehen übrigens auch eine Art Gleichgewicht. Bloß während das englische durch die Kombination mehrerer Staaten aufgebaut wird, liegt der Schwerpunkt des deutschen Gleichgewichts in der einen Nation selbst. Denn der bewaffnete Friede gibt ihr zugleich die Möglichkeit des Kriegs durch die Bewaffnung, aber als Gegengewicht für den Frieden das eigene Gewissen. Im englischen System, das aus vielen Gewichten besteht, kann das kleinste, ein Serbien, eine Katastrophe herbeiführen. Beim deutschen entscheidet das Volk selbst und allein. Der bewaffnete Friede fürchtet Gott d. h. das Gewissen und sonst nichts auf der Welt.

Dieses schafft daher Allianzen, feste, ruhige, in der Natur der Dinge liegende Komplexe, wie den deutsch-österreichischen Bund, das Gleichgewicht dagegen erregbare, bunte, wechselnde Ententen. Also ist auch das Gleichgewicht ganz auf gewandtes Spiel, auf Diplomatie gestellt. Der bewaffnete Friede dagegen ist schwer, dunkel, und gerade im Vollgefühl seiner Leistungen oft schwerfällig, ungeschickt. Es strebt das Maximum der Kraft für jeden einzelnen, also auch für das ganze Europa an. Es haßt nicht den Starken.

Nur England suchte sich dem neuen System zu entziehen, es hatte Vertrauen auf seine Kunst des Gleichgewichts. — Seltsam übrigens, wie Europa in den letzten Jahren beide Systeme zugleich über sich trug!

## 7

## Der Rhythmus

Der Rhythmus von Europa ist antithetische Bewegung. Es strebt nie ganz nach der einen Seite, sondern zugleich nach der anderen. So strebt es nach Einheit und zugleich nach Vielheit. Oder, in der Zeit: vorwärts gewandt, cupidus rerum novarum, neugierig wie ein Weib, ganz Sehnsucht und Begierde der Zukunft, und zugleich andächtig der Vergangenheit, tief wie ein China in den Traditionen wurzelnd, von liebevollstem Verständnis für alles Historische, immer wieder sich daran versuchend, Vergangenes neu zu beleben. Daher auch in seiner Politik, diesem Rhythmus entsprechend, fortwährende Aktionen und Reaktionen. Und am klügsten handelte wohl England, indem es in seinem Parlament zwei Parteien hat, bereit, sich abzulösen.

Alle großen Formen Europas sind antithetisch, so das Gleichgewicht, so auch, in sich selbst, der bewaffnete Friede. Und die Kirche, der Militarismus: demokratisch-hierarchische Gebilde. Kann man sich etwas Widersprechenderes vorstellen als vollkommene Demokratie verbunden mit vollkommener Hierarchie? Dies aber gefällt gerade Europa . . . Die reinen Formen, die Ideen, wie sie Griechenland liebte, sind ihm fremd. Und jedesmal, wenn es sich an reinen Ideen versucht, schüttelt es sie bald ungeduldig wieder ab.

Wenn Europa sich in ein Kunstwerk mit Entzückungen verliebt, so kann man sicher sein, das dieses etwas Fragwürdiges und im geheimen sich selbst Widersprechendes ist. Die Göttliche Komödie: ein Überirdisches, mit leidenschaftlich Allzuirdischem gefüllt, gleichsam ein Mittelalter trächtig von Renaissance. Der Don Quijote mit dem fortwährenden Widerspruch des Sancho Pansa. Michelangelo und das Barock mit streitenden Bewegungen. Shakespeare, der das Tragische und Komische sich rasch folgen und aufheben läßt. Molière, der größte europäische Komiker und — Pessimist dazu. Mozart: tief zierlich. Madame Bovary, grau in purpurnem Gewand . . . Überall Antithesen! Am bewußtesten wurde sie von der Romantik gehandhabt. Sie wurde Ironie genannt und Angelpunkt der Welt.

Zu dieser Fülle von vehementen Bewegungen gibt es keinen größeren Gegensatz als die Erstarrung. — Nur eine einzige Macht hat den Mut gehabt, gegen allen europäischen Instinkt, eine Doktrin gerade aus der Erstarrung zu machen: die katholische Kirche, oder genauer, der Orient, welcher in der Kirche steckt. Sie machte sich hierdurch zur vielgehaßten bestia triomphante; es galt lang ihr gegenüber der Freigeist als der gute Europäer. Und Voltaire stieg mit der

Raschheit eines Affen auf den Rücken des Elefanten und machte seine unwiderstehlichen Possen. — Wenn aber mitten in Europa trotzdem etwas sich isolierend erstarrt, so wird es aus Kontrastwirkung von unendlicher Poesie umgeben. Dies ist der Reiz von Venedig, das, obwohl dem bewegten Element vermählt, vielleicht durch seinen gegen den Orient gebannten Blick erstarrte. Dies auch der Reiz des Rokoko, mit seinen selbstsicheren Marionettenbewegungen, mit seinem ganzen Nihilismus der Grazie.

Nebenbei: interessant, wie ein mitten in Europa wohnender Orient, die Juden, doppelt ummauert, erstarrt im Talmud und in den Ghettos, sich an Europa assimilierten: indem sie, sobald frei, überbeweglich wurden. Heine übervoltairisiert Voltaire. Welche Sprünge in Vergangenheit und Zukunft hinein! Welche Doppelheiten! Welches Sichselbstaufheben! Europa horchte auf die göttliche Parodie seiner selbst. Heine wurde zum „europäischen Ereignis".

Die Antithese ist eine flutende Bewegung. Eine Welle scheint sich vorwärts zu bewegen. Und daher glaubte auch Europa, im Fortschritt, in der Entwicklung, in der Evolution den Rhythmus des Weltgeschehens erblicken zu dürfen. Es hypostasierte hiermit nur sich selbst oder eher seinen eigenen Schein.

## 8

### Die Erscheinung

Europäer und Antieuropäer, beide am Rande des Hades. Sie opfern auf althomerische Weise ein Böcklein. Eine Blutlache am Boden. Schatten schwirren heran, darunter der Schatten von Europa

Der Schatten — Fragt schnell!

Europäer — Ich bin Europäer und pilgre zu dir als zu meiner ewigen Mutter.

Schatten — Mutter? Mach mich nicht älter, als ich bin... Einen Spiegel! Hab ich Runzeln? Geh ich auf Krücken? Ich lernte eben zu fliegen.

Europäer — Wie alt bist du, Heilige?

Schatten — Eine seltsame Heilige! Mein erstes Auftreten war, von einem Stier verführt zu werden. Oft genug habe ich seitdem verführt oder bin verführt worden ... Übrigens, da du neugierig bist: ungefähr ein Jahrtausend alt. Ungefähr, denn auf Frauenweise erinnere ich mich nicht genau. Es mochte gegen Achthundert meine Geburtsstunde sein. Da hob ich mich aus dem dunklen Element heraus, wie die Göttin Aphrodite aus dem Meer. Ein Kaiser und ein Papst hielten mir helfend die Hände.

Antieuropäer — Und wie starbst du?

Schatten nicht beantwortend — Ich liebte den Don Juan. Hat es je eine Elvira geben können, welche ihn bitter anklagte, und eine Donna Anna, die ihn verfolgte? Das Glück war, eine Nacht in seinen Armen zu bleiben, fast entseelt aufzuwachen und zu horchen, wie er unten auf das Pferd aufsitzt und zu der nächsten eilt. Satt an jeder und doch nie satt! Auf Irrfahrten durch alle Körper! Er flüsterte einem ins Ohr: Ich liebe schon die andere.

Antieuropäer — Bis er sich den Kopf an den Mann von Stein anrannte.

Schatten — Ich tröstete mich mit einem andern Geliebten, dem Zauberdoktor, der von Geist zu Geistern rannte ... Welche Unruhe, welche Fieber der Ungeduld überall, wo ich bin! ... Schaut sich ängstlich um Schaut niemand zu? Ist Hermes nicht da? So zeige ich euch meinen Tanz.

Beide schauen erwartungsvoll. Der Schatten beginnt mit einigen feierlich langsamen Schritten. Dann aber: etwas Seltsames, Groteskes, ein Veitstanz auf Händen, Füßen, Kopf, ein Beben und Zittern, das sich den beiden mitteilt. Der Schatten steht plötzlich still

Antieuropäer lachend — Also, das ist, was dein Freund die antithetischen Bewegungen nennt?

Schatten — Mein Tanz ist wie das Meer, dem ich gleiche, und an das zu eilen und mich hineinzutauchen und über das zu eilen es mich immer drängt ... Ich saß in Prunkgewändern auf dem Bucentauro bei der Hochzeit von Venedig mit dem Meer. Und, als Matrose verkleidet, auf dem Schiff des Kolumbus oben im Mastkorb, von wo ich jeden Abend „Land" aufschrie. So meldete ich die neue Welt. Oder eher: eine meiner vielen neuen Welten. Zum Europäer Denn ich war nie ganz in einer Welt verschlossen. Hatte ich einmal eine Welt Gottes? Nebenbei hielt ich mir den Olymp mit allen Göttern zum Spiel. Dann — schuf ich mir die Welt der Wirklichkeit, ohne Götter. Welcher Jubel! Sie bestand aus täglich neuen Entdeckungen. Aber schon schaute ich mich nach einer neuen Welt um, denn diese Wirklichkeit, diese Klugheit, diese ewige Vernunft, diese Maschinen, wie blumenlos war diese Welt! Auch ich — liebe immer schon die andere. Und ich nahm als ein Nebenbei, was mir einer meiner liebsten Lieblinge brachte: die Natur. Beugte mich mit Entzückungen über ein Immergrün und über den ersten Tau des Frühlings über den Zweigen.

Antieuropäer — Und jetzt? Die Welt des Willens? Hahaha! Eine Welt, dunkel, aufstauend — wie das vielgeliebte Meer?

Europäer — Hast du diese Welten ohne Ende erschaffen?

Schatten — Ich nehme zu den meinigen, gleichviel welche ich finde: in Indien, in Japan. Und indem ich sie nehme, schaffe ich sie neu. Oder vielleicht

dadurch, daß ich so viele habe, überglänzen sie sich und durchschimmern einander.

Europäer — Aber, Weltenschaffende, was bist du selbst zutiefst?

Schatten — Ich selbst kenne nicht meine nächste Verwandlung. Ich bin Proteus, das Leben selbst.

Antieuropäer — Nein, Narziß bist du! Narziß in tausend Kostümen, zutiefst unverwandelbar, ewig selbstverliebt, kläglich, lächerlich.

Schatten zu dem in Ehrfurcht vor ihm niederknienden Europäer Steh auf! Kein lang Gebet! Oder wende dich, wenn du verseufzen willst, an einen anderen, an den Schatten von Asien. He, Hermes, bringe ihn her, damit er, mein Diener, mir meine unsichtbare Schleppe trage. Stolz Da ist schon Hermes. Die Götter gehorchen mir. Wie? Allein? So ist es wahr, was mir träumte, daß du Asien zum Leben hinaufgeführt hast? . . . Und ich Europa bin nur noch eine schwirrende Fledermaus auf Asphodillwiesen.

Tatsächlich Hermes naht. Aber nur, um rasch mit dem Fuß die Blutlache zu decken. Sofort wird der Schatten wesenlos. Eine leise Klage und er verschwindet

Antieuropäer — Warum verjagst du unseren närrischen Schatten?

Hermes — Ich führe ihn bald wieder hinauf zum Leben . . . Hätte ich ihn nicht hierher gerettet, so wäre selbst der Schatten von Europa verloren gewesen. Es war das Grauenhafteste an Sterben, das ich je sah: ein Arm griff nach dem andern, mit den Zähnen zerriß es die eigenen Lippen, und es trat seinen Kopf zuschanden.

Europäer voll Grauen — Hinauf! Hinauf!

Hermes — Wartet! Laßt die Wege frei! Ich fühle ein Wehen . . . Tausende von Toten kommen. Sie glauben sich noch in der Schlacht und stürmen vor.

Europäer — Wer sind sie?

Antieuropäer — Alles vermischt: Europäer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Arthur Kauffmann. Verlag Georg Müller München-Berlin
Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

# Bismarck

## Bilder aus der deutschen Geschichte

### Von Frank Wedekind

### Sechstes Bild

**Nicolsburg**

24. Juli 1866

### Personen

Der Herzog von Koburg
Freiherr von der Pfordten, bayrischer Premierminister
Adolf Sckell, sein Sekretär
Peter, sein Bursche
Preußisches Militär

Szenerie: Marktplatz von Nicolsburg, auf dem preußisches Militär kampiert. Preußische Soldaten aller Waffengattungen kreuzen den Marktplatz

Von der Pfordten in Frackanzug mit weißer Krawatte und Zylinder, Havelock, Gummischuhen und Regenschirm, Sckell in engem Überrock mit aufgeschlagenem Kragen, eine Aktenmappe unter dem Arm, und Peter mit zwei Handkoffern kommen aus einer Seitengasse auf den Marktplatz. Alle drei sehen abgespannt und übernächtig aus.

Pfordten – Oh, Peter, Peter, wie wird es uns noch mit unsern Friedensunterhandlungen ergehen!

Sckell – Ich sollt meinen, Exzellenz, wir sehen jetzt vor allem andern erst einmal zu, daß wir ein Dach über den Kopf kriegten.

Peter – Zwoa Paar Weißwürst im Magen waren mir scho liaber als an Dach überm Kopf.

Pfordten – „Seine Exzellenz müssen es ablehnen, Sie zu empfangen oder mit Ihnen zu verhandeln!" Das wird in Deutschland jetzt Brauch unter Männern, die ihr Leben lang nach dem gleichen Ziel strebten! Wie soll ich das Verhandlungsergebnis meiner Regierung melden!

Sckell – An einen Bericht nach München wird schwerlich zu denken sein,

ſolang man noch nicht einmal ein Hockerl zum Abſitzen hat. In vier Gaſthöfen habe ich jetzt angefragt. Nirgends auch nur ein Lehnſtuhl, der frei wär, zu vergeben.

Peter — Und da derweil muß ma zuſchaun, wie ringsum einher alles wegg'freſſen und wegg'ſoffen wird von dena malefiz Prrr . . .

Pfordten zornig — Peter! willſt du erſchoſſen werden! Wie oft muß ich dir noch einſchärfen, daß dieſer Krieg keine Münchner Faſchingshetz iſt, ſondern ein wirklicher Krieg, in dem ſchon Tauſende von tapferen Deutſchen den Tod gefunden. Wenn die Exiſtenz deines Vaterlandes in Frage geſtellt iſt, könnteſt du wirklich an etwas Würdigeres als nur ans Freſſen und Saufen denken.

Peter — I hab einen ſolchen Mordshunger, i koa überhaupt nichts denken.

Sckell — Wenn Exzellenz befehlen, könnte ich mich in einigen Privathäuſern nach Quartier umſehen.

Pfordten — Was nützt das ſchönſte Quartier, wenn wir keinen Frieden zwiſchen Bayern und Preußen zuſtande bringen! Außerdem liegt jedes Privathaus bis unters Dach voll Einquartierung.

Peter in eine Seitengaſſe ſchauend — Meiner Sell, da kimmt ſo aner von die Radelsführer von dena malefiz . . .

Pfordten — Willſt du ſtill ſein! — Das iſt — täuſche ich mich oder ſehe ich recht? — Natürlich, das iſt doch der Herzog von Koburg! Na, Gott ſei Dank! Zu Sckell Wenn einer uns hier in Nicolsburg etwas helfen kann, ſo iſt es der.

Peter — Warten's, Exzellenz, i ſchrei ihm amal! Will rufen

Pfordten — Unterſteh dich und tu den Mund auf!

Der Herzog von Koburg als General der Kavallerie geht, von zwei Offizieren gefolgt, quer über den Marktplatz, ohne Pfordten zu bemerken. Pfordten zieht den Hut und verneigt ſich. Da der Herzog nicht darauf achtet, ruft er ihn an

Pfordten — Königliche Hoheit! — Königliche Hoheit! — Verzeihen, Königliche Hoheit!

Herzog aufblickend — Was iſt denn das? Ach, Sie ſind es, mein lieber Pfordten! Wie in aller Welt kommen denn Sie hierher?

Pfordten — Wollen Eure Königliche Hoheit das dreiſte Unterfangen dem außerordentlich glücklichen Zufall zugute halten. Von München über Wien als Friedensunterhändler für das Königreich Bayern ins preußiſche Hauptquartier geſandt, muß ich zu meiner maßloſen Beſtürzung vernehmen, daß Seine Exzellenz Graf von Bismarck mich gar nicht empfangen will. Ein Wort von

Eurer Königlichen Hoheit würde mit Bestimmtheit genügen, um den Ministerpräsidenten Preußens zu einer menschlicheren Beurteilung der Sachlage zu bewegen.

Herzog — Wenn Graf Bismarck mit Ihrer Sendung einverstanden war, bin ich gern zur Vermittlung bereit.

Pfordten — Ach, Königliche Hoheit, darin liegt mein verzweifeltes Mißgeschick! Wenn mich das Wiener Kabinett aufs dringendste auffordert, an den hiesigen Friedensunterhandlungen teilzunehmen, so mußte ich doch als selbstverständlich voraussetzen, daß das mit Einwilligung Preußens geschieht. Nun bin ich Tag und Nacht gereist, habe meinen Leuten und mir keine Minute Schlaf gegönnt und finde hier die feindseligste Zurückweisung.

Herzog — Gegen dies Verhalten läßt sich, wenn Sie unangemeldet kommen, nicht viel einwenden. Sie werden doch nicht ableugnen wollen, daß sich Bayern mit uns im Kriegszustand befindet?

Pfordten — Wollen Königliche Hoheit in diesem schicksalsvollen Augenblick die Gnade haben zu gestatten, daß ich unter Berufung auf unsere langjährige Freundschaft höchstdero gnädige Hilfe erflehe.

Herzog — Wenn Sie keinen Paß als Friedensunterhändler besitzen, muß ich selbstverständlich jede Vermittlung ablehnen. Wir wollen auch ferner gute Freunde bleiben. Aber Bayern hat sich die unangenehme Lage, in die es gekommen ist, wahrhaftig selbst zuzuschreiben. Der Herzog mit den Offizieren ab

Peter — Kruzitürken, is dös a Freinderl! I bin a dummer Bauernlackl, aber für a solchene Freindschaft, da mecht i mi fei bedanken!

Eckell — Befehlen Exzellenz, daß ich Anstalten treffe für unsere Heimreise nach München?

Pfordten — Ich bringe meinem König, meiner Regierung und meinem Lande den Frieden mit Preußen oder ich kehre überhaupt nicht mehr nach München zurück! Vielleicht halten Sie noch einmal nach einem Quartier Umschau. Schlimmstenfalls müssen wir uns zu dritt mit einer Dachkammer behelfen. Ich gehe sofort wieder zu den Verhandlungen aufs Schloß und sei es auf die Gefahr hin, als bayrischer Spion erschossen zu werden. Ab

Peter — Jetzt, Herr Sekretär, san's net bockbaonig! 's Hungerleiden dös hat koan Wert net. Dorten am Eck hoaßt's: Nicolsburger Bräuhaus. Wie war's, wenn mer da amal neischauten? Bald's da drinnen noch an Wurschtzipfel gibt oder an Wecken, mir kimmt der net aus. Wannfs Eane da derweil nur auf die Koffern setzen mechten und fei Obacht geben, daß 's Eane net drunter weg g'stohlen werden, von dena malefiz Prrr . . .

## Siebentes Bild

### Waffenruhe

24. Juli 1866

### Personen

Graf Bismarck, preußischer Ministerpräsident
Albrecht von Roon, Kriegsminister
Der Herzog von Koburg
Freiherr von der Pfordten, bayrischer Premierminister
Graf Karolyi, österreichischer Friedensunterhändler
Baron Herring
Ein Ordonnanzoffizier

Szenerie: Schloß Nicolsburg. Vorzimmer vor den Gemächern des Königs mit Mitteltür. Prunkvolle moderne Einrichtung in mittelalterlichem Stil. Links ein Ruhebett, rechts Seitentür. In der Mitte ein Tisch mit drei Stühlen

### Erste Szene

Kriegsminister von Roon sitzt am Tisch, ein Schriftstück studierend. Der Herzog von Koburg tritt von rechts auf

Herzog – Erlauben Eure Exzellenz, daß ich Sie von ganzem Herzen zum Siege Ihrer bewunderungswürdigen Armeen beglückwünsche.

Roon — Ich danke Eurer Hoheit. Leider hatte ich in den sieben ruhmvollen Tagen ja gar keine Gelegenheit, mir besondere Verdienste zu erwerben.

Herzog – Um so glänzenderes Zeugnis legt unser siegreiches Heer für die ungeheure Arbeit ab, die Sie vor dem Kriege bewältigt haben.

Roon – Jedenfalls hat mich der Krieg wieder zu einem Menschen gemacht, der weiß, wozu er auf der Welt ist und wofür er gelebt hat.

Herzog – Ich komme eben mit dem Kronprinzen von Eisgrube herüber. Bismarck erzählte mir, daß der Sieger sowohl wie der Besiegte die Friedensvermittlung Napoleons angenommen haben.

Roon – Gott sei Dank! Vor acht Tagen boten wir Österreich von Brünn aus noch einen Frieden, der ihm ohne jede Kriegsentschädigung die Herrschaft über ganz Süddeutschland zugestand. Wir sind heute noch ohne Antwort darauf

und seither sind unsere Ansprüche natürlich bedeutend gewachsen. Die Verhältnisse in Wien sind einfach unberechenbar.

Herzog — Um so besser! Durch den Zuwachs von vier Millionen Menschen, den Napoleon dem König zugesteht, wird Preußen doch endlich zur wirklichen Großmacht.

Roon — Dazu die Verfügung über die Kräfte von ganz Norddeutschland! Wer das einen faulen Frieden nennt, der muß selbst faul im Kopf sein.

Herzog — Ich ließ mich natürlich sofort beim König melden, aber es verlautet hier, daß das Befinden Seiner Majestät seit einigen Tagen zu wünschen übrigläßt.

Roon — Ein Hexenschuß, von dem sich der König vollkommen wieder erholt hat. Eben ist Bismarck bei ihm. Seine Majestät will den Krieg um jeden Preis fortsetzen. Bismarck hat von gestern auf heute die ganze Nacht hindurch an einem Memoire gearbeitet, in dem er die Gründe darlegt, die für sofortigen Friedensabschluß sprechen. Unsere Generale sind natürlich auch aufs tiefste verletzt, daß der glänzende Siegeslauf so plötzlich abgebrochen werden soll.

Herzog — Darf ich fragen, welche Stellung Eure Exzellenz den Absichten Bismarcks gegenüber einnehmen?

Roon — Ich bin der Meinung, daß wir auf unsere Bedingungen hin jetzt so rasch wie möglich zum Frieden gelangen müssen. Aber Hoheit verzeihen, vor kaum einem halben Jahr hatten wir noch den Sturz des Mannes zu befürchten, dessen Politik uns zu diesem Siege geführt hat. Die Gefahr erwuchs dem König und unserem Lande meines Erinnerns aus einem Geburtstagsbrief, den Eure Hoheit an Seine Majestät gerichtet hatten.

Herzog — Ich bot mit gutem Gewissen alles auf, um das Schreckgespenst des Bruderkrieges womöglich im letzten Augenblick noch zu verscheuchen. In Berlin würden sich ja auch mancherlei Personen recht gefreut haben, mich lieber unter den Feinden Preußens zu erblicken. Diesen Gefallen habe ich ihnen aber nicht getan. Ich war vielmehr unter allen Bundesfürsten der erste, der dem König sein Kontingent zur Verfügung stellte.

Roon — Dafür wird die Anerkennung Seiner Majestät nicht ausbleiben. Durch die Mannigfaltigkeit der Eindrücke sind hier die Nervensysteme — leider auch das meinige — derart überreizt, daß bald dieser, bald jener mit dem Löscheimer herbeieilen muß.

Herzog — Da fällt mir ein köstliches Ereignis ein. Denken Sie sich, eben gehe ich hier über den Marktplatz, da begegnet mir ein Herr in schwarzem Frack und weißer Krawatte. Er grüßt sehr verbindlich und ruft mich laut wie

einen alten Bekannten an. Ich blicke nicht wenig erstaunt auf. Wen habe ich vor mir? Von der Pfordten! Er stammelt etwas von außerordentlich glücklichem Zufall und ist in hellster Verzweiflung darüber, daß Graf Bismarck nicht mit ihm verhandeln will.

Roon — Meines Erachtens müßte dieser ungebetene Friedenssucher ohne alle Umstände abgewiesen werden.

## Zweite Szene

Graf Bismarck in Kürassieruniform. Die Vorigen. Bismarck tritt, von heftiger innerer Erregung fast überwältigt, durch die Mitteltür ein und läßt sich während des Folgenden erschöpft auf das Ruhebett sinken. Sein ganzes Wesen zeigt die aufreibende Wirkung der eben vorangegangenen Auseinandersetzung mit dem König

Bismarck — Es zwingt mich zu Boden. Länger ertrag ich's nicht. Mich schüttelt's schon wieder wie gestern. Wahrhaftig, ich war eben drauf und dran, aus dem vierstockhohen Fenster zu fallen, als der Kronprinz eintrat und mir in seiner begütigenden Art die Hand auf die Schulter legte.

Roon — Im Angesicht der drohenden Einmengung Rußlands kann Seine Majestät doch unmöglich länger bei den Eingebungen des ersten Siegesrausches beharren.

Bismarck — Der König beharrt darauf. Er will Troppau, Teschen, Jägerndorf, Reichenberg, Karlsbad, das Egertal und Teile von Sachsen annektieren. Er denkt daran, die Länder unserer sämtlichen Gegner zu beschneiden. Vor allem aber ist es ihm darum zu tun, Anspach und Baireuth wieder an sein Haus zu bringen. Dabei befindet sich Seine Majestät in einer so hochgradigen Erregung, daß es unmöglich ist, die Erörterungen fortzusetzen. Der König ist in heftiges Weinen ausgebrochen. Gestern habe ich geweint. Ich mußte den Kriegsrat verlassen und war kaum in meinem Zimmer allein, als ich von Weinkrämpfen aufs Bett geworfen wurde.

Herzog — Der Nachwelt wird es nach den gewaltigen kriegerischen Leistungen allerdings nur als Schwäche erscheinen, wenn die Konsequenzen der ungeheuren Tatsachen, die sich ereignet haben, nicht wirklich gezogen werden.

Bismarck — Ich bin fest entschlossen, die Annahme des uns von Österreich gebotenen Friedens zur Kabinettsfrage zu machen. Ich habe den König gebeten, wenn er meinen Rat nicht annehmen wolle, mich bei Weiterführung des Krieges meiner Ämter als Minister zu entheben. Ich werde mir dann noch die Erlaubnis erbitten, in meiner Eigenschaft als Offizier in mein Regiment eintreten zu dürfen.

Roon — Es ist Weltgeschichte, die wir durchleben. Gott gebe uns die nötigen hellen Augen, die nötigen festen Herzen. Ich bot gestern gleichfalls meine Entlassung an, weil die höheren Jahrgänge der Landwehr nicht einberufen werden sollen. Wir können sie so gut gebrauchen, wenn es zum Krieg mit Frankreich kommt. Seine Majestät ist gar nicht so versessen auf die Fortsetzung des Krieges. Der Herr hat nur einen Heidenrespekt vor faulem Frieden. Deshalb verlangt er immer noch etwas mehr, als was möglich und nützlich ist.

Bismarck — Natürlich werden wir die Errungenschaften dieses Feldzuges in ferneren Kriegen zu verteidigen haben. Rußland muß sich nur erst bewußt werden, welche Erstarkung uns aus unserem nationalen Zusammenschluß erwächst. Ich entwickelte dem König an Hand meines Schriftstückes die politischen und militärischen Gründe, die gegen die Fortsetzung des Krieges sprechen. Wird Österreich schwer von uns geschädigt, dann wird es der Bundesgenosse Frankreichs. Wir müssen vermeiden, unversöhnliche Verbitterung und unheilbare Wunden zu hinterlassen. Wir müssen uns die Möglichkeit wahren, uns mit dem heutigen Gegner wieder zu befreunden. Die österreichisch-französischen Bedingungen enthalten alles, dessen wir politisch bedürfen: freie Bewegung in Deutschland. Und nun soll wegen einiger Quadratmeilen Landes, wegen einiger Millionen Geldes das ganze Resultat des Feldzuges wieder in Frage gestellt werden!

Herzog — Wenn der bedeutendste Staatsmann des Jahrhunderts in diesem entscheidenden Moment verhindert wird, über die Schwelle einer sozusagen geöffneten Tür zu schreiten, so ist er dabei meiner ganzen Teilnahme sicher.

Bismarck erhebt sich erregt — Ich bin der Einzige hier im Hauptquartier, dem eine politische Verantwortlichkeit obliegt, der einen Entschluß fassen muß. Ich bin hier der Einzige, der gesetzlich verpflichtet ist, eine Meinung zu haben, zu äußern und zu vertreten. Dabei kann ich mich weder auf beschlußfähige Autoritäten, noch auf höhere Befehle stützen. Rußland will eine Konferenz einberufen, damit dann das mißgünstige Europa über die Gestaltung unseres Vaterlandes entscheidet. Die Verlängerung des Krieges ebnet nur fremden Einmischungen die Wege. Wir müssen zum Frieden kommen, bevor Frankreich Zeit zu weiteren diplomatischen Aktionen gewinnt.

Roon — Moltkes Adjutant, der Major Wright, der gestern von Wien zurückkam, erzählte, er habe in der Wiener Hofburg noch eine recht kriegslustige Stimmung vorgefunden.

Herzog — Mein Rat ist, daß wir uns mit dem Kronprinzen verständigen.

Vielleicht vermögen wir ihn, von seinem Recht als Thronfolger Gebrauch zu machen. Seine Königliche Hoheit können allein den hohen Herrn dazu bewegen, Entschlüsse zu fassen, die Seiner Majestät allem Anschein nach so unsagbar schwer fallen.

Bismarck – Wenn Hoheit den Schritt unternehmen wollen – ich bin am Ende meiner Kraft. Persönliche Empfindlichkeit liegt mir völlig fern. Der König soll mich ungerecht behandeln, das ruft in mir keine Entrüstung hervor. Aber was hier gefehlt wird, haben wir vor aller Ewigkeit zu verantworten.

Herzog – Ich will bei Seiner Königlichen Hoheit mein möglichstes versuchen und hoffe, Ihnen guten Bescheid bringen zu können. Durch die Mitte ab

## Dritte Szene

Bismarck, Roon, dann Freiherr von der Pfordten

Bismarck – Von dieser Seite konnte ich mir einer Unterstützung am allerwenigsten gewärtig sein.

Roon – Die Macht der großen Erfolge, an denen soviel Nichtigkeit, soviel Erbärmlichkeit haftet! Immerhin würde ich es für verfrüht halten, den ehemaligen Parteigänger Österreichs und geschworenen Feind unserer Politik an den bevorstehenden Friedensverhandlungen teilnehmen zu lassen.

Bismarck – Im Vorzimmer des Königs finde ich eben zwei Obersten mit Berichten über das Umsichgreifen der Cholera unter ihren Leuten, von denen kaum die Hälfte mehr dienstfähig ist. Dabei sollen die Operationen in dieser Jahreszeit nach Ungarn verlegt werden. Der Wassermangel, der Reichtum an Pflaumen und Melonen! Es kann uns gehen wie 1792 in der Champagne, wo wir nicht durch die Franzosen, sondern durch die Ruhr zum Rückzug gezwungen wurden.

Roon – Menschlich ist es begreiflich, daß unsere Militärs nicht gern auf den Einzug des preußischen Heeres in Wien verzichten. Sie geben damit die teuerste Erinnerung ihres Lebens preis.

Bismarck – Ein Napoleon läßt sich den triumphierenden Einzug nicht entgehen! Wir haben aber für Deutschlands Zukunft zu sorgen. Wir haben nicht zu fragen, wie viel wir dem Besiegten abdrücken können, sondern was unser politisches Bedürfnis ist. Sich setzend Hätte ich doch nur einmal auf fünf Minuten die Gewalt, zu sagen: So wird es und so nicht! Aber dieses ewige

beweisen, reden und betteln müssen! — Der König sagt, der Hauptschuldige dürfe doch nicht ungestraft ausgehen. Ich entgegnete ihm, wir hätten keines Richteramtes zu walten, wir hätten keine vergeltende Gerechtigkeit zu üben, wir hätten deutsche Politik zu treiben. Österreichs Wettkampf um die Vorherrschaft in Deutschland sei nicht um ein Haar strafbarer als der unsrige.

Roon — Ziehen Sie in Betracht, welch eine Überraschung Ihre Auffassung von Österreichs relativer Schuldlosigkeit an diesem Kriege für Seine Majestät den König bedeuten muß. Sicherlich ein Gesichtspunkt, mit dem sich bei der gegenwärtigen Aufregung ein siebzigjähriger Herrscher von seiner Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit nicht in wenigen Tagen zurechtfinden kann.

Von rechts tritt Freiherr von der Pfordten ein

Pfordten zu Bismarck — Darf ich Eure Exzellenz dringend bitten, mir nur auf zwei Worte Gehör zu schenken. Eure Exzellenz lehnen es glatt ab, mich in meiner Eigenschaft als Friedensunterhändler für das Königreich Bayern zu empfangen. Ich bin aber außerdem beauftragt, für das siebente und achte Bundesarmeekorps einen Waffenstillstand von Eurer Exzellenz zu erbitten.

Bismarck geht ihm entgegen — Wissen Sie, daß ich Sie als unsern Feind hier vom Platz weg verhaften lassen könnte?!

## Vierte Szene

Herzog von Koburg. Die Vorigen.

Herzog durch die Mitte eintretend — Der Kronprinz hat sich zu Seiner Majestät begeben. Der Schritt fiel Seiner Königlichen Hoheit augenscheinlich nicht leicht. Der Kronprinz wiederholte mir, daß er gegen den Krieg gewesen sei und daß Graf Bismarck die Verantwortung dafür trage. Aber wenn Sie jetzt überzeugt seien, daß Friede geschlossen werden müsse, so sei er bereit, Ihre Meinung bei seinem Vater zu unterstützen. Seine Königliche Hoheit bittet uns, seine Rückkunft in seinem Zimmer zu erwarten.

Bismarck — Also doch noch ein Hoffnungsschimmer!

Bismarck und der Herzog durch die Mitte ab

## Fünfte Szene

Roon, Pfordten, dann Graf Karolyi, später ein Ordonnanzoffizier

Pfordten spricht halb zu sich selbst, halb zu Roon — Niemand anders als Freiherr von Beust hat uns in diesen unseligen Krieg hineingehetzt. Sachsen

gab durch seine unsinnigen Rüstungen dem preußischen Ministerium den Grund zum Losschlagen.

Roon – Sachsen hat einige Pferde gekauft. Das ist richtig.

Pfordten sich setzend – Noch vor einem Jahr in Salzburg konnte ich dem Grafen Bismarck mit reinem Gewissen die Versicherung geben, daß Preußen keinen treueren Freund in Deutschland als das Königreich Bayern habe. Preußen weiß ja auch noch gar nicht, was es mir in diesem Kriege zu danken hat. Am 16. Juni zehn Uhr abends war Ministerrat in München. General von der Tann wollte die bayrischen Truppen in Böhmen einrücken lassen und unter österreichischen Oberbefehl stellen. Ich bot für den Fall eines solchen Beschlusses meine Entlassung an. Ich machte geradezu die Kabinettsfrage daraus, wenn nur ein einziger bayrischer Soldat in diesem Kriege die Landesgrenze überschritte.

Roon – Warum sind Sie dann nicht einfach neutral geblieben, wenn Sie denn schon das angebotene Schutz- und Trutzbündnis mit uns nicht eingehen wollten?!

Graf Karolyi in Uniform tritt von rechts ein

Karolyi – Ich wollte auf alle Fälle vermeiden, zu spät zu kommen, und muß wohl fürchten, noch zu zeitig zu sein.

Roon – Seine Majestät beharren bislang noch bei den Forderungen auf Abtretung Deutschböhmens oder Fortsetzung des Krieges.

Karolyi – Exzellenz wissen aber doch wohl am treffendsten zu beurteilen, ob Hoffnung besteht, zum Frieden zu gelangen.

Roon – In der Wiener Hofburg ist die Stimmung ja noch sehr kriegslustig!

Karolyi – Sicherlich nicht bei unserem gnädigsten Herrn. Ich halte es auch für vollkommen ausgeschlossen, daß die Kriegspartei bei uns noch Einfluß gewinnt.

Pfordten nachdem er sich durch Husten bemerkbar gemacht hat – Ich bin auf die dringende Aufforderung des Wiener Kabinetts hin als Friedensunterhändler von München hierher gekommen.

Karolyi – Das sieht unseren Staatskanzleiräten ähnlich!

Pfordten – Selbstverständlich, Herr Graf, glaubte ich daher bei meinen Unterhandlungen auf die tatkräftige Unterstützung des österreichischen Bevollmächtigten rechnen zu dürfen.

Karolyi – Wir haben, weiß Gott im Himmel, genug damit zu tun, uns desjenigen Kampfgefährten anzunehmen, der mit uns sein Blut vergossen

hat. Für Bundesgenossen, die uns im entscheidenden Augenblick im Stich ließen, haben wir nichts übrig.

Pfordten — Wir konnten das achte Bundesarmeekorps unmöglich sich selbst überlassen.

Karolyi — Vor einem Jahre versicherten Sie dem Grafen Vitzthum, sobald der erste preußische Soldat die sächsische Grenze überschritte, werden hunderttausend Bayern zur Verteidigung in Sachsen einrücken. Jetzt habt Ihr mit Ach und Krach vierzigtausend Mann auf die Beine gebracht. Und die konnten sich aus begreiflichen Gründen nicht vom Fleck rühren. Den Kanonen fehlten die Lafetten, der Kavallerie die Pferde und der Infanterie die Monturen.

Pfordten — Der anerkannten Tapferkeit des bayrischen Soldaten tut es kaum Abbruch, daß er in diesem Bruderkriege nicht so ohne weiteres zum Dreinschlagen bereit war.

Ein Ordonnanzoffizier tritt durch die Mitte ein

Ordonnanzoffizier zu Pfordten — Seine Exzellenz Graf von Bismarck lassen Eurer Exzellenz mitteilen, Sie möchten sich als Kriegsgefangenen betrachten. Eure Exzellenz sind ohne Anfrage und Erlaubnis ins Hauptquartier Preußens gekommen, mit dem Bayern in vollem Kriegszustand steht, und werden demnach als Feind behandelt.

Pfordten sich erhebend — Dann bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als mich in meinen vier kahlen Wänden einzupferchen.

Pfordten und der Ordonnanzoffizier nach rechts ab

Roon — Wollen Sie nicht Platz nehmen. Einmal müssen ja die Würfel fallen.

Karolyi ohne sich zu setzen — Es geht Bayern mit uns genau so, wie es uns mit Frankreich geht. Weder Grammont noch Benedetti sind für mich aufzufinden.

Roon — Außerdem wurde Beust von Wien an Napoleon abgeschickt, um ihn zum Krieg gegen uns aufzustacheln. Glücklicherweise findet er unseren Fürsten Reuß in den Tuilerien, der persona gratissima bei Eugenie ist. Napoleon könnte auch keinen ungeschickteren Augenblick wählen, als jetzt, wo wir mit siebenmalhunderttausend Mann unter Waffen stehen. Nötigenfalls nehmen wir es mit Österreich und Frankreich zugleich auf. Dann gelingt es vielleicht, nicht nur die nördliche Hälfte, sondern das ganze Deutschland zu einigen.

Karolyi — Wir hätten eben 1850 losschlagen müssen. Damals hatten wir alle Vorteile für uns und taten es nicht. Jetzt hatten wir alle Nachteile

gegen uns und schlugen los. Wie recht hatte Beust mit seiner Warnung: Laßt Euch lieber drei Ohrfeigen geben, als daß Ihr losschlagt, bevor Ihr fertig seid!

Roon — Jetzt wird der unglückliche Benedek als Sündenbock der Nation für das ganze Unheil büßen müssen.

Karolyi — Der Feldzeugmeister Benedek hat unser Oberkommando einzig und allein aus militärischem Gehorsam übernommen, nachdem er dringend darum gebeten hatte, man möchte die Aufgabe einem Fähigeren übertragen. Benedek hat Seiner Majestät dem Kaiser gesagt, daß er für den deutschen Kriegsschauplatz ein Esel sei, wogegen er in Italien vielleicht etwas nutzen könne. — Aber was will man tun, wenn man Soldat ist!

## Sechste Szene

Bismarck. Die Vorigen

Bismarck ein Schriftstück in der Hand, tritt durch die Mitte ein — In der Hauptsache hat Seine Majestät nachgegeben. Es soll schwer gehalten haben. Roon das Schriftstück gebend Lesen Sie! Zu Karolyi Dann können wir die Verhandlungen also dort wieder aufnehmen, wo wir sie vorgestern abend bei unserer Kanne Bier abgebrochen haben.

Roon tritt nach vorn beiseite und liest die Randbemerkung — Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stiche läßt und ich hier außerstande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert, und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen. Gibt das Schriftstück an Bismarck zurück Hoffentlich bleiben wir unter uns.

Bismarck — Der Herzog hat von Seiner Majestät soeben Auftrag erhalten, bis übermorgen einen schriftlichen Bericht über die Schlacht bei Langensalza und ihre Folgen auszuarbeiten.

Roon — Für unsere Sache besteht einstweilen noch die Gefahr, daß uns Österreich mit den Verhandlungen nur hinhalten und Zeit gewinnen will, seine Truppen auf Preßburg zu konzentrieren.

Bismarck zu Karolyi — Habt Ihr Vollmacht zum Abschluß der Präliminarien erhalten?

Karolyi einen Brief überreichend — Hier meine Vollmacht.

Roon während Bismarck die Vollmacht prüft — Bleiben die Verhandlungen ergebnislos, dann wird der Kampf Freitag mittag um zwölf Uhr wieder aufgenommen.

Alle drei nehmen am Mitteltisch Platz

Bismarck — Unsere vorgestrigen Abmachungen lauten er liest aus einem Aktenstück

erstens: Österreich behält seinen Gesamtbesitz an Ländern, ausgenommen Venetien;

zweitens: Der deutsche Bund wird aufgelöst. Preußen bildet einen norddeutschen Bund, der mit den süddeutschen Staaten in einen Verein zusammen treten kann;

drittens: Österreich überträgt seine sämtlichen Rechte an Schleswig-Holstein auf die Krone Preußens.

Roon — Damit hat Österreichs Einfluß in Deutschland ein Ende!

Karolyi — Über diese drei Punkte hatten wir uns geeinigt.

Bismarck — Die Kriegskostenentschädigung, die Preußen fordern muß, dann, wie ich höre, herabgemindert werden, wenn sich Österreich zu einer kleinen Landabtretung, etwa zwanzig Quadratmeilen mit hunderttausend Einwohnern, versteht.

Karolyi — Das ist rein unmöglich. Beim ersten Lautwerden dieser Zumutung äußerten Majestät ohne Besinnen: nicht eine Quadratmeile! Nicht ein Dorf!

Bismarck — Also dann Kriegsentschädigung. Ich selber feilsche nicht gern mit Quadratmeilen, da ich wünsche, daß wir ganz Österreich bekommen.

Karolyi fährt empor

Bismarck ihn beruhigend — Zum Freund in künftigen Tagen. Das Kriegsziel ist erreicht. Jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Österreich wiederzugewinnen.

Karolyi — Nur muß ich bitten, bei Abmessung der Kriegsentschädigung Österreichs Finanzlage in Betracht zu ziehen.

Roon — Warum wurde unser Angebot aus Brünn nicht angenommen? Danach hätte Österreich nicht einen Kreuzer zu zahlen gehabt und die Herrschaft über Süddeutschland behalten.

Karolyi — Jedenfalls nur, weil wir uns gegenüber Napoleon schon gebunden hatten. Das macht eben die Unterhandlungen für uns so außerordentlich beschwerlich. Venedig, das einzige Objekt, wofür Zugeständnisse zu erlangen

waren, haben wir an Napoleon abgetreten, der es an Italien verschachert. Erregt Wir sind schließlich auch Sieger! Benedek hat bei Kustozza gesiegt, Tegetthoff hat bei Lissa gesiegt. Das Verhängnisvolle für uns ist nur, daß uns unsere Siege nichts nützen!

Bismarck — Und nun Artikel fünf: er liest Seine Majestät der Kaiser von Österreich verspricht die von Seiner Majestät dem König von Preußen in Norddeutschland herzustellenden territorialen Veränderungen anzuerkennen.

Karolyi — Das geht Sachsens wegen nicht. Seine Majestät haben seinem treuen Kampfgefährten, dem König von Sachsen, als unerläßliche Friedensbedingung vollkommene Integrität des Königreiches Sachsen zugesichert.

Roon — Die Idee Deutschlands ist politisch nicht zu verwirklichen, wenn diejenigen Dynastien, die unübersteigliche Hindernisse der Reichsentwicklung waren, nicht aufhören zu existieren.

Karolyi — Aus unseren anderen Bundesgenossen mag werden was wolle. Für die rühren wir keine Hand. Aber das Fortbestehen Sachsens, das mit uns auf dem Schlachtfelde geblutet hat, ist für Seine Majestät ein Ehrenpunkt, der keine Diskussion zuläßt.

Bismarck zu Roon — Ohne Zweifel können wir von dem aufrichtigen, ehrwürdigen Könige von Sachsen Bundestreue erwarten, so wie er Österreich seine Treue jetzt im Kampf gegen uns bewiesen hat.

Karolyi — Außerdem soll es nach der Vereinbarung der beiden Monarchen dem Könige von Sachsen freistehen, dem süddeutschen Bunde beizutreten.

Bismarck — Was war das?! Ich habe nicht recht gehört.

Karolyi — Dem Könige von Sachsen soll der Beitritt zum süddeutschen Bunde freistehen.

Bismarck — Das geschieht nie und nimmer! Über das Fortbestehen des Königreiches Sachsen können wir verhandeln, vorausgesetzt daß über alle sonstigen Punkte Einigung erzielt wird. Es hat mich gestern und heute weiß Gott Nervenkraft genug gekostet, ein so großherziges Zugeständnis zu erkämpfen.

Karolyi — Wenn Sachsen der Beitritt zum süddeutschen Bunde verweigert wird, dann muß ich mit Bedauern erklären, am Ende meiner Vollmacht zu sein.

Bismarck springt auf, indem er seinen Stuhl zu Boden wirft — Die Verhandlungen sind abgebrochen, wenn Österreich auf dieser Forderung beharrt! Freitag mittag um zwölf Uhr marschieren wir nach Wien!

Karolyi — Wir sind nicht ermächtigt, das feierlich gegebene Wort unseres Kaisers zu brechen.

Bismarck -- In diesem Punkte bin ich unerschütterlich! Ich mache den Beitritt Sachsens zum norddeutschen Bund zur Kabinettsfrage! Augenblicklich nehme ich meine Entlassung, wenn Seine Majestät mir die Annahme Eurer Bedingung befiehlt.

Karolyi — Ist denn das Fortbestehen Sachsens gesichert, wenn wir diese Bedingung fallen lassen!

Bismarck — Dann ist es gesichert. Voraussichtlich können wir uns heute abend an der königlichen Tafel schon auf dieses Ergebnis unsrer Verhandlungen zutrinken.

## Siebente Szene

Baron Herring in Zivil tritt von rechts ein. Die Vorigen

Herring — Ich bitte, mein unberufenes Eindringen mit der Eile meines Auftrages zu entschuldigen. Die kaiserliche Regierung in Wien nimmt die ihr von Brünn aus gemachten Friedensvorschläge an.

Bismarck ihm freundlich entgegengehend — Ihre Botschaft, mein lieber Baron, kommt vier Tage zu spät. Die Friedensvermittlung Napoleons läßt sich nicht mehr umgehen, weil sie von beiden Gegnern angenommen wurde. Zu Karolyi Die napoleonische Friedensvermittlung kostet Österreich seinen Einfluß in Süddeutschland und dreißig Millionen Kriegsentschädigung.

Karolyi — Deutschland wird dafür Napoleons Vermittlung zum allerwenigsten mit der Rheinpfalz bezahlen müssen.

Bismarck — Ich werde dem französischen Botschafter heute abend an der königlichen Tafel glatt ins Gesicht sagen, daß wir nach unsern Siegen nicht gesonnen sind, Frankreich auch nur ein Rübenfeld deutschen Bodens abzutreten.

# Achtes Bild

## Der Kriegsgefangene

28. Juli 1866

## Personen

Graf Bismarck, preußischer Ministerpräsident
Fre herr von der Pfordten, bayrischer Premierminister
Adolf Sckell, sein Sekretär
Peter, sein Bursche

Szenerie: Sehr einfaches Zimmer mit zwei Seitentüren, zwei Fenstern in der Rückwand, Sofa, Tisch, zwei Stühlen und Bett. Die Fenster stehen offen, sonniger Nachmittag

## Erste Szene

Von der Pfordten, Sckell, dann Peter, später Bismarck

Von der Pfordten im Gehrock und Sckell sitzen über Briefschaften am Tisch, beide mit größter Eilfertigkeit nach dem Diktat schreibend, das Sckell aus einem Stenogramm abliest

Sckell diktierend, während beide zugleich nachschreiben — . . . und ich nach zweitägiger Haft gestern abend um acht Uhr zu einer Besprechung mit dem Grafen Bismarck aufs Schloß gerufen wurde. — Haben Exzellenz „aufs Schloß gerufen wurde"?

Pfordten schreibend — Aufs Schloß gerufen wurde. — Das hätte ich mir auch nicht träumen lassen, daß ich als bayrischer Premierminister noch einmal in die Lage kommen werde, nach dem Diktat meines Sekretärs die Feder zu führen!

Sckell — Gestern abend im Gastzimmer habe ich Umfrage gehalten nach einem Menschen, welcher eine reinliche Handschrift schreibt.

Pfordten — Den Inhalt dieser Verhandlungen können wir unmöglich einem beliebigen Individuum anvertrauen.

Sckell — Das wäre das wenigste, wo keine Nachricht zum Städtl hinausgelassen wird. Aber es findet sich niemand, der Lust hätt', auf der Stuben zu hocken, während die Preußen auf dem Marktplatz eine Parade nach der anderen halten. Wenn die beim Kommando „Gewehr ab" den Kolben auf den Boden stoßen, da schaut ein jeder, als ob eine Rakete vor ihm aufsteigt.

Pfordten — Weiter! Weiter! Um fünf Uhr reitet der Kurier nach Wien. Die beiden Berichte müssen fertig werden.

Sckell diktiert — Blutenden Herzens beehre ich mich, die Bedingungen mitzuteilen . . .

Pfordten — Habe ich Ihnen wirklich einen solchen Gallimathias diktiert? „Blutenden Herzens beehre ich mich"? Das geht nicht. Schreiben wir „Mit tiefstem Schmerz beehre ich mich".

Sckell schreibend — Mit tiefstem Schmerz beehre ich mich . . .

Peter, einen schwarzen Frack und eine Bürste in Händen, tritt von links ein

Peter — Auf dem Stiegenhaus da heraußen kann i den Frack fei net ausbürschten, Exzellenz. Da gibt's nix als Pickelhaub'n, da wo oan dableck'n.

Pfordten — Dann bürste den Frack in meinem Schlafzimmer aus.

Peter will nach rechts ab —

Pfordten — Sag mal, Peter, warum rennst du eigentlich immer wie ein Wiesel über die Gasse und machst ein so bitterböses Gesicht, wenn du einen Ausgang hast?

Peter — Weil's mi ganz damisch macht, wann i's anschau'n muaß, die malefiz Pickelhauben!

Pfordten — Ich habe dir aber schon gesagt, Peter, daß du nicht Kriegsgefangener bist, so wenig wie der Herr Sekretär. Ich allein bin hier Kriegsgefangener. Auf meine Begleitung erstreckt sich die Gefangenschaft nicht. Du kannst dich frei und ohne Scheu auf der Straße sehen lassen.

Peter — I mag aber net. Wann Exzellenz gefangen sitzen, nachher sitzt der Peter a g'fang'n. Da will i koa Freiheit net g'schenkt. Von dem Bismarck scho gar net, von dem Bluatsmensch, dem miserabligen — Ab nach rechts

Pfordten — Vorwärts! — Lieſt — Beehre ich mich . . .

Sckell diktiert — . . . die Bedingungen mitzuteilen, die dem Königreich Bayern zur Erlangung eines Separatfriedens mit Preußen angesonnen wurden.

Pfordten schreibend — . . . angesonnen wurden. — Bitte weiter.

Von zwei oder drei Soldaten mit lustigem Ausdruck gesungen, tönen von der Straße herauf die Verse:

Hat keener den Fähnrich mit der Fahne nich gesehn?
Man weeß ja gar nich, wie der Wind tut wehn!
Nur immer langsam voran, nur immer langsam voran . . .

worauf das Lied rasch abbricht.

Pfordten — Das geht auf mich, das Militär weiß natürlich, daß ich in diesem Gasthof in Kriegshaft sitze.

Sckell — Das kann ich nicht glauben, Exzellenz. Die Leute singen das lustige Spottlied, wie sie es seit Beginn des Feldzuges Tag für Tag gesungen haben.

Pfordten ruft — Peter!

Peter aus dem Schlafzimmer kommend — Jawohl, Exzellenz!

Pfordten — Schließ die Fenster.

Peter — Jawohl, Exzellenz! Er tut es Herrschaft sakra, is dös a Banda! Ins Schlafzimmer ab

Pfordten — Und nun die Bedingungen.

Sckell diktiert, sorgfältig betonend — Zur Entschädigung des Großherzogs von Hessen für seine nördlich des Maines gelegenen Gebietsteile Abtretung

eines Teiles der bayrischen Pfalz. Außerdem die Abtretung der nordwärts vom Main gelegenen Hälfte der Provinz Oberfranken.

Pfordten zerbricht auf dem Tisch seine Feder — Mir wird unwohl. — Ich kann das nicht schreiben.

Sckell — Exzellenz haben seit unserer Abreise von München nicht mehr geschlafen und kaum etwas Rechtes gegessen. Legen sich Exzellenz etwas nieder. Ich bringe die beiden Berichte schon noch bis fünf Uhr fertig.

Sckell geleitet Pfordten ins Schlafzimmer, kommt mit Peter zurück, und setzt sich wieder zum Schreiben nieder.

Peter schluchzend — Ganz elendiglich schlecht is es dem Alten von dena Malifizsakra! Geht mit dem Frack zum Fenster und bürstet weiter

Sckell schreibend — Hast du die herrlichen Chorale gehört, Peter, welche die preußische Militärkapelle heute in der Frühe vom Turm herab geblasen hat?

Peter — I koa fei nix Herrliches finden an dera Cholera!

Sckell — Du, Peter, geh einmal hinunter und kauf mir ein Buch von diesem Schreibpapier im Papierladen unten. Gibt ihm einen Bogen Papier als Muster mit Ein Geld hast du ja dabei?

Peter — Jawohl, Herr Sekretär!

Peter nach links ab. Gleich darauf poltert er die Treppe herauf und stürzt atemlos herein

Peter — Maria und Josef! Der Bismarck kimmt d'Stiegen afi zum Alten! Klopft am Schlafzimmer an und ruft hinein Exzellenz! Exzellenz! Der Bismarck kimmt d' Stiegen afi!

Sckell erhebt sich, Bismarck tritt ein, Peter bringt ihm einen Stuhl

Peter — Bitt schön, wollen's fei Platz nehmen.

Peter ballt die Faust hinter Bismarcks Rücken. Bismarck macht Miene, sich umzusehen, worauf Peter eiligst hinausstürzt. Als von der Pfordten eintritt, verbeugt sich Sckell und verläßt das Zimmer

## Zweite Szene

Bismarck. Pfordten

Pfordten — Die Großmut, Herr Graf, die Sie bei unseren gestrigen Besprechungen erkennen ließen, konnte nicht schöner gekrönt werden, als daß Sie mir in meinem Kerker die Ehre Ihres Besuches angedeihen lassen.

Bismarck — Sie tun mir bitter Unrecht, Herr von der Pfordten, wenn Sie sich Ihre Gefangensetzung als Benachteiligung anrechnen. Hessen, Württemberg und Hannover wären froh, wenn wir ihre Unterhändler hierbehalten hätten. Varnbüler reiste unverrichteter Sache zurück, ohne auch nur einen

Waffenstillstand zu erreichen. Der hannoversche Abgesandte, der ein Handschreiben seines Königs überbrachte, wurde überhaupt nicht angenommen.

Pfordten — Des Siegers Hand ist zu segnen, wie schwer sie auch auf dem Besiegten lastet.

Bismarck — Gott sei Dank hat uns der brave Musketier noch einmal herausgerissen! Ihre Kriegsgefangenschaft erkläre ich hiemit für aufgehoben.

Pfordten — Ich danke Ihnen, aber das kann mir wenig bedeuten, solange Bayern noch von Unglück und Schmach bedroht ist.

Bismarck — Sie lassen außer acht, daß die Bedrohung immer noch gegenseitig besteht.

Pfordten — Traurigerweise kann ich meine Verhandlungsberichte nur über Wien an den König und das Bayrische Hauptquartier gelangen lassen, sonst hätte ich sicherlich schon die Annahme der von Ihnen gestellten schweren Waffenstillstandsbedingungen in Händen.

Bismarck — Die vorübergehende Besetzung Mittelfrankens durch preußische Truppen ist eine sehr milde Bedingung für den Waffenstillstand, wenn Sie die bedeutende Stellung in Betracht ziehen, die Bayern in Zukunft Preußen gegenüber einzunehmen berufen ist.

Pfordten — Das will ich Ihnen nicht bestreiten. Dagegen werden die geforderten Gebietsabtretungen, womit Bayern diese Stellung erkaufen soll, die Wohltat völlig zunichte machen. Diese nutzlosen Demütigungen entfesseln sofort wieder einen tiefgreifenden Widerstreit zwischen Süddeutschland und Norddeutschland, der an Zähigkeit dem Gegensatz zwischen Berlin und Wien nicht nachstehen wird. Sie wissen so gut wie ich, wieviel ich persönlich von jeher zur Annäherung Bayerns an Preußen getan habe . . .

Bismarck — Ganz besonders als Sie dieses Frühjahr in Bamberg das einmütige Zusammengehen gegen uns befürworteten!

Pfordten — Trotz der Bamberger Beschlüsse, die mir aufgenötigt wurden. Wenn als Ergebnis der blutigen Abrechnung der Keim zu neuem Zwist, zu neuem Hader in Deutschland gepflanzt wird, dann muß ich die Arbeit meines ganzen Lebens als nichtig, als wertlos, als verfehlt verwünschen. Es wird mir dann kaum noch eine frohe Stunde beschieden sein.

Bismarck — Fürchten Sie nicht, daß ich die Tiefe Ihrer Empfindung auf die Probe stellen und für die Integrität des Königreichs Bayern einen Preis fordern könnte, den mir Ihre deutschnationale Gesinnung nicht verweigern darf?

Pfordten — Ich bitte Sie inständig, Herr Graf, stellen Sie mich auf diese Probe!

Bismarck — Das soll geschehen. Ich kann Ihnen erklären, daß Preußen auf die beabsichtigten Gebietserweiterungen in Bayern unter der Bedingung verzichtet, daß Bayern das Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen schließt, wie wir es Bayern vor dem Kriege angeboten haben.

Pfordten lebhaft — Daran, Herr Graf, erkenne ich, wie schamlos Ihre deutschen Gesinnungen verleumdet worden sind!

Bismarck in wachsender Erregung — Sie haben mich auch für einen Junker für einen Reaktionär gehalten. So trügt der Schein. Beim König wurde ich von allen Seiten als verkappter Demokrat verdächtigt. Sein Vertrauen zu gewinnen war mir nur möglich, indem ich ihm zeigte, das ich auch vor der Kammer nicht zurückschreckte, um die Heeresreorganisation durchzusetzen, ohne welche kein Krieg zu führen und selbst die Sicherheit des Staates gefährdet war. Dieser Kampf kostet mich meine Nerven, meine Lebenskraft. Aber besiegt habe ich Alle! — Alle!

Pfordten — Wie konnte ich ahnen, daß in Ihrem Busen ein ebenso treues deutsches Herz schlägt, wie in dem meinigen!

Bismarck — Dann nehme ich Ihre bindende Zusage für das preußisch-bayrische Schutz- und Trutzbündnis zur Kenntnis. Halten Sie im Auge, daß Bayern im neuen Deutschland der natürliche Erbe der Stellung Österreichs ist.

Pfordten — Sie sagten mir ja schon vor einem Jahr in Salzburg, daß Preußen nach einer einzigen Hauptschlacht in der Lage sein werde, die Bedingungen zu diktieren. Leider zog ich aus der Sicherheit Ihres Tones den Schluß, daß Sie selbst nicht an Ihre Worte glaubten.

Bismarck — Ich habe an diesen Sieg geglaubt, ohne zu hoffen, daß ich ihn erleben werde.

Pfordten — Gott schütze die Welt in Zukunft vor einem Glauben, für dessen Richtigkeit sich der Beweis nur durch die furchtbarsten Opfer an Gut und Blut erbringen läßt!

Bismarck — Der Krieg wurde zum Schutz gegen den Krieg geführt. Um Ihrer, um meiner oder um irgendeiner anderen Existenz willen besteht doch die Welt nicht! Der Zweck des Daseins ist die Steigerung der Kraft, zu deren Erhaltung der Kampf mit dem Bösen unentbehrlich ist.

Pfordten — Die Sprache des Siegers! Ihrem Wesen, Herr Graf, ist es gänzlich versagt, sich in unsere Lage zu denken.

Bismarck — Allerdings kann ich mich nicht in Eure Lage versetzen, da ich ein Unterliegen Preußens in diesem Kriege nicht überlebt hätte. Wäre eine für uns unglückliche Schlacht vor Berlin geschlagen worden, ich wäre nicht daraus zurückgekehrt.

# Reife für den Frieden

## Von Wolfgang Heine, M. d. R.

Nicht davon soll die Rede sein, wie weit die militärischen Ereignisse einer Friedensmöglichkeit entgegenreifen. Hier gilt es zu schweigen und zu vertrauen und den Männern der Tat zu überlassen, was allein die Tat vollbringen kann. Und wir dürfen dies um so mehr, als sie ja Fleisch von unserem Fleische und Geist von unserem Geiste sind; für Deutschland und seine Zukunft, für das was es an Werten der Wirtschaft und des Geistes geschaffen hat und noch hervorbringen soll, kämpft ausschließlich das deutsche Volk selbst. Und auch seine Verbündeten kämpfen um ihr staatliches Dasein. Keiner in dieser enggeschlossenen Gemeinschaft von Waffengefährten, der nicht wüßte, daß es seine Sache ist, für die er sein Leben aufopfert. Auch die militärischen Führer wissen und sprechen es hundertfach aus, daß der Ruhm, mit dem das Schlachtengeschick den Feldherrn bekränzt, der Aufopferung und Treue der kämpfenden Völker verdankt wird. In der Hand dieser so geleiteten Heere liegt die Arbeit, die den Frieden möglich machen muß.

Aber der Friede wird nicht kommen wie der Dieb in der Nacht; es wird eine Übergangszeit der Erwartung und Vorbereitung vorangehen, in der wir anderen auch mitzuarbeiten haben; vielleicht sind wir schon in dieser Periode mitten drin. Käme aber der Friede plötzlich wirklich über Nacht, so wäre es erst recht nötig, daß er uns reif fände, den Boden bereitet und bestellt für die Saat, die dann aufgehen muß. Dann erst wird die eigentliche Entscheidung über die Zukunft deutschen Wesens fallen.

Darum kann man sich nicht mit dem äußerlichen Schlagworte des „Burgfriedens" begnügen. Gewiß sollen innere Streitigkeiten schweigen, soweit sie die Verteidigung des Vaterlandes lähmen können. Wer aus Eitelkeit oder Rechthaberei sich nicht scheut, dieser ungeheuren Gefahr gegenüber, die uns alle bedroht, die Einheit der Abwehr zu zerstören, hic niger est! Das gilt nicht bloß von denen, die offen oder verschämt die Sache der Feinde vertreten; viel gefährlicher als diese Doktrinäre und Wortemacher sind die Gruppen, die jetzt schon zu erkennen geben, daß ihre Sonderinteressen ihnen höher stehen als das Gemeinschaftsgefühl und Gemeinwohl der deutschen Nation und daß, soweit es auf sie ankäme, das opfermutige deutsche Volk nichts von der Zukunft

zu hoffen hätte als eine Fortsetzung des alten Elends: des Zustandes nicht jugendkräftigen Ringens, sondern greisenhaften Gezänkes, dem wir Deutsche die Schmach verdanken, daß vor dem Kriege die Feinde allen Ernstes gehofft haben, das deutsche Volk würde, in sich zerrissen, ihnen selbst die Tore öffnen.

Gerade diese Erwägung zeigt uns aber, was der Burgfriede sein soll und was er nicht sein kann. Nichts wäre verkehrter, als wenn er uns zwingen wollte, den Glauben zu heucheln, den in Wahrheit kein Denkender besitzt, daß vor dem Kriege und auch im Kriege in Deutschland alles vorzüglich gewesen wäre und nichts der Besserung bedürfte. Gerade weil wir die Hoffnung haben, unbesiegt und mit neuer Kraft aus diesem fürchterlichen Ringen hervorzugehen, müssen wir schon jetzt für die Zeit der Vorbereitung des Friedens und der ersten Ausgestaltung uns der Notwendigkeit bewußt bleiben, aus dieser Katastrophe zu lernen und das Neue auch neu zu gestalten.

Es ist eine merkwürdige Auffassung vom Burgfrieden, daß unter Berufung auf ihn zwar alles Gewesene und Bestehende für unantastbar erklärt werden, zugleich aber verboten werden soll, von neuen Dingen zu reden und andere neue Ziele aufzustellen. Während doch selbst den hartnäckigsten Lobern der Vergangenheit klar sein müßte, daß auch das, was ihrer Überzeugung nach den Verhältnissen vor dem Kriege angepaßt war, nach solchen Umwälzungen die Vermutung gegen sich haben würde. Alles Alte, das jetzt noch bestehen bleiben soll, müßte wahrhaftig erst den Beweis führen, daß und wie es sich in dieser Gefahr bewährt hätte und für die neue Zeit noch brauchbar wäre.

Soll der Friede vorbereitet werden und soll er uns nicht völlig unvorbereitet finden, so ist die wichtigste Voraussetzung die Bereitschaft zum Neuen, das schlimmste Hindernis das Kleben am Alten. Macht der Krieg uns nicht jung und bereit zu dem Wagnis, vieles von vorn anzufangen, so bedeutet er eine Niederlage des deutschen Volkes, selbst wenn die Waffen uns günstig bleiben.

Denen, die sich ein Leben lang in bestimmten politischen Gleisen festgefahren haben, mag es schwer werden, aus so engen Gassen den Weg ins freie Feld der Zukunft zu finden. Ich muß gestehen, daß diese Schwierigkeit des neuen Denkens für alte Männer in der Regierung und in den Parteien mir am meisten Sorge macht; mag der größte Teil von ihnen es dabei ehrlich meinen und glauben, nur recht zu tun, wenn er die alten Taktiken und Programme verewigt, so macht das die Gefahr nur größer. Um so ernster und entschiedener müssen die ihre Stimme erheben, die die Notwendigkeit „neuer Bahnen" verstanden haben.

Die Bereitschaft zum Abstreifen alter Häute ist schon notwendig, um über-

haupt zum Frieden zu gelangen. Auch der Kriegszustand selbst und die Geistesverfassung, die er mit sich bringt, ist eine solche Haut. Das Bewußtsein hiervon ist viel klarer in denen, die draußen vor dem Feinde stehen, als bei vielen im sicheren Zimmer daheim, von denen man eigentlich mehr Überblick verlangen sollte. Ich bekomme manchen Brief von jungen Kämpfern aus dem Felde zu lesen, wo dies deutlich zum Ausdruck kommt. In einem heißt es: „Wir leben hier von heut auf morgen, einfach, weil wir nicht wissen, wie es weiter wird. Wir sind Räder in dem großen Getriebe, und da wir nicht mehr sehen und wissen, als uns unmittelbar betrifft, so stellt sich unser Empfinden nur auf unseren engen Platz ein. Aber alles, was wir von zu Haus zu hören bekommen, ist wenigstens mir, abgesehen von dem persönlichen Interesse, noch Anregung zum Nachdenken, Beziehung zu Gedachtem und überhaupt zu der wirklichen Welt, die ja das Schließliche unserer jetzigen Arbeit ist; der wirklichen Welt des Geschehens und der Entwicklung, des wahren Kampfes des Guten mit dem Bösen, in dem dieser Kampf hier wie ein Satyrspiel erscheint. Das ist sicher, wer den Unfug des Krieges hier mit ansieht, der weiß, daß er nur zerstört, nichts fördert. Der fühlt, daß die Entwicklung und die Arbeit jetzt stehen, diese ganze Zeit. Und das Gefühl durchdringt einen, dies müsse alles nachgeholt werden in doppelt ernster Arbeit, und alle Hindernisse von Dummheit und Trägheit, von Engherzigkeit und Dogmatismus müssen rücksichtslos beseitigt werden. Ehrlichkeit gegen die Dinge, Nachdenken und Besinnung finde ich hier überall unter den Kameraden, soweit sie nicht überhaupt völlig gedankenlos und oberflächlich sind. Und diese Kämpfer fürs Vaterland werden auch, recht geführt, unerbittliche Kämpfer für Recht und Wahrheit werden. Und die Führer werden sich auch finden, wenn auch mancher wird abdanken müssen."

Immer wieder, erst kürzlich auch durch einen katholischen Feldgeistlichen, wird uns berichtet, wie fremd unseren Soldaten in der Front Haß und Verachtung gegen den Feind ist. Völkerkriege, wie der gegenwärtige, können nicht geführt werden ohne große Erregungen der Massen, und man wird nicht schulmeisterlich die Nase rümpfen, wenn Massen-Leidenschaften nicht immer gezügelt bleiben. Was aber als leidenschaftliches Mienenspiel des Momentes wahr, ja vielleicht groß wirken kann, würde zur hohlen Maske werden, wenn man es verewigen wollte; und was als Ausdruck des spontanen Massenempfindens erlaubt ist, verfällt berechtigter Kritik, wenn es von Führern als Tugend gepredigt wird. Glücklicherweise ist ja der denkende Teil der Nation bereits des allgemeinen Haßgeschreies überdrüssig. Jetzt ist es Zeit, zu dem ganz klaren Bewußtsein zu kommen, daß es nicht Schwäche, sondern Stärke ist, wenn wir

den Willen haben, mit denen wieder zu Frieden und Verständnis zu gelangen, mit denen uns die Weltgeschichte in einem Erdteil, in einer Phase der Menschheitskultur zusammengeworfen hat, und keine Forderungen aufzustellen, die einen dauernden Haß und Krieg aller gegen Deutschland zur Folge haben müßten.

Wahrung unserer nationalen Existenz auf wirtschaftlichem, politischem und geistigem Gebiete, d. h. am Ende Sicherung unserer Möglichkeit, für die Menschheitsziele zu arbeiten, das ist das Kriegsziel für uns Deutsche. Man mag eine Weile Nachsicht haben mit den aufgeregten Vorstellungen und Worten, die das, was in der Erregung des Kampfes Mann gegen Mann und im Donner der Geschütze unabwendlich ist, die Vernichtung des Gegners zur eigenen Sicherung, auf das Ringen der Völker übertragen möchten. So sind die Phantasien zu erklären, die so manchen braven Deutschen den Blick umhüllen. Aber es ist Zeit zu sagen, und kein „Burgfriede" darf uns daran hindern, daß auch solche Erregungen Schleier sind, die ein auf den Frieden und das Ziel nationaler Arbeit gerichteter Wille abwerfen muß. Was solche übertriebenen Worte, über die Grenze gerufen, der deutschen Sache geschadet, wie sie den von gehässiger Feindschaft gegen Deutschland Besessenen im feindlichen Auslande zu Hilfe gekommen sind, um dort die Kriegsleidenschaft aufzupeitschen und die Kräfte zu verdoppeln, das dürfte jetzt wohl weiten Kreisen zum Bewußtsein gelangt sein. Zu einer Lähmung der inneren Einheit und äußeren Schlagfertigkeit Deutschlands werden aber solche Treibereien, wenn sie den kaum mehr verhüllten Zweck verfolgen, denen persönliche Schwierigkeiten zu bereiten, die jetzt im Kriege das Reich zu führen haben, und wenn sie den Teil des Volkes, der in solche Rufe nicht einstimmen kann, mangelnden Interesses für das Vaterland verdächtigen.

Diese übelste und so billige Art, seine politischen Leidenschaften auszutoben, muß in einem neuen stärkeren Gefühl der Verantwortlichkeit für die Leistungen und das Ansehen der Nation als Ganzer überwunden werden. Nicht, daß es nun ein Gebot sein sollte, alles Deutsche in den Himmel zu erheben. Im Gegenteil wird sich die Liebe und Treue zur Nation oft gerade in schärfster Kritik zu zeigen haben. Wohl aber müssen alle sich stärker als bisher bewußt werden, daß ein Volk eine Einheit ist, deren Gesamtkraft und Gesamtwerk nicht ausschließlich davon abhängen, daß jeder gerade mit dem recht behält, was ihm von seinem persönlichen Standpunkte aus, auf seinem begrenzten Arbeitsfelde das Wichtigste erscheint. Wir brauchen ein Bewußtsein der Einheit unseres Volkstums, das über den Unterschieden der Interessen und

Überzeugungen steht, und das auf unser Handeln in der äußeren und inneren Politik, namentlich auf die Art, wie wir unsere inneren Kämpfe führen, regulierend einwirkt.

Zum Teil hat der Krieg ein solches Empfinden der Einheit bereits als Tatsache geschaffen; damit es aber vorhält, muß es zu einem bewußten Besitz werden. Am besten macht man sich dies an einem Beispiel klar, dem unseres Heerwesens.

Vor dem Kriege bestand in weiten Schichten das Bewußtsein eines scharfen Gegensatzes zwischen „Zivil und Militär". Nicht um alte Vorwürfe zu wiederholen, sondern lediglich um die Wurzeln aufzudecken, sei das folgende gesagt: Daß dem Berufsoffizier die Disziplin an erster Stelle steht, ist ganz begreiflich; aber die Beurteilung aller Dinge unter diesem Gesichtspunkt und seine Übertragung auf Gebiete, die außerhalb des rein Dienstlichen lagen, hatten völlig unerträgliche Verhältnisse geschaffen. Auf der andern Seite wurde die berechtigte Wertschätzung des Friedens und der bürgerlichen Arbeit bis zu einer Verurteilung der militärischen Aufgaben und der Kriegsvorbereitung getrieben, die wiederum die Grenzen des heut Möglichen und die vom Ausland drohenden Gefahren vergaß. Eins wie das andere war unvereinbar mit den Grundgedanken der allgemeinen Wehrpflicht und der nationalen Unabhängigkeit. Erhitzte Polemiken von beiden Seiten steigerten das Übel, und so befanden wir uns schließlich vor dem Kriege in der Lage, daß die Feinde Deutschlands auf den Gegensatz zwischen Heer und Volk ihre Hoffnung innerer Unruhen im Reiche und eines leichten Sieges aufbauen konnten.

Daran hat der Krieg vieles geändert, und meine Hoffnung auf ein neues Einheitsgefühl des Volkes knüpft sich gerade an die, die aus dem Felde zurückkehren werden und die im Kampfe Tat und Bewußtsein nationaler Einheit erlebt haben.

Niemals in den vierzig Jahren des Friedens konnte das deutsche Heer so sehr das deutsche Volk sein, wie jetzt im Kriege. Was bedeuten die paar Hunderttausende von Soldaten und Offizieren, die das aktive Heer aus der Kaserne in die Front geschickt hat, gegen die Millionen, die von der täglichen Arbeit weg zum Kampfe für das Vaterland gerufen wurden? Alle Bewunderung dem Heldenmut der Berufsoffiziere und ihrer rücksichtslosen Selbstaufopferung; jetzt, nachdem ihre Zahl zusammengeschmolzen ist, und Männer des bürgerlichen Lebens die Kompagnien führen, die sich nicht minder auszeichnen, werden wohl auch militärische Kreise verstehen, weshalb die Forderung nach einem „Volksheere" nicht eine Schwächung, sondern eine Erweiterung der Wehrfähigkeit

der Nation bedeutet. Jeder Teil des Volkes bewährt jetzt Hingabe und Treue für die deutsche Sache ohne Unterschied der Herkunft, der Rasse und des politischen oder religiösen Bekenntnisses. Vielleicht fängt mancher jetzt an, sich des Geredes von den „Fremdkörpern", die das Heer nicht vertragen könne, und der politischen Verfolgungssucht zu schämen.

Nicht die Idee der Vaterlandsverteidigung und der nationalen Wehrhaftigkeit, sondern die Trennung von Heer und Volk, die Geringschätzung des „Zivilen", als welches vielfach alles Geistige angesehen wurde, war es, was ehrliche Vaterlandsfreunde als „Militarismus" bekämpft haben. Die Ereignisse beweisen, wie recht sie damit hatten.

Man hat die neue Kriegführung zutreffend als ein Werk der Technik bezeichnet. Nur ein Teil dieser Technik ist rein militärisch. Das Hauptverdienst gebührt der bürgerlichen Wissenschaft und Arbeit. Die Bedeutung des Kasernendrills tritt zurück hinter der Arbeit des Laboratoriums und der Werkstatt. Der geistig geweckte städtische Arbeiter ersetzt, was ihm an Körperkraft abgeht, durch Übung des Verstandes und Willens und bewußte Einordnung in die Organisation. Von wem das Vaterland so hohe Leistungen, so viel Hingabe, so viel Einsicht, so viel selbständiges Wollen fordert, der kann nicht als Maschine behandelt, dessen menschliche und staatsbürgerliche Würde muß geachtet werden. Auch dies Bewußtsein hat der Krieg schon jetzt in vielen geschaffen.

Der Krieg selbst hat gewisse militärische Schlagworte und Theorien ad absurdum geführt. Das gleiche gilt von dem leichtfertigen und bramarbasierenden Geschrei eines politischen Amokläufertums, das mit aller Welt anbinden möchte und den Krieg als einen erwünschten und sittlich höheren Zustand anpries.

Aber auch die Phraseologie des unentwegten Antimilitarismus ist durch die Tatsachen widerlegt. Den Frieden wird die Menschheit nach diesem Kriege mehr und heißer lieben denn je. Aber wir Deutsche haben auch gelernt, wie sehr wir die uns umringende Gefahr unterschätzt haben, wie wenig die politischen Sympathien Gleichgesinnter in verschiedenen Völkern bedeuten, wie unfähig man draußen ist, das Beste unseres Wesens zu verstehen und wie uns schließlich nur unsere ungeheure militärisch geschulte Kraft und der einheitliche Wille zur Abwehr retten können. Und wer nicht so weit denken kann, der braucht sich nur die Frage vorzulegen, ob es gleichgültig für unser Volk gewesen wäre, wenn die Russen und die farbigen Hilfsvölker unserer westlichen Feinde Deutschland überschwemmt hätten; so weit werden Phantasie und Urteil schon noch reichen, um zu dem Schluß zu kommen, daß kein Deutscher eine solche Katastrophe aktiv oder passiv befördern darf.

So wären gerade auf diesem Gebiete, das die schärfste nationale Zwietracht gesehen hat, am ehesten die Voraussetzungen einer neuen Einheit gegeben. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß nur wirklich jugendfrische Menschen imstande sind zuzulernen, und daß ein Organismus von so ausgesprochener Eigenart wie das deutsche Heer nicht im Handumdrehen Gewohnheiten eines Jahrhunderts ablegen wird. Das erzeugt auch auf der anderen Seite wieder von neuem die alten Feindschaften.

Leider beweisen gewisse Vorkommnisse auf beiden Seiten, daß es vielen noch recht schwer fällt, dies neue Gefühl der Einheit und Zusammengehörigkeit von Volk und Heer zu finden. Es muß aber geschehen, der alte Gegensatz muß ausgeglichen werden um der Wehrfähigkeit unseres Volkes willen. Wer so von Feinden umdrängt ist wie Deutschland, kann nicht alten Gewohnheiten zuliebe auf innere Einheit und auf Ausnutzung jeden Kraftfaktors verzichten.

Auch für den inneren politischen Aufbau der Nation nach dem Frieden müssen wir jetzt schon die Erfahrungen der Kriegszeit ordnen und den Willen zu bestimmten Zielen gewinnen. Ich will mich nicht in einzelne Programmforderungen verlieren, sondern mich auf das Grundsätzliche beschränken. Die Aufgabe ist auch hier, die Kraft des Volkes in seiner Gesamtheit zu steigern, wobei natürlich in erster Reihe nicht an Gewaltwirkungen nach außen, sondern an Erhöhung der inneren, wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen zu denken ist. Dazu bedürfen wir ebenfalls eines Bewußtseins nationaler Einheit unbeschadet der nicht wegzuleugnenden Gegensätze der Interessen und Überzeugungen. In zwei Richtungen ist dies Ziel zu suchen: in der Form, in der diese Gegensätze ausgetragen werden, und — was wichtiger ist — in der Schaffung eines gemeinsamen materiellen und ideellen Bodens, auf dem der Kampf sich abspielt.

Es ist bis zur Trivialität selbstverständlich, daß die alte sich überhebende und den Gegner moralisch herabsetzende Art der politischen Streitigkeiten, die jetzt unter dem Burgfrieden äußerlich unterdrückt wird, nach dem Friedensschluß nicht wieder aufleben darf. Beiläufig bemerkt halte ich die Weise, in der ein solcher „Burgfriede" dem deutschen Volke jetzt aufgezwungen wird, nicht für ein geeignetes Mittel, ja geradezu für eine Gefährdung des Ziels. Wir würden, meiner Überzeugung nach, bei offener Aussprache der inneren Einheit weit näher gekommen sein. Jetzt sammelt sich allerhand Gift an, und Behauptungen und Ansichten wurzeln fest, die nur dadurch noch möglich sind, daß man ihre Verbreiter nicht zwingen kann, sich öffentlich zu ihnen zu bekennen, und sie deshalb auch nicht vor den Richterstuhl des öffentlichen Ge-

wissens fordern kann. Jedenfalls aber müssen die Parteien und die Presse in Deutschland schon jetzt sich bereit machen, nach dem Kriege einander in Formen gegenüberzutreten, die nach außen nicht das Bild eines geschlossenen Volkes zerstören, und die im Innern die Möglichkeit gemeinsamer Arbeit aufrecht erhalten. Gehässige, persönlich herabsetzende, mit moralisierenden Schlagworten statt politischer Gründe arbeitende Agitation ist freilich die leichteste und verspricht, wie einmal die Menschen sind, gewisse Erfolge. Aber agitatorische Gewinne bedeuten gar nichts, wenn sie nicht Machtzuwachs bringen. Bei der Zerkrümelung der Gruppen, die eine unabwendbare Folge der Interessenkämpfe in Zeiten großer wirtschaftlicher Verschiebungen ist, kann jedoch jede Richtung Macht nur erwerben, wenn sie für bestimmte, nächstliegende Ziele arbeitet, gemeinsam mit denen, die diese wenigstens bis zu einem gewissen Grade teilen können. Dieser praktische Erfolg der Arbeit erfordert zuzeiten den Verzicht auf billige Erfolge der Agitation, die ja meist auf Kosten der nächststehenden Partei gesucht werden müßten.

Stets aber muß die politische Praxis sich damit bescheiden, vorläufig nur einen Teil ihrer Ziele zu erreichen und damit bestenfalls eine Stellung zu gewinnen, von der aus sich weiter kämpfen läßt. Wenn deutsche Politiker es schwer finden, sich zu gemeinsamer Tätigkeit zusammenzuschließen, wenn sie einander die politische Ehre und nationale Zuverlässigkeit absprechen und sich dadurch gegenseitig lähmen und um den Erfolg bringen, so hat das seinen Grund in der Neigung, die politischen Aufgaben viel zu abstrakt zu beurteilen, nicht bestimmte politische Gewinne zu *wollen*, sondern allgemeine politische Ideen zu *denken*, die politischen Kämpfe zu *Glaubenskämpfen* zu machen. Und dies wieder geht letzten Endes auf die Unreife unseres politischen Lebens, die Kürze unsrer politischen Vergangenheit zurück. Reife für die Friedenszeit heißt, daß wir diese Kinderschuhe ablegen.

Diese Mahnung richtet sich an alle Parteien. Aber auch die für die Politik der Regierungen und ihre Presse verantwortlichen Personen können viel tun, um die alten Fehler nicht wieder aufleben zu lassen. Man fordert damit von ihnen allerdings eine gewisse Selbstverleugnung, denn auf dieser wechselseitigen Selbstzerstörung der Parteien beruhte zum großen Teil die bequeme, ausschlaggebende Stellung der Bureaukratie in Deutschland. Aber einsichtige und auf das Wohl des Reiches bedachte Staatsmänner sollten jetzt weniger an die Interessen derer denken, die die Maschine steuern, als an die Lebensfragen der Nation.

Abgesehen von dieser neuen Form der politischen Kämpfe in der Nation

brauchen wir einen gedanklichen Boden, auf dem sie nicht zur Lähmung und Zerstörung, sondern zur Erzeugung neuer Kräfte dienen können. Diesen finden wir nur in der Erkenntnis, daß sämtliche Parteien aus den Notwendigkeiten der politischen Entwicklung hervorgehen und daß wenigstens ihre großen Grundgedanken dem Wesen der Gesellschaft und des Staates und der inneren Logik politischen Denkens entstammen. Die Neigung, an Bestehendes anzuknüpfen, ist ebenso logisch begründet als der Wille zu völliger Neuschöpfung. Der Klassenkampf der Herrschenden und der der aufwärts strebenden Schichten sind subjektiv gleich berechtigt; die einen wollen eine Kultur verteidigen, die andern eine erkämpfen. Persönliche Entwicklung und individuelle Freiheit des Denkens und Arbeitens sind ebenso unentbehrliche Prinzipien wie soziale Ordnung und Zusammenfassung der Kräfte. Welches Streben in einer gegebenen politischen Lage am förderlichsten ist, wird vor allem davon abhängen, ob man sich in einer bewegten oder in einer ruhenden Periode der Weltgeschichte befindet, und auf welcher Seite die größere schöpferische Kraft liegt. Politische Theorien und Schlagworte haben nur den Wert von Ausdrucksformen und sind nicht absolute Ziele. Auch die Kämpfe um das Erreichbare sind nur Mittel. Das eigentliche Ziel der Politik ist, auf dem Gebiete des Staatslebens zu arbeiten an der Entbindung und Ausnutzung der in Natur und Menschheit liegenden Kräfte zur Erhöhung der menschlichen Art, zur Entfaltung des Geistes.

So gesehen erheben sich die politischen Interessen- und Prinzipienkämpfe über das Niveau des Eigennutzes und der Rechthaberei; so findet das Ringen der Parteien und Klassen einen gemeinsamen Boden und ein Bewußtsein höherer Einheit im allgemeinen Menschheitsstreben.

Dann aber sind Staatsverfassungen auf die Dauer unmöglich, die einen solchen gemeinsamen Boden des Wettkampfes der Richtungen und Ideen nicht anerkennen, die nur auf die Erhaltung nicht auf die Fortentwicklung zugeschnitten sind, und die alle Macht den gerade herrschenden Klassen und Organisationen zuteilen. Die verschiedenen zum Teil gerade in den letzten Jahrzehnten neu geschaffenen staatlichen und kommunalen Wahlsysteme, die offen und ausdrücklich darauf abzielen, die aufwärts strebende Arbeiterklasse dauernd von jedem entscheidenden Einfluß abzusperren, sind ebenso unvereinbar mit einem über den Parteikämpfen bestehenden Einheitsgefühl des deutschen Volkes, wie die Achtung politischer Überzeugungen durch Verwaltung und Rechtsprechung. Diese Einrichtungen und Gewohnheiten haben unser Volk in zwei Lager auseinandergerissen. Wenn jetzt die Not des Krieges und der Zwang zur Verteidigung der Heimat das Getrennte

in einem begeisterten Willen wieder verbunden haben, so vergesse man nicht, daß solche Glut nicht ewig brennen und nicht nach Belieben neu entfacht werden kann. Läßt man sie erkalten, ohne das Band für die Dauer festgeschmiedet zu haben, so ist mit absoluter Sicherheit vorauszusagen, daß eine neue Gefahr unser Volk nicht in derselben Bereitschaft finden würde. Der kennt die Seele des Menschen schlecht, der aus den Erfahrungen vom August 1914 schließen wollte, auch nach einer Enttäuschung würde sich dieser Schwung beliebig oft einstellen. Nein! das Volk hat bewiesen, daß Pflichtgefühl und Einheitsbewußtsein in ihm leben; jetzt sind das Reich, die Bundesstaaten und die herrschenden Klassen an der Reihe, ihr Verständnis und ihren nationalen Willen über die Sonderinteressen der Regierenden hinaus zu betätigen. Das ist die Reife für den Frieden, den wir von ihnen verlangen können.

Den Gebildeten und Besitzenden ist dabei besonders ans Herz zu legen, daß sie sich nicht auf den Weg drängen lassen dürfen, für ihre Bildung und ihren Besitz Vorrechte zu fordern; dasselbe gilt auch von den Privilegien des Alters, der längeren Angesessenheit und ähnlichen Dingen, von denen jetzt bereits wieder viel geredet wird. Besitz und Bildung haben, da wo mit ihnen eine höhere soziale Leistung oder gründlicheres politisches Verständnis verbunden sind, an sich schon die Aussicht auf größeren politischen Einfluß und sollten zu stolz sein, noch durch den Druck von Privilegien wirken zu wollen. Wo aber diese Voraussetzung fehlt, da sind solche Vorrechte geradezu vom Übel. Sie können nur Widerspruch erregen und den Einfluß wirklicher Leistungen herabsetzen. Ohnehin muß man beklagen, wie leicht menschliche Schwäche es einem völlig geistlosen brutalen Besitz oder einer Scheinbildung machen, sich unlegale und schädliche Macht anzueignen. Der Krieg hat uns auch bewiesen, wie wenig höheres Studium mit politischem Verständnis und Pflichtgefühl verbunden zu sein braucht. Die größten Maßlosigkeiten, die die Vaterlandsverteidigung und die Rückkehr zum Frieden erschweren, sind ebenso wie die nicht minder schädlichen Spintisiereien willensschwacher Gegner des Durchhaltens in der Vaterlandsverteidigung von höchst gelehrten Leuten ausgegangen. Die Männer der praktischen Arbeit aber, denen das Vaterland wahrlich genug Übels getan hat, die keinen Grund haben, andere Völker zu hassen, die jeden Krieg beklagen und nichts wollen als die Möglichkeit zu friedlichem Schaffen, die tun ruhig ihre Pflicht und schlagen unsere Schlachten, sowohl auf den blutigen Feldern als im inneren sozialen Kriegsdienste. Wahrhaftig, es gehört ein merkwürdiger Mut dazu, angesichts dieser Erlebnisse Privilegien für eine „Bildung" zu ver-

langen, die im größten Teil der Fälle nichts beweist als einen besser gefüllten Geldbeutel des Vaters.

Auch Privilegierungen des Lebensalters würden sich am wenigsten nach den Erfahrungen der Gegenwart rechtfertigen. Die Leistung der Schlachten fällt an sich schon dem jüngeren Teil des Volkes und dem jüngeren Geiste zu, seiner Bereitschaft zur Hingabe, seiner Begeisterungsfähigkeit, Bedenkenlosigkeit, Schnelligkeit des Entschlusses. Aber auch für die Friedensarbeit könnten wir nichts weniger brauchen als eine künstliche Vergreisung des öffentlichen Lebens, eine Gefahr in der wir uns ohnehin befinden, weil die ungeheuren Verluste des Krieges gerade den besten Teil der Jugend dezimieren. Die Politik sowohl der Regierungen als der Parteien in Deutschland bedarf vielmehr einer Verjüngung durch Heranziehung des Einflusses der jüngeren Volksgenossen.

Eine der größten Erkenntnisse, die der Krieg gebracht hat, ist die von der Bedeutung der aus dem Volke selbst heraus geschaffenen Organisationen. Gewiß haben sich auch Zweige der Staatsorganisation bewährt, wobei übrigens die rein technischen, Heer, Eisenbahnen, Nachrichtendienst, an der Spitze gestanden haben, während man von den mehr oder weniger politischen Verwaltungsgliedern durchaus nicht das gleiche sagen kann. Pflichttreue, Fleiß und Ehrenhaftigkeit des Beamtenkörpers als ganzen seien rückhaltlos zugegeben, aber gerade dies Bewußtsein einer gewissen Mustergültigkeit der eigenen Art hat vor dem Kriege in dem bureaukratischen Deutschland zu einer völligen Unterschätzung alles nicht Offiziellen, ja vielfach zu einem an Feindschaft grenzenden Widerwillen dagegen geführt. Die jahrzehntelange Unterdrückung und kleinliche Bekämpfung der Arbeitergewerkschaften und -Genossenschaften durch die Verwaltung ist nur zum Teil durch den bewußten oder unbewußten Wunsch zu erklären, die wirtschaftlichen Interessen des bürgerlichen Unternehmertums vor ihnen zu schützen; sehr viele Männer in Justiz und Verwaltung sind in diesen ökonomischen Fragen ziemlich ahnungslos, manche auch durchaus nicht ohne Sympathien für die Arbeiterklasse. Aber das Selbstgeschaffene, der Mangel „hoher obrigkeitlicher Erlaubnis" störte sie, und das Standes- und Solidaritätsgefühl, das die herrschenden Klassen bei sich am höchsten schätzen, erschien ihnen bei Arbeitern als Auflehnung gegen die staatliche Ordnung, als unbefugte Anmaßung amtlicher Funktionen. Selbst auf die von Arbeitgebern und Arbeitern im gemeinsamen Interesse geschaffenen Einrichtungen, z. B. die Tarifverträge und die Kontrolle vereinbarter Arbeitsbedingungen und Schutzmaßregeln dehnte sich diese Abneigung aus.

Im Kriege hat sich der ungeheure Wert, ja geradezu die Unentbehrlichkeit

aller dieser Organisationen gezeigt. Wir gehen in das neue Deutschland hinein mit dem Bewußtsein, daß die organisatorische Kraft des Volkes durchaus nicht nur in der Bureaukratie und den staatlichen Einrichtungen lebt, sondern erst recht in dem, was das Volk aus seinen Bedürfnissen heraus sich selbst schafft. Hier hat sich der Staat wieder des alten Grundsatzes zu erinnern, daß er nicht störend in die freie Tätigkeit der Staatsbürger eingreifen solle, wo die Interessen der Gesamtheit nicht gefährdet sind.

Man spricht jetzt so viel von der Bedeutung der „schaffenden Stände" des Volkes und von der Notwendigkeit, ihnen den gebührenden Einfluß zu sichern. Es ist ganz richtig, wenn man betont, daß die bloßen Genießer, sei es ererbten Reichtums oder überlieferter Kultur oder auch hergebrachter Macht, für den Staat nichts bedeuten im Vergleich mit denen, die in ernster Arbeit sich wirtschaftlich und geistig vorwärts bringen und politischen Einfluß erwerben wollen. Die eigentlich schaffenden Kräfte liegen vor allem in diesen großen Organisationen, die aus dem Volke herausgewachsen sind. Hier hat sich der richtige politische Instinkt bewährt, der aus verzettelten Einzelkräften eine große Macht gewonnen und aus Reibungen und Gegensätzen, die an sich Kräfte verzehren würden, neue Schöpfung erzeugt und mitten im Kampfe neue soziale Fundamente zu legen gewußt hat.

In den Schichten, die vor dem Kriege die Macht in Besitz hatten und von ihr einen Gebrauch machten, der zu einer Katastrophe für Deutschland hätte führen können, wenn nicht auf der verfolgten und unterdrückten Seite die Einsicht in das Notwendige und wahrer Patriotismus überwogen hätten, bemerken wir freilich vielfach ein überaus geringes Maß von Reife für fruchtbare nationale Friedensarbeit.

Wo der Wille auf das Große und Ganze nationaler Einheit gerichtet sein sollte, reiht man eine Halbheit und Kleinlichkeit an die andere. Und wo dringendste Aufgaben der Erledigung harren, nimmt man sich die Zeit für einen kindlichen, von wissenschaftlicher Einsicht ungetrübten Sprachpurismus und ähnliche Nichtigkeiten.

Das sieht übel aus, darf uns aber nicht mutlos machen, sondern muß unsern entschiedenen Willen zur Erneuerung des inneren Deutschland nur verstärken. Alle, die in dieser Zeit dem Vaterlande dienen, mit der Waffe oder mit Wort und Schrift, alle, die an der Begründung einer Einheit des deutschen Volksgeistes während des Krieges und für die künftige Friedenstätigkeit mitarbeiten, wollen sich ihr Werk nicht verderben lassen und sind sicher, den denkenden vaterlandsliebenden Teil der Nation auf ihrer Seite zu haben. Jetzt

im Kriege sind uns gewisse Rücksichten auferlegt, weniger durch den vorgeschriebenen Burgfrieden als durch die Verteidigung unseres Landes und Volkes. In dieser müssen wir selbstverständlich bis zum Schluß durchhalten, trotz allem, was von anderer Seite geschieht, weil es ja nicht deren Sache ist, für die wir eintreten, sondern unsere, d. h. die unseres ganzen Volkes. Aber wir schauen in die Zukunft und lockern unser Schwert.

Übrigens darf die Neugestaltung Deutschlands sich keineswegs auf das eigentlich politische Gebiet beschränken. Mögen in diesen Tagen, wo die materielle Kraftentfaltung alles andere Interesse zurückdrängt, die Deutschen nicht vergessen, unter welchem Druck in den letzten Jahren auch ihre geistige Freiheit gelitten hat.

Die Verfolgung freierer religiöser Richtungen hat auch jetzt unter dem Burgfrieden nicht aufgehört, wie der Fall des Pfarrers Traub beweist. Es muß gebrochen werden mit der Zwangseintrichterung von „Gesinnungen", mit der Kontrolle des Gebrauchs äußerer Worte und Formen, während wahres religiös erhobenes Leben sich in freier, opferbereiter Hingabe an die Idee und in persönlicher Tat äußert. Hofft man auf eine wirkliche religiöse Erneuerung, so kann diese nur geschehen, indem man Freiheit für jeden gewährt, der seinen Weg zu dem sucht, was für ihn das Reich Gottes bedeutet.

Ein Bau, der ebenfalls der Erneuerung dringend bedürftig ist, und für dessen Neugestaltung die Erfahrungen des Krieges wertvolle Lehren geben, ist das Bildungswesen. Wenn Deutschland dem Ansturm der überlegenen Feinde kraftvoll standgehalten hat, so hat man dies mit Recht zum guten Teil auf die bessere Bildung des deutschen Volkes zurückgeführt. Nun werden bereits allerhand wohlweise Predigten beteiligter Kreise laut, die daraus das Recht ableiten wollen, unser öffentliches Bildungswesen als unübertrefflich und alle daran geübte Kritik als unbegründet zu erklären. Das „humanistische" Gymnasium meldet seine Ansprüche auf Reaktivierung der alten Sprachen an, andere preisen den Katechismusunterricht und verlangen noch mehr Kirchlichkeit in der Schule, usw.

Das sind vorschnelle und höchst unbegründete Urteile.

In einem wesentlichen Punkte schon hat der Krieg die bisherigen Schuleinrichtungen widerlegt, nämlich in dem Verhältnis der Schule zu den Schülern. Die jungen Leute, die von der Schulbank aus ins Heer eingetreten sind, zeigen viel mehr Reife, Selbständigkeit und Urteil, als die höhere Schule und der bisherige Unterrichtsbetrieb ihnen zugestehen wollten, wenn auch in einzelnen Fällen Muskeln und Nerven sehr junger Soldaten den fürchterlichen An-

forderungen dieses Krieges nicht standgehalten haben mögen. Jetzt sieht sich die Schule in Verlegenheit, was sie mit den Jünglingen anfangen solle, die, um ihre Studien nicht aufzugeben, aus dem Heer zur Schule zurückkehren müssen. Daß diese sich nicht wieder der alten Schulbank anpassen können, versteht jeder; also wird sich wohl die Schulbank bequemen müssen, der Reife heranwachsender Jünglinge – und nicht nur solcher, die im Kriege gewesen sind – Rechnung zu tragen. Unter dem vielen, was der Krieg uns gelehrt hat, gehört zum Wichtigsten der Respekt vor der Jugend.

Nicht bestätigt, sondern widerlegt ist in diesen Zeiten nationaler Gefahr das „Berechtigungswesen", gegen das denkende Bildungsfreunde verschiedener Richtungen übrigens schon längst die erheblichsten Zweifel erhoben haben. Im Felde stellt sich heraus, wie ungerecht und wertlos die Beurteilung des Charakters junger Menschen bloß nach ihren Examensleistungen ist.

Andererseits empfinden die Mitkämpfer verschiedener Volksschichten, die Jahr und Tag aufeinander angewiesen sind, die miteinander leiden und schlagen, die einander Treue und Kameradschaft erweisen, die Sinnlosigkeit eines gesellschaftlichen Zustandes, der höhere Bildung in immer stärkerem Maße zum Vorrecht des Reichtums macht, und der die besten, dem Gemeinwohl unentbehrlichsten Anlagen verkümmern läßt, wenn die wirtschaftlichen Mittel zur Ausbildung fehlen. Selbst aus konservativen Kreisen und überall sonst immer lauter ertönt jetzt der Ruf nach einer Organisation des Bildungswesens, die jeder wirklichen Begabung den Zutritt zur höheren Bildung eröffne. Die Forderung ist alt und eigentlich eine selbstverständliche Konsequenz aus dem Wesen höherer geistiger Tätigkeit. Sie ist immer der Schlachtruf der von der Bildung ausgeschlossenen, aufwärtsstrebenden Kreise gewesen, deren Führer diesen Mangel am tiefsten empfinden, sie ist aber ebenso stets auf den Widerstand der Privilegierten gestoßen, die wohl wissen, daß Bildung Macht ist. Für den Staat und die Nation als ganze ist die Gesamtsumme geistiger Leistungen wichtig, noch entscheidender aber ihre Erhebung zu höchsten Erfolgen in einzelnen schöpferischen Persönlichkeiten. Diese aber gerade kann nur gesichert werden, wenn dem Talent ohne Rücksicht auf seine Herkunft freie Bahn geschaffen wird.

Nun erhebt sich freilich ein Bedenken, das nicht unterschätzt werden darf: Wir Deutsche haben ohnehin fast ein Übermaß an sogenannten „Intelligenzen", an Besitzern höherer Bildung, die viel zu spät oder niemals in eine eigene wirtschaftliche Existenz hineinkommen. Dies führt zur Ehelosigkeit und Abschneidung des Nachwuchses gerade in den Schichten, in denen die führenden Geister sich

sammeln, und darin liegt eine Gefahr für die Zukunft der Nation. Da gibt es angesichts des unabweisbaren Rechtes unseres Volkes auf Bildungsmöglichkeit nur einen Ausweg:

Unsere Bildung muß, und auch das ist eine Lehre des Krieges, sich anders einstellen lernen. Die Verachtung der wirtschaftlichen Arbeit, die bei uns so oft in geistig schaffenden Kreisen zur Schau getragen wird, ist eine Schwäche, die droht, die geistige Arbeit unfrei und zur Schmarotzerin der Reichen zu machen. Wissenschaftliches Denken und seelische Vertiefung müssen erkannt werden als vereinbar auch mit anderer Erwerbsarbeit, mit der Ausübung eines Handwerks oder eines an sich ungeistigen Berufes.

Die Bildung selbst aber wird sich vielfach auf einen anderen Inhalt richten müssen. Daß man auch ohne Latein und Griechisch Ideale haben und sich wie die dreihundert Spartaner von Thermopylä für das Vaterland opfern kann, werden unsere im Felde als Offiziere und Unteroffiziere kämpfenden Oberlehrer gewiß freudig anerkennen. Daß das Englisch und Französisch unserer Marineoffiziere von aller Welt bewundert wird, ist vielleicht minder wichtig, aber doch auch ein guter Wegweiser, was unserer Zeit not tut. Physik, Chemie, Mathematik und ihre technisch-wissenschaftlichen Anwendungen feiern in diesem Krieg Triumphe, namentlich auf deutscher Seite. Die Übung des Auges und der Hand, Beobachten und über das Gesehene Nachdenken erweisen sich wichtiger wie tote Büchergelehrsamkeit. Schnelligkeit des Entschlusses und Entschiedenheit der Durchführung, körperliche Gelenkigkeit und Abhärtung sind nötiger als das Schwelgen im schönen Seelenleben. Die ästhetische Verweichlichung, die eng mit der gesteigerten Gelehrsamkeit und Bücherkultur zusammenhängt, wird gewiß von denen am meisten bedauert, die jetzt im Felde sich ganz anderen Daseinsformen anbequemen müssen.

Nicht daß wir einer Erziehung zur Barbarei und Bestialität benötigten; wem das Menschliche im innersten Kerne seines Lebens wohnt und wer deshalb sicher ist, es immer wieder ergreifen zu können, erleidet keinen Schaden, wenn er es in solchen Zeiten einmal wegwerfen muß. Aber unser „Humanismus" muß neu begründet werden auf die Gegenwart und die Zukunft anstatt auf die Vergangenheit.

In welcher Art jeder sein Ideal des Menschentums begründen möge, darüber soll man im neuen Deutschland keine dogmatischen Vorschriften zu geben versuchen. Wer die religiöse Pflicht fühlt, sein eigenes Wesen göttlichen Geboten anzunähern, wer philosophisch ein Ziel höherer Sittlichkeit und der Herrschaft des Geistes aufstellt oder wer in der Natur ein Gesetz menschlicher Ver-

vollkommnung walten sieht, dem auch er sich dienstbar zu machen habe, alle erheben sie sich über das Hergebrachte oder Persönliche in Sphären höheren Menschentums. Aber der Zwang zu einem Bekenntnis widerstreitet dem Wesen des menschlichen Geistes und tritt ihn nieder.

Dies Menschentum aber muß auch unsere Beziehungen zu den anderen Völkern neu beeinflussen. Im Kriege ist die Bedeutung eines kraftvollen, einigen nationalen Lebens sicherlich überall erkannt worden. Ein vorschneller Internationalismus, der glaubt, Entwicklungsstufen der Menschheit überspringen zu können und der eine internationale Übereinstimmung des Denkens und Handelns voraussetzt, die zur Zeit noch nicht möglich ist, hat keinen Boden mehr. Ebenso aber die beschränkte Rassenauffassung von der Nation. Das Nationalgefühl als Bewußtsein des Besitzes einer gemeinsamen Kultur erweist sich als unabhängig vom Blute, und das Staatsgefühl als Ausdruck einer gemeinsamen Machtorganisation vereinigt verschiedene Nationen und Kulturen. In dem Kulturbesitz aber treten die allgemein menschlichen Beziehungen, mindestens die Gemeinsamkeit der Arbeit in der europäischen Völkerfamilie, auch im Kriege deutlich zutage. Noch mehr als das religiöse Empfinden verbindet das Menschheitsbewußtsein die Völker mitten in diesem entsetzlichen Zwange wechselseitiger Vernichtung. Ich bin überzeugt, daß eine viel größere Klarheit über das Verhältnis der Nationen zueinander die Folge des Krieges sein wird: auf der einen Seite stolzer Wille zur Selbstbehauptung, auf der anderen die Überwindung einer Selbstüberhebung, die man ganz fälschlich als Ausdruck nationaler Kraft angepriesen hat. Aus dem Kriege wird mehr Achtung als Haß der Nationen untereinander hervorwachsen; vor allem aber mit einer gemeinsamen Not der europäischen Völker ein Zwang gemeinsamer Arbeit, die sie enger verbinden wird, als alle wohlmeinenden Reden von Friedensfreunden je vermocht haben. Arbeit und Organisation der Kräfte werden die Maßstäbe einer neuen europäischen Kultur werden anstatt eines gepflegten Genießens von überkommener Macht und altem Reichtum. Diese Arbeit wird aber ihren Leitstern in dem finden, was der Menschheit gemeinsam angehört.

## Anmerkung*)

Wenn der Verfasser der vorstehenden Ausführungen bei seiner Besprechung der Bedingungen einer gedeihlichen deutschen Zukunft auch die Bildungsfrage

*) Wir haben einem unserer Mitarbeiter seinem Wunsche entsprechend Gelegenheit gegeben anläßlich der auch die Bildungsfrage berührenden Ausführungen Wolfgang Heines sich zu diesem Thema zu äußern.

nicht vergißt, so zeigt er für jeden Einsichtigen, wie ernst es ihm damit ist, die vielfachen Probleme unseres öffentlichen Lebens nicht nur in ihrem Zusammenhange zu übersehen, sondern ihren ganzen Komplex auch an seiner Wurzel zu fassen. Denn die Schule muß jetzt, wo wir einsehen, daß letzten Endes in kämpfenden Völkern entgegengesetzte Ideale verkörpert sind, noch in einem ganz andern Sinn ein „Politikum" sein als für den flachen Utilitarismus des 18. Jahrhunderts. Damals wurde in dem Bestreben, den Zwecken des allgemeinen Nutzens auch die Schule dienstbar zu machen, ein Zustand geschaffen, der heute vielen selbstverständlich scheint, hinter den man sich aber erst zurückversetzen muß, wenn man versuchen will, die Bildungsfrage von der Berechtigungsfrage zu trennen.

Tatsächlich handelt es sich hier nicht nur um ganz verschiedene Dinge, sondern auch um zwei sich bekämpfende sittliche Auffassungen: auf der einen Seite steht die Anschauung, daß geistige Leistungen durch den Anreiz materiellen Vorteils zu erzeugen sind; auf der andern Seite wird die Forderung erhoben, auch die Gesamtheit möge anerkennen, daß unter Bildung nur etwas Persönliches und durch persönliche Einwirkung zu Erzeugendes, also erst die möglichst vollkommene Entfaltung der seelischen Kräfte des einzelnen und nicht ein begrenzter, behördlich bestimmbarer Wissensinhalt zu verstehen ist; daß es also hier gilt, einem Ideal nachzuleben, nicht sich widerwillig mit einer praktischen Notwendigkeit möglichst leichten Kaufes abzufinden.

Wenn nun der Verfasser der vorstehenden Ausführungen auf der einen Seite Einspruch gegen das Berechtigungswesen erhebt (der, um erschöpfend zu sein, allerdings auch die Kehransicht der Sache betonen müßte, nämlich daß meistens auch die „Berechtigten" nicht „gebildet" sind), auf der andern Seite aber vor den „Ansprüchen des humanistischen Gymnasiums auf Reaktivierung der alten Sprachen" warnt, so muß zum mindesten betont werden, daß man nicht von vornherein den stimmberechtigten Wortführern der humanistischen Bildung eine falsche Fragestellung zuschieben darf, die letzten Endes auch nur aus der Verquickung der Bildungs- mit der Berechtigungsfrage entstanden ist. Die Vorzugsstellung der alten Sprachen im Sinne einer staatlichen Bevorrechtung zu verteidigen, hätte überhaupt keinen Sinn, weil die Wissenschaft als solche (und um diese handelt es sich doch in letzter Linie) auf staatliche Willkürakte keinen Einfluß nehmen kann. Aber eine Frage, welche wissenschaftlich wohl zu lösen geht, ist die, ob es überhaupt möglich ist, den humanistischen Bildungsstoff durch einen modernen von derselben Geschlossenheit, Übersichtlichkeit, Einfachheit und vor allem Vorbildlichkeit (im Sinne typischen Menschentums) zu ersetzen.

Was nun die Frage angeht, wie sich unsere Schule in diesem Kriege als Erziehungsanstalt, d. i. als Menschenbildnerin bewährt hat, so müssen wir auch diese Fragestellung durch die Aufstellung eines Prinzips ablehnen, das in seiner Beschränkung des Wirkungskreises der staatlichen Schule mindestens ebenso radikal ist, wie die Trennung der Bildungs- und Berechtigungsfrage. Wir behaupten nämlich mit Paul de Lagarde, daß die Schulen vorderhand überhaupt keine Erziehungs- und Bildungs-, sondern lediglich Unterrichtsanstalten sein können*).

Lagardes Begründung dieses Satzes gipfelt in der Anschauung, daß wir noch kein einheitliches nationales Ideal besitzen und es daher unmöglich ist, ein solches und damit Bildung im eigentlichen Sinn in unsern Schulen zu vermitteln. Die Forderung nach nationaler Einheit wird nun auch in den vorstehenden Ausführungen erhoben, aber diese Einheit wird, soviel wir sehen, in einer Neuregelung der politischen Machtverhältnisse und einer Ausgleichung gewisser gesellschaftlicher Gegensätze gesucht. Die Berechtigung dieser Forderungen ist hier nicht zu bestreiten, aber für die Bildungsfrage sind sie unfruchtbar. Was uns not tut, ist nicht bloß die Fähigkeit, unseren zukünftigen politischen und wirtschaftlichen Kämpfen erträglichere Formen zu geben, sondern auch jene dauernde Einheit, die durch die gemeinsame Anerkennung eines Ideals geschaffen wird. Danach erst könnte ein gemeinsamer Bildungsinhalt bestimmt werden, der nicht einem Teil der Nation, wider ihren Willen, aufgezwungen werden müßte.

Zu dem hier erhobenen Einspruch gegen die Privilegierung der Bildung zugunsten der Besitzenden möchten wir nur so viel sagen, daß auch diese Frage durch eine prinzipielle Verständigung über das Wesen der Bildung zu fördern wäre. Dann wird man um die Bildung, die auf Grund des Geldsacks erworben wird, niemanden zu beneiden brauchen: denn diese sieht Homer und den pythagoräischen Lehrsatz auch nur als zinsentragenden Besitz an und hat also ihren Lohn dahin. Vielmehr handelt es sich darum, den Schichten, die der Bildung erst gewonnen werden müssen, das Bewußtsein beizubringen, daß es sich um keine Tauschware handelt (im Sinne des Schlagworts „Bildung ist Macht"), sondern um ihre eigenen Seelen, um Geist, nicht um Geld.

*) Vgl. Deutsche Schriften, S. 171. Für die einschlägigen Anschauungen Lagardes ist überhaupt die ganze Abhandlung „zum Unterrichtsgesetz" (1878) zu vergleichen. Außerdem kommen noch die Schlußteile der Schrift „über das Verhältnis des deutschen Staates zur Theologie usw." (1873) sowie der Bericht „über die gegenwärtige Lage des Deutschen Reiches" (1875) in Betracht. Alle diese Stücke sowie eine weitere Abhandlung „Noch einmal zum Unterrichtsgesetz" (1881) sind in den „Deutschen Schriften" (5. Auflage, Göttingen 1903) abgedruckt.

Endlich möchten wir die Frage berühren, ob der „Humanismus der Vergangenheit" die Befreiung des Geistes und damit den „Humanismus der Zukunft" hindert oder fördert, weil in dieser Hinsicht noch Vorurteile verbreitet zu sein scheinen, welche durch einen Blick auf die Geschichte der Geisteswissenschaften zu klären sind. Die Philologie hat im Zeitalter der Reformation die große europäische Erneuerung erst ermöglicht; vor dem Druck der Gegenreformation ist sie aus den romanischen Ländern nach den neuen Heimstätten des Geistes (Holland und England) ausgewandert, um endlich in Deutschland in der Form des Bildungsideals unserer klassischen Literaturepoche die Grundlage unseres ganzen geistigen Bestandes zu legen. Diese Wissenschaft ist also weder durch ihre Geschichte noch durch ihre Methode (deren Hauptprinzip ein selbständiges Urteil gegenüber der Überlieferung ist) dazu prädestiniert, ein Werkzeug reaktionärer Bestrebungen zu sein. Napoleon wußte wohl, warum er das Griechische von seinem auf Unterdrückung des Persönlichen und Sicherung des Absolutismus abzielenden Unterrichtssystem ausschloß. Die Wurzeln der Idealität, die in den Befreiungskriegen gegen ihn siegte, waren ihm mit Recht verdächtig. Und wir würden durch vorschnelle Nachahmung seines Beispiels nur unsern Feinden in die Hände arbeiten, deren vornehmstes Ziel es ja ist, unsere individuellen Züge aus dem Antlitz Europas auszutilgen. Aber es wird nicht lange dauern, und sie werden versuchen, wie unsern „Militarismus" auch unsern „Herrn Professor" nachzuahmen.

# Zum Balkanproblem

## Von Franz Blei

Im Balkanproblem hat sich am deutlichsten gezeigt, daß Europa eine geographische, aber keine moralische Einheit ist. Die wechselseitige Eifersucht, daß keiner europäisch-christlichen Macht Konstantinopel zufalle, nennt man ein Gleichgewicht, und bedrängt doch seit etwa siebzig Jahren die muhamedanische Welt am Mittelmeer, in Afrika, in Persien, in Indien. Wie soll dann der so geschwächte Herr der Gläubigen wirklich Herr in Konstantinopel sein? Er soll es so sein, wie das hierin ganz einige Europa ihn braucht: auf Gnade und unter Klauseln gestellt, mit deren Erfüllung man ihn erpresserisch bedroht. Die Türkei war den europäischen Großmächten wirtschafts-politisch tributär, so lange sie christliche Völker in ihren Herrschaftsbereich einschloß, deren wirkliche oder angebliche Bedrückung und Vergewaltigung den Großmächten als Vorwand für Erpressungen von billigen Konzessionen diente .Je nach dem Druck des heimischen Finanzkapitals waren es die Franzosen, die Engländer, die Amerikaner, die Russen, welche sich die „macedonischen Gräuel" oder die „armenischen Massacres" von der Türkei in Baar eskomptieren ließen. Die Klauseln von 1878 waren ein vorzügliches Wechselgeschäft, und Macedonien war Hekuba. Die Abmachungen von 1895 waren ein nicht weniger gutes Geschäft und Armenien war noch mehr Hekuba. Es war das natürlichste auf der Welt: hatte sich eine Großmacht ihren drängenden Eifer auf Abstellung der Gräuel von der Türkei abkaufen lassen, so wollte die zweite Großmacht kein schlechteres Geschäft mit ihrem Herzen machen; und meinte es eine dritte, uninteressierte, wirklich einmal ehrlich, so arbeiteten Großmacht Eins und Zwei gegen diese Ehrlichkeit, weil sie das Geschäft verdarb, und Eins und Zwei gaben bekannt, daß keinem Christen mehr ein Haar von den Türken gekrümmt würde, — bis das betreffende Finanzkapital es wieder nötig fand, daß es, faktisch oder angeblich, geschehe.

Der Aufstieg der christlichen Balkanvölker hat das Geschäft mit der Türkei gemindert. Rußland begünstigte den Aufstieg, weil es durch einen slavischen Balkan Konstantinopel endlich zu gewinnen hoffte. Das übrige Europa war, bis auf das diesmal besser informierte Österreich, von der Tatsache des Bal-

kanbundes völlig überrascht; außerdem sicher, daß die Türkei gewinnen würde; die Militärattachés in Konstantinopel gaben lächelnd die Versicherung, daß die türkische Armee unüberwindlich sei; daß sie nichts zu essen hatte und vornehmlich vom Hunger besiegt wurde, das ahnten sie nicht, weil sie nur die Manöver angesehen hatten. Man erinnere sich, wie die gesamte Presse im ersten Balkankrieg vom protürkischen Heute über Nacht zu einem antitürkischen Morgen umschwenkte. Wohl auf ein englisches Stichwort; denn England war von den Jungtürken sehr enttäuscht; ahnte, daß es Deutschland in Mesopotamien nachgeben müsse; erwartete von einer Besiegung der Türkei die Stärkung Rußlands und daß dann dieses den Deutschen die mesopotamische Freude etwas verbittern würde. So ähnlich kam es ja auch. Und führte zu diesem Kriege, der politisch eine türkisch-balkanische Angelegenheit ist: die aus türkischem Bestande vergrößerten Balkanstaaten sind einerseits nicht willens, das tributäre Verhältnis der Türkei gegenüber den Großstaaten weiter zu tragen, — Massacres dieser oder jener Komitatschis gegen jene und diese andere Komitatschis seien als innerchristliche Angelegenheit kein Anlaß für großstaatliche Erpressungen —; andererseits führen die balkanischen Kleinstaaten untereinander den Kampf um die Hegemonie, und daß eine solche werde, daß sich einer dieser Staaten als der führende aufwerfe, daran haben wieder die Großmächte ein ganz gegenteiliges Interesse, da sie im Ausspielen eines Kleinstaates gegen den andern ein besseres Geschäft machen.

Dem frenetischen Individualismus unserer Zeit entspricht ein frenetischer Nationalismus. Bindungen und Normen der Gemeinschaft wurden problematisch: durch das weitmaschig gewordene Netz von Ehe und Familie schlüpft der Einzelne, der seine „Individualität ausleben" will, oder Not der Existenz schleudert ihn hinaus und auf nichts als sich selber. Die Welt ist voller solcher Freigelassener. Und so auch im staatlichen Leben der Völker. Sonst bindende Kräfte wurden durch die auflösende Kraft des Kapitalismus schwach und schlaff, und als einzig bindender Gedanke kam in der Staatspolitik der nationalistische in die Höhe und gilt als die allein heilende Panacee. Der nationale Gedanke ist ein Organisches; der nationalistische ist seine Parodierung; und seit fünfzehn Jahren ist die Welt voll solcher Parodien; tauchen Nationen auf, die sich auf eine Geschichte berufen, die sie einmal vor einem halben Jahrtausend und mehr gehabt haben, mit Helden, Dichtern und Heiligen, und verlangen auf diesem Grunde ihr eigenes Staatsleben; das bloße Dasein von ein paar hunderttausend Menschen, die eine kaum alphabetisch geordnete Sprache wie Albanisch sprechen, genügt, um eine Welt dafür in Bewegung zu setzen,

daß diese paar tausend gute Bauern von heut auf morgen einen selbständigen Staat bekommen, zu dem die Deutschen, mit etwas mehr Ansprüchen, erst nach Jahrhunderte währender Anstrengung kamen. Armenier, Georgier, Friulaner, Albaner, — der nationalistische Gedanke hat einen infektiösen Charakter: die neuen Nationen entdecken sich mit einer großen Geschichte, Literatur und Kultur über Nacht. Einen vertrackten Dialekt zu sprechen, scheint zu genügen, ein staatlich eigenes Leben zu führen, wenn man auch die Potentaten dieser Staaten von auswärts beziehen muß, wie alles andere, was so ein Staat halt braucht.

Daß der nationalistische Gedanke zum eigenen Staate aus allen diesen sich auf einmal entdeckenden Nationen selber kommt, ist zu bezweifeln. Kraft so starken Auftriebes gibt nur eine bis ins Letzte bewußt gewordene kulturelle Leistung, die offensichtlich vor aller Welt liegt und unbezweifelt ist. Wenn wir von einer gewissen Interessiertheit absehen, die Großmächte an der Gründung (als einer wirklichen „Gründung") solcher Staaten wie Albanien haben, — Filialen des Prestige, Tauschartikel, die wenig kosten — was sind das in diesen Nationen für Leute, die behaupten, ihre Nation könne es ohne staatliche Selbständigkeit nicht mehr aushalten? Schwätzer und Wichtigtuer, die mit vielen Vokabeln ein Publikum von Studenten aufregen; Advokaten, die sich bessere Einkünfte damit beschaffen, daß sie eine „politische Rolle" spielen; Leute, die im Trüben fischen wollen; Abenteurer jeden Schlages; Verschuldete, die bei einer Neuordnung zu gewinnen hoffen; Leute, die besser leben wollen, als ihnen ihr Talent und ihre Arbeit erlauben. Bei dem selten versagenden Appell an so Gefühlsmäßiges wie „unterdrückt sein" ist ein mitschreiender, von seinem eigenen Gefühl trunkener Anhang nicht schwer zu finden, besonders in den sogenannten intelligenten Kreisen. Die Aussicht auf die staatliche Beamtung lockt hier alle Faulen und Unfähigen, die es bequem haben wollen. Die Tschechisierung der böhmischen Ämter ist Versorgung der tschechischen Söhne bäurischer Väter, die ihren Hof nur einem Sohn hinterlassen können, wenn nicht alle darauf verhungern sollen; da Industrie und Handel zum größten Teile deutsch sind, bleibt nur die Beamtenlaufbahn für den Bemittelteren übrig. Doch sei damit den Tschechen ihr Anrecht auf nationale Geltung nicht bestritten, so wenig wie den Polen: beiden braucht von Führern nicht erst eingeredet zu werden, was hier wirklich ist: eine national distinkte Leistung.

Vor dem ersten Balkankrieg versuchte man die Bevölkerung von Macedonien und Altserbien ethnisch-statistisch zu bestimmen: die griechischen Konsuln zählten und reklamierten die griechisch Sprechenden; die bulgarischen Beamten

beanspruchten alle jene Bewohner des Gebietes, welche bulgarische Bischöfe als ihre Oberhirten anerkannten; und die serbischen Konsuln requirierten alle für Serbien, deren Namen serbische Endungen hatten. Der Fall war der gemeine, daß Joanowitsch griechisch sprach und den Bischof von Sofia als seinen Hirten anerkannte, und nur der sehr kluge Ferdinand verhinderte, daß man diese Statistik sofort auf dem Schlachtfeld ausrechnete. Denn noch war die Türkei eine territoriale Macht auf der Halbinsel, und dem Kampfe um die Hegemonie auf dem Balkan mußte der Krieg gegen die Türkei vorangehen, — nicht gegen Österreich, wie die Serben wollten, wozu sie einerseits Grund hatten, andererseits von Rußland bearbeitet wurden. Dem kleinen Agrarstaat Serbien, der ganz von der Gnade des benachbarten großen Agrarstaates Ungarn abhängt, das mit ihm Maus in der Falle spielte, war die Türkei nicht so wichtig wie ein Hafen am österreichischen Meer, der das Land von der Suzeränität der Monarchie befreien könnte, woran aber das kolonienlose, doch expansionsbedürftige Österreich gar kein Interesse hat. Serbien wehrte sich mit der großserbischen Irridenta. Im letzten Augenblick bekam der unter russischem Einfluß gegen Österreich gegründete Balkanbund von Bulgarien und Griechenland die Richtung gegen die in Lybien so günstig für den Balkan beschäftigte Türkei. Für Serbien — und auch für Montenegro — war damit die österreichische Angelegenheit nicht erledigt, und ein allzugroßes Anwachsen Bulgariens schob diese Erledigung zu weit hinaus oder machte sie ganz unmöglich: das gab den zweiten Balkankrieg. Dem unvermeidlichen dritten kam der europäische Krieg zuvor: nun ist in ihm auch der dritte Balkankrieg Geschehnis geworden, der Krieg um die balkanische Vorherrschaft, die, bei der exzentrischen Lage Athens und Bukarests nur bei Bulgarien oder bei Serbien sein kann und aller Wahrscheinlichkeit nach Bulgarien zufallen wird.

Die Stabilisierung, die sich jetzt auf dem Balkan vollziehen wird, ist von ungemeiner Wichtigkeit für die europäischen Zentralstaaten, denn über den geordneten Balkan führt sie der Weg in ihr künftiges Wirkungsgebiet, das in der vorderasiatischen Türkei liegt. Denn so englisch-überseeisch man sich auch im Deutschland des letzten Jahrzehntes in allzugroßer Abhängigkeit vom englischen Beispiel eingestellt haben mag, den Grundstein einer deutschen politischen Aktivität, um nicht mehr zu sagen, legte das Finanzkapital in Syrien und Mesopotamien weit solider und ausgiebiger als in Tsingtau und auf den Karolinen. So seefahrend wie man mancherorts möchte ist das doch wesentlich kontinentale Deutsche Reich nicht und soll es ja doch wohl auch in Ablösung englischer Seeherrschaft nicht werden. Kommt es, wie man annimmt oder

hofft, zu künftigen stärkeren Beziehungen zur österreichischen Monarchie und zum Balkan, so wird sich dadurch der vorwiegend kontinentale Charakter des Reiches noch verstärken und nach ihm muß sich seine Politik orientieren, — ja, orientieren in einem engeren ethymologischen Sinn des Wortes. Da wäre es eine engsichtige Politik des Wiener Kabinettes, sich den Weg nach Vorderasien damit ungangbar oder schwierig zu machen, daß es die Ordnung auf dem Balkan mit allzueigensüchtiger Einmischung erschwert. Haben sich hier schon vor dem Kriege türkische Wilajets nicht eine fragwürdige Selbständigkeit gegeben, mit der man nach dem Schema von 1860 umspringen konnte, so wird es nach dem Kriege zwingend werden, mit diesen Staaten so fair zu traktieren, wie man es mit Holland, mit Dänemark tut. Will man die Einfuhr aus Serbien immer vom Ausfall der ungarischen Ernten abhängig machen, sie erlauben, wenn diese schlecht, sie verbieten, wenn diese gut sind, so muß man Serbien im slavischen Nordalbanien ans Meer lassen, um ihm die Stetigkeit seiner Wirtschaft zu ermöglichen. So viel sind die Interessen eines ungarischen Großgrundbesitzes nicht wert, daß darüber das serbische Staatswesen währenden Erschütterungen ausgesetzt ist, die sich wie die Wellen eines Erdbebens über den ganzen Balkan und darüber hinaus verbreiten. Serbien wird an Bulgarien Land verlieren, das bulgarisch ist in seiner Bevölkerung; man wird ihm die adriatische kleine Küste nicht verweigern können, auf die Italien ohne einen Schein von Recht Anspruch erhebt. Ein Fürstentum Albanien, das nicht leben und nicht sterben kann und eine großstaatliche sehr schlimme Erfindung ist, hört auf und damit eine Brutstätte großmächtlicher Einmischung in Angelegenheiten der Balkanstaaten. Die „subversiven Bestrebungen" der Irridenten wende man nicht ein als den „Bestand der Monarchie bedrohend". Es ist kein Zufall, daß die beiden Staaten, welche die heftigste nationalistische Irridenta gegen Österreich betreiben, eine bis aufs äußerste verelendete und immer revoltierende Bauernbevölkerung haben, die verzweifelt den heimischen Boden verläßt, um dann, in Österreich-Ungarn angesiedelt, als zu „befreiende Brüder" von den Barden und Advokaten der respektiven Stammländer angeredneret und angesungen zu werden. Italien und Rumänien mögen ihren verelendeten Landeskindern ein Los schaffen, daß den zu befreienden Brüdern das Wasser im Munde danach zusammenläuft, und die ausgepichten politischen Wanderredner der Irridenta werden ganz überflüssig werden, so von selber wird ein allgemeines Rückwandern in diese Milch- und Honigländer Italien und Rumänien anheben, — denn um die Brüder und nur um sie handelt es sich doch, daß es ihnen gut gehe, und nicht um den koloristischen Aspekt der Landkarte,

nicht wahr? Die Irridenta, die immer vom Stammland ausgeht, ist, wenn sie von dessen Regierung gefördert wird, immer Flucht aus innerpolitischem Elend in die falsche Großartigkeit mißbrauchter idealer Gefühle. Österreich, das kein Nationalstaat, sondern ein Nationalitätenstaat ist, tat den italienischen Agenten den Gefallen, die „italienisch-nationalen" Triestiner und Trientiner ernster zu nehmen als die sich selber bei ihrem Sportvergnügen nahmen, denn mehr als ein bißchen Politik-Spielen war das nicht, wie sich zeigte, als es ernst wurde und die an den Slaven ganz gut verdienenden italienischen Händler im Küstenland und in Istrien sich nicht im geringsten vom Königreich Italien befreien lassen wollten, von dessen nationaler Wohlfahrt sie nicht die beste Meinung haben. Wenn diese Triestiner schon den Dante lesen wollen, lesen sie ihn lieber als österreichische Staatsangehörige mit einem guten denn als italienische mit einem schlechten Einkommen. So viel ist ihnen nicht einmal d'Annuncio wert, daß sie beim Lesen seiner Gedichte nichts gegen das Verhungern haben. Das Ubi bene ibi patria wurde zuerst in Italien ausgesprochen und hat heute den selbstverständlichen Beifall aller, denen die leibliche Not zu wenig oder gar keinen seelischen Raum für die Liebe zum Vaterland läßt. Garantiert der Staat, was zu seiner Aufgabe gehört, seinen rumänischen und italienischen und ruthenischen Angehörigen zumindest die gleichen Lebensmöglichkeiten wie sie die Muttervölker dieser eingesprengten Teile im Stammland genießen, so wird er den Agenten der Irridenten ihre Arbeit sehr schwer machen.

Die staatliche Ordnung und dauernde Befestigung der vier Balkanstaaten, deren natürliches und politisches Zentrum für die beiden europäischen Zentralmächte in Sofia liegt, sind die Voraussetzung einer soliden Politik Deutschlands wie Österreichs. Weit wichtiger ist das Mittelmeerbecken als die gelbe See oder der Stille Ozean, in welche Ferne zu schweifen der Romantik eines auf seinen Kontorbock geschnallten Londoner Cockney besser steht als der auf ihren richtigen Beinen wandernden Art des Deutschen, der immer noch lieber „über Land" geht als auf hohe See und der sich seine Zukunft auf dem Meere nur in auch hier geübter Nachahmung des Englischen einredete.

# Stimmen aus Oesterreich

## Von August Oehler

Die Not dieses Krieges hat es in Deutschland auch breiteren Schichten zum Bewußtsein gebracht, daß sich das Leben der Nation aus dem ihrer einzelnen Glieder aufbaut; daß auch die allgemeinen Ziele persönliche Hingabe verlangen und daß eben der Grad, in dem wir uns dieser Forderung nicht versagen, über die Zukunft entscheiden wird, und nicht allein der Erfolg der Waffen. Mehr oder minder deutlich ist es vielen klar geworden, daß auch das einzelne Individuum die unabweisliche Aufgabe, für die dieser Krieg nur ein Ausdruck ist, soviel an ihm liegt, fördern oder hintertreiben kann. Die Auswirkung und Entfaltung der wesenhaften und echten Anlagen des deutschen Charakters — denn eben dies ist es, was die entscheidende Stunde von uns verlangt — hängt nämlich davon ab, inwieweit auch der Einzelne zu erkennen vermag, wo die für die zukünftige Entwicklung tauglichen Kräfte und Werte unseres nationalen Besitztums liegen, und sich entschließt, nach dieser Erkenntnis zu handeln. Das heißt aber mit seiner eigenen Bildung, mit der Vervollkommnung seines eigenen Ichs, Ernst machen und seinen inneren Vorrat aus dem großen nationalen Schatze vorbildlichen Lebens und Denkens auffüllen. Eine solche Forderung kann schon deshalb keine engherzige Ausschließung des Fremden bedeuten, weil Deutschland — auch hierin das wahre Reich der Mitte — gerade in seinen höchsten Leistungen stets im wahren Sinne europäisch geblieben ist und seine nationale Form dadurch zu einer überindividuellen entwickelt hat, daß es sich mit jeder großen europäischen Bewegung in tätiger Mitarbeit auseinanderzusetzen vermochte. Das sehen freilich bis jetzt nur wir selber ein; daß es unsere Gegner gleichfalls anerkennen möchten — auch diese Forderung muß unter unseren Friedenszielen stehen.

Mit diesem Zustand der Dinge hängt es zweifellos zusammen, daß seit dem Beginn des Krieges in Deutschland eine ganze Anzahl von Schriftstellern und Gelehrten damit beschäftigt ist, die großen Begebenheiten unserer Geschichte und die im eigentlichen Sinn typischen Figuren der deutschen Staatsmänner, Krieger, Denker und Propheten einem größeren Kreise zugänglich zu machen und auf diese Art für die Bedürfnisse des Augenblicks die Lehren und Mahnungen der Vergangenheit fruchtbar zu machen. Man tut der übrigen Kriegs-

literatur, also den zeitgenössischen Erzeugnissen, kaum unrecht, wenn man es offen ausspricht, daß auch ihre besten Vertreter sich nur in wenigen Fällen mit dem reichen geistigen Erbe messen können, das uns durch jene Bemühungen neu geschenkt worden ist. Es läßt sich schon jetzt voraussagen, daß weiteste Kreise in höherem Maß Belehrung, Trost und Erhebung aus einer selbst stückweisen Kenntnis der geistigen Persönlichkeit eines Friedrich des Großen, Fichte, Ernst Moritz Arndt, Wilhelm von Humboldt, Bismarck, Paul de Lagarde schöpfen werden als aus manchen oft allzu eigenwilligen, voreingenommenen und vor allem allzulauten zeitgenössischen Äußerungen.

Es sind also die jetzt so zahlreichen Neuausgaben und selbst die beliebten Auswahlbände (ein bei der Unübersichtlichkeit des in Betracht kommenden Stoffes oft notwendiges Übel) nicht als bloße Büchermacherei zu beurteilen. Wer in dem Ausspruch von Théophile Gautier „Tout est inèdit" nicht nur ein geistreiches Paradoxon, sondern eine tiefe Wahrheit zu erkennen vermag, der wird diese Art von Literatur als einen Versuch, das Wertvollste unseres nationalen Besitzes der immer wieder hereinbrechenden Verschüttung wenigstens auf kurze Augenblicke zu entreißen, dankbar begrüßen.

* * *

Wenn nun in den folgenden Zeilen die Rede sein soll von einer Unternehmung, die von Österreich ausgehend mit ähnlichen Mitteln ähnliche Ziele zu erreichen sucht, so kann dies nicht geschehen, ohne in Kürze von den eigentümlichen Bedingungen des geistigen Zustands in diesem Reiche zu handeln. Denn es lohnt sich wohl angesichts der seit kurzem im Inselverlag zu Leipzig erscheinenden „Österreichischen Bibliothek"*) einen Augenblick bei der Frage zu verweilen, ob die in Österreich lebenden Deutschen ohne weiteres dieselben nationalen Zukunftsaufgaben, welche für ihre unter klareren Verhältnissen wohnenden Brüder feststehen, als die ihren zu erkennen haben und inwieweit die Möglichkeit innerer Einkehr und Sammlung durch ein Zurückgreifen auf spezifisch österreichische Erinnerungen und Leistungen überhaupt besteht; denn das ist die Grundvoraussetzung und das Programm der ganzen Unternehmung.

Denn nur wenn man sich vergegenwärtigt, was Österreich geleistet und erlitten hat, worin seine Kraft liegt und wo die Ursachen zu suchen sind, welche deren voller Entfaltung so beständig entgegengewirkt haben, wird man dieser

*) Begründet im Verein mit Leopold Frh. von Andrian, August Fournier, Heinrich Friedjung, Max von Hoen, Richard von Kralik, Max Mell, Robert Michel, Josef Redlich, Hans Schlitter, Anton Wildgans, Franz Zweybrück u. a. von Hugo von Hofmannsthal.

Sammlung, die mit dem Anspruch auftritt, dauernde geistige und menschliche Werte zu vermitteln, nicht durch einen Vergleich mit der unendlich reicheren und edleren Ernte aus der übrigen deutschen Vergangenheit unrecht tun. Denn das muß von vornherein rückhaltslos ausgesprochen werden: Wer diese Bände zur Hand nimmt mit der Hoffnung, einer Persönlichkeit zu begegnen von einem, ich will nicht sagen europäischen, weltgültigen und vorbildlichen, sondern auch nur von einem über das eigentlich lokale und provinzielle Interesse hinausreichenden Zuschnitt, der muß notwendigerweise enttäuscht werden. Notwendigerweise, weil eben dieses Fehlen des absolut einmaligen, erneuernden und mitreißenden Menschen, des Sehers und Verkünders ebenso wie des Schöpfers und Führers, das für die Einschätzung des deutsch-österreichischen Stammes wichtigste und maßgeblichste Phänomen ist. Es gibt im strengen Sinne ebensowenig einen genialen Österreicher, wie man etwa von einem genialen Bayern sprechen kann: es gibt eben nur den genialen Deutschen. Diese Erkenntnis schon weist Österreich in geistiger Beziehung seinen richtigen Platz an: als einer Provinz deutschen Lebens, nur in engster Verbindung mit dem Mutterlande denkbar, welche an den Leistungen des deutschen Geistes einen empfangenden und (je nach den Epochen in verschieden hohem Maß) auch gebenden Anteil hatte; aber selbst dies immer nur im Sinne der Bereicherung und Entfaltung des Vorhandenen, niemals des wirklichen Schaffens. Nur ein Gebiet macht hier bekanntlich eine Ausnahme, das der Musik. Aber auch diese Ausnahme ist eine bloß scheinbare: es handelt sich in Wahrheit hier nur um die positive Probe auf die Richtigkeit der negativen Methode. Eben die Einseitigkeit der musikalischen Begabung zeigt, daß die wunderbar enge Beziehung des Österreichers zu dieser Kunst im Grunde nichts anderes als der Drang ist, die Lücken seines Inneren durch die Bezauberung und Verführung der Musik aufzufüllen; und was den wirklichen Genies zum schöpferischen Erlebnis wurde, das dient dem Menschen von geringerem Zuschnitt als willkommenes Surrogat und täuscht ihn und andere darüber hinweg, daß er im übrigen keine Beziehungen zum Geist hat.

* * *

Es ist jedoch unmöglich, die Behauptung, daß es außerhalb der Musik eine österreichische Genialität nicht gibt, auch angesichts der Namen Franz Grillparzers und Hugo von Hofmannsthals ohne weiteres aufrecht zu erhalten, welche das erste Bändchen der Österreichischen Bibliothek jedenfalls nicht zufällig vereinigt zeigt. Es hat vielmehr den Anschein, als sei es nicht ohne Ab-

sicht geschehen, daß die neue Sammlung diese eindrucksvolle Verbindung im Sinn des alten Sängers „weithin leuchtend auf der Stirne" trägt. Es ist, als sollte damit von vornherein auf die oft gehörte Klage, daß in Österreich die großen Menschen fehlen, geantwortet werden.

Auf jeden Fall: der Umstand, daß Hugo von Hofmannsthal nicht nur für das erste „Grillparzers politisches Vermächtnis" enthaltende Bändchen, sondern für die ganze Folge die Verantwortung übernommen hat, ist eine Tatsache von mehr als persönlichem Gewicht. Es bedeutet nicht weniger, als daß ein großer deutscher Künstler Österreich nicht nur als sein Heimatland bejaht, sondern auch das Zutrauen zu seinen geistigen und sittlichen Kräften nicht verloren hat. Und dieser deutsche Künstler ist auch — so wird man nicht verfehlen, uns entgegenzuhalten — ein im eigentlichen Sinne (und nicht nur kraft einer vielleicht bloß geschmäckleriſchen Vorliebe für das theresianische Barock) österreichischer Dichter.

Was nun das letztere betrifft, so ist sein Versuch, sich mit dem heimatlichen Element auseinanderzusetzen, allerdings nicht eben als die förderndste Wendung in der Entwicklung des Dichters anzusehen. Vielleicht war es wirklich nur der Wunsch, des großen Eindrucks, welchen die baulichen Überreste der wahren österreichischen Zeit, des Prinzen Eugen und seiner Kaiser, auf das empfängliche Auge eines Jünglings machen müssen, wie einer Dankesschuld sich dichterisch zu entledigen — vielleicht war es dieser Wunsch, der den Dichter zunächst dazu geführt hat, die weltbedeutende Allgemeinheit seiner früheren Gestaltungen auf ein lokal bestimmtes Kostüm zu reduzieren und damit zu verstofflichen. Jedenfalls hat er von da aus gelernt, sich in einer begrenzten und bis zur Einbeziehung des österreichisch-vulgären theatermäßigen Welt zu bewegen. Hier sehen wir ihn immer wieder bemüht, stets wechselnde Ströme aus jeglicher Vergangenheit und Ferne in sich hinüberzuleiten, um daraus mit einem erneuten Ich emporzutauchen, das freilich nur so lange das seine bleibt, bis ihn der nächste Traum, das nächste Fieber ergreift. In diesem Zustand, der ihm zum Bekenntnis, zur Weltanschauung geworden ist („Wir sind ein Taubenschlag"), möchte man ein gesteigertes und erhöhtes Abbild des Österreichers erkennen, der sich der verwirrend bunten Fülle seines Daseins so restlos hingibt, daß sie ihm die Grenzen seines eigenen Ichs schon längst aufgelöst hat.

Und erst jetzt sehen wir den Dichter damit beschäftigt, der österreichischen Vergangenheit, die ihm früher nicht mehr gab als ihren äußeren Rahmen und etwa die besondere Form ihrer Geselligkeit (letzten Endes mit der „Hofburg" als Hintergrund), auch politisch sich zu bemächtigen. Der von ihm während

des Krieges öfters wiederholte Hinweis auf die Figur Eugens und seine Epoche erweist sich im gegenwärtigen Augenblick tatsächlich als besonders fruchtbar, weil zwischen der damaligen Krise der Habsburger Monarchie — zu deren Lösung der große savoyische Prinz vielleicht eben als Ausländer besonders befähigt war — und der heutigen Weltlage sich recht wohl eine Analogie konstruieren läßt. Der Unterschied liegt jedoch darin, daß die große europäische Frage, die Behauptung eines mittleren Reiches gegen die Anschläge von Westen her und den drohenden Einbruch östlicher Volksmassen, damals (zum ersten- und letztenmal in der Geschichte) ausschließlich von Österreich gelöst werden konnte. Indem nämlich das Reich und die Erblande zu jener Zeit für sich allein den großen, zentralen, nach dem Osten hinüberreichenden Block darstellten, der in eben diesen Tagen in größerem Umfang und mit reicherer Zukunft wieder erstanden ist. Bei der jetzigen Neubegründung dieses notwendigen und im höchsten Sinne europäischen Gebildes umfaßt dagegen Österreich den Osten und Westen nicht mehr wie früher als Organe eines sich selbst genügenden Körpers, sondern verbindet diese Gegenden bloß im Sinne eines Übergangslandes. Aus diesem Unterschied ergibt sich auch die Beurteilung der Formel, welche Hofmannsthal für Österreichs Zukunftsaufgaben gelegentlich ausgesprochen hat, indem er in der Donaumonarchie den zukünftigen „europäischen Kolonialstaat" erblickte. Hier scheint die Aufgabe zwar ihrem Wesen nach richtig erfaßt, ihrem Träger nach aber allzu einseitig umschrieben zu sein.

* * *

Eben das allgemein Gültige an Hofmannsthal und eben die Möglichkeit, daß er in seiner Person eine bis dahin in Österreich völlig unerhörte höhere Daseinsform überhaupt als Österreicher darstellen konnte, muß für die Beurteilung des geistigen Zustands in diesem Lande entscheidend ins Gewicht fallen. Dazu kommt ein weiteres: Hofmannsthal ist bereits in einem Österreich aufgewachsen, welches unter der künstlichen Abtrennung vom deutschen Geistesleben, über die Grillparzer so bittere Klage führt, nicht mehr im gleichen Maße zu leiden hatte. Welche Bedeutung dieser Tatsache zukommt, ja daß eben hier die entscheidende Lösung für das österreichische Problem (völlige Durchdringung der österreichischen Lande mit deutschem Geist) zu suchen ist, erkennt man, wenn man sich vergegenwärtigt, daß völlig gleichzeitig mit der in ihrer scheinbaren Plötzlichkeit ans Wunderbare grenzenden Erneuerung deutschen Geistes, deutschen Sprachgefühls und seelischer Bewegtheit, welche die ersten Dichtungen des jungen Hofmannsthal bedeuten, auch in Deutschland die große

und entscheidende Wende erfolgt. Damit ist ausgesprochen, daß die deutsche Bewegung keinesfalls als die allein wirkende Ursache der österreichischen Erscheinung zu betrachten ist. Allerdings überwand damals die deutsche Dichtung die Verkümmerung und Verflachung des geistigen Lebens in einem Grade (es soll hier nicht näher gezeigt werden, wie dies im einzelnen möglich wurde), daß selbst die blassen Reflexe des zentralen Feuers, selbst die abgeleiteten Ausläufer des ursprünglichen Stromes heute auch der oberflächlichen Betrachtung kenntlich sind. Wenn dies in Österreich auch nur in bedingterem Maße Geltung hat, so hat sich doch immerhin gezeigt, daß Österreich die Wiedergeburt des deutschen Geistes wenigstens in dieser einen Persönlichkeit selbsttätig und unabhängig mitzumachen imstande war; daß es in diesem einen Falle keiner Übertragung, keiner Vermittlung aus zweiter Hand bedurfte: daß also hier zum ersten Male wirklich die Bedingungen dafür vorhanden waren, daß Österreich aus seiner provinziellen Rolle heraustrat und sich in die lebendige Entwicklung der übrigen Sprachgemeinschaft einfügte. Dagegen sind die Voraussetzungen der künstlerischen Persönlichkeit Grillparzers in so hohem Maße durch das allgemeine Niveau der klassizistischen deutschen Bildungspoesie bestimmt, daß trotz all seines individuellen Gewichts die neue Epoche des geistigen Zustands in Österreich nicht schon mit seiner Erscheinung angesetzt werden darf.

Wir erkennen also, daß unsere bisherigen Feststellungen vorzugsweise für das alte, 1866 endgültig zusammengebrochene, Österreich Geltung haben, welches, solange es den Anspruch politischer Vorherrschaft in Deutschland nicht aufgegeben hatte, sich mehr oder minder bewußter Weise auch dagegen wehren mußte, den ausgebildeteren und reicheren Geist des Gegners anzunehmen und damit dessen natürliches Recht auch auf die staatliche Führerschaft anzuerkennen. Nur so war es möglich, bis zum Entscheidungskampf eine Form der Herrschaft aufrechtzuerhalten, die Bismarck in seiner letzten Auseinandersetzung mit Gerlach als „römisch-slawischen Bonapartismus" bezeichnet hat. Mit diesem Worte sind die verschiedenen Triebkräfte eines Systems bis auf die Wurzel bloßgelegt, das in seinen Anfängen auf die Zeit der Gegenreformation zurückgeht. Eben dieser nur allzugut gelungene Versuch, die Erblande von der entscheidendsten deutschen und europäischen Erneuerung abzutrennen und eine bis dahin mit dem übrigen Deutschland auf gleicher Stufe stehende Bevölkerung gewaltsam zurückzuwerfen, ist die Voraussetzung für die ganze weitere Entwicklung.

* * *

Es ist nun schon ein halbes Jahrhundert vergangen, seit die Schranken gefallen sind. Aber die Wirkungen dieses Ereignisses sind noch immer nicht so vollständig eingetreten, als man damals erwarten konnte. Denn in dem Maße, als sich das neugegründete Deutsche Reich von den inneren Verhältnissen Österreichs abwandte (was ja die Grundtendenz der Bismarckischen, also der kleindeutschen Lösung der ganzen Frage war), wurde es ihm täglich schwerer, dafür einzutreten, daß die Vorherrschaft der Deutschen zum mindesten in der österreichischen Hälfte des neuen Doppelstaates nicht verloren gehe, geschweige denn, daß im Reiche je ernstlich daran hätte gedacht werden können, das deutsche Element im Osten durch kulturelle, über das politische Bündnis hinausgehende Einwirkungen zu heben und zu stärken.

Sich selbst überlassen, hat aber Österreich bekanntlich eine zwitterhafte Stellung zwischen Einheits- und Bundesstaat eingenommen, hat sich mühsam genug immer wieder in einem labilen Gleichgewicht zwischen den zwei gegebenen Hauptrichtungen zu behaupten gewußt. Die einzelnen Phasen dieses durch das ominöse Wort „Ausgleich" bezeichneten Prozesses haben durch ihre stete Wiederholung den Betrachter ermüdet und entmutigt. Aber gerade dieser Zustand, so unfruchtbar er an sich war, erscheint heute als eine notwendige Vorbereitung auf eine Zeit, in welcher die endgültigen Lösungen erst zu reifen beginnen. Man erkennt hier, daß der schroffen, gewaltsamen und unwiderruflichen Maßregeln widerstrebende Charakter des österreichischen Kaisers (als dessen eigenstes und persönlichstes Werk das Österreich zwischen Königgrätz und Serajewo immer anzusehen sein wird) diesem politischen System am besten entsprach. Es ist nicht sein geringstes Verdienst für all die Fragen, welche am Anfang seiner Regierung auf eine unmittelbare Erledigung zu drängen schienen, nicht eine trügerische und einseitige Lösung vorschnell erzwungen zu haben.

Wir können also sagen, daß die Deutschen in Österreich in gewissem Sinne heute noch am Anfang ihrer Entwicklung stehen — trotz einer Einzelerscheinung wie Hofmannsthal, dem sich übrigens der eine oder andere Name mit vollem Recht anreihen ließe. Zum Beispiel der von Leopold Andrian, der unter den angekündigten Mitarbeitern der neuen Sammlung an erster Stelle steht und freilich nur den genaueren Kennern der deutschen Dichtung bekannt ist. Er hat ein einziges, längst vergriffenes Buch „Der Garten der Erkenntnis" 1895 herausgegeben, welches zusammen mit seinen wenigen Gedichten auf Veranlassung einer Haager Bibliophilenpresse (De Zilverdistel) und unter Genehmigung des Dichters vor zwei Jahren neu aufgelegt wurde (einen Privatdruck hat außerdem Alfred Walter Heymel im Jahre 1910 veranstaltet). Ich ver-

weise auf Leopold Andrian in diesem Zusammenhange nicht nur um der einzigartigen Ergriffenheit seiner wenigen Dichtungen willen (sie sind vielleicht das typischeste Beispiel von Jugendpoesie aus unserer Zeit, und eben deswegen mußte der Dichter entweder verstummen oder zum Literaten herabsinken, was er verschmäht hat), sondern auch, weil in weit höherem Maße noch als bei Hofmannsthal Österreich in jedes seiner Worte eingegangen ist, als sein leidenschaftlich und sogar im bewußten Gegensatz zu Deutschland geliebtes Heimatland. Aber dieser Gegensatz ist bei ihm offenbar nur ein letzter Widerstand gegen die Erkenntnis, daß das starrsinnige Festhalten an der alten Welt zugleich den Willen zum Untergang bedeutet.

* * *

Nur unter Einschränkungen also ist unser Urteil über die antigeistigen Bedingungen des österreichischen Lebens haltbar. Aber auf der anderen Seite ist es eine Binsenwahrheit, daß es nur die Kenntnis jener Bedingungen möglich macht, dem einzelnen Österreicher gerecht zu werden. Das ist Grillparzer nie müde geworden, als Forderung an seine deutschen Beurteiler zu wiederholen. Hebbel hat freilich darauf die Antwort bereit gehabt, es sei leicht, von seiner Distel zu sagen, sie wäre in einem anderen Boden eine Palme geworden. Aber Ehrfurcht hat er dennoch vor dem alten Manne empfunden, der in einer geistigen Wüstenei als Einziger einen Traum aus Glut und Schönheit gewebt zu nähren verstand, der dann freilich dem erkaltenden Auge des Alternden mehr und mehr entglitt, bis nichts übrigblieb als einsame Verdrossenheit. Aber es ehrt Grillparzer über alles, daß er sich sein Leben lang gegen die ihn umgebenden Zustände wehrte. Erst durch das Allheilmittel der Poesie, später durch etwas, das man gewöhnlich Politik zu nennen pflegt, das aber in diesem Falle etwas mehr und etwas weniger ist: eine Art aphoristische Reaktion auf die nicht mehr schöpferisch gestaltbare Umwelt, Zeitbetrachtung, welche im Grunde auch nur Aussage über den Zustand des Beschauers selber ist. Das Denkmal eben dieser Periode in Grillparzers Leben hat Hofmannsthal eigentlich zum ersten Male aufgerichtet.

In der Auswahl der einzelnen Stücke sowohl wie in den leitenden Gesichtspunkten einer den lebendigen Punkt meisterhaft treffenden Einleitung ist Hofmannsthal vorzugsweise bestrebt gewesen, den einen wesenhaften Zug Grillparzers herauszuarbeiten: denjenigen, in dem alle Kraft seines Daseins gesammelt ist, und um dessenwillen er wirklich der typische Österreicher genannt zu werden verdient. Ich meine, die vertrauensvolle, halb unbewußte Naivität, womit er

in einer ihm gemäßen, vielleicht nur ihm allein ganz verständlichen Welt sich zurechtfindet, was als politische Haltung Selbstsicherheit und einen unmittelbaren Sinn für das Wirkliche und Ablehnung alles Doktrinarismus, ja wohl auch aller Reflexion überhaupt bedeutet. Das bringt bei Grillparzer sowohl wie bei Hofmannsthal selbst (denn gerade hierin berühren sie sich notwendigerweise) einen gewissen Gegensatz mit sich gegen die deutsche Art, sich zu seiner Umwelt zu verhalten. Die letztere ist eben dadurch charakterisiert, daß sie von vornherein auf das Allgemeine und Prinzipielle losgeht und so vorerst dem Naheliegenden entfremdet scheint. Hofmannsthal findet eben in dieser Verschiedenheit zwischen dem Deutschen und Österreicher, wo nicht eine Überlegenheit auf der Seite des letzteren, so doch einen Anspruch auf einen eigentümlichen, außerhalb Österreichs nicht vorhandenen Wert. Aber es kommt auch hier darauf an, von welchem Standpunkt aus man urteilt; und Hofmannsthal stellt sich auf den im eigentlichen Sinne „weltläufigen", wenn er die Politik als bloße Menschenkunde definiert, als „Kunst des Umgangs auf einer höheren Stufe". Hier ist, wie im Vorübergehen, derjenige Punkt berührt, der besonders in den ersten Wochen des Krieges in der deutschen Öffentlichkeit so eifrig besprochen wurde: die Eigenschaft des Deutschen, überall Anstoß zu erregen, den im Augenblick leichtesten Ausweg aus einer schwierigen Lage nicht rechtzeitig zu ergreifen, wurde allenthalben klagend hervorgehoben und auf die Weltläufigkeit unserer Feinde, auf das klare Gegenwartsgefühl der Franzosen und Engländer als nachahmenswertes Vorbild hingewiesen. Heute ist diese Klage verstummt; aber nur, weil die Not der Zeit weniger drängend geworden ist. Und auch wohl, weil jene vielgerühmte Geschmeidigkeit unserer Feinde eben in dem Augenblick versagte, wo sie ihnen am bittersten notwendig wurde. Die wenigsten von uns hatten schon damals die vertrauensvolle Einsicht, daß unsere Bahn, die scheinbar abseits von allen greifbaren und bequemen Zielen führte, der Weg empor zum Gipfel war, von dem aus allein die Wirrnis dieser Zeit zu lösen sein wird.

So sehr also Grillparzer eben durch die Unmittelbarkeit seines Gefühls für die ihn umgebenden lebendigen Mächte menschlich und nahe wirkt (Hofmannsthal hat mit Recht darauf hingewiesen, was für eine zentrale Bedeutung das Kaiserhaus für sein politisches Denken und seine Dichtung hat), so sehr ist ein gewisser Skeptizismus dem Geist gegenüber von vornherein verurteilt, in der Fläche zu bleiben. Gewiß wußte Grillparzer, was er sagte, wenn er, dessen Sache die großen Worte sonst eben nicht waren, als Antwort auf die Klagen über Österreichs Zurückgebliebenheit erklären konnte: „Ich war immer stolz, ein Österreicher zu sein." Aber dieses Gefühl begründet er mit den Worten:

„Gesunder Menschenverstand und Natürlichkeit der Empfindung sind unscheinbare Güter; wer sie aber durch nachgeplapperte Theorien und unfruchtbare Vielwisserei verloren hat, ist übler daran, als wer auf sie allein gestellt ist.“ Hier spürt man, wie die verständliche Antipathie gegen die Auswüchse der damals (1848) einsetzenden Periode der Stofflichkeit und der Popularisierung der Wissenschaft den alternden Mann darüber täuscht, daß es in Bildungsdingen keinen Konservativismus gibt. Denn heute sehen wir ein, daß jene Periode, aus der sich das neue Geschlecht vor dreißig Jahren zu befreien anfing, wohl während ihrer Dauer eine ungemeine Verflachung und einen schlimmen Dünkel zur Folge gehabt hat, aber daß Deutschland (wenigstens politisch genommen) notwendigerweise durch dieses Dickicht hindurch mußte. Und eben Österreich wird es immer abgehen, daß es die redliche Mühe dieses Umwegs nicht auf sich genommen hat. Die jungen Österreicher sollte man die leichtmütigen Worte Ottokars von Horneck:

„'s ist möglich, daß in Sachsen und beim Rhein
Es Leute gibt, die mehr in Büchern lasen“

nicht auf der Schule auswendig lernen lassen, ohne sie auch zum Nachdenken darüber anzuregen, wie heftig ihre Väter die Wirkungen dieses kleinen Unterschieds an ihrem eigenen Leibe zu spüren bekommen haben.

* * *

Das mußte gesagt werden, weil in die Reihe der österreichischen Probleme durch diesen Krieg ein neues (und doch wieder altes) eingetreten ist: Deutschland und Österreich. Freilich dürfen wir hoffen, daß dies nicht eine neue Verwicklung bedeutet, sondern den Weg zur endlichen Klärung, den archimedischen Punkt, von dem aus die große Macht des Beharrens (wie Ranke Österreich genannt hat) nun endlich bewegt werden, das heißt, in den lebendigen Strom des großen Weltgeschehens einbezogen werden kann. Wie eine unübersehbare und verwirrende Menge von Tatsachen sich von selber ordnet, sobald das erlösende Wort gesprochen, sobald die Frage gestellt ist, die sie alle zusammen an ihrem wesentlichen Punkte trifft, so müssen sich der einen großen Aufgabe, die jetzt an Österreich herantritt, alle Einzelrücksichten unterwerfen. Die Aufgabe aber ist: die Länder des Ostens, gegen den Österreich früher nur als Bollwerk gedient hat, mit all dem zu durchdringen, was es bisher bloß zu verteidigen hatte; dort expansiv und schöpferisch aufzutreten, wo es bisher ausschließlich bewahrend und defensiv gewirkt hat. Dazu aber bedarf es der kulturellen Einheit; dazu muß sein Antlitz wenigstens nach außen hin ein eindeutiges und

bestimmtes sein. Und deswegen hat die Forderung nach der völligen Durchdringung Österreichs mit deutschem Geiste eine höheres, dringenderes Interesse als früher: die Frage, welche als rein innerpolitische für eine Lösung nicht reif war, muß eine solche nunmehr von selber finden, da sie sich zur weltpolitischen Bedeutung entwickelt hat.

Die Deutschen haben es immer verstanden, geduldig auf ihre Stunde zu warten. Auch in Österreich haben voreilige und einseitige Lösungsversuche der Aufgabe, die das Schicksal den Deutschen in diesem Lande auferlegt hat, nur auf unreife Jungen und ehrgeizige Plänemacher eine vorübergehende Wirkung ausgeübt. Aber als eine deutsche Eigenschaft darf auch diejenige Haltung angesehen werden, die sich den Ansprüchen der entscheidenden Stunde nicht entzieht und die volle Verantwortung übernimmt für das notwendige Ziel und die rechten Mittel.

# Zwei alte Erzählungen*

## Von M. J. bin Gorion

### Eine Ödipus-Geschichte

Der Vater Josuas, des Sohnes Nuns, wohnte in der Landschaft Jerusalem, und seine Frau war lange Zeit unfruchtbar. Da betete der fromme Mann für sein Weib, und Gott erhörte ihn. Als aber das Weib schwanger wurde, fastete der Gerechte und weinte Tag und Nacht, ohne aufzuhören. Das nahm sein Weib für übel und sprach zu ihm: Du solltest dich freuen, daß Gott dein Bitten vernommen hat. Ihr Mann gab ihr darauf nichts zur Antwort. Als sie aber täglich auf ihn einredete und ihn mit ihren Worten bedrängte, eröffnete er ihr sein Herz und erzählte ihr, daß ihm von den himmlischen Höhen herab gesagt worden wäre, daß dieser Sohn ihn einst töten würde. Das Weib nahm die Worte ihres Mannes mit Glauben auf, denn sie wußte, daß aus seinem Munde stets die Wahrheit sprach.

Als sie das Kind geboren hatte, sah sie, daß es ein Sohn war. Sie nahm ein Kästlein, verklebte es mit Ton und Pech, legte das Kind hinein und warf

* Aus einer größeren Sammlung, die unter dem Namen „Der Born Judas" im Insel-Verlag erscheint.

es in den Strom. Aber der Herr sandte einen großen Fisch, und dieser verschlang das Kästlein mit dem Knaben.

Da begab es sich, daß der König seinen Fürsten und Hofleuten ein großes Fest bereitete, und der Fisch gefangen wurde, der den Josua verschlungen hatte. Man brachte den Fisch vor den König, schnitt ihn auf, und siehe, ein Knabe lag darin, der weinte. Da staunten der König und seine Fürsten, und der König befahl, ein Weib zu bringen, das sollte den Knaben säugen.

Also wurde Josua groß im Hause des Königs, und der König machte ihn zu seinem Scharfrichter. Da geschah es, daß jener Gerechte, der Vater Josuas, sich vor dem König versündigt hatte, und dieser dem Scharfrichter befahl, dem Manne den Kopf abzuhauen. Nach den Rechten des Landes aber fielen Weib, Kinder und Habe des Getöteten dem Henker zu.

Als danach Josua sich seiner Mutter näherte, um zu ihr einzugehen, da quoll aus ihren Brüsten Milch und ergoß sich über das Lager. Darob entsetzte sich Josua über die Maßen, und er nahm einen Spieß, um das Weib zu erstechen, denn er dachte, sie sei eine Hexe. In diesem Augenblick entsann sich das Weib der Worte ihres Mannes, des Gerechten, und sprach zu ihrem Sohne: Es ist keine Zauberei, was du siehst; das ist die Milch, mit der du getränkt werden solltest, denn ich bin deine Mutter. Und sie erzählte ihm alles, was vorgefallen war. Alsbald ließ Josua von ihr ab. Nunmehr gedachte auch er dessen, was er gehört hatte, daß er in einem Fisch aufgefunden worden sei. Ach, daß er nicht gewußt hatte, daß der Verurteilte sein Vater war! Und er tat Buße.

Daher nannte man ihn den Sohn Nuns, weil auf aramäisch Nun Fisch bedeutet. Die Kundschafter aber, die Moses ausgesandt hatte, hießen ihn Kopfhauer wegen seiner früheren Tat, die er an seinem Vater begangen hatte.

## Die hebräische Alcestis

Ruben, der Schreiber, der priesterlicher Abkunft gewesen sein soll, hatte sein Lebtag nicht Sünde getan. Aber einmal kam er des Morgens in das Bethaus und fand auf seiner gewohnten Stätte einen Armen sitzen. Den schrie er an und sprach: Der Großen Platz darfst du nicht einnehmen. Da stand der Mann auf, setzte sich an die Tür des Bethauses und weinte stille für sich, und seine Träne kam vor den Thron Gottes.

Alsbald schickte der Herr den Todesengel, daß er die Seele von Rubens einzigem Sohne hole, und dieser Sohn wurde dem Frommen erst geboren, nach-

dem er achtzig Jahre alt geworden war. Als der Bote erschien, erkannte ihn Ruben und sprach: Weswegen bist du gekommen? Ist meine Zeit erfüllt, daß ich von der Welt scheiden muß? Der Engel erwiderte: Nein, nicht deinetwegen komme ich, sondern der Herr hat mir befohlen, die Seele deines Sohnes hinwegzunehmen. Ruben fragte: Weswegen? Der Bote antwortete: Weil du jenen Armen im Bethaus gekränkt hast. Darauf sprach der Fromme: Bin ich auch noch so schuldig, so gewähre mir dennoch dreißig Tage Zeit, daß ich meinen Sohn mit seiner Braut zusammenführe, und er sich ihrer freue; danach kannst du seine Seele holen. Da gab ihm der Todesengel die dreißig Tage Frist. Alsdann erhoben sich wider den Verkündiger die vier Mächte des Schreckens: der Zorn, die Wut, die Raserei und der Haß ohne Ende.

Was tat Rabbi Ruben? Er machte sich auf und teilte sein Vermögen in drei Teile. Einen Teil gab er den Armen; den anderen bestimmte er für die Hochzeit seines Sohnes; den dritten ließ er unberührt. Er dachte: Vielleicht, daß die Worte der Schrift in Erfüllung gehen: Vom Tode rettet die Barmherzigkeit.

Nachdem der Sohn Rubens sich neunundzwanzig Tage gefreut hatte, kam Elia, der Seher, und setzte sich vor dessen Tür. Da erzitterte der Jüngling und sprach: Alter Mann, weshalb bist du gekommen? Elia erwiderte: Mein Sohn, ich bin Elia und bin gekommen, dir eine Kunde zu überbringen. Da bückte sich der Jüngling vor ihm und fragte: Was für eine Kunde hast du für mich? Elia antwortete: Morgen wird der Todesengel deine Seele von dir nehmen, mein Sohn. Der Jüngling sprach: Alter Mann, vom Tage, da Gott die Welt erschaffen hat, bis auf heute ist es der Welt Ordnung, daß jeder sterben muß, dessen Tag gekommen ist, und so werde ich nun sein, wie einer dieser aller. Elia versetzte: Mein Sohn, aber nicht wie aller Menschen Tod wird dein Tod sein. Der Jüngling fragte: Wie soll es denn kommen? Elia sprach: Vier Mächte des Schreckens haben sich wider den Boten des Todes erhoben; allein in diese gehüllt, kommt er zu dir. Da fragte der Jüngling: Herr, was soll ich tun, daß ich mich vom Tode errette? Elia sprach: Morgen, wenn dein Vater vor der Lade betet und du ihm zur Linken stehst, sieh dich um, und du wirst einen Mann gewahren, der zerlumpte, unreinliche Kleider anhat. Diesem erweise jegliche Ehre, denn das ist der Todesengel, vielleicht erbarmt er sich deiner.

Des anderen Morgens, als die Gebetstunde kam, schaute sich der Jüngling um und erblickte den armen Mann. Da ging er auf ihn zu, bot ihm den Friedensgruß und sprach: Mein Herr, komm, setz' dich obenan, wo die Großen sitzen. Der Fremde antwortete: Mein Sohn, gestern sprach dein Vater zu mir: Steige hinunter, dein Platz ist nicht unter den Großen, und du sprichst: Setz' dich zu

ihnen. Der Jüngling sagte darauf: Ich will dich ehren. Der Bote sprach: Wer aller Ehren Ursprung ist, möge sich deiner annehmen.

Danach ging der Todesengel hinaus und nahm Platz vor dem Thronhimmel. Da kam der Jüngling und setzte sich ihm gegenüber. Wie sie so dasaßen, sprach der Todesengel: Mein Sohn, als du dein Haus bautest, woher nahmst du da das Stroh dazu? Der Jüngling erwiderte: Vom Herrn der Tenne. Da sprach jener: Der Tennenbesitzer will das Stroh wiederhaben. Der Jüngling antwortete: So wollen wir anderes Stroh nehmen und es dem Manne geben. Der Fremde aber sprach: Nein, er will kein anderes Stroh, als wie nur das seinige haben. Da sprach der Jüngling: So müssen wir denn das Haus abbrechen, den Lehm zerbröckeln, das Stroh herausziehen und es ihm wiedergeben. Darauf sprach der Fremde: Der Tennenbesitzer ist kein anderer als der Herr selbst, das Stroh, das er haben will, ist deine Seele, und er hat mich ausgeschickt, daß ich sie hole, denn ich bin der Engel des Todes. Er hatte noch nicht ausgeredet, als der Vater des Jünglings aus dem Bethaus kam; wie dieser den Todesengel erblickte, schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen und begann zu weinen und zu schreien um seinen Sohn, den Sproß seiner Lenden. Er fiel vor dem Engel nieder und sprach: Höre mich an, nimm meine Seele statt der Seele meines Sohnes. Alsbald hüllte sich der Todesengel in die vier Mächte des Schreckens und bewaffnete sich mit ihnen wie ein Held, der in den Krieg hinauszieht. Er zog sein Schwert aus der Scheide und setzte seinen Fuß auf den Nacken Rubens, um ihn zu töten. Aber da erbebten die zweihundertachtundvierzig Glieder des Mannes, er richtete sich auf, floh vor dem Todesengel und rief: Wessen Seele zu holen du gesandt bist, die hole; ich erschauere vor den Mächten des Schreckens, in die du gehüllt bist.

Als das die Mutter des Jünglings sah, fiel sie vor dem Engel mit wirrem Haar nieder, wälzte sich im Staube und sprach: Nimm lieber meine Seele und nimm nicht meines Leibes Frucht. Und sie weinte und schrie. Da hüllte sich der Todesengel abermals in die vier Mächte des Schreckens, bewaffnete sich, setzte seinen Fuß dem Weibe auf ihren Nacken und holte mit dem Schwert aus, um sie zu töten. Aber auch die Mutter entwand sich ihm, schloß die Tür hinter sich zu und rief: Hole die Seele, die zu holen dir aufgegeben worden ist, es ist des Entsetzens zu viel für mich.

Wie nun die Braut des Jünglings all das Furchtbare vor sich geschehen sah, stieg sie vom Thronhimmel hinunter, warf sich vor dem Todesengel nieder und sprach: Ich flehe dich an, nimm meine Seele statt der Seele dieses Jünglings, laß ihn seiner Tage satt werden. Sie wollte die Worte des Gesetzes erfüllen,

das da spricht: Leben für Leben. Alsbald hüllte sich der Todesengel in die vier Mächte des Schreckens, nahm sein Schwert hervor und setzte seinen Fuß der Jungfrau auf den Nacken. Da rief sie: Vollende die Arbeit des Königs über alle Könige, der dich geschickt hat. Der Engel drückte härter zum zweiten und zum dritten Mal, sie aber wich nicht zurück, sondern sprach: Vollziehe, was dir der König aller Könige aufgetragen hat.

Da überkam es den Todesengel, und eine Träne fiel aus seinem Auge. Darauf sprach Gott: Wenn dieser Grausame, der Seelen tötet, sich des Weibes erbarmt, soll ich, der ich der barmherzige und milde Gott genannt werde, mich ihrer nicht annehmen? Und er gab einem jeden von ihnen beiden, dem Bräutigam und der Braut, noch siebzig Jahre zu ihrem Leben zu. Und so ging an ihnen in Erfüllung, was da geschrieben steht: Alsdann werden die Jungfrauen fröhlich am Reigen sein, dazu die junge Mannschaft und die Alten miteinander.

(Übersetzt von R. R.)

# Juristenpredigten im Krieg

## Von Albrecht Mendelssohn Bartholdy

### I

### Recht gegen Recht

Das ist doch auch eine gute Lehre des Krieges, daß wieder einmal ein Sprichwort nicht gelogen hat, nämlich dieses: kein Mensch kann aus seiner Haut heraus, und die meisten nicht einmal aus ihren Kleidern. Freilich sind im letzten Jahr viele gekommen, die das besser wissen wollten und taten sich groß damit, daß sie die friedliche alte Redensart Lügen straften; denn sie sahen überall neugewordene Menschen, und wenn man ihren Reden über die verwandelnde Kraft der Kriegszeit lang genug zugehört hatte, mußte man sich nur darüber wundern, daß nicht schon alle Engländer Deutsche und alle Deutschen Engländer geworden waren. Jetzt, wo das erste Jahr herum ist, wissen wir, daß unser Volk sich auch im Krieg selber treu geblieben ist, im Großen und Kleinen, im Guten und Schlechten. Für den rechten Arbeiter ist der Krieg eine Arbeit gewesen, die er auch recht getan hat; für den Müßiggänger ist der Krieg ein Müßiggang, und oft ein faulerer als der Friede. Für den, der innerlich fromm ist, war der Krieg eine Prüfung und Probe seiner selbst, und für

den falschen Frommen eine Prüfung der Anderen, die ihn durch ihre Schlechtigkeit verdient hatten. Sind die Tapfern, die draußen stürmen und fallen und siegen, im Frieden und in der Heimat Feiglinge und Faulenzer gewesen? Und — da beim vielen Licht auch der tiefe Schatten nicht fehlen kann — haben wir nicht von denen, die jetzt im Krieg die ärgsten Greuelgeschichten herumtragen, schon vorher den einen als Aufschneider, den andern als aufgeregten Phantasten und den dritten gar als bösen Ehr-Abschneider gekannt? Nein, der Krieg hat es auch nicht vermocht, daß er dem Alldeutschen seine panische Anfangssilbe weggeblasen und ihn zu einem simpeln Deutschen, schlecht und recht, gemacht hätte. Jeder hat ihn in seiner Haut durchfechten müssen, und bis hierhin können wir Gott dafür vor allen Dingen danken, daß das bei den meisten Deutschen eine gute gesunde Haut war, in der sie gesteckt haben.

Ich für mein Teil bin nicht einmal aus meinem Berufskleid herausgekommen. Ich stehe im Frieden im Dienst des Rechts und suche nach ihm, wo es verborgen ist. Ich kann auch im Krieg nicht anders. Der geistliche Amtsbruder predigt auch im Krieg nicht über den Tagesbericht, sondern über die alten Worte der Schrift, die durch bald zweitausend Jahre Krieg und Frieden stehen geblieben sind; da kann die Kriegspredigt eines Juristen auch über den alten Grundtext des Rechts gehen, den ich in drei Stücken mir selber in diesem Krieg solchergestalt neu erklärt finde:

Erstlich: bis zum Urteil steht im Rechtsstreit Recht gegen Recht, und damit, daß man dem Gegner Unrecht nachsagt, hat man noch keinen Prozeß gewonnen. Stehe auf deinem guten Recht, nicht auf dem schlechten Recht des Feindes, dann wird dir der Richter auch gutes Recht geben.

Zum zweiten: Vergeltung ist nicht Recht. Im besten Fall ist sie entschuldigtes Unrecht, im bösesten Fall ist sie Verderben der eigenen Güte durch die Schlechtigkeit des Feindes.

Zum dritten: Was ihr wollt, daß euch die Leute tun, das tut ihr ihnen auch, das ist Gebot nicht der Liebe, sondern des Rechts. Die Liebe verlangt mehr, aber das Recht fordert zum wenigsten und ersten dieses.

* * *

Zum ersten: auch in diesem Streit der Völker Recht gegen Recht. Dafür nehme ich sogar den Kampf zum Zeugen, wo er am bittersten ist und wo jeder den anderen am liebsten ins Unrecht setzen möchte. Deutsches Recht liegt mit englischem Recht im Streit. Die Zeitungen sollen nur weiter das alte Lied pfeifen, daß der Feind sich außerhalb der Völkerrechtsgemeinschaft gestellt hat und in

den heiligsten Gesetzen nur Fetzen Papier zum Zerreißen sieht; das sind die Yells, die man von den Stockholmer Wettspielen her kennt; sie feuern die Kämpfer auf amerikanische Art an, und das ist gewiß nichts Verwunderliches; ein Grönländer, der diesem Krieg zusieht, muß ja doch denken, daß er für die Bürger der Vereinigten Staaten als ein panis et circenses geführt wird, wie es sich auch der stolzeste Mob von Rom nicht zu wünschen gewagt hat; die auf der Ehrentribüne sitzenden Herren vom Weißen Haus und vom neuen Kapitol haben uns, als wir im blutigsten Augenblick des Kampfes die Draußenstehenden vergessen hatten, eindringlich daran erinnert, daß der Amerikaner auf dem ungestörten Genuß seiner Zuschauerkarte bestehen muß. Das ist sein Völkerrecht, und dazu paßt, was unser liebe. Ehrendoktor Roosevelt den Zeitungsausfragern über deutsche Greuel in Belgien und auf dem Meere erzählt und was jenes verkommenste Schandblatt aller Welten, das sich den „Herold" der Vereinigten Staaten nennen darf, in den Schlachtendonner hineinkreischt. Aber paßt es uns auch, daß der Kampf und Tod und Sieg auf den Kriegsfeldern der Alten Welt ein Schauspiel für Amerikaner sei? Ist unter den Fechtenden auch bei unseren bittersten Feinden einer, der so niedrig von sich selbst denkt, daß ihn ein Zuruf der Kriegsgewinnleute von jenseits des großen Wassers in seinem Mut beleben und ihm, wie man so sagt, den Rücken stärken könnte?

Was auch der Krieg aus Europa macht: amerikanisch wird er uns nicht machen. Für uns soll es bei der Bibelweisheit bleiben, daß das sanfte stille Sausen, in dem der Herr ist, eindringlicher zur Seele des aufhorchenden Menschen redet als Sturm und Gewitter und vollends als das Getöse der Preßmusikanten. Eine von den stillen Wahrheiten, die zuletzt doch über den ärgsten Lärm der Lügner und Schimpfredner Herr werden, ist auch diese: daß Recht gegen Recht kämpft und der Sieg uns lehren soll, wessen Recht das rechte ist. Die Engländer glauben an ihr Kriegsrecht mit der ganzen Stärke der Beschränktheit, die ihnen in allen staatlichen Dingen eigen ist, und dieser Glaube hat ihnen schon dazu geholfen, daß die Franzosen sich unter die innerlich fremde Art dieses Rechts ganz gebeugt und unterworfen haben und ihr eigenes an das englische preisgegeben. Ja, es liegt auch nicht an den Leuten, die immer noch englischer sein möchten als die Engländer selbst, daß wir nicht über der Kampfwut unser Panier vergessen und den Schlachtruf unserer Feinde angenommen haben.

Deutsches Recht ist, daß der Staat den Krieg erklärt, die bewaffnete Macht ihn ausficht, der Sieg der Heere ihn entscheidet und für die Alten, die Frauen und Kinder zu Hause einen sicheren Frieden heraufführt.

Englisches Recht ist, daß den Krieg ein Volk als Wirtschaftsgemeinde gegen das Vermögen des Feindes führt, daß Feind im Rechtssinn jeder Einwohner des kriegführenden Landes ist, Mann und Weib, Kind und Greis, Mensch und Aktiengesellschaft gleichermaßen, und daß auch nicht der Sieg des Waffenganges, sondern der Bankrott und die Hungersnot, die den einen umbringt, die Entscheidung der Götter in sich trägt.

Welches Recht wird das bessere sein, das von Wahrheit und Menschlichkeit gekrönte?

Die Deutschen glauben, sie kennten die anderen Völker gut. Wir haben uns bald damit geschmeichelt, daß wir auch die fremden Zungen wie eigene verstünden, bald haben wir darüber geschmäht, daß uns das Ausländische so vertraut sei. Aber daran muß doch viel übertrieben worden sein, denn wir können heute nicht anders als bekennen: keiner von uns hat gewußt, wie furchtbar dieser Gegensatz im Kriegsrecht sich zeigen würde, wie tief in der innersten Natur und Staatsreligion uns das Eine und jenen das Andere saß: uns der Gedanke des Waffenkampfs und die sichere Erwartung, daß wir gesiegt und die Frucht des Friedens erreicht hätten, wenn der Gegner in der Feldschlacht geschlagen sei, ihnen der Gedanke des Wirtschaftskriegs und die feste Rechnung damit, daß der Ärmere, der zuerst den Hunger spürt, um Frieden betteln werde.

Wir hätten es aber wissen können, und unsere Schuld ist hier größer als die der Feinde, weil unsere Gaben größer waren als ihre. Daß die Engländer nichts von Deutschland wußten, unsere Sprache nicht verstanden, von unserm Recht so wenig eine Vorstellung hatten wie vom montenegrinischen oder venezuelanischen, das war bei uns eine Binsenwahrheit, und wir haben oft genug recht leichtsinnig davon gesprochen, daß das eigentlich gerade die Stärke Englands ausmache, dieses Bewußtsein, sie seien die einzigen Menschen, die es sich zu kennen lohne. Jetzt dürfen wir nicht darüber klagen, daß die Engländer unser Kriegsrecht nicht verstehen und keinen Sinn in unserem Tun und Lassen finden können, dafür aber im blindesten Glauben den entsetzlichen Unsinn vom militaristischen Nietzsche annehmen. Die Deutschen aber haben England zu verstehen gesucht, sie haben sich die großen englischen Schriftsteller wie ihre eigenen zu Gemüte geführt und haben mit heißem Bemühen englisches Rechtswesen studiert. Sie hätten es wissen müssen — und gerade auf das eine, was not tat, haben sie in der Arglosigkeit ihrer unpolitischen Denkungsart nicht achtgegeben: auf den englischen Kriegsgeist. So ist es gekommen, daß er uns überrascht und alles in uns aufgeweckt hat, was wir dem Unerwarteten, Neuen und Fremden entgegenzustellen pflegen: zuerst den Versuch, es nicht zu sehen,

es als Gespenst oder als Schwindel zu betrachten, dann, wenn es sich greifbar in körperlicher Nähe zeigt, übertriebener Eindruck aller Häßlichkeiten und Bosheiten, die an ihm sind, heftiger Abscheu, und, aus dunklem Schrecken vor der Ausgeburt der Hölle herauswachsend, wilder Haß.

Und doch hat der Hungerkrieg Englands säuberlich und trocken auf dem Papier der englischen Rechtsbücher gestanden, ein paar hundert Jahre, ehe er sich gegen uns verwirklichte. Von Anfang an ist ihnen die superioritas maris ein Recht gewesen, das sie in fester Form zu wechselndem Zweck übten. Ein Richter der Admiralität, nicht ein Seefahrer oder Staatsmann, hat im Kampf gegen Napoleon dieses Recht der Seeherrschaft im Krieg ausgebaut und stabiliert. Aus seinen Urteilen haben es die Amerikaner gelernt und als gelehrige Schüler praktiziert. Wieder sind es die Juristen Englands, im Kabinett, im Parlament und auf der Richterbank, die als Rufer im Streit auftreten, die die Fahne mit dem Wahlspruch tragen, von dem wir den Sinn ihrer Kampfesweise erfahren, heute wie vor hundert und aber hundert Jahren. „Wer irgendeinen Angehörigen des feindlichen Staats schädigt, die Quellen seines Wohlstands austrocknet, den Preis seiner Lebensmittel verteuert, und seinen Handel und Verkehr mit der Welt hintertreibt, der tut ebensogut seine vaterländische Pflicht, als wer sich am Waffengefecht beteiligt. — Die Unterbindung des Handels ist eine Waffe, die nicht weniger tödlich ist als Kugel und Granate." Das ist nicht die letzte Wahrheit; die Aushungerung ist tödlicher als das schlimmste Kriegswerkzeug; wo dieses verwunden und sich mit der Kampfunfähigkeit zufrieden geben kann, da muß jene töten wollen; die Verarmung des Gegners ist nur das Mittel zu seiner Vernichtung.

Als im Burenkrieg zum erstenmal die Engländer dieses ihres Kriegsrechts pflagen, war den Franzosen, die behender im Erfassen neuer Erscheinungen sind als wir, keine Schmähredе stark genug zur Brandmarkung; sie griffen zum Zeichenstift und schleuderten jene blutigen Karikaturen gegen das englische Königshaus, gegen Kitchener und Chamberlain, gegen John Bull und Tommy Atkins, die keine deutsche Hand so zu formen vermocht hätte und vor denen selbst der hartgesottene englische Gleichmut ins Wanken kam. Heute drucken wir diese Bilder nur ab, die wir nicht selber zeichnen konnten, und verbreiten sie; wir wissen, daß sie in ihrem Gefühl wahr sind, auch wo sie vom Menschlichen abseits gehen. Und doch, und doch! Diese englische Kriegführung, die uns nur grausam und feige und außerhalb göttlicher und menschlicher Gesetze zu stehen scheint, ist ihnen nur Erfüllung ihres alten und klaren Rechts. Nur die Verrückten, die Unbrauchbaren, die Dichter und Propheten haben es von

jeher auch in England anders gewollt. Shakeſpeare hat es anders geſehen, als er ſeinen ritterlichſten König in die Schlacht ziehen läßt. Einer von ſeinen Führern klagt, wie ſie heute noch klagen

O hätten wir nun hier
Nur Ein Zehntauſend von dem Volk in England,
Das heut ohn' Arbeit iſt!

Aber König Heinrichs Antwort iſt nicht aus der „Times" von 1915.

Wer wünſchte ſo?
Mein Vetter Weſtmoreland? — Nein, beſter Vetter!
Zum Tode auserſehn, ſind wir genug
Zu unſer's Lands Verluſt; und wenn wir leben,
Je kleinre Zahl, je größres Ehrenteil.
Wie Gott will! Wünſche nur nicht einen mehr.
Beim Zeus, ich habe keine Gier nach Gold,
Noch frag' ich, wer auf meine Koſten lebt,
Mich kränkt's nicht, wenn ſie meine Kleider tragen;
Mein Sinn ſteht nicht auf ſolche äußre Dinge;
Doch wenn es Sünde iſt, nach Ehre geizen,
Bin ich das ſündigſte Gemüt, das lebt.
Nein, Vetter, wünſche keinen Mann von England;
Bei Gott, ich geb' um meine beſte Hoffnung
Nicht ſo viel Ehre weg, als Ein Mann mehr
Mir würd' entziehn. O wünſcht nicht Einen mehr!
Ruf lieber aus im Heere, Weſtmoreland,
Daß jeder, der nicht Luſt zu fechten hat,
Nur hinziehn mag; man ſtell' ihm ſeinen Paß,
Und ſtecke Reiſegeld in ſeinen Beutel:
Wir wollen nicht in deſſ' Geſellſchaft ſterben,
Der die Gemeinſchaft ſcheut mit unſerm Tod.
Der heut'ge Tag heißt Criſpianus Feſt; —
Und nie von heute bis zum Schluß der Welt
Wird Criſpin Criſpian vorübergehn,
Daß man nicht uns dabei erwähnen ſollte,
Uns wen'ge, uns beglücktes Häuflein Brüder:
Denn welcher heut ſein Blut mit mir vergießt,
Der wird mein Bruder; ſei er noch ſo niedrig,

Der heut'ge Tag wird adeln seinen Stand.
Und Edelleut' in England, jetzt im Bett,
Verfluchen einst, daß sie nicht hier gewesen,
Und werden kleinlaut, wenn nur jemand spricht,
Der mit uns focht am Sankt-Crispinus-Tag.

Das war der König, der nach dem Sieg Gott die Ehre gab und Todesstrafe durch sein Heer ausrufen ließ für den, der prahlt und Gott die Ehre nimmt. Hätte er wohl auch den Kaufmann in der City daheim als Bruder ans Herz genommen, weil der seine Schulden ans feindliche Ausland nicht bezahlte und damit „ebensogut seine vaterländische Pflicht tut, als wer sich am Waffenkampf beteiligt"? Hätte er dem Schiffer die Bruderhand gegeben, der wohlausgerüstet mit dem bar bezahlten Kaperbrief, auf Reisen unter den Handelsfahrzeugen des Feindes ausging? Freilich ist das alles nur Dichtergeschwätz; darum lernen es auch die Deutschen schon in der Schule und haben's im Kopf und Herzen. Die englischen Juristen aber sind praktische Leute. Sie verstehen sich auf das Leben; sie haben ihren Kopf nicht im Begriffshimmel oder im Dichterhimmel oder in irgendeinem andern Jenseits; sie stehen mit beiden Füßen fest auf dem Boden, und ihr Kopf mit dem Verstand darin ist oben an diesen Füßen angewachsen.

Sie haben einen alten Satz des natürlichen Kriegsrechts vorgefunden, der sagt, daß man dem Feind die Waffenzufuhr abschneiden darf und daß der sein Land verrät, der um eigenen Gewinnes willen die Kampfmittel des Gegners stärkt. Den Satz haben sie ausgelegt, wie das Leben und seine Wirtschaft sie lehrte. Sie haben gesagt: Krieg führt man nicht nur mit den Waffen, sondern auch mit Geld; ein armes, hungerndes Volk kann nicht kämpfen, kann sein Heer nicht ausrüsten und erhalten. Also darf man dem Feind auch die Lebensmittelzufuhr abschneiden, und wer dem Feind Geld zukommen läßt, ist ein Verräter. Das ist die ganze Entwicklung des englischen Kriegsrechts in zwei Sätzen. Ist es nicht eine „fortschrittliche" Entwicklung? Wenn die Leute recht haben, die uns sagen, daß nicht vom Wort und Geist ihres Schrifttums, nicht von ihrem Glauben und ihrer Sitte, nicht von ihrer Arbeit und ihrer Sehnsucht die Völker leben, sondern vom Brot allein, von der Wirtschaft, aus der sich alles übrige ergibt, dann fürchte ich, wird der englische Kriegsbegriff in der Welt recht behalten, und der Prisengerichtspräsident von 1914/15 wird als ein zweiter Daniel in der Weltrechtsgeschichte figurieren. Denn für die Verwirtschaftung des Rechts hat er das seinige redlich getan. Drei von seinen Urteilen

aus der Kriegszeit stehen schon als Meilensteine am Weg, den das englische Kriegsrecht weiter und weiter geht. Das erste war das Urteil über das Schiff „Panariellos" vom 22. März 1915, ein französisches Schiff, das Silberblei aus Griechenland an die Londoner Filiale einer deutschen Firma an Bord hatte. Die Ladung war vor Kriegsausbruch auf das Schiff gekommen, das aber während des Krieges in England ankam. Der Präsident erklärte die Ladung für gute Prise. Denn, sagte er, zwar liegt kein Handel mit dem Feind im eigentlichen Sinn vor, aber bei solchen Haarspaltereien kann man sich nicht aufhalten; ich halte jeden Verkehr irgendwelcher Art zwischen Angehörigen feindlicher Staaten nach englischem Recht für verboten und jedes Gut, das in solchem Verkehr betroffen wird, für gute englische Prise; was aber das englische Recht seinen Untertanen verbietet, das ist auch den Untertanen seiner Verbündeten verboten; der französischen Gesellschaft hilft ihre Staatsangehörigkeit vor Sir Samuel Evans nichts. Das zweite Urteil ist die Entscheidung über das Schiff „Zamora" vom 21. Juni 1915. Dieses Schiff war schwedisch, fuhr von New York nach Stockholm und hatte Kupfer für eine schwedische Firma an Bord. Es wurde gezwungen in Kirkwall anzulaufen und über Schiff und Ladung wurde ein Prisengerichtsverfahren eröffnet, weil Kupfer Konterbande ist und die Ladung durch Schweden nach Deutschland bestimmt sei. Die Schiffseigentümer bestritten das; das Verfahren war noch unentschieden im Gang, als die englische Regierung auf Grund einer Verordnung über Kupferenteignung die Ladung requirierte. Das Prisengericht, in dessen Hand Schiff und Ladung lagen, wurde aufgefordert, sie der Krone auszuhändigen; der Präsident entschied, das habe zu geschehen, denn das Schiff und die Ladung gehörten zwar Neutralen und seien nur gezwungen nach England gekommen; ob der Zwang rechtmäßig war, darüber könne nur das Prisengericht und darüber hinaus das Oberhausgericht entscheiden, was noch lange hin war; inzwischen sei aber das Kupfer tatsächlich in England, und die Beschlagnahmeverordnung ergreife alles in England liegende Gut. Völkerrechtswidrig, sagten die Anwälte der Schiffseigentümer? O nein, denn ein englisches Gesetz kann gar nicht gegen das Völkerrecht verstoßen; weicht es vom älteren Völkerrecht ab, so schafft es eben neues. Der dritte Meilenstein ist vom Präsidenten schon am 7. Dezember 1914 gesetzt, aber vom Richterlichen Ausschuß des Geheimen Rats, an den die Berufung ging, erst am 9. November 1915 unter vielen Komplimenten für den gelehrten Unterrichter feierlich eingeweiht worden. Hier war das Schiff, die „Roumanian", englisch; die Ladung amerikanisches Petroleum für Deutschland, beim Kriegsausbruch auf hoher See nach Hamburg

fahrend. Auf Weisung der englischen Admiralität änderte das Schiff seine Bestimmung und fuhr nach Dartmouth, wo das Petroleum ausgeschifft und für die Hafenzollbehörde in Verwahrung genommen wurde und in den Tanks einer englischen Gesellschaft lag. Dort kaperte es die englische Krone, indem sie die Klage auf Verurteilung als gute Prise an den Schuppen anheften ließ, in dem die Tanks lagen, und der weise Richter entschied, daß das gut und recht sei. Zwar ist das Petroleum nicht mehr auf See gewesen und hat deshalb auch nicht mehr unter der Gerichtsbarkeit der Admiralität gestanden, zwar kann man eine Seeprise eigentlich nicht gut durch Anheften eines Fetzen Papiers an ein Haus auf dem festen Land machen, aber das tut nichts. Die Hauptsache ist, daß das Petroleum Feindesgut war, und wo man das findet, da konfisziert man es, auch wenn es nicht dem feindlichen Staat, sondern nur einer Privatgesellschaft gehört, die im Feindesland arbeitet. Und mit großen Buchstaben steht in dem Urteil vom 9. November der Satz: „Wenn die Krone aufgehört hat, ihr altes Recht darauf auszuüben, daß sie Vermögen der feindlichen Untertanen in ihrem Gebiet ergreift und sich aneignet, so ist der Grund dafür der, daß der Vorteil, den sie so gewänne, klein war im Verhältnis zu dem Schaden, der für einzelne Individuen dadurch entsteht, oder daß sie für britisches Vermögen im Feindesland gleiche Behandlung sichern wollte. Aber der größte Vorteil der Seemacht ist ihre Fähigkeit, den Außenhandel des Feindes zu verkrüppeln, und aus diesem Grund ist das Recht der Krone, Feindesgut auf hoher See und in den Territorialgewässern zu ergreifen und sich anzueignen, niemals außer Übung geraten." Die Gerechtigkeit als Magd des Vorteils, das Recht als Diener der Wirtschaft — und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage, das englische Recht des Kriegs, das den Feind ums Leben bringen heißt, damit er nicht mehr kämpfen kann.

Sind wir in Deutschland auch schon so weit? Oder haben wir noch ein Recht, das den Vorteil nicht kennt und der Wirtschaft ihren Platz unter dem Gesinde, aber nicht auf dem Thron, gibt? Dann heißt es in diesem Krieg, Recht gegen Recht, unser Recht gegen ihr Recht kämpfen zu lassen. Wenn sie siegen, dann sind wir ja nicht mehr da, und unter dem Leichenstein des letzten verhungerten Deutschen mag auch sein Recht mit ihm vom Leiden dieser Welt ausruhen. Wenn aber wir siegen, dann soll ihr Recht sich beugen unter unsers.

# Vom Doppel-Sein der Kultur

## Von Z. Diesendruck

I

Ein gleiches Schicksal trifft den Begriff der Kultur wie den der Genialität. Beide sind Höchstbegriffe, d. h. solche, die, außer ihrer eigentlichen Funktion der gleichsam zweidimensionalen, ebenen Zusammenfassung des Mannigfaltigen, noch eine besonders überragende Stellung, als Giebel aufgetürmter Phänomene, einnehmen; ihr Mannigfaltiges ist nicht die Materie der Sinnlichkeit, sondern formgewordener Begriffsinhalt. Bei ihrer Bildung sind daher die Höchstbegriffe dem Einfluß der ihnen als Basis dienenden, in ihnen die Spitze erreichenden Begriffskonstruktionen ausgesetzt; ja, sie entstehen als Ergebnis vorangegangener, vorher zur Wirkung gelangter Deutungen und Wertungen, entstehen als deren Postulate mit nur antizipativer Wirklichkeit; sie sind Potenzen und so dauernd an die Basisform gebunden. Der Geniale schafft sich seine Genialitätstheorie; er setzt seine Schaffensrichtung bis zur idealsten Höhe begrifflich fort und nennt den Punkt, in dem sich diese seine Linie mit dem Gewölbe des Absoluten schneidet, Genialität. Und der Philosoph läßt die aufstrebenden Fäden seiner postulierten Wirklichkeit in Eins zusammenlaufen und nennt dies Eine Kultur.

So werden Höchstleistung und Höchstzustand aus dem Zentrum der zugrunde liegenden Komplexe geradeswegs heraufgedacht; subjektiv und fast willkürlich. Und ein vergebliches Bemühen ist es, ein objektives Kriterium zu finden, um zwischen den widersprechenden Begriffsbestimmungen zu entscheiden; sich zu entscheiden, wenn die Kultur, als ethisches Ziel, für Kant die Tauglichkeit der Hervorbringung des, in der Gesellschaft eingeordneten, „zu beliebigen Zwecken vernünftigen Wesens" bedeutet, für Fichte aber die Übung zur völligen Freiheit des Ich; oder wenn sie, als künstlerisches Ziel, von Schiller als Gegensatz zur Natur hingestellt wird, von denen aber, die in Kunst und Natur nur einen Gradunterschied sehen, als Natur selbst.

Da aber der Begriff nicht das Kriterium seiner Bestimmung mit sich führt, ist ihm sein Geburtsschein genommen. Wohl ist es belehrend für uns, den Kulturbegriff des Denkers zu wissen, diesen Endpunkt, der zurückleuchtet und so

manchen dunklen Schaffensgang jenes Denkers aufhellt; doch unrecht geschieht dem Begriffe selbst; er existiert autonom und will, daß seine Deutung von ihm ausgehe und nicht erst zu ihm gelange, daß seine Bestimmung sein Dasein voraussetze und nicht auf die Voraussetzungen seines Daseins eingehe; er lebt und ist für sich, kann daher erkannt, doch nicht von neugepaarten Elternbegriffen immer erst geboren werden.

Diese Untersuchung will zur Bestimmung des Kulturbegriffs auf zwei Wegen gelangen: durch Unterscheidung und genetische Darstellung. Und ohne angestrebt zu werden, kann aus der Kreuzung dieser Momente, als der wesentlichen Bestandteile, eine Definition organisch erwachsen; organisch lebendig bestimmt, wenn auch ohne starre Stabilität.

2

Unterscheidung: vom Begriff der Zivilisation. Diese Unterscheidung, die notwendigste wegen der gleichen Stellung beider Begriffe und der Verwischtheit ihrer Grenzen, läuft in den Darstellungen häufig darauf hinaus, daß die Kultur das Innerliche, die Zivilisation bloß Äußerliches ausmacht; in dieser Form ist sie auch landläufig geworden, hat ethische, ästhetische und psychologische Variationen erfahren, da das vage und dehnbare Innerlich-äußerlich leicht über alle Schwierigkeit hinweghilft. Doch nichts ist damit erreicht. Denn strömen die äußeren Erscheinungen nicht aus inneren Quellen? Und, da das Innerliche keinen anderen Weg hätte, uns zu Bewußtsein zu gelangen, wenn es nicht hervorträte, sich nicht äußerte — müßte doch Zivilisation nur ausgedrückte Kultur sein; nähmen wir also auch unseren Standpunkt als den einzig fixen, richtigen an, es wäre uns dann auch nur eine Stellungsverschiedenheit gegeben, keineswegs ein wesentlicher Unterschied.

Das Kriterium des Wesentlichen mag folgende Formulierungen ergeben. Kultur ist der Inbegriff der von einer seelenverwandten Menschengemeinschaft geschaffenen Werte; ist Stil, Charakter. Die Zivilisation umfaßt all die Anstalten und Reformen, die zur möglichen Erleichterung der materiellen und geistigen Entwicklungsbedingungen gemacht werden; sie ist Technik, Konvention. Es gibt eine Zivilisation und viele Kulturen; denn das Streben zur Erleichterung der Daseins- und Entwicklungsbedingungen, dem Menschen als solchem allgemein innewohnend, gibt auch den weit auseinanderliegenden Nationen und zeitlich entfernten Generationen jene gemeinsame Regel des Zusammenarbeitens, das Fortsetzen des Geerbten; die Zivilisation hat ein Gegebenes, woran sie bessert und es als Besseres — je fortgeschrittener in der Zeit,

immer vollkommener – weitergibt. Allein Kultur ist immer national, ist das seelisch Bindende des Persönlichen innerhalb der Gemeinschaft und das Besondere, das die Gemeinschaft von anderen trennt; „nationale Kultur" ist ein Pleonasmus. Zivilisation wurzelt im überlegenden Verstande und nährt sich von den angewandten Wissenschaften; sie erfindet, denn sie ist auf das Relative bezogen und bereit, das Heute dem Morgen zu opfern; ist materialistisch. Kultur entspringt dem Willen, zu Erkenntnis oder Gestaltung, ist Philosophie und Kunst; auf die Idee gerichtet sucht sie das Ewig-Weltliche, dem Früher und Später nur Relationen sind; „materielle Kultur" ist ein Widerspruch.

Daher das Unfruchtbare im Vergleichen von Kulturen, denn sie haben keinen gemeinsamen Maßstab. Man kann den zivilisatorischen Entwicklungsgrad eines Volkes nach der Zahl und Vollkommenheit seiner Institutionen einschätzen, indem man diese bei anderen Völkern zum Vergleiche heranzieht; Kultur aber besitzt die Einzigkeit des Seelischen, ihre Größe besteht in der Lebensintensität dieses ewigeigenen Elements, ihre Entwicklung kann nur nach ihren immanenten Möglichkeiten in deren unvergleichbaren Formen beurteilt werden. Kultur ist der Brauch; der im grellroten Bändermeer wirbelnde kleinrussische Hochzeitstanz, oder das langtönige, wehmütige Lied des kamelfahrenden Arabers in den Mondnächten, oder das wissende Schweigen des Fischers im nebligen Norden; jenes anfangslose Ursprüngliche, das im Primitiven am intensivsten ist. Zivilisation ist die Einrichtung; Juristenrecht und Luftschiffahrt, öffentliche Ordnung und Schulwerke (nicht zu verwechseln mit dem dunklen Erkenntnistrieb, der in Völkern, heimlich und ohne jedes Programm, die Besten ruhlos macht; oder mit dem geistigen Sich-Überliefern der Väter an die Söhne); das Bewußte, nach überlegendem Vergleichen Beschlossene. Wer könnte nun von „kulturlosen" Völkern sprechen und nicht bedenken, daß vielleicht jene Negerstämme ihre Wesenheit gesteigerter leben, als die kommunizierten, zivilisierten Völker Europas die ihrigen erleben können.

Zivilisation geht aus Arbeit hervor, ihre Zeuger sind Talente, der Werdemoment ist der erfinderische Einfall; die Kultur entsteht durch Schaffen, vom national-kollektiven oder individuellen Genie, im ewigen Suchen der Phantasie. Fortschreiten im Schaffen bedeutet das Finden der Prinzipien, der Fortschritt der Technik ist das Ausbeuten des Gefundenen.

Schon befinden wir uns mitten in der genetischen Darstellung der Kultur, auf dem eingemündeten zweiten Wege ihrer Bestimmung. Was die Arbeit, auf die Ausfüllung empfundener Lücken zielbewußt gerichtet, für die Zivilisation ist, das bedeutet für die Kultur das Schaffen, zu entschwundenen Ur-

sprüngen, auf schmalem Pfade in der kosmischen Verlorenheit, hinstrebend. Das Verhältnis zwischen Kultur und Schaffen erscheint klar. Wir stellen das Schaffen als vermittelnden Prozeß hin zwischen dem richtungslosen Willen und der Kultur, und formulieren etwa: Das Schaffen ist die Funktion des Willens, indem er Form erhält, indem er die Sphären der unendlichen, ineinandergreifenden Möglichkeiten verläßt, um, bestimmt, sich in die Grenzen der Wirklichkeit einzuordnen; es ist der Kristallisierungsprozeß der Eigenart zum Stil, des Charakters zu Werten; es ist das Werden, das zum dauernden Sein wird in der Kultur.

Hier aber tut sich uns eine neue Schwierigkeit auf. Aus nichts entsteht nichts; alles Entstehen ist im Wesen nur ein Entwickeln; wachsend und erstarkend wird ein realer Grundkern durch Energie zur Blüte gebracht. Die Energie selbst aber, selbst dies Geheimnis alles Werdens, kann von sich heraus nicht Wirklichkeit werden: Kraft wird zur Bewegung durch den Körper. Und wie die Wirklichkeit der Materie, so die der Form; die Energie bedarf eines immanenten, einseitig lenkenden Triebes, der sie, ins harmonische Verwachsen zwingend, zur Form macht: Bewegung wird zum Weg durch die Richtung. Nun ist das Schaffen doch nichts anderes als eine Sondererscheinung der Energie; einer Energie, die potenziell im Willen ruht, wirkend im Charakter hervortritt, bis sie schließlich Wirklichkeit und gesteigertes, dauerndes Dasein in der Kultur erreicht. Die Frage ist nun: welches ist jener richtende Trieb, der das Schaffen, vom latenten Ursprung bis zur Reife der Offenbarung, einheitlich durchzieht? Der Wille ist es nicht; denn er an sich ist tendenzlos und blind und nur auf den weiten Umkreis des Daseins überhaupt gerichtet. Der Charakter kann es auch nicht sein; er würde ein Gewinde von Wollungen darstellen, setzte man nicht zu seiner Bestimmtheit und Formheit jene Richtung, die dem Schaffen innewohnt, voraus. Es muß ein Wesen geben, das, selbst ursprünglich bestimmt, die Schaffensenergie in seine Bahn richtet und in die Entschiedenheit der Form. Schreiben wir nun diesem Wesen ursprüngliche Eindeutigkeit, Ausgeprägtheit und Farbenbestimmtheit zu, ist es dann nicht Kultur? Es fehlt ihm die sinnliche Realität, die Wahrnehmbarkeit: mag es also potenzielle Kultur sein, eine Art Urstoff der Kultur; doch vorhanden ist es und geht notwendig dem Schaffen voran.

Wie nun ist das Verhältnis zwischen Kultur und Schaffen? In welchem von beiden ist das Primäre; was Ursprung und was Resultat? Kultur ist das Produkt des Schaffens, das Schaffen aber bedarf jener gewissen Kultur, die es zur Hervorbringung der Kultur befähigt. Ein Kreis . . .

3

Der Kreis ist alt und ewig, und dies ist uns ein kümmerlicher Trost. Bei jedem Problem und immer erhebt sich die selbige Schwierigkeit und vernichtet mit einem Handstreich alle schön ausgedachten Kausalitätslehren. Und sie wird so lange erscheinen, solange wir den Dualismus unserer Welt nicht überwunden haben; den Dualismus aber, der nicht in der Welt ist, sondern in uns und daher unüberwindbar. Es ist das Tragische in allem Forschen: wir meißeln Begriffe, tragen sie plangemäß zum Systembau zusammen, und schon gähnt ein Abgrund, die aufgeschichteten schönen Bausteine gleiten einzelweise hinab.

Über den toten Punkt dieser Erkenntnis hinaus eine Untersuchung fortzusetzen, treibt uns nur jenes, vielleicht irreführende, vielleicht einzig wahre, metaphysische Bedürfnis, das die Welt umklammert und sie auf keinen Fall zerbröckeln lassen will.

Eine Erörterung, die schon vorher am Platze war, möge hier als Beispiel eingefügt werden. Die Kultur ist national, doch sucht ihr primitiver Stamm sich alsbald zu verzweigen; sie bleibt eben nicht Natur allein und namenlos, sondern wird von persönlichen Schaffenden fortgesetzt: die Volksdichtung vom Dichter, das religiöse Gestalten eines geahnten Weltbildes vom schauenden Philosophen. Der kollektive Genius wird vom individuellen Genie abgelöst. Die Persönlichkeit aber, die wahrhaft schafft, kennt keine Tendenzen, die außerhalb ihrer lägen, und sträubt sich gegen jede Bedingtheit durch das, was nicht sie selbst ist; sie will frei sein. Eine Bedingtheit des schaffenden Individuums durch das Nationale muß aber gesetzt werden, soll mit jener Ablösung der schöpferischen Urheber einer Kultur, sie selbst als solche, d. h. als nationale, nicht aufhören und lediglich der Begriff künstlich — durch gewolltes Herausabstrahieren unwesentlich gemeinsamer Merkmale bei wesentlich heterogenen Phänomenen — und inhaltsleer weiterexistieren.

Die Frage dieser Zugehörigkeit, im allgemeinen und ohne noch auf ihr Eigentümliches einzugehen, betrifft kein geringeres, als das Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft. Die erste Betrachtung führt zu jener dünkelhaften und daher von so vielen aufgegriffenen Meinung, daß die Gesellschaft nur ein Ergebnis der Einzelnen sei. Mit nur einem Schritt sind die selbstverherrlichenden individualistischen Theorien erreicht; gebt dem Einzelnen sein Recht, predigen sie, lasset ihn sich steigern; bringet die Körner des Einzelnen zur Blüte, die Gemeinschaft erntet sie dann, und ihre Leistungen sind von selbst gesteigert. Da aber muß eine zweite, entscheidende Überlegung einsetzen. Wie vollzieht

sich die Verwandlung, die aus den vielen Einzelnen eine Ganzheit, die Gemeinschaft macht? Und wo ist der Ursprung jener Affinität des Einzelnen zu den anderen, die ja die Bedingung zur Bildung der Gemeinschaft ist? Ist es nun nicht eine Tendenz zur Vergemeinschaftlichung, die dem Zoon politikon innewohnt, also die antizipierte, nun primäre Gemeinschaft? Wieder sind wir in das verschlungene Kausalitätsdurcheinander geraten, zu jenem Punkte, von dem es keinen Ausgang gibt.

Doch soll uns dieses Beispiel, der Einzelne und die Gemeinschaft, einer Lösung unserer Hauptfrage vermittelnd näherbringen, indem es, eigentlich das Verhältnis des Teiles zum Ganzen ausmachend, uns den Hintergrund jenes unentrinnbaren Dualismus vor Augen rückt. Wir haben das Antinomische unseres Welterfassens vor uns, dessen Widersprüchlichkeit Kant zu formulieren weiß als das Streben, „den Begriff eines absoluten Ganzen von lauter Bedingten sich als unbedingt zu denken".

Nach dieser Formulierung wollen wir die antinomische Tatsache auf ihren Grund verfolgen, und wir finden ihn in dem Dualismus von Sein und Werden, von Ding und Geschehen; der Dualismus, dessen Gegensätzlichkeit unserem Denken, das nur das Sein und das Ding zu fassen vermag, aufblitzt, wenn es plötzlich — und woher? — auf das Werden und Geschehen aufmerksam wird. Wir wissen vom Geschehen nichts, bevor es nicht geschehen, Ding ist — die Physik drückt Bewegungsgrößen durch Wege aus; dann ahnen wir es, doch ist der Zusammenhang verloren. Wir sehen das bestimmte Sein aus dem großen geahnten Werden hervorgegangen, wissen den Teil und wissen vom Ganzen — nun fehlt uns die Verbindung zwischen dem seienden bedingten Teil und dem absoluten Ganzen des Werdens. Die Peripherie eines Kreises ist uns gegeben, das Ding, dann haben wir auch den zeugenden Radius gefunden, kennen aber nicht den Mittelpunkt; die Peripherie ist in sich geschlossen, bedingt und unfortsetzbar, der Radius aber, solange wir nicht auch seine Bedingtheit durch den Mittelpunkt erfahren, erscheint uns frei, sich ewig wiederholbar und, der Peripherie gegenüber, das Ganze, Absolute; und die Antinomie entsteht, wenn wir, von der Tatsache der Peripherie ausgehend, auf den Radius durch einen notwendigen Schluß gelangen, uns aber dann seine auffallende Freiheit mit der Bedingtheit unserer Ausgangsvorstellung im Denken nicht vereinigen können. Und so ist die Antinomie prinzipiell immer dieselbe: das Fehlen jenes Mittelpunktes. Sie variiert nur äußerlich, je nach unserer Stellung, je nachdem, wovon wir als Ding, Peripherie, ausgehen: ist die Peripherie das Objekt, dann ist das Subjekt der zeugende Radius, und die Antinomie das

Problem der Erkenntnis; sehe ich aber, durch den inneren Sinn, mich als Ding, Teil, dann ist das All, aus dessen Geschehen ich resultiere und in das ich eingeordnet bin, der Radius, das Ganze; sehe ich schließlich die Welt als Objekt-Peripherie an, dann ist ihr ewiges Werden, die erste Ursache, der Radius-Subjekt, das Ganze. Der Schnittpunkt des Radius mit der Peripherie — das ist der Moment, in dem das Geschehen zum Ding erstarrt — hellt uns die Antinomie auf; der Mittelpunkt aber, der allein die wesentliche Verbindung des Radius mit der Peripherie ausmacht, fehlt. Es fehlt die Brücke vom Subjekt zum Objekt, vom All zum Ich, von der ersten Ursache zur ursächlich bedingten Welt.

Mit der Intuition, die die Ahnung des Geschehens zur Erkenntnis erhebt, ist uns hier nicht geholfen, denn nicht das Unbedingte des Ganzen ist in Frage, sondern sein Bedingtwerden im Teil; wir suchen nicht den Radius, sondern den Mittelpunkt.

Wieder ist es ein Weg Kants, auf dem wir den Mittelpunkt finden. Dieser darf weder als Sein noch als Werden erscheinen, muß aber beide in sich enthalten, muß eine Funktion des sich immer neuerzeugenden Seins darstellen: den Ursprung. Er ist neutral, weder Radius noch Peripherie, der Erfahrung nie bekannt — und dennoch die Seele des Kreises. In der Erkenntnis, wo wir noch innerhalb des Ich bleiben, bilden diesen neutralen Ursprung die Kategorien, jene Schemen, die von der Sinnlichkeit zum Begriff führen; in den Antinomien aber, die uns über uns hinausführen, ist der neutrale Ursprung — die Idee. Ich und das All: Idee Welt; die Welt und ihre erste Ursache: Idee Gott. Die Kategorien werden gefunden, die Ideen gesetzt. Wir setzen sie als notwendig zur Befriedigung jenes metaphysischen Bedürfnisses, wenn auch von vornherein mit dem einsichtigen Verzicht, sie oder ihre Daseinsart, jemals, sei es auch intuitiv, zu erkennen. Idea, das Platonische Urbild, ist vielleicht zu hoch genannt, denn sie ist hier nur Ur-Punkt, Ursprung.

Nun will ich diese meine Deutung der Idee als Verbindungsfunktion auf das Verhältnis des Seins-Kultur zum Werden-Schaffen anwenden, und, das Kausalitätsdurcheinander entwirrend, gelangen wir zum Sonderbaren, Amphibolischen des Kulturbegriffs. Denn nun sehen wir die Kultur in einer Zwiefältigkeit; in ihrer empirischen Existenz und als intelligibles Wesen. Zwei Daseinsarten, denen zwei verschiedene Aufgaben entsprechen: die intelligible Kultur, identisch mit jenem unbekannten Eigenen, dem Geist der Nationen, lenkt das Schaffen als ihm immanente Richtung, gibt ihm die Bestimmtheit der eindeutigen Form, die ästhetische und ethische Prägnanz; durch das Schaffen

aber tritt die Kultur in die empirische Welt und erfüllt hier ihre zweite Aufgabe, indem sie das Schaffen über die Zeitlichkeit erhebt, es, das flüchtige Fließen des Prozesses zum seienden Fluß, also von der Relation zum Ding, steigert. Die Kultur ist die Idee des Schaffens und ihre eigene Verwirklichung zugleich, sie ist der Ursprung und das Ergebnis, die Bedingung des Ganzen und Teil des Bedingten; das Schaffen ist das Übergangswerden vom absoluten Intelligiblen zum bedingten Empirischen, ist das Bedingen.

Doch nicht aus terminologischer Bequemlichkeit werden hier Mittelpunkt und Peripherie zugleich Kultur, wenn auch mit verschiedenen Attributen, genannt; denn dies ist eben das Eigentümliche des zwitterhaften Charakters, daß die Funktionen ineinander überspringen und nicht nur das Intelligible zum Empirischen wird, sondern auch das Empirische zu gleicher Zeit Ursprung ist und Mittelpunkt neuer um es entstehender Kreise, die natürlich alle, ohne direkt vom ersten Zentrum auszugehen, letzten Endes doch durch dieses bedingt sind. Es ist das Geheimnis des Wachstums; die verwirklichte Kultur idealisiert sich wieder, die Werte verwandeln sich in Motive: die Kultur hat Geschichte. Hier gilt das Prinzip der Wellenfortpflanzung, nach welchem die Geschlossenheit der Peripherie nicht den Schluß, sondern nur einen Abschluß bedeutet, mit dem Hinweis auf neue, aus jedem ihrer Punkte entspringende Kreise.

## 4

Diese Gebundenheit des Schaffens an die intelligible Kultur läßt uns einige Schaffensphänomene in neuem Lichte erblicken und ihre Wertung korrigieren.

Die Abhängigkeit des Schaffens von der intelligiblen Kultur besteht im Gleichrichten seiner sich stauenden polaren Teilkräfte durch die Kulturidee. Will das Schaffen sich in seinen Teilen nicht aufheben, dann ist es immer bestrebt, im magnetischen Wirkungskreise der Idee zu verbleiben. Dieses Bestreben wacht in jedem wahrhaften Schaffen wie ein Lebenstrieb und durchwirkt als Einheitliches die bunte Verwobenheit der Züge in den schaffenden Persönlichkeiten; und so essentiell ist es, daß es unbewußt bleibt, ja von vielen, werden sie darauf aufmerksam, geleugnet. Doch kommt es vor, daß dieses Annäherungsbestreben sich, losgelöst, objektiviert und als gewollte Tendenz erscheint; diesen Fall sieht man als Nachahmung an und nennt ihn, tadelnd, Epigonentum. Aus den verschiedenen Urteilen über das Epigonentum läßt sich wohl folgendes Gemeinsame herausheben: Epigonentum, ein Übernehmen und Nachahmen, erreicht seine Höhe in der getreuen Reproduktion, hat aber nichts vom Schaffen an sich und keinen Kulturwert; seine Wirkung ist vielmehr negativ, ein unfrucht-

bares Hemmnis im Lauf des weiterstrebenden spontanen Schaffens. Diese Wertung aber muß, wie so manche, einer radikalen Revision unterworfen werden.

Sie ist im Rechte, soweit sie die schöpferischen Motive betrifft, durchaus falsch aber, betrachtet man das Epigonentum als Kulturphänomen. Das Werk der Epigonen entspringt nicht den elementaren Quellen der Sehnsucht, die um ihre Gestaltung ringt; es steht vor uns offen und gewollt und ohne das trübe Geheimnis des zeugenden Willens; es genießt nicht immer jenes neidvolle Vertrauen zum Schaffensmut, das uns für die wahre Konzeption erfüllt. Doch anders vom Gesichtspunkte der Kultur. Hier ist das Epigonentum das bewußte Bejahen jener Bedingtheit, der ein jedes Schaffen, das freieste und am intensivsten hinausstrebende, notwendig unterworfen ist; es ist das freiwillige Sich-Unterordnen des Schaffens der intelligiblen Kultur. Epigonentum ist Nachahmung, sie bildet aber einen eigenen Typ derselben und kann in die Klassifikation der Evolutionisten und Deszendenztheoretiker nicht eingeordnet werden. Es ist weder das Nachahmen der sich aufgebenden Schwachen, da es das Gegenteil von Selbstverleugnung und Verzicht auf die Eigenart anstrebt, nicht in Bahnen fremder, sondern der eigenen Kultur zu wandeln; noch ist es wohl das Nachahmen des Überwindens, der Starken, da ihm der Wille fehlt, sich über sein Muster zu erheben, sich zu *erheben*; das Epigonentum stellt ein besondere — und wohl nicht die letzte — Art dar: die Nachahmung des Gehorsams, Unterwerfung unter die Norm der Mutter Kultur. Daher ist sein Wert für die Kultur nur positiv; es ist befruchtend, ohne fruchtbar zu sein, es fördert, ohne selbst fortzusetzen; es vergrößert nicht das Kulturgut, spinnt keine neuen Fäden für das Ganze, bewahrt aber die Ganzheit des Gewebes; behütet die Keime, stärkt sie und bereitet sie vor auf das kommende geniale Schaffen. So mag das Epigonentum ein starrgebliebener Punkt der Kulturperipherie sein, um den sich keine neuen Kreise bilden, er ist aber ein Schnittpunkt anderer ineinanderlaufender Kreise derselben Kultur, ein Kontinuum.

Und ein Unrecht ist es gegen die epigonischen Perioden und auch gegen das Ganze einer Kultur, wenn man, bei der Darstellung ihrer Geschichte, jene Perioden verächtlich übergeht. Losgelöst voneinander sind die einzelnen Schaffensperioden, wurzellos die Epochen, lückenhaft das Ganze — wenn man die epigonischen Bindeglieder, die in keiner Kultur fehlen, ausläßt. So sind uns in der Geschichte der griechischen literarischen Kultur bekannt Homer, die Lyriker seiner Zeit und gleich darauf die Tragiker — zwischen Ihnen eine Leere; ein Entdeckungsgebiet für Leute vom Fach; wer aber gedenkt der Dichter des

Kyklos Epikos, die kurz vor den Perserkriegen lebten? Und waren es diese doch, die die Kontinuität erhalten haben zwischen der homerischen und der tragischen Periode, die in den Herzen des Volkes die alten Welten des nationalen Mythos immer neu aufblühen ließen, sie pflegten und verschönerten; waren sie doch die wirkenden unmittelbaren Vorläufer des großen nationalen Aufschwunges in den Perserkriegen! Wahrlich, sie waren bloß Epigonen . . .

Um ein Mißverstehen auszuschalten, muß hier die Erörterung des Verhältnisses der schaffenden Persönlichkeit zu ihrer Kultur wieder aufgenommen werden. Es wurde hier die Bedingtheit des Schaffens durch die Kultur betont und daraus eine Art Apologie für das Epigonentum abgeleitet; diese Anschauung kann nun identifiziert werden mit jener Lehre, die das Schaffen außenstehenden, moralischen oder überhaupt didaktischen Zwecken unterordnen will. Jene Lehre, die mit der Überwindung der Gottschedschen Rezepte lange nicht aufgehört hat; die noch in unseren Tagen — bei sonderbarer Divergenz zwischen Meinung und Leistung der Vertreter — vom Künstler Tolstoi, mit Hinsicht auf den gedanklich-ethischen Inhalt, und von Wilde, dem immer gedanklich reflektierenden, für das Künstlerisch-formelle vertreten wird; die schließlich nie restlos verschwunden ist, wo in den Schöpfungen, und gar der schönen Literatur, die „Probleme", doch gewöhnlich nur äußerliche Aktualitäten des Zeitalters, gesucht werden. Von dieser Lehre ist die hier ausgesprochene Anschauung weit entfernt. Jene fordert das Hineintragen äußerer Ziele oder Regeln in das Schaffen, hier wurde nur die innere zielhafte Bedingtheit des Schaffens nachgewiesen; dort Tendenziosität, hier immanente Tendenz. Und an die Schaffenden treten jene voluntaristischen teleologischen Theorien mit Forderungen, oder bescheidenen Ratschlägen, heran, müssen daher auf Widerstand stoßen, da sich der Schaffende selbst seine Norm sein will, er sieht seine Auto-Nomie angegriffen; aus unserer Anschauung resultieren keinerlei Gebote, denn sie will nur das letzte Glied, das unbedingte, konstatieren; der Schaffende ist subjektiv frei, aber das Schaffen, in seinem alle Zeitalter und Individuen durchziehenden, nur hinterher zu Bewußtsein gelangenden, kontinuierlichen Charakter, ist der intelligiblen Kultur, objektiv, unterworfen, welche ihrerseits durch das Schaffen hindurchgehen muß, um zur eigenen Verwirklichung, in die Erfahrungswelt, zu gelangen. Das Individuum ist loslösbar, frei beweglich, subjektiv einzeln, es gehört aber objektiv der, einer Gemeinschaft.

Dieses subjektive Freiheitsgefühl der Schaffenden führt, wenn die objektive Bedingtheit erkannt wird, jene Revolutionen in einer Kultur, die Sturm- und Drang-Epochen, herbei, die das Gegenstück des Epigonentums darstellen. Beiden

ist die Erkenntnis der Abhängigkeit des Schaffens gemeinsam, nur ist das Vorzeichen, die Reaktion auf die Erkenntnis, entgegengesetzt; beim Epigonentum Bejahen, Gehorsam, bei den Umwälzungen ein Verneinen, ein Sich-Auflehnen. Und wenn Nachahmung im weitesten Sinne das Voraugenhaben eines Musters bedeutet, ist auch die kulturelle Umwälzung, wie die Assoziation des Kontrastes, ein negatives Nachahmen. Auch sie bedarf einer Umwertung. Die positive Wertung der Umwälzung, worunter ich nur jenes stürmende Aufwirbeln ohne Sammlung, das Pflügen ohne Saat verstehe, trifft für das subjektiv Schöpferische, wegen der spontanen Motive, zu, doch nicht für den kulturellen Ganzheitswert. Auch der Revolution fehlt die Naivität des primären Schaffens, deshalb trägt sie oft nicht zum wellenartigen Vervielfachen des Kulturkreises, zu dessen Wachstum bei, sondern führt häufig nur eine hinausragende Verlängerung des Schaffensradius herbei, der, in einem gewissen verselbständigten Freisein sein Zentrum erblickend, kleine herausgefallene Figuren erzeugt, die den Hauptkreis tangieren, aber nicht schneiden. Und mehr als das harmlose Epigonentum ist die Kulturrevolution einer kritischen, natürlich nur dem Rückblickenden möglichen Prüfung ihrer Echtheit; denn diese läuft am meisten Gefahr, aus dem Kontrast zur eigenen Bedingtheit die Bedingtheit anderer Kulturen als Freiheit anzusehen und sich, gegen die eigene auflehnend, der fremden blindlings anzulehnen. Das sind die unfruchtbaren Umwälzungen, Stürme ohne Sinn; ihr Gegensatz ist nicht der Dogmatismus des starren Gleichbleibens oder der ewigbequeme Evolutionismus, denn materiell gibt es wohl ein Allgemeines, von Kultur zu Kultur Übertragbares, das, in die eigene Form aufgenommnn, gerade wegen seiner materiellen Heterogenität den eigenen Puls reger und in neuem Rhythmus pochen läßt. Die Troubadours, Shakespeare und Rousseau, Dostojewski und die Nordischen sind sicherlich essentiell geworden im Wachstum der deutschen Kultur; diesen literarischen Beispielen lassen sich noch viele auf anderen Gebieten der Kultur anreihen. Worauf es aber ankommt, ist der Charakter; und wie das Individuum, will es den Tugenden der abstrakten Menschheit seine Güte ablernen, den einzig sittlichen Weg verliert, den zur eigenen Quelle, aus der allein das Gute geholt werden kann, ebenso würde ein Schaffen, das sich heraushebend eine Freiheit abstrakt verselbständigt und diese dann als Postulat, auch für die Formwesenheit, aufstellt, sich durch jene allgemeine abstrakte Freiheit binden, die nur ein Produkt ist aus den kombinierten Teilbedingtheiten des Allgemeinen, und so seinen Charakter, den Zusammenhang mit seiner Kultur, also die einzige wirkliche Unabhängigkeit anderen Kulturen gegenüber verlieren. Mir schwebt eine Periode wie das junge Deutsch-

land vor, dessen aus innigster Spontanität hervorgestoßener, dem französischen sich würdig anschließender Freiheitsruf, schöpferisch der positivste, dennoch in der großen Symphonie der deutschen Kultur verhallen mußte und, dem Zentrum entfremdet, draußen blieb. Freilich ist es auch ein Schicksal.

5

Nicht der Dogmatismus des starren Gleichbleibens ist der Gegensatz zu den zentrifugalen, verlorenen Revolutionen, sondern ein Phänomen, das die organische Konstruktion des Kulturkreises am deutlichsten zeigt, dem auch die Betrachtungen der kulturellen Extremerscheinungen, des Epigonentums und der Umwälzung, als dem konzentriertesten Ereignis einer Kultur zustreben; ich meine die Renaissance, das Aufleben einer Kultur.

Im Fluge erscheint die Renaissance als eine Art Epigonentum; in beiden ist das Schaffen nicht originär, aus dem Unbewußten quellend; auch in der Renaissance strebt es zu einem bewußten Ziel hin, zur Erreichung eines Kulturideals, das es sich gleichsam gewählt hat. Und das Erneuern an der Renaissance macht sie noch künstlicher als das Epigonentum, das nur getreu fortführt. Diejenigen also, die glauben, das Schaffen, und nicht nur die schaffenden Persönlichkeiten, müsse, könne objektiv frei sein, die daher das Epigonentum absolut, auch kulturell, negativ bewerten, alle die müßten auf die Renaissance mit verdoppeltem Argwohn sehen: wie läßt sich ein weit zurückliegender Kulturkreis wieder beleben, der doch nur ein kristallisiertes Ergebnis aneinander sich anschließender Schaffensprozesse ist? Was mag dem Frucht gewordenen Keime helfen, daß er wieder Blüte wird?

Doch ist der Kulturwert eines derartigen Phänomens schon oben bewiesen. Die Abhängigkeit, die als Fehler der Renaissance erscheint, fanden wir als Bedingtheit in allem Schaffen; auch die Renaissance ist bloß ein Eingeständnis dieser Bedingtheit durch die Kultur, jener Bedingtheit, die, ihre Kraft aus dem ursprünglichen Zentrum der intelligiblen Kultur schöpfend, immer stärker und auch fühlbarer wird, je mehr neue Kreise von der idealisierten empirischen Kultur ausgehend, sich bilden und ineinander wechselwirkend verzweigen. Dieses Eingeständnis darf hier ebenso wenig wie beim Epigonentum negativ bewertet werden.

In der Renaissance aber tritt noch ein Neues hinzu, das sie über das Epigonentum wesentlich erhebt; jenes Revolutionäre nämlich, das der Spontanität entspringt und der Renaissance das Schöpferische verleiht; darin zeichnet sie gerade die zeitliche Entfernung des Nachgeahmten aus, indem sie nicht ihm

epigonenhaft gehorsam nachgezogen wird, sondern zu seiner Erneuerung frei erwacht. Und sie bildet den Gegensatz zu jenen verlorenen Stürmen, denn sie ist die fruchtbare und befruchtende Revolution. Die Renaissance ist ein Sehnsuchtserwachen des Schaffens zu seinem Ursprung, der Kulturidee, zurückzukehren durch Erreichung eines Kulturkreises, der als die nächste und vollkommenste Verwirklichung der Idee, das Ideal, erscheint. Sie bedeutet mehr als bloß ein Wiederbeleben einer bestimmten Periode, denn erfahren durch die Irrungen fern vom Zentrum erneuert das Schaffen seine ursprüngliche Richtung um so intensiver. Daher die Freiheit der Persönlichkeit, die eine Renaissance mit sich bringt; denn es gibt keine vollere wirkliche Freiheit als die Erkenntnis seiner Bedingtheit und das spontane Sich-Einfügen in ihre höchste primäre Form. Und daher der hohe sittliche Wert; er liegt im Bestreben des Schaffens, eine Rückkehr der Selbsttreue, der Treue zur Idee, zu vollziehen, wahrhaft zu sein.

Renaissance war die Romantik für das Mittelalter, wie die des sechzehnten Jahrhunderts für das klassische Altertum. Und es ist kein Zufall, daß diese Renaissance mit der Reformation zeitlich zusammenfällt. Von zwei Punkten ausgegangen bedeuten beide nur zwei Erscheinungsarten eines und desselben Ereignisses: das Erwachen der Stammesweseneheit der europäischen Völker; sie lösten sich vom christlichen Rom los, um das klassische, ihren Kulturursprung, neu zu beleben.

Und ein nationaler Zug haftet an jeder Renaissance, auch an den vielen kleineren in der Geschichte einer Kultur, die zufällig diesen Namen nicht erhielten. Die Erneuerung der eigenen Wesenheit, die Rückkehr des Schaffens zu seinem Zentrum, der intelligiblen Kultur — diese können nicht „allgemein-menschlich" unbestimmt sein, denn das Wesen der intelligiblen Kultur ist national, Nationalität in ihrem weitesten Sinn.

Doch bleibt auch die Renaissance nicht befriedigt erstarrt beim Erreichten, sondern zeugt ihren Kulturkreis, dessen jeder Punkt wieder Ursprung wird für die Entstehung neuer sich verwirklichender Kultur.

# Die Bewährung des kriegerischen Menschen

Von Dr. Max Hildebert Boehm

(Straßburg)

Am 1. August 1915 war Hindenburg ein vielleicht in engeren Fachkreisen dem Namen nach gekannter Offizier, der irgendwo das beschauliche Leben eines Privatmannes führte. Wenige Wochen später kannte jedes Kind in Deutschland seinen Namen, jetzt zieht alle Welt vor ihm den Hut. Nur von außen her kann dieser Sachverhalt dahin aufgefaßt werden, daß hier, wäre der Krieg verhütet worden, ein Mann um einen Ruhm gekommen wäre, den man wohl jetzt schon als unaustilglich bezeichnen kann. Auch Herostratus und seine Nachfahren genießen schließlich Weltruf. Der Kern ist doch der, daß eine Persönlichkeit, in der die Fähigkeiten zu Gewaltigem schlummerten, sonst um die Möglichkeit betrogen wäre, ihre ureigenste Werkberufenheit auszuwirken. Wir empfinden es als tiefste und eigentlich nicht mehr verstehbare Härte des Krieges, daß er den Lebenssinn so vieler gewaltsam umbiegt, indem er namentlich durch die moderne allgemeine Wehrpflicht Ersetzliche und Unersetzliche unterschiedslos in seine Zwecke verschlingt. Das Weiterwachsen eines gedeihlich entfalteten Schaffens, an dessen Erfüllung scheinbar alle metaphysischen Hoffnungen des Individuums geknüpft sind, wird häufig jäh durch ihn abgebrochen. Von einer Arbeit, wo es sich unvertauschbar wußte, weggerissen, wird es in Betätigungen aufgerieben, die ihm fremd sind und oft fremd bleiben. Wenn wir hierin die untröstlichste Tragik des modernen Krieges sehen, dann sind wir es ihm aber doch auch schuldig, der Frage nachzugehen, ob nicht der Krieg dies sein Schuldkonto auszugleichen sucht, indem er umgekehrt Existenzen, die im Frieden verkümmern müßten, erst an den Platz stellt, der ihren eignen Werkvollzug ermöglicht? Hat nicht auch der Krieg seinen Menschen, dessen Bewährung ihm am Herzen liegt?

## I

Der angezogene Fall unseres großen Feldherrn erleuchtet sofort das Gemeinte. Im Hintergrunde gewissermaßen steht dabei der seltsame Konflikt, in den das

strategische Talent wohl geraten mag: Es muß wie jede andere Begabung eine Art innern Anrechts auf Auswirkungsmöglichkeit in sich spüren. Es vermag aber auch von seiner Höhe besser als der Unkundige die Furchtbarkeit eines jeden Krieges zu überschauen, und so müssen seine tiefsten Wünsche zwiespältig sein: Als Pflicht wird empfunden, einem Wollen zu entsagen, das doch selbst nur auf die realen Voraussetzungen geht, die eine ernstliche Erfüllung der in der eignen Begabung angelegten werklichen Verpflichtung ermöglichen können. Der Krieg als schlechthin Daseiendes hebt den Widerstreit auf; offen liegt ein Auswirkungsfeld gewaltigsten Umfangs und ungeheuerster Verantwortlichkeit da; der kriegerische Werkwille, der im Frieden allem andern kulturellen Wertvollzug entgegenzustehen schien, gewinnt eine Aufgabe, deren Lösung jetzt einzige und wichtigste Voraussetzung auch jenes Kulturschaffens des eigenen Volkes wird, wenigstens im allgemeinen Bewußtsein so empfunden wird. Der Krieg stößt in sein Horn, und mit einemmal treten die so Befähigten aus einem dunkeln Leben in das helle Licht der Geschichte, ihre gefesselten Hände werden frei, alle verhaltene Kraft wird in ihnen lebendig, ihre rüstige Tätigkeit fügt sich höchsten menschlichen Zielen fördernd ein.

Es ist selbstverständlich, daß das Gesagte nicht nur die höchsten Talente trifft, deren Leistung zugleich die geistigste ist, da nur das Ersinnen der Pläne, ihre ständige Neuformung und Anpassung an die Erfordernisse des Augenblicks ihnen zugewiesen ist, während aller tatsächliche Vollzug subalterneren Gliedern des Heeresorganismus überlassen bleibt. Immer mehr entfremdet sich die Wirkungsform des modernen Strategen jenem alten in der Phantasie lebenden Bild des Feldherrn, der seinem Heere voran in den Kampf reitend zugleich Ersinner und Vollführer seines taktischen Planes ist. Heute scheiden sich beide Aufgaben. Und zumal in den verantwortlichsten Persönlichkeiten trennt sich die werkliche Seite der kriegerischen Begabung auch tatsächlich von der vitalen ab, an die man beim Kriegerischen in erster Linie zu denken gewohnt ist. Wie aber jeder Feldherr auch in diesem speziellen Sinn Soldat ist, weil er durch diese Existenzform in der langen Schule seines Dienstes hindurchgegangen ist, so bringt es auch umgekehrt der Aufbau gerade des modernen Heeres mit sich, daß der oft auf eigene Initiative angewiesene gemeine Mann den werklichen Anforderungen vollauf muß genügen können, daß er sozusagen ein Generalstabschef im kleinen ist.

Dabei verdient Beachtung, daß der im Kriegerischen verlangte Werkvollzug eine ganz besondere Vollmenschlichkeit voraussetzt. Gedächtnisleistung, kombinatorischer Scharfsinn, Weite des gleichzeitig Übersehbaren, all solche im Gebiet

des Intellektuellen liegende Anforderungen werden gestellt. Aber sie verbinden sich mit der Unerläßlichkeit rascher Entschlußfähigkeit, gewissenhafter Treue, unsentimentaler Gefühlsfestigkeit, mit den hervorragendsten Tugenden also der emotionalen Sphäre. Freilich wird all diese durcheinandergewobene Fülle seelischer Fähigkeiten nicht an eine Leistung gewandt, die so weit fest würde, daß sie, zur Gestalt erstarrt, überdauernden Bestand gewönne. Sie fällt vielmehr unter die Werkform, die man als die labile bezeichnen könnte. Der Krieg ist eine Aktion mit immanenten Zweckhaftigkeiten, die als strategische Aufgabe betrachtet sich selbst völlig Genüge tut und keinen notwendigen Bezug auf den darauffolgenden Frieden als national Wünschenswertes hat. Sie geht von sich aus gar nicht auf den Frieden als anschließenden Zustand, sondern auf den Sieg als Gipfelpunkt. Nun aber sahen wir es als wesenhaft erforderte Resignation des Feldherrn, sein Werk in übergreifende Zusammenhänge des staatlich-volklichen Lebens einzubetten. Solche Einfügung vollzieht sich um so leichter und widerspruchsloser, je mehr das kriegerische Pathos mit dem patriotischen zusammenwächst, wie es besonders die Geschichte Preußens fortschreitend gezeigt hat. Zugleich gewinnt aus dieser Verschmelzung das strategische Werk die Gewähr, für seine Undauerhaftigkeit und der Zeit preisgegebene Vergänglichkeit entschädigt zu werden. Was von sich aus ein vielleicht noch so schwieriges, geistige Bedeutung bewährendes Kunststück bliebe, der Meisterschaft im Schachspiel in gemessenem Abstand vergleichbar, entleiht seinen tiefsten Ernst doch eigentlich erst den historischen Bezügen und Folgewirkungen, in deren Zusammenhange die feldherrliche Leistung Wucht und Stoßkraft gewinnt. In jedem Werk labiler Form, wo das Dynamische der Leistung sich nicht in einer beständhaften Gestalt auskristallisiert, hat der Ruhm eine eigene Wesentlichkeit. Er wird zum Wechsel auf die nicht vorzeigbare Leistung. Der Krieg als in sich runde Leistung nimmt den höchsten Platz im Umkreis des Agonalen ein. Auch der Nachruhm olympischer Sieger ist in freilich gänzlich abgeblaßter Form zu uns gekommen. Was dem strategischen Meisterstück den gewaltigen Vorrang gibt, ist sein Erfolg, sein Übersichhinausgreifen, seine welthistorische Verantwortlichkeit. Diese letztere wenigstens bleibt sogar erhalten, auch wo der Sieg nicht errungen wurde. Der Name Hannibals ist unvergessen und hochgeehrt, trotzdem er schließlich unterlag. Der Feldherr Napoleon wird bewundert, trotzdem sein Werk zusammenbrach. Alexander aber trägt den Beinamen des Großen, weil seine Feldherrnkunst Umwälzungen zur Folge hatte, die eine neue Kulturwelt erstehen ließen und die Geistigkeit ganzer Völker und Zeiten neu formten und richteten. Auch hier spüren wir heute die Spezialisierung. Arbeitsteilige

Entsagung wird mehr als früher vom Feldherrn gefordert, und auch im Krieg bleibt etwas von jener im Frieden von ihm verlangten Resignation seines Werkwillens erhalten. In dessen Sinne läge es z. B. vielleicht, den Sieg in möglichst kurzer Zeit zu erzwingen. Die sich bescheidende Rücksicht auf das nationale Wohl, dem sein Schaffen dient, verbietet aber die Vergeudung von Menschenmaterial in dem Maße, daß etwa der Fortbestand der Nation nach schnell errungenem Frieden in Frage stünde. Ebenso baut politische Rücksicht auf Forderungen der Staatsraison, aber auch Humanität und völkerrechtlich-sittliche Billigkeit Schranken auf, deren Anerkennung das Kriegerische seiner Selbstzweckhaftigkeit entkleidet. Die Beeinträchtigung des Agonal-Werklichen wird aber wettgemacht durch die im Ruhm sich lediglich äußernde Erhöhung der strategischen Leistung, die im dienenden Sicheinfügen ihr zufällt.

2

Selbst wo die vom Strategen im modernen Krieg verlangte extreme Verwirklichung seines Feldherrntums so weit geht, daß sogar im Außern der Gesichtszüge und der Haltung sich manchmal fast eine Anähnelung an den Gelehrten vollzogen hat, selbst da ist nicht zu verkennen, daß die Angepaßtheit an eine so weit vergeistigte Aufgabe dennoch wie aus einer tiefern Schicht hervorwächst, aus dem vitalen Pathos des Kriegers, dessen Eigenart dem allgemeinen Bewußtsein ein unveräußerliches Gut ist. Es ist darum nicht notwendig, diese durchgängige Vorstellung vom heldenhaften Menschen, wie er im Krieg sozusagen an die Reihe kommt, eigens zur Erschauung zu bringen. Freilich ist dies durch Sagen und Lieder mit dem Blut der Tradition gespeiste Bild immer irgendwie romantisch gefärbt. Und so mag zumal bei den jungen Menschen, die heute tatendurstig ins Feld ziehen, sich häufig etwas wie Enttäuschung und Desillusionierung einstellen. In den Berichten Zurückkehrender findet dies Gefühl allgemeinen Ausdruck. Besonders in den Schilderungen derer, die den Stellungskrieg durchgemacht haben, entrollt sich das Bild des Krieges im Grau einer unendlichen Nüchternheit, eines abstumpfenden und quälenden Einerlei. Selbst diesen Kompetenten gegenüber muß es ausgesprochen werden: aus allzugroßer Nähe kann schwer ein in den Verhältnissen richtiges Bild vom Wesen des Krieges sofort gewonnen werden. Auch mag gerade die Abnutzung der Nerven die geringe Fähigkeit des kriegerischen Menschen zur Selbstanalyse noch weiter abstumpfen. Beim Zusammenhalten verschiedener Berichte von Mitkämpfern eröffnet sich dem Blick, der stark genug ist, auch in der empirischen Trübung das Wesen zu schauen, trotz alledem die Einsicht, daß selbst jenes romantisch

verzerrte Bild des Krieges wenigstens an manchen Punkten der Erfüllung nahe kommt. Auch heute noch gibt es Rausch der Attacke, reiterisches Draufgängertum, kecken Wagemut und kühne List der Patrouillen, freiwillige Aufopferung des Einzelnen, sich bewährende Kameradschaft, fest angeschaute Trennung auf immer, kurzum all das, was im allgemeinen Bild vom Krieg mit bewundernder Liebe gesehen wird. Ungleich mehr freilich als in manchen früheren Zeiten scheint die ethische Verfestigung all dieser Züge im Geist der Zucht, die Bändigung des Triebhaften in werklicher Schulung, des Impulsiven in zäher Ausdauer das Bild des brauchbaren Kriegers zu bestimmen. Wenn so der vitale Wurzelboden unter dem ethisch-werklichen Überbau beinahe zu verschwinden scheint, so ist vielleicht doch nicht überflüssig, die ewigen vitalen Grundelemente des Kriegerischen zum Bewußtsein zu bringen, ihr Entspringen aus einer letzten Selbstständigkeit aufzuzeigen. Denn dies zeigt sich hier, daß nicht nur eine bestimmte Richtung des Werkwillens, die im Frieden zum Verkümmern verurteilt war, im Krieg zur Auswirkung gelangt, sondern daß im Grunde eine sonst zurückgedrängte seelische Haltung jetzt die Möglichkeit gewinnt, sich in der gedeihlichen Sonne allgemeiner Achtung zu entfalten.

Mag immer der Abenteuersinn, einst im Zeitalter der Landsknechte oder der Kreuzzüge so triebkräftig, im modernen Krieg Enttäuschung erfahren, eines bleibt auch heute noch Wurzel echten Kriegertums: die innere Möglichkeit, ja die recht eigentliche Lust, ein Leben zu führen und durchzuhalten, dessen Fortbestand von Minute zu Minute in Frage steht, dessen Inhalt nie vorher wißbar, sondern stets nur Überraschung ist. Eine letzte Scheidung menschlicher Grundhaltungen vollzieht sich an der Alternative: Wird Inhalt, Sinn und Ziel des Lebens als irgendwie rundes oder der Rundung zustrebendes Ganzes gesehen, so daß eine Dauer des tragenden Lebens innerlichste Notwendigkeit ist, oder steht der Sinn des Lebens auf Abbruch, liegt im Dynamischen der Leistung, nicht in der Vollendung alles Wesenhafte, ist das aller Kontinuität entrissene Jetzt eines und alles? Es kann sehr wohl die Anschauung vertreten werden, daß das so verstandene gegenwartsfreudige Abenteurertum durchaus den Zugang zum Ewigen findet, welchen gerade die die empirische Wertverwirklichung gewährleistende Zivilisation zu verbauen droht. Ganz schwere und furchtbare Fragen stehen hier offen. Zugleich wird deutlich, warum dem modernen, in kulturelle oder zivilisatorische Zweckfetzungen verflochtenen Menschen die echte kriegerische Haltung so ungemein erschwert ist. Das voraussichtige, sichergestellte Dasein ist unsere bürgerliche, zur Allgemeingültigkeit erhobene Existenzform.

Den abenteuernden Menschen haben wir im Frieden mit leichter Hand in die Sphäre des Verbrechens, zumal des „Schiebertums" und der Prostitution, allenfalls noch ins auch heute noch vagantenhafte Dasein des Virtuosen in seinen verschiedenen Möglichkeiten abgedrängt. Die Boheme kann kaum mehr als echter Tummelplatz des diskontinuierlichen Menschentums gelten. Viel eher mag ein bestimmter Typ des wild spekulierenden Unternehmers aus dieser Haltung zu verstehen sein, wie auch der gefahrfreudige Sport als Ventil unterdrückten Abenteurersinnes gelten kann. Die extremste Ausprägung dieser Seinsweise findet sich vielleicht im Hebbelschen Holofernes, in dem die Kontinuität in völlig bewußte Diskontinuität umgeschlagen ist. All diese Augenblicksrunkenheit steht ihrem Wesen nach noch vor dem Scheideweg des Sittlichen und Unsittlichen. Die Abnahme der Verbrechen im Krieg ist ein deutliches Spiegelbild der Erscheinung, daß eine große Anzahl von Existenzen, in der heutigen friedlichen Daseinsform zur Verkümmerung verurteilt, den Weg des Verbrechens in einer Art metaphysischer Verzweiflung einschlägt. All diesen ist im Krieg die Möglichkeit geboten, ihr Temperament und ihre spezifische Begabung in den Dienst höchster sittlicher Zwecke hineinzustellen. Und dabei beschränkt sich der Kreis der in dieser Weise durch den Krieg zu ihrem tiefsten Recht Gekommenen keineswegs auf die, die nun wirklich im Frieden irgendwie abseits geraten sind. Es gibt genug derer, die es fertiggebracht haben, sich der ihnen ungemäßen bürgerlichen Lebensform notgedrungen anzupassen. Bei all ihnen sind wesenhafte Impulse unterdrückt und verdrängt, so daß sie an irgendeiner absonderlichen Stelle als seelischer Giftstoff wirken. Es könnte wohl angenommen werden, daß der Entlader Krieg hier ein besserer Arzt ist als sein psychoanalytischer Kollege.

Mag der Dienst noch so mechanisiert sein: noch immer geht es im Feld in jedem Augenblick ums Ganze. Letzte Lust ist es dem echten Abenteurer, mit dem höchsten Einsatz zu spielen. Der Tod, der ihm winkt, ist auch der Erfüller seiner Lebensdynamik, ist sein „eigner Tod". Vielleicht müßte er im Frieden den Lauf der Pistole gegen sich selbst richten, obschon ihm der Selbstmord nur unvollkommenes Surrogat sein kann. In dieser Hinsicht ist auch der moderne Krieg für den Augenblicksmenschen allerhöchste Gemäßheit.

Gewiß: er versucht Gott. Doch kann man Gott versuchen, ohne ihn zu haben? Liegt nicht etwas, wie ein letzter Ausgleich darin, daß eben im Frevel zugleich das zuhöchst Geliebte eingesetzt, sozusagen nobel aus der Hand gegeben wird? Und welch nahe Berührung mit dem gottinnigen Menschen, der ebenfalls von Augenblick zu Augenblick aus Gottes Hand das Leben entgegennimmt, dessen

ewig junger Geschenkhaftigkeit demütig bewußt? Jede neu erlebte Stunde Gnade, das Weiterleben Gerettetsein, die Gegenwart ein Wunder: wo lägen diese Aspekte näher als im mörderischen Kugelregen? Es ist überraschend, wie nahe hier scheinbar Weltenfernes zusammenrückt. Die Religion vermag den Menschen aus den liebgewordenen Bindungen herauszulösen und ihn auf denselben Punkt zu führen, den der Abenteurer von sich aus innehat, wie groß immer der Unterschied der Gebärde, der Erfüllung dieses Platzes bleiben mag.

3

Wenn hier beabsichtigt wäre, eine Phänomenologie des Kriegerischen in Breite zu bieten, dann müßten die spezifisch soldatischen Qualitäten des Mutes, der Tapferkeit, der Selbstbeherrschung und Zucht, wie der Ausschweifung, soweit sie vital, nicht werklich bedingt sind, in ihrer Verwurzelung im Augenblicksmenschentum aufgezeigt werden. Vielleicht würde sich dann eine Art von Spannung zwischen dem so verstandenen ursprungshaft Kriegerischen und der heute übermäßig betonten Werkseite ergeben. Doch ist hier nicht die Absicht, aus der erreichten Tiefenschicht wieder an die psychische Oberfläche emporzusteigen und die beide verbindenden Fäden aufzuzeigen. Nur eine ganz ausführliche Darlegung könnte hier etwas anderes als Verwirrung herbeiführen. Nur auf eine Paradoxie sei daher zum Schluß noch hingezeigt. Berührt es nicht befremdlich, daß durch solche Zerstückelung des Lebenssinnes die Einheit der Persönlichkeit, die doch im echt kriegerischen Selbstvertrauen völlig ungebrochen erscheint, keineswegs gefährdet wird? Indem die Person sich von allem Zukünftigen, das sie etwa zu ihrer Vollendung, zu ihrer Auswirkung brauchte, gänzlich frei macht, hat sie sich in der Tat um so mehr in jedem Augenblick ganz, ist sie mit ihrem Wollen und Sinnen um so weniger an die auseinander gebreitete Zeit verstreut. Auch der Werkwille strebt ja aus der Zeit heraus. Er muß sie lediglich deshalb bedingt bejahen, weil er, mag er es noch so sehr als Druck, Entwürdigung und Fessel empfinden, nun einmal nur im zeitgebundenen Leben, nur durch es hindurch Ewiges wirken kann. Er steht vor diesem Muß als vor einem Rätsel. Es ist ganz unfaßbar, warum die ewige Seele überhaupt in die Zeitform hinabsteigen muß. Aber es ist so. Und deshalb muß die Zeit als Mittel, als Durchgang*) gutgeheißen werden. Damit fühlt sich die Person an sie verkauft. Und es bedarf immer eines gewaltsamen Ruckes, will sich das ins Dauernde auseinandergezerrte Ich seiner Punktualität, seiner

*) „Das kleine Dorf ist nur ein Übergang . . ." (Rilke)

Zentrizität, seiner Zeitlosigkeit bewußt werden. Der Augenblicksmensch, an keiner nur durch Zukünfte realisierbaren Mission letztlich interessiert, ist der Freiere. Sein Alles sozusagen trägt er immer mit sich. Der Außenseite dieses Phänomens entspricht das Innere. Ebenso wenig wie eine Zukunft schleppt er eine Vergangenheit nach sich. Er ist der große Vergessende. Und wenn sie ihm gar als Kette am Fuß hängen bleiben will, ist ihm immer noch die Holofernes-Ausflucht offen, nun gerade das Gestern durch das Heute verschlingen zu lassen. Weil er so aller Fesseln ledig ist, der inneren wie der äußeren, darum ist er der Kecke, der Selbstbewußte, der groß sich Hingebende und zugleich stolz sich Behauptende. Er spottet aller Dualitäten, auch der zwischen Wert und Unwert. Er ist der Amoralische. Aber wenn ihn das manchmal von stillem Neid durchnagte Verdammungsurteil des Bürgerlich-Braven trifft, dann reicht ihm plötzlich und seltsam überraschend der geniale Mensch über den Abgrund weg die brüderliche Rechte. Und in manchen Stunden weiß der Bürger, daß Gott den Ausgestoßenen liebt. Und wenn einmal der abenteuernde Mensch gar zu weit von allen Pforten der Ewigkeit abgeirrt scheint, dann öffnet der Höchste eine solche: darüber steht

Krieg!

# Drei zum Knoten

## Erzählung von Gerhard Gutherz

I

Vor der Umhegung des Antilopenhauses blieb er stehen.

Es gab wenig Dinge auf der Welt, die mächtig genug waren, sein Träumen aus der Versunkenheit zu heben; dem freien Spiel der Phantasie folgen zu müssen, war ihm ein seltener Zustand, den er jedoch als Tonikum schätzte wie ab und zu einmal eine halbe Flasche Ungarwein. Wenn sein Auge die Antilopen vom Anlauf zum Absprung verfolgte, dann mußte auch sein Herz, das an regelmäßigen Gang gewöhnt war, die Quersprünge, die Wendungen ohne Stützpunkt und den harten Aufstoß vor dem Käfiggitter mitmachen. Sein Inneres wurde voll von Gestalten aus Erzählungen der Jugend, voll von Bildern, die den knabenhaften Wünschen nach Afrika und der Sehnsucht nach dem Jägerleben in Kral und Karru entstammten. Mit seiner ganzen Person aus dem Alltag gelöst und für kurze Zeit aufwallenden Urinstinkten wiedergegeben zu sein, darauf durfte er vor dem Antilopenhause rechnen. Denn keine Sehnsucht stirbt, die jemals war; bis zu dem Grade von Lebendigkeit, den sie besessen, kann sie aus Scheintod immer wieder erwachen. Das war eine Überzeugung, die er an seinen liebsten Stunden bestätigt gefunden hatte.

Sonst war es so; jedesmal wenn er den Tiergarten besuchte. Das geschah ausnahmslos während der Osterfeiertage, die er seit Jahren zu einem Aufenthalt in der Hauptstadt benützte. Heute aber war er nicht in der rechten Stimmung. Daß ihn das Gefühl ein Stück Natur zu sein wunderbar packen konnte, das hatte er wohl in der Erinnerung, aber er hatte es nicht in den Gliedern. Die Antilopen waren diesmal Antilopen, arme Gefangene hinter Gitterstäben genau so wie die anderen Tiere. Er versuchte es noch bei den Flamingos; hatte der fliegende Rhythmus in zimtenem Braun versagt, vielleicht würden die unbewegten Reihen von hellem Rosa wirken. Der Mißerfolg war der gleiche.

Unbefriedigt wandte er den Flamingos den Rücken und ging den Weg zurück, den er gekommen war. Er ging bedachtsam Schritt für Schritt, den Kopf zu Boden gesenkt, als gälte es etwas Verlorenes wiederzufinden.

Als er die Augen aufhob, sah er sich vor dem Bärenzwinger. Hier also war der verlorene Faden, an den er anknüpfen sollte. Und wie eine überzeugende Sonne, die hinter rasch weichenden Wolken unerwartet hervortritt, beschien ihn plötzlich die Erinnerung an den Vorfall, der seine Empfänglichkeit in dumpfe Tiefen gezogen und darin festgehalten hatte. Eben vorhin, da er seinen Rundgang begonnen hatte, war vor dem Bärenzwinger ein Mädchen gestanden. Jetzt sah er die Szene deutlich vor sich, deutlicher als während der wenigen Augenblicke, da er Beobachter gewesen war. Er versuchte sich Rechenschaft zu geben, worin der ungeheure Eindruck gelegen hatte. Denn es war fraglos ein ganz großer Eindruck gewesen, und seine Lebhaftigkeit steigerte sich in der Erinnerung von Minute zu Minute. Das Mädchen war an die Barriere angedrückt gestanden und hatte Brot und Äpfel in den Käfig hineingereicht. Der große, braune Bär war dagesessen, aufrecht und gewaltig wie ein orientalischer Fürst, der Tribut entgegennimmt. Das Merkwürdige aber war das Strömen von Licht, das die beiden inmitten eines hellen Kreises umschlossen hielt und von der Umwelt abzusondern schien. Das Mädchen und der Bär waren gemeinsam in eine Aura gehüllt, wie man sie bisweilen um sehr gesammelte Menschen beobachten kann. Das war wohl der Kern des Eindruckes gewesen; zwei Geschöpfe, die restlos aufeinander eingestellt schienen; und daß es ein Mädchen war und ein Tier, ergab keine Disharmonie. Ob in der Haltung des Körpers oder im Aug, oder in Hand und Tatze, die Futter gab und ergriff — wo der Mittelpunkt des leuchtenden Kreises lag, es ließ sich nicht feststellen. Nur so viel, daß sich die beiden Wesen vollkommen ergänzten und nicht auseinander zu denken waren.

Nun ging er daran, die Einzelheiten in der Erscheinung des Mädchens aus dem Bilde herauszufällen. Ihr Wuchs war von mittlerer Größe und üppig in den Formen gewesen; vor allem aber war ihm in dem knochigen Gesicht ein großer, starkgeschweifter Mund auffällig und die Sommersprossen, die zu einem förmlichen Überzug zusammenflossen. Daß er ihr Haar, beschattet von einer breiten Kappe, wie den Schimmer von Orangen unter Blättern in Erinnerung hatte, mochte also wohl durch den ursprünglichen Eindruck hervorgerufen sein und ließ sich kaum für bloße Einbildung halten. — Nachdem sie dann dem Bären den letzten Bissen aus ihrem Vorrat gereicht hatte, war sie mit einer plötzlichen Wendung von der Barriere weggetreten. Ihr verschlossener Ausdruck, der weder Befriedigung über das Vollbrachte noch auch ein Bedauern scheiden zu müssen verriet, ließ auf ihrem Gesicht keinen Zusammenhang mit dem ganzen Vorgang erkennen. Als sie in die Allee, die

dem Ausgang zuführte, gelangt war, hatte sie ihr rascher, aber durchaus nicht erregter Gang sehr bald seinem Blick entzogen. —

Jetzt war Mittagsstunde geworden, und vor dem Käfig hatten sich Leute angesammelt. Ein beleibter Mann, der kegelförmig in einen spitzigen Panamahut auslief, versuchte den Bären mit der Silberkrücke seines Spazierstockes zu necken. Aber der Bär trottete auf seiner Diagonale weiter und schenkte dem Lästigen nicht mehr Beachtung als den übrigen Besuchern. Es war nicht die Stunde, wo es außerhalb des Zwingers eine Lockung für ihn gab.

* * *

Am nächsten Vormittag kam Benno wieder und am übernächsten gleichfalls. Beide Male wartete er vergeblich. Er rechnete nach: acht Tage blieben ihm noch, dann würde er heimreisen und seine Lehrtätigkeit am Gymnasium wieder aufnehmen müssen. Sollte das Erlebnis vor dem Bärenzwinger zu nichts anderem führen als zu einem flächenhaften Erinnerungsbild? Das Gefühl wehrte sich dagegen. In diesem Zusammentreffen hatte sich doch etwas wie Schicksal angekündigt. Zwar kam in der Naturgeschichte, die er zu lehren hatte, das Wort „Schicksal" nicht vor, und er hätte eigentlich solchen Mystizismus nicht aufkommen lassen dürfen, aber seine bessere Einsicht war für den Augenblick machtlos. Der Gedanke an einen unbekannten und doch unvermeidlichen Zusammenhang zwischen den Dingen gab ihm sogar einige Beruhigung.

Die Zeit nutzloſen Wartens verwendete er dazu, den Bären genauer ins Auge zu fassen. Es war ein gewöhnlicher brauner Bär, allerdings ein Exemplar von erstaunlicher Größe. Wenn er aufrecht dasaß und die Schnauze mit einer herausfordernden Bewegung nach oben warf, mußte man sich gering und verachtet vorkommen. Von einer unvorhergesehenen Begegnung im Freien hätte man sich just keine gemütliche Stunde erwarten dürfen.

Am ersten Tage fand Benno keine Beachtung von seiten des Bären. Am zweiten aber kamen ihm unerwartet aus den Tieraugen Blicke zu, die ihm ins Mark drangen. Dennoch fühlte er sich gehoben, gleichsam selbst als Naturwesen gewertet, da ein Naturwesen von seiner Gegenwart Notiz genommen hatte. Sein großer Kummer war es immer gewesen, durch ein überscharfes Bewußtsein von dem blinden Willen in der Natur abgeschnitten zu sein. War er auch nicht eigentlich ohne Schwung, so war es doch mehr der Schwung sich zu schöner, erprobter Ordnung durchzuschlagen, als der kühne Schwung sich in Impulse jauchzend zu stürzen. Das Studium der Naturwissenschaft, dem er sich gewidmet hatte, bot ihm ein Surrogat, woran er sein Bedürfnis

nach dem Elementaren befriedigte. Ach, es gewährt keinen Genuß sich über sich selbst so schrecklich klar zu sein!

Wie sollte er es nur anstellen, dem Mädchen wieder zu begegnen? Knapp am Ausgang machte er kehrt und trat noch einmal hilfesuchend vor den Zwinger. Der Bär hatte sie heute schon gesehen, das war ohne Zweifel; so groß und breit richtet man sich nur auf, wenn man ein Besitztum zu verteidigen hat. Und vor lauter Stolz über die Verteidigerattitüde des Tieres gedieh ihm noch dies bis zur Gewißheit: er, Benno Karlmann, war von dem Bären als Gegner angenommen worden.

Ein einziges blieb mit Aussicht auf Erfolg zu unternehmen: am frühen Morgen zu kommen und bis zum Abend auszuharren. Mit diesem Entschluß verließ er den Garten.

* * *

Benno stand feucht und fröstelnd im nebligen Morgen. Wenige Minuten nach acht Uhr sah er sie die Allee heraufkommen. Das Kleid war von weitem zu erkennen; große Karos in Grün und Blau traten aus dem drapfarbigen Grund scharf hervor. Die Sportmütze von gleichem Stoff schien auf einem leuchtenden Reifen aufzuliegen. Das Haar war also tatsächlich rötlichgelb und zu einem seidigen Wulst eng zusammengerollt.

Der Bär hatte sie bereits gewittert; seine Schnauze fuhr zwischen die Gitterstäbe unruhig schnuppernd von Zwischenraum zu Zwischenraum. Ein Ruck und er saß aufrecht, zum Empfang bereit. Auf ihrer Seite war nichts von Begrüßung zu merken. So wie es Benno vom erstenmal in der Erinnerung hatte, war ihr Gesicht auch heute: ganz sonderbar verschlossen. Und blieb gleich unbewegt, während sie mit großer Geschicklichkeit Bissen um Bissen dem Tier in den Rachen warf. Bot der Bär einen Anblick voller Beweglichkeit und Leben, so gab sie an nichts anderes als an gewissenhafte Pflichterfüllung zu denken. Vielleicht war sie nur beherrschter.

Die Fütterung nahm wenig Zeit in Anspruch. Kaum war sie erledigt und die Papiertüte weggeworfen, verzog das Mädchen auch keinen Augenblick länger, sondern ging, kalt und grußlos, wie sie gekommen war.

Benno hatte sich währenddessen nebenan beim Eisbären aufgehalten. Er hatte nichts gedacht, er hatte keinen Plan zurechtgeschmiedet, er war nur von einer Art Lampenfieber befallen dagestanden. Und daß er sich nun gleichfalls in Bewegung setzte und dem Mädchen folgte, war eine viel zu triebhafte Handlung, um einem vorgefaßten Zweck zu entsprechen. Obgleich er außergewöhnlich erregt war, fühlte er sich doch nicht eigentlich in einem unzukömmlichen

Element. Er freute sich vielmehr über den chaotischen Zustand in seinem Inneren. Das Chaos, das er empfand, wurde in seinem Hirn zu genußreichen Sichtbarkeiten. Er sah sich dahingehen in den Wogentälern eines sturmgepeitschten Meeres, und ab und zu brachte ihm ein schäumender Wellenkamm ein Gedankenwrack angeschwemmt. Fetzen von Bildern kamen herauf und verschwanden, Wortbruchstücke klangen ihm ins Ohr, aber die Zusammenhänge blieben locker. „Trabantenseelen"; das Wort und das Bild waren hartnäckig. „Die meisten Menschen sind bloße Trabantenseelen. Für nichts sind sie so dankbar, als wenn einer kommt und sich unbekümmert zum Mittelpunkt macht. Wer von uns dreht sich nur um sich selbst und empfängt das Gesetz seiner Bahn nicht von einem Anderen? Wer ist Sonne? Sie ist Sonne; vielleicht. Im Haar hat sie davon. Mücken sind wir, die ins Licht fliegen. Widersetzen wir uns nicht, wenns unsere Art ist, verbrennen zu sollen. Man dürfte auch sagen: unsere Bestimmung. Denn daß unsere Art so und nicht anders ist, ist ja doch Bestimmung, ist Fatum, Ate, Moira. Aber wählen zu können, ist nicht auch das Fatum? Der ist ein Großer, für den ‚Freiheit der Entscheidung' im Schicksalsbuch eingetragen steht. Die Mutter schenkte mir oft schönes Spielzeug; aber es geschah nicht, um mir Freude zu bereiten, sondern damit der faule Bruder sehen sollte, was man bekomme, wenn man in der Schule fleißig ist. Und daß Lieschen zu mir freundlich war? Sie hatte eben für ihren Sonntagnachmittag keine bessere Verwendung; ich war ihr nichts. Und Frieda, dem Kolibri, ist es mittelst meiner schließlich gelungen, Frau Huber zu werden. ‚Mittelst' ist nicht hübsch, aber treffend. Wer nun mal dazu da ist, Mittel zum Zweck zu sein — das Böse ist immer nur das, was man nicht will. Wenn man das Böse, das man gegen sich unterwegs sieht, auch will, hört es auf, das Böse zu sein. Seien wir eben Mittel zu einem unbekannten Zweck!"

Die Straßenbahn bog um die Ecke. Das Mädchen stieg ein. Er lief einige Schritte und konnte sich noch auf den fahrenden Wagen aufschwingen.

* * *

„Darf ich Ihnen mein Taschentuch anbieten?" sagte das Mädchen zu Benno; „Ihres ist von Blut schon ganz durchtränkt. Wir haben noch ein gutes Stück zu fahren, bevor Sie eine Apotheke finden und sich die Hand verbinden lassen können."

„Danke, danke sehr; ich glaube, ich benötige es nicht. Ich verberge die Hand in der Tasche, damit sich niemand an dem häßlichen Anblick stößt."

„Das ist es nicht, aber Ihre Wunde blutet offenbar recht stark. Sie wur-

den kreideweiß, als Sie sich hierher setzten. — Natürlich ganz wie Sie wollen."

„Offen gestanden, ich würde Ihr gütiges Anerbieten gerne annehmen, Fräulein; wie könnte ich Ihnen aber das Taschentuch zurückstellen?"

„Ach, das wird nicht besonders schwierig sein!"

Sie zog aus ihrem Handtäschchen ein starkes Leinentaschentuch und knüpfte es als Verband um seine Hand. Er hatte eine lange Rißwunde an der Außenkante der rechten Hand.

Sie glaubte ihren Mangel an Routine entschuldigen zu müssen: „Ich mache es ja nicht sehr kunstgerecht; mir fehlt jedes Talent, meinen Mitmenschen nützlich zu sein; aber geschickter als Ihre Linke bin ich vielleicht doch. — Wie haben Sie sich die Wunde zugezogen?"

„Eben jetzt beim Aufspringen auf die Straßenbahn. Mit der Linken hielt ich die Griffstange fest umklammert, und so bin ich zum Glück noch mitgekommen, aber immerhin mehr hinaufgefallen als hinaufgesprungen. Im Boden der Plattform stand ein Nagel hervor, an dem habe ich mich geritzt."

„Sie müssen die Wunde sorgfältig auswaschen."

Sie gab ihm die Adresse einer Apotheke, an welcher die Straßenbahn vorüberführe. Es seien noch zwei Haltestellen bis dahin. Vor dem Aussteigen wiederholte Benno die Frage, wo er ihr das Taschentuch zurückstellen dürfe.

„Wenn Sie es mir durchaus zurückgeben wollen," sagte das Mädchen, „dann wird es wohl am besten sein, Sie kommen in den Tiergarten. Ich gehe Sonntags in der Regel mit meinem Vater dort spazieren. Sie werden uns gegen zehn Uhr zwischen den Löwen und den Bären irgendwo finden."

„Wenn es aber regnen sollte?"

„Es wird nicht regnen," erwiderte sie lächelnd. Aber gleich wieder ernst setzte sie hinzu: „Übrigens lasse ich mich vom Wetter nie behindern."

* * *

Ihr Feiertagsstaat war licht, und sie erschien darin so ungeschmückt wie der Ostermorgen in seiner natürlichen Pracht.

Benno trat auf den Vater zu und stellte sich vor. Der Postrat Gmehlinger polterte seinerseits seinen Namen unter dem mächtigen grauen Bart hervor und stieß dem neuen Bekannten die Hand entgegen. Benno schlug mit der Linken ein; die Rechte trug er in der Schlinge.

„Meine Tochter hat mir von Ihrem Unfall erzählt," sagte der Postrat; „das kommt davon, wenn das Publikum die amtlichen Vorschriften außer acht läßt. Die jungen Leute sind natürlich ganz gescheit und sehen in allem, was

Zucht und Ordnung heißt, nichts anderes als Schikane. — Sagst du was, Ruda?"

Sie hatte nichts gesagt.

„Sie sind ja vielleicht eine Ausnahme," fügte er sanfter hinzu. „Ernsteren Schaden haben Sie hoffentlich nicht davongetragen?"

Die Wunde heile zur Zufriedenheit, konnte Benno Bescheid geben. Aber das verdanke er einzig und allein dem Fräulein. Hätte sie nicht nachdrücklich in ihn gedrungen, die Wunde auswaschen zu lassen, so wäre er gewiß den ganzen Tag umhergelaufen, ohne darauf zu achten. Das hätte ohne Frage schlimme Folgen haben müssen.

„Bin ich an Ihnen am Ende gar zur Lebensretterin geworden?" spöttelte das Mädchen.

„Die Frage ist durchaus nicht so lächerlich, wie Sie meinen, Fräulein," entgegnete Benno. „Es hat in gewissem Sinne seine Richtigkeit. Nicht nur weil ich Sie gern als Lebensretterin anerkennen will, sondern auch nach dem Ausspruch des Arztes."

Der Postrat forderte Benno auf, sie ein Stückchen zu begleiten, wenn er nichts Besseres vorhabe. Sie hätten die Absicht, zunächst dem Vogelhaus einen Besuch abzustatten und wollten danach den Aussichtshügel besteigen. Zu dieser Jahreszeit brauche man das Steigen um die Mittagsstunde noch nicht zu scheuen. Seiner Tochter sei zwar auch die Augustsonne nicht zu heiß, und es gäbe in der Umgebung der Stadt keinen Berg und keinen Hügel, den sie nicht unzählige Male erklommen habe, aber er tue da nicht mit. Die Mutter natürlich auch nicht. Erstens habe sie zu viel im Hause zu schaffen, und außerdem leide sie etwas an Asthma. So streife das junge Ding zum Verdruß der Eltern viel allein umher.

„Sie ist überhaupt ein eigenes Geschöpf, meine Ruda," fuhr er fort, da das Mädchen auf dem engen Wege gezwungen war vorauszugehen und seine Worte nicht hören konnte. „Sie dürfen nicht glauben, daß sie uns Kummer bereitet, Gott bewahre! Sie ist ein engelsgutes Kind, brav und tüchtig, und ihr Chef im Ministerium, der alte Hofrat Beyer — Sie kennen ihn vielleicht, nein? — der kann ihr expeditives Arbeiten nicht genug rühmen. Aber sie ist sozusagen menschenscheu; das ist es, was uns bisweilen Sorge macht. Sie will am liebsten allein sein, auch im Hause. Abends um neun Uhr schließt sie sich in ihre Kammer ein, und da darf ihr nicht einmal mehr die Mutter hineinkommen. Ihre Teilnahmslosigkeit für alles, was um sie herum vorgeht, macht uns oft geradezu ärgerlich."

„Ihre Sorge scheint doch ein bißchen übertrieben, Herr Postrat," wandte Benno ein. „Ich habe von dem Mitgefühl des Fräuleins an eigener Person erfahren und bin ihr doch vollkommen fremd."

„Ich will Ihnen gestehen, daß mich Ihr Unfall gefreut hat," sagte der Postrat und goß Öl in seine rauhe Stimme, um nicht gemütsroh zu erscheinen. „Es ist denkbar, daß mein Mädel noch nie recht Gelegenheit gefunden hat sich werktätig und hilfreich zu zeigen. Mag sein, daß sie für ihre Umgebung mehr Gefühl besitzt, als im allgemeinen zutage tritt. Jedenfalls will ihre Mutter das Taschentuch als glückliche Vorbedeutung aufbewahren. Sie kränkt sich am meisten darüber, daß ihre Ruda so eine Art Sonderling ist; jetzt schöpft sie wieder Hoffnung, daß diese ungewöhnliche Handlung den ersten Schritt in ein gesunderes, geselligeres Leben bedeutet. Wer ans Beste glaubt, dem wird das Gute wahr. — Sagst du was, Ruda?"

Diesmal hatte sie wirklich etwas gesagt, aber anstatt es zu wiederholen, machte sie den Vater durch ein seitliches Nicken mit dem Kopf auf einen Bekannten aufmerksam. Dabei kam die Krempe ihres Florentinerhutes ins Fächeln, und Benno mußte sich Gewalt antun, um nicht niederzuknien. So bereit, sich plötzlich im Fluge aufzuschwingen, stand sie da. Er angelte nach ein paar Worten, die dem Hut ein Lob spenden sollten, aber er war zu bewegt, um sie hervorzubringen.

„Jetzt ist der Vater für den Rest des Vormittags versorgt," erklärte das Mädchen, während die Freunde sich begrüßten; „jeder weiß dem anderen so viel Neues über seine Vögel zu erzählen, daß sie bis Mittag nicht fertig werden. Ihnen hat Papa sicherlich auch schon von seinen Singvögeln erzählt?"

Die Gesellschaft verweilte nicht lange vor dem Vogelhaus. Man schlug den Weg nach dem Aussichtshügel ein. Die jungen Leute gingen voraus, die beiden Alten folgten.

Benno hatte dem Mädchen so viel sprudelnde Lebhaftigkeit nicht zugetraut. Sie sprach unbefangen in natürlichem Fluß, ohne jäh von einem Gedanken zu einem anderen überzuspringen. Der Eindruck, den sie erweckte, war der eines Menschen, der sich jung und behaglich fühlt. Von der Sonderlingsnatur, auf die der Vater angespielt hatte, war auch nicht das geringste zu merken. Der Knoten, in den sie und der Bär und sein eigenes Hinzutreten auf fast schmerzhafte Weise verschlungen erschien, verlor allmählich an Straffheit; ja, vielleicht war er überhaupt nur ein Spiel der Einbildung. Sie sah heute auch wohler aus; ihre Wangen waren rosig angehaucht und die Züge in zweifellos frohsinnige Stimmung weich aufgelöst. Sie war ein entzückendes Geschöpf. Hin

und wieder kam ihm von der Seite, wo das Mädchen ging, ein feiner Lufthauch durch die jungen Knospen ins Gesicht.

Sie wußte eine Menge von den Singvögeln zu berichten, die der Vater im Hause hielt, von der Gewissenhaftigkeit, mit der sie zu einem richtigen musikalischen Chor zusammengestellt wurden. Einmal im Monat gab es einen Konzertabend, zu dem auch die Vereinskollegen des Vaters ihre Sänger brachten. Aber vor lauter Streiterei über die Gruppierung der streichenden, der flötenden und der schnarrenden Stimmen, vor lauter Eitelkeit und Wichtigtuerei käme es regelmäßig mehr zu Verdruß als zu Genuß. Benno konnte im Anschluß daran einige Andeutungen über sein eigenes Leben machen und seine eingehenden Studien auf dem Gebiete der Ornithologie erwähnen, die ihm bereits einen gewissen Ruf eingetragen hätten; vielleicht dürfe er sogar daran denken, eines Tages seine Lehrtätigkeit vom Gymnasium auf die Hochschule zu verlegen. Das sei freilich Zukunftsmusik. Im ganzen und großen habe er sich auch über die Gegenwart nicht zu beklagen.

„Man muß seine Schwächen kennen und sie in Tugenden zu verwandeln wissen," erklärte er, um das Bild, das er von sich entworfen hatte, ins rechte Licht zu rücken. „Ich finde mich mit der Wirklichkeit ab, einmal leichter, einmal schwerer; aber es gelingt immer. Sie werden das eine Schwäche nennen. Möglich, daß in der Tat eine gewisse organische Schwäche zugrunde liegt; aber da ich sie nun einmal kenne, vergeude ich meine Kraft nicht damit, mich nutzlos gegen Unvermeidliches aufzulehnen. Das gehört auch zu den Tugenden, mit der eigenen Kraft hauszuhalten."

Er hatte wohl ahnungslos an einen wunden Punkt gerührt, denn das Mädchen zog sich wie mit einem Ruck zusammen. Ihre Worte kamen aus einem ganz anderen Gedankenkreis, aber immerhin noch auf ihn zu, als sie entgegnete: „Ich möchte von Ihnen lernen können. Es war immer mein Wunsch, einem Menschen zu begegnen, der mich anleitet, das Leben zu nehmen, wie es ist. Ich beneide Sie um Ihre Tugend. Man kann nicht glücklich werden, wenn man auf einem ganz anderen Geleis rollt wie die übrigen Menschen."

Hier tat sich ein Abgrund auf. Wäre am Rand der Fuß gestanden, Benno hätte nicht gezögert sich hinabzustürzen. So mächtig war die Anziehung.

Aber Ruda machte eine Anstrengung, die freundliche Stimmung zurückzugewinnen. „Ich lasse mir den schönen Tag nicht verderben. Heute ist Ostersonntag, und ich will sehen, ob der Osterhase nicht ein Ei für mich gelegt hat. Suchen Sie dort im Gebüsch! — Tun Sie nicht so überlegen, Herr Doktor; suchen Sie doch!"

Sie stocherte mit ihrem Schirm unter den Bäumen im Gras und wurde wieder ganz fröhlich dabei.

Der Postrat vermerkte mit freudigem Erstaunen die gute Laune seiner Tochter. Das letzte Stück des Anstieges, das er wegen der vielen Stufen in der Regel mit einem Schwall von Flüchen zu bedenken pflegte, verursachte ihm keine Schwierigkeit. Er höhnte seinen alten Freund, der bei jedem zweiten Schritt innehalten mußte, und nahm selbst zwei Stufen auf einmal, um den Gipfel früher zu erreichen als die jungen Leute, die auf der Suche nach Ostereiern seitwärts auf einen steilen Grashang geraten waren.

Benno erinnerte sich, daß er eine Postkarte mit Ostereiern gekauft hatte. Er steckte sie in einen Busch, so daß Ruda sie finden mußte.

„Ein Osterei! ein Osterei!" jubelte das Kind in ihr; „Papa, ich habe ein Osterei gefunden! — Der Osterhase hat eine wunderschöne Postkarte für mich gelegt," wandte sie sich an Benno.

„Hat er etwas darauf geschrieben?" fragte Benno.

„Das nicht; aber er hat an mich gedacht."

„Dann solls vielleicht eine Aufforderung sein, daß Sie ihm schreiben."

„Kann sein. Wer weiß, ob ichs nicht wirklich tue."

Die Aussicht über die Stadt und über die Hügel, die hellgrün Rahmen bildeten, war wirklich prächtig. Und wäre die Aussicht auch weniger offen und erquickend gewesen, sie waren doch alle gestimmt, sie prächtig zu finden.

Während des Abstieges ergab es sich, daß Ruda in einer Streitfrage zwischen den beiden Alten den Herrn Doktor als besonderen Kenner der Vogelwelt zum Schiedsrichter anrufen mußte. Die Sympathie des Postrates wuchs von Minute zu Minute. Und da er durch den Richterspruch Bennos überdies noch recht behielt, kannte die Freude des Alten über den neuen Bekannten keine Grenzen mehr.

„Sie müssen uns allernächstens in der Wohnung besuchen, damit ich Ihnen meine Sänger vorführen kann," sagte er; „gleich das nächste Mal, wenn Sie in die Stadt kommen. Sie fahren ja gewiß häufig herein."

„Besten Dank für Ihre gütige Aufforderung," erwiderte Benno, „ich werde mich sehr bald einfinden. In den nächsten Wochen habe ich wiederholt in der Stadt zu tun."

Ruda, die auch bei freundlicher Laune der Neigung nicht widerstehen konnte, Widersprüche aufzudecken, bemerkte: „Mir sagten Sie doch vorhin, Sie kämen nicht mehr als einmal des Jahres nach der Stadt?"

Benno war eine so gar nicht kleinliche Natur, daß ihm jede Schlagfertigkeit

fehlte. Es dauerte eine ganze Weile, ehe er sich unauffällig aus der Schlinge ziehen konnte. „Sie haben recht, Fräulein; Sie vergessen jedoch eine Arbeit, von der ich mit einiger Hoffnung sprach. Um mich dafür vorzubereiten, werde ich veranlaßt sein, eine Zeitlang viel im Museum für Naturkunde zu arbeiten."

Am Montag nachmittag war er auf der Heimreise. In einer Zeitschrift las er ein Zitat aus den Tagebüchern des Henry David Thoreau: „Die Natur muß vom Gesichtspunkt des Menschen aus betrachtet werden, wenn sie überhaupt betrachtet werden soll; das heißt, ihre Erscheinungen müssen mit Regungen des menschlichen Gemüts in Zusammenhang gebracht werden. Einem Liebenden hat sie unendlich viel zu sagen; wenn ich aber keinen Freund habe, was ist mir Natur? Sie hört auf, eine sittliche Bedeutung zu haben." Er war sich klar, daß er auf der Ausreise mit diesem Satz nichts hätte anzufangen gewußt.

2

Die Morgenpost brachte einen Brief von bekannter Hand. Ruda schob ihn ins Handtäschchen und öffnete ihn erst in der Straßenbahn auf dem Wege ins Amt. Er war von Benno Karlmann anfangs Juli auf Schloß Lossossenko bei Petrosawodsk, Gouvernement Olonez, geschrieben und lautete:

„Die Wälder, die ihr finsteres Grauen bis in den Himmel breiten, haben mich verschlungen, aber die Erinnerung an Sie, geehrtes Fräulein, nicht abgeschwächt. Im Gegenteil, Ihr Bild ist mir lebhaft gegenwärtig, und ich denke immerfort daran, wieviel in Ihnen von der Wildheit liegt, die mich hier umgibt. Solange wir uns häufig sehen konnten, wagte ich nie, Ihnen davon zu sprechen; aber in den vierzehn Tagen, seit ich fast ausschließlich mit der Natur Umgang pflege, ist mir an Mut bedeutend zugewachsen. Ich mache Ihnen also ein Geständnis: wenn Sie auf unseren gemeinsamen Ausflügen bisweilen abbogen und plötzlich hinter einem Baum den Kopf hervorstreckten, überkam mich jedesmal das Gefühl, ein Raubtier lauere mir auf. Das liegt wohl an Ihrem Mund; den makellosen Zähnen, die in zwei breiten und langen Streifen sichtbar werden, traut man zu, sich gerne tüchtig einzubeißen. Wenn ich hier den Wald durchstreife, glaube ich oftmals Ihre Zähne zwischen offenen Lippen hinter Birkenblättern aufblitzen zu sehen.

Was ich da sage, ist nur ein erster, ein schwächlicher Beweis meines gesteigerten Mutes. Ein stärkerer folgt nach.

Sie wissen, wieso ich hierher gekommen bin und welche Verpflichtungen ich übernommen habe. Die Sammlung des Fürsten Lossossenko ist sowohl auf ornithologischem wie auch auf lepidepterologischem Gebiet reichhaltiger, als mir

angegeben wurde, und ich darf nicht müßig gehen, wenn ich die Katalogisierung in der Zeit, die mir zur Verfügung steht, fertigstellen will. Der Konservator, der Bibliothekar, der Sekretär, der ganze kleine Hofstaat des Fürsten, vor allem aber der Fürst selbst ist von liebenswürdigstem Entgegenkommen. Es arbeitet sich leicht, und ich darf hoffen, meine Aufgabe zur Zufriedenheit gelöst zu haben, wenn ich Mitte September zu meiner Schuljugend nach Hause zurückkehre. Insoweit gibt nichts Anlaß zu Unruhe.

Aber dieses Jahr zielt nun einmal darauf, die Fundamente meines Daseins umzugestalten. Das Frühjahr hat damit begonnen, den fühlenden Menschen neuzuschaffen, der Sommer will dem tätigen unerwartete Gebiete erschließen.

Ich hatte ein Gespräch mit dem Fürsten. Meine Arbeitsweise sagt ihm zu, meine Kenntnisse sind ihm durch seinen ehemaligen Studienkollegen in Jena, gegenwärtig unser Ordinarius an der Universität, gerühmt worden, meine Person ist ihm nicht unsympathisch; er findet schwer einen geeigneten deutschen Gelehrten mit russischen Sprachkenntnissen – er nennt mich einen Gelehrten, Sie sehen daraus, wie liebenswürdig er ist; mit einem Wort: der Direktor seines Museums, das einen Weltruf genießt, geht übers Jahr in Pension, und der Fürst bietet mir die Nachfolge an. Ich meine, das Glück streckt mir weit über Verdienst die Hand entgegen.

Ich verschone Sie mit den Details.

Obgleich mir bis in den Spätherbst die Freiheit des Entschlusses gewahrt bleibt, erfahren Sie doch heute schon, daß ich am Scheideweg stehe. Sie erfahren deshalb schon heute davon, weil ich Sie fragen will, ob Sie sich an den Gedanken gewöhnen könnten, auf Schloß Lossossenko, in fremdartiger Umgebung, unter fremden Menschen, mitten unter Birkhuhn, Wolf und Bär, mitten in arktischen Wäldern an meiner Seite zu leben. – Wollen Sie aber die Heimat nicht verlassen, dann will auch ich es nicht; denn meine Zukunft lege ich in Ihre Hände.

Sie sollen nicht gedrängt werden. Für jetzt will ich keine Antwort hören; ich hole sie mir im Herbst, wenn wir unsere Spaziergänge wieder aufnehmen."

Beim Aussteigen schoß Ruda brennend der Gedanke auf, daß sie den Auftakt ihres Tages verabsäumt hatte. Niemals war das geschehen. Ließ er sich noch nachholen? Sie sah nach der Uhr. Plötzlich fühlte sie sich so unwohl, daß sie geradeswegs nach Hause zurückkehren und zu Bett gehen mußte.

## 3

Der hochgewölbte Raum, der den Kanzlistinnen der Abteilung Hofrat Beyer als Schreibstube diente, lag gegen Norden auf eine schmale, stille Gasse hinaus.

Mochte die Sonne noch so heiß brennen, hier blieb es grabeskühl zwischen den dicken, alten Mauern, die völlig abseits standen vom Sommerkurs des Lebens.

„Der lange Graf hat schon nach Ihnen gefragt," rief der Amtsdiener Holub die schicke Lotte an, die eben den Hut ablegte. „Er sitzt natürlich wieder seit halb neun beim Schreibtisch."

„Er kann warten, ich habe noch nicht Zeit für ihn. Inzwischen soll er sich sein braunes Matratzengesicht säubern; vielleicht sieht er dann appetitlicher aus. — Unglaublich, wieviel Staub man auf den Kopf bekommt," setzte sie hinzu, während sie die Wellen ihres schwarzen Haares aufrichtete; „eigentlich müßte man die ganze Frisur aufmachen und das Haar ordentlich durchkämmen. — Übrigens richtig, mich geht der Graf, Gottseidank, nichts mehr an; Ruda ist ihm zugeteilt; sie wirds vielleicht bei diesem unästhetischen Scheusal eher aushalten. Ich traf gestern ihren Vater; sie ist wieder gesund und kommt heute herein."

Der Amtsdiener, der gerne über Ruda sprach, hätte noch einiges über ihr Befinden hören mögen. Aber Lotte war so hoffnungslos mit dem Spiegel beschäftigt, daß er seine Frage in einem Seufzer begrub. In der Türe stieß er mit Ruda zusammen.

„Hier im Zimmer auch?" brach Ruda erregt aus; „ist denn der Teufel im ganzen Haus? Schon in der Einfahrt ist dieser merkwürdige Geruch zu spüren, aber im Korridor ist er so stark, daß mir der Kopf davon ganz wirblig ist."

Bloße Einbildung, meinte der Amtsdiener; sie sei eben vierzehn Tage zu Hause gewesen und müsse sich an den Modergeruch des Amtes erst wieder gewöhnen.

„Aber es riecht gar nicht nach Moder, das ist's ja eben; es riecht so frisch und so lebendig, daß man es dabei in einem dumpfen Zimmer nicht aushält. Ich kenne diesen Geruch, ich weiß nur nicht, wo ich ihn hintun soll."

Nachdem der Amtsdiener die Fenstervorhänge in die Höhe gezogen hatte, begann Ruda sich wieder zurechtzufinden. Sie dankte ihm sogar, und er konnte stolz und froh an die Arbeit gehen. Lotte war mittlerweile mit ihrer Toilette so weit fortgeschritten, daß sie eine Hand frei bekam, um die Kollegin zu begrüßen. Die Schuhe und die Schoß blieben noch vom Staub zu reinigen. Die wichtigste Neuigkeit, von der sie Ruda in Kenntnis zu setzen hatte, war die Zuteilung eines neuen Beamten, des Grafen Staniecki-Studniza. Er gelte zwar für wohlhabend, sei hinlänglich jung und annehmbar liebenswürdig, aber von einer erschreckenden Häßlichkeit. Von einer riesenhaften Häßlichkeit; das sei das richtige Wort; denn er überrage sie um mindestens zwei Köpfe. Eine

ungeheure Gurkennase trete nackt aus dem Gesicht hervor; alles andere, Stirn, Augen, Mund, Wangen, Kinn, verschwinde in einem Wald von Haaren. Nach ihrem Geschmack sei er einmal bestimmt nicht; sie könne Männer ohne Schick, hingegen mit Bart und ungepflegten Händen in den Tod nicht leiden. Lange dienen werde er voraussichtlich nicht; denn er habe droben, wutkiwärts, einen Onkel, einen mächtig reichen Gutsbesitzer, der ihn benötige und den er später auch beerben werde. „Du mußt dich übrigens gleich bei ihm vorstellen," schloß sie ihren Bericht, „denn du arbeitest künftig für ihn. Ich habe für den Hofrat zu tun."

Als Ruda schon im Korridor stand, rief ihr Lotte nach: „Du, denk an deine Familie, verlieb dich nicht in ihn!"

Nach einigen Minuten ertönte ein heftiges Klingelzeichen aus dem Zimmer des Grafen. Lotte und der Amtsdiener stürzten zu gleicher Zeit hinein. Ruda lag mit geschlossenen Augen auf dem Diwan.

„Sie haben gewiß Riechsalz oder Kölner Wasser bei sich," sagte der Graf zu Lotte; und nachdem er Schläfe und Stirn der Ohnmächtigen besprengt hatte: „Das ist sicherlich das Fräulein, das krank war? Sie scheint noch nicht völlig hergestellt zu sein. Hier vor meinem Schreibtisch, in dem Augenblick, wo ich aufschaue, bricht sie mir zusammen. — Ich glaube, sie erholt sich bereits. Es war nur ein kleiner Schwächeanfall."

Ruda kam rasch zu Bewußtsein. Ihre Blicke blieben aber noch eine Weile wie aus einer anderen Welt an dem Grafen hängen. Sie nahm einen Schluck von dem Kognak, den der Graf in der Lade hatte, und konnte bereits aufsitzen.

Der Graf hatte ihren langen Blick bemerkt. „Machen Sie sich nichts draus," glaubte er sie aufrichten zu müssen, „es ist nicht von Bedeutung. Eine kleine Schwäche von der Krankheit her; es hat nichts weiter auf sich. Sie gehen jetzt schön nach Hause, ruhen sich noch einen oder zwei Tage aus, dann kommen Sie wieder."

Ruda lehnte ab. Sie fühle sich kräftig genug; in einer halben Stunde werde sie ihre Arbeit in Angriff nehmen können. Ehe sie das Zimmer verließ, erbat sie vom Grafen Zuweisung der Aktenstücke, die am dringendsten der Erledigung bedurften.

Im Laufe des Vormittags erhielt sie in ihrer Schreibstube den Besuch zahlreicher Kolleginnen aus den übrigen Abteilungen. Man war gespannt darauf, Genaueres über die Krankheit zu erfahren, die ein so interessantes Nachspiel beim Grafen Staniecki gefunden hatte. Daß man Ruda als wenig redselige Natur kannte, reizte die Neugier um so mehr. Jede war bemüht, die andere an

Herzlichkeit auszustechen, um ein verborgenes Körnchen herauszupicken. Aber sie erfuhren nicht mehr, als sie ohnedies wußten. Ruda war einige Tage zu Bett gelegen; es sei aber nicht eigentlich eine Krankheit, sondern vielmehr eine nervöse Abspannung gewesen, zweifellos durch die Hitze verursacht. Der Arzt habe ein Kräftigungsmittel verordnet, und die ganze Sache sei überhaupt nicht der Rede wert. Jetzt möge man sie aber gütigst allein lassen, denn sie habe eine Menge Rückstände wegzubringen und freue sich auf die angespannte Arbeit. Denn Arbeit sei ihr zuträglicher als Müßiggang.

Und das war durchaus die Wahrheit. Sie arbeitete sich die Schwäche, indem sie auf der Schreibmaschine klopfte, bald weg, vor allem wohl dadurch, daß ein Gedanke, der ihr in den Kopf geschossen war, allmählich klarere Form gewann und schließlich bis zu einem festen Vorsatz gedieh.

Vor Bureauschluß lieferte sie das Ergebnis ihres Vormittages ab. Der Graf schüttelte unwillig den Kopf. „Ich habe nicht darauf bestanden, daß Sie nach Hause gehen, weil ich mir dachte, Sie haben Ihre guten Gründe, lieber zu bleiben. Man kann ja nie so recht in die Verhältnisse einblicken. Aber daß Sie sich überanstrengen und mir einen solchen Stoß Erledigungen daherschleppen, das ist ein Blödsinn."

„Es ist kein Blödsinn," versetzte das Mädchen mit Betonung.

„Also kein Blödsinn; nehmen Sie den Ausdruck nicht krumm."

„Es war deshalb kein Blödsinn, weil ich mir durch die Anstrengung den Entschluß gestärkt habe, mit einer Bitte, die ich vorbringen möchte, nicht einmal bis morgen zu warten."

„Reden Sie, Fräulein, reden Sie," lud der Graf in freundlichem Ton ein; „ich bin Ihnen gerne gefällig, wenn es in meiner Macht liegt."

„Ich muß Sie um eine Unterredung bitten, Herr Graf," setzte Ruda leicht und unbefangen ein; „um eine längere Unterredung in einer privaten Angelegenheit . . ."

Der Hüne, der sich vor ihr aufgerichtet hatte, verschlug ihr die Rede.

„Nun, warum bleiben Sie auf einmal stecken?" fragte er väterlich vorwurfsvoll. „Seien Sie doch nicht kindisch, ich beiße nicht. Die Sache ist ganz natürlich. Sie bestimmen, wann und wo; ich habe jeden Nachmittag frei. Wollen Sie morgen oder übermorgen?"

„Danke," sagte das Mädchen; „ich hätte nie gebeten, wenn ich nicht im vorhinein gewußt hätte, daß ich bei Ihnen keiner Mißdeutung ausgesetzt bin, Herr Graf. Ich werde Ihnen keine Ungelegenheiten machen und nicht wieder ohnmächtig werden; Sie brauchen nichts zu fürchten."

„Keine Spur von Furcht, denken Sie nicht mehr daran.“ Wenn der Graf aus seinen kleinen Augen listig blinzelte, geschah es, um jemandem in den Sattel zu verhelfen, nicht, um ihn unterzukriegen: „Ich weiß auch etwas im vorhinein, nämlich, daß wir uns wie alte Bekannte gut sprechen werden.“

Daß sie darauf die Antwort hatte: „Wir kennen uns wohl auch lange genug,“ klang ihm allerdings befremdlich, aber er war unbelästigt von dem Hang der Feigen, das Rätselvolle im Menschen unter den Daumen bekommen zu wollen. Jeden nahm er als Ganzes hin oder er lehnte ab. Wo er aber einmal Sympathie empfand, dort genügte ihm das bloße Dasein als Erklärung.

* * *

In der Nacht war ein heftiges Gewitter niedergegangen, und noch während des Vormittags hatte es ohne Unterbrechung geregnet. Der Weg, der vom Endpunkt der Straßenbahn durch Weidengebüsch den Fluß entlang führte, war aufgeweicht; von Pfütze zu Pfütze lief ein kleiner Bach in der Richtung des Stromes der Stadt zu. Seit einer Stunde jedoch begann sich die Sonne durch die Wolken durchzukämpfen, und Dampf stieg vom Fluß und aus den Auen auf. Das jenseitige Ufer des Flusses war so duftig hingehaucht, daß es gut für den Saum von Traumland gehalten werden konnte.

Ruda wollte gerne hinüber. Sie schlug vor, noch einige hundert Schritte stromaufwärts zu gehen, dann träfe man ein altes Fährboot, um überzusetzen. Der Graf, der immer gut gestimmt war, wenn er sich im Freien bewegen konnte, ging vor Freude auf: „Bravo, das ist ein ausgezeichneter Gedanke! Das erinnert mich an meine Jugend. Wir hatten daheim einen Fluß — wir nannten ihn den Acheron — der mitten durch das Gut meines Vaters floß. Das Wasser war nicht gerade breit, mit ein paar tüchtigen Ruderschlägen war man am anderen Ufer. Und dennoch, sooft ich den Fuß ins Boot setzte, ergriff mich von neuem der wunderbare Schauder: dort drüben liegt ein unbekanntes Land, unbekannt und unerforscht; ein Geheimnis wird mich in seine Mitte ziehen, und mein bisheriges Leben wird mir hinter dem Rücken zerrinnen. Das erwartete Geheimnis genauer auszumalen, davon hielten sich meine Gedanken ferne; ich wollte den jungfräulichen Boden mit unbeschriebenem Gemüt betreten. — Das Unerhörte ereignete sich freilich nie, aber die Hoffnung darauf blieb immer gleich groß und gleich schön.“

„Ich habe leider gar keine Phantasie,“ sagte Ruda; „mir ist die Wirklichkeit gerade bunt genug. Aber der alte Josef winkt, er will abstoßen. Wir müssen uns beeilen.“

Sie konnte gut laufen. Ihre Hüften waren schmal und die Füße lang, daher war ihre Bewegung kein mühseliges Trillern, sondern eine schwungvolle Kadenz.

„Sie sind so tapfer in die Pfützen hineingesprungen, haben Sie die Füße nicht naß bekommen?" fragte der Graf, als sie einander gegenüber im Boot saßen.

„Durchaus nicht; ich trage immer stark besohlte Schuhe."

„Ich hätte mir's denken können. Tüchtiges Schuhwerk paßt zu Ihrer Kleidung. Auf Ihre Toilette muß man sich erst besinnen; so unauffällig fügt sie sich der Umgebung ein. Diese bedachtlose Art, sich zu kleiden, ist sicher die einzig vortreffliche, weil sie das Leben nicht erstickt. Ich kann mir vorstellen, daß ich Sie vom Fleck weg auffordern könnte, mit mir eine beschwerliche Reise durch unentdeckte Gegenden zu unternehmen. Sie sehen aus wie jemand, der sich ein für allemal auf eine lebenslängliche Wanderschaft eingerichtet hat."

„Ja, wirklich, haben Sie das bemerkt?" sagte Ruda, und zum erstenmal war sie mit voller lebendiger Wärme ihrem Begleiter zugewendet. Es war ein Moment der Entspannung, wie beim Einfallen in den gleichen Marschrhythmus. „Sie müssen es übrigens wissen; und wenn Sie es nicht wissen, so werden Sie es bald erfahren, und wenn Sie es erst erfahren haben, so werden Sie erkennen, daß Sie es lange schon wußten."

Der Graf wiegte den Kopf und überlegte. „Sie mögen, weiß Gott, recht haben," stimmte er dann kräftig zu. Seine Antwort war nicht auf ihre Anspielung zurechtgeschnitten, sondern kam ihm von innen lebhaft zugetragen auf die Lippen. „Ich sehe oft Menschen und Situationen vor mir, die fraglos Erinnerungen sind, und kann doch nicht drauf kommen, mit welchem Erlebnis sie zusammenhängen. Und es sind gerade die reizvollsten Momente, die häufig nur höchst unvollkommene Erinnerungen zurücklassen; just als sollte ihnen der Duft von etwas nur Geträumtem zurückgegeben werden. Eine besondere Gnade des Geschickes wäre es dann, wenn es die allertiefsten Erlebnisse aus unserem Gedächtnis völlig verlöschen würde, damit uns das Herzweh erspart bliebe, sie im Gerümpel der Vergangenheit finden zu müssen. Ja, das ist denkbar. — Kennen Sie sich wirklich aus, wo wir jetzt landen?" setzte er hinzu und zog sie mit einem so kräftigen Ruck auf den Landungssteg, daß er sie nur durch eine Umklammerung mit dem linken Arm davor bewahren konnte, von seinem Schwung ins Wasser geschleudert zu werden. Dabei stieß er, von seiner eigenen Heftigkeit erschreckt, einen rauhen Grunzlaut aus.

Ruda streifte die gelbe Haarlocke, die ihr über die Wange gefallen war, unter die Kappe zurück und sagte kurz: „Gehen wir."

Vor ihnen lag unabsehbar die Au gebreitet. In der Ferne blinkten die Fensterscheiben aus der nächsten Ortschaft. Die Sonne hatte sich schließlich sieghaft durchgerungen, und man konnte sich in der gedämpften Wärme leicht und schwebend fühlen.

Sie gingen eine Weile schweigend, aber doch in guter Fühlung miteinander, denn sie hatten mühelos in den gleichen Schritt gefunden.

Als sich der Karrenweg gabelte und mit dem einen Arm in Windungen nach dem Ufer zurückführte, bog Ruda in den anderen ein, der sich landeinwärts ins Buschwerk zog.

„Ich kenne diese Gegend genau," beantwortete sie jetzt die Frage von vorhin; „in früheren Jahren sind wir oft hier gewesen, Vater und ich, und leise von Busch zu Busch geschlichen, um den Dorngrasmücken aufzulauern. Vater war erpicht darauf, die erste Strophe ihres Liedes zu erlauschen; aber es gelang ihm nicht. So oft er eine zu Gehör bekam, war sie schon bei der zweiten Strophe. Ich war natürlich lange nicht so aufmerksam wie er und konnte dennoch jedesmal das ganze Lied hören. Darüber wurde er regelmäßig zornig, er neidete mir das schärfere Gehör; so gestand ich es später nicht mehr ein."

„Die Schärfe des Gehörs gibt nicht den Ausschlag," warf der Graf energisch dazwischen; „darauf kommt es an, ob einer Urstoff in sich trägt. Wer wenig besitzt, oder gar keinen, der torkelt im Leben umher wie ein Schiff ohne Ballast. Je mehr ein Mensch von Urstoff erfüllt ist, desto unmittelbarer hängt er mit der Natur zusammen und desto müheloser versteht er ihre Geschöpfe; ganz aus Eigenem heraus. Der bloße Naturfreund erfährt nie mehr, als was ihm Aug' und Ohr vermitteln. Ich kannte einen Förster — lachen Sie nicht — der verstand die Sprache der Vögel."

„Das erscheint mir nicht lächerlich; sonst ginge ich jetzt nicht an Ihrer Seite," erwiderte Ruda. Nach einer Pause fuhr sie fort: „Damals ahnte ich noch nicht — höchstens ab und zu ganz flüchtig —, daß zwischen Mensch und Tier eine Gemeinschaft möglich sei, ja daß sich das ganze Schicksal eines Menschen um ein Tier drehen könne. Und doch ist es so gekommen.

Im verflossenen Herbst — ich glaube, es war im November — wurden wir eines Tages wegen einer dringenden Reparatur eine Stunde vor Bureauschluß heimgeschickt. Der Mutter gibt jede Abweichung vom Alltäglichen Anlaß zu Auseinandersetzungen und Aufregungen, und ich wollte daher die Stunde außer Haus hinbringen. Die Trambahn führt mich jeden Tag am Tiergarten vorbei, und ich hatte seit langem die Absicht, mich wieder einmal in der Menagerie umzusehen. Das war eine Gelegenheit, ich ging hinein. Wenige Tiere

waren im Freien, die meisten waren in die Winterhäuser eingeschlossen. Die Eulen und Geier, die Steinböcke und die Füchse — ich schlenderte ohne Interesse an ihnen vorüber. Unbefriedigt wollte ich mich bereits auf den Heimweg machen, als es hinter mir plötzlich aufwimmerte wie von einem kleinen Kind. Ich sehe mich um und merke, daß ich in meiner Verdrossenheit achtlos an dem Bärenzwinger vorübergegangen war. In dem Augenblick aber, wo ich mich umwende, macht der braune Bär einen Luftsprung, und einen zweiten und einen dritten, rennt an das Gitter an, springt in den Käfig zurück, reckt den Hals aus den Schultern heraus, drückt die Stirn und die Schnauze auf den Boden und stößt einen so furchtbaren Schrei aus, daß ich voll Entsetzen angewurzelt stehen bleibe. Eine Zeit vergeht, starr und lautlos. Dann rollt er sich langsam auf die Seite, das Gesicht mir zugewendet, und steht auf. Ich trete näher und komme ans Gitter heran. Nie haben mich die Blicke eines Menschen so gepackt. Hätte mich die Barriere nicht gehindert, ich wäre ohne Bedenken in den Käfig hineingesprungen. Nun aber saß er breit da und schlug die Pfoten sanft bittend aneinander. Er tat mir leid, so schrecklich leid! Er war so unglücklich über den Schrecken, den mir sein toller Freudenausbruch eingejagt hatte und gab sich alle Mühe, durch freundliches Fletschen und possierliche Tatzenschläge seine Ungefährlichkeit zu beweisen. Sein Schrei war nämlich ein Freudenschrei gewesen, tolle Freude, weil ich seinethalben umgekehrt war. Ihn aber jetzt so unglücklich und rührend bitten zu sehen, und nichts für ihn tun zu können, das drückte mir das Herz ab. Ich riß mich los und lief davon. Am nächsten Morgen wollte ich wiederkehren, noch vor dem Bureau, und ihm Futter bringen.

Den ganzen Tag über ging ich traumverloren, einzig und allein mit dem Gedanken an den Bären beschäftigt. Mir war zumut, als sollte mir ein langerwartetes Versprechen endlich erfüllt werden. Ich fühlte ganz anders wie sonst, und die Welt um mich war eine andere: eine versprochene Welt; und was ich sah, waren nicht Gegenstände, sondern Übergänge von Gegenstand zu Gegenstand, ohne Konturen. Die Gitterstäbe schmolzen, im Park schossen Bäume auf und wurden grün, die Menschen in den Straßen wurden surrende Mücken, und der Bär? nein, er war kein armer Häftling, das war nur Täuschung gewesen! Ich sah ein herrliches, braunes Tier, das zwischen bemoosten Baumriesen auf mich zukam! Auch mein Mitleid hörte auf, Mitleid zu sein; was ich empfand, war gleichfalls ein unmerklicher Übergang, der mich wie frohe Bewunderung hochhob. Und während so Stunde um Stunde dahinglitt und der Abend kam, wurde meine Phantasie immer kühner. Die einzelnen Ge-

danken sind mir freilich entfallen, denn was als Wirklichkeit bald folgen sollte, war tausendmal erstaunlicher als die Seifenblasen meines armen Hirnes; so viel weiß ich noch, daß ich mir wünschte, selbst ein Bärenweibchen zu sein und zusammen mit ihm irgendwo in einem wilden, unzugänglichen Forst, unerreichbar fern von den Menschen, ein Tierleben zu führen. — Immer noch in diese Träume eingesponnen, verschloß ich mich nach dem Gutenacht in mein Zimmer und begann mich zu entkleiden.

Die Nachttischlampe brannte schlecht. Ich setzte mich auf den Bettrand, um die Birne festzuschrauben. Da zuckte sie ein paarmal auf und verlöschte. Was dann geschah, weiß ich nicht mehr genau; ich wurde mit sanfter Gewalt ins Kissen niedergedrückt und konnte oder wollte nichts dagegen. Als ich mich wieder leben spürte und die Augen öffnete, lag ich mitten in einem samtbraunen Nebelmeer; wenigstens schien es mir so. Der Bär, leibhaftig, aber nur mit Kopf und Brust, trat aus dem Nebel wie ein Bild aus dem Rahmen hervor. Ich erschrak nicht ein bißchen; mir war wundervoll, weich gebettet und gehüllt. Ich verhielt wohl den Atem, aber nur um den Zauber nicht zu verscheuchen. Eine Ewigkeit wäre mir nicht zu lang gewesen. Aber der Nebel begann zu klingen, erst leise, dann lauter, wie das Echo eines tiefen Glockentones. Es war die Stimme des Bären. ‚Ich habe zu dir kommen können, weil deine Sehnsucht nach mir stärker war als alles andere. Willst du mich begleiten?‘ — Das sagte er. Ich konnte nicht überlegen, ich konnte nicht fragen, ich konnte überhaupt nicht sprechen, ich fühlte nur, wie mein Wunsch für mich antwortete: ‚Ja.‘ Er mußte mein stummes Gefühl gehört haben, denn er sprach weiter und versprach wiederzukommen: ‚Und dann beginnen wir die Wanderung,‘ sagte er, ‚die Wanderung nach dem alten Wald, der uns gehört, den Tieren; dir und mir. Das Ziel liegt in weiter Ferne, und nur langsam werden wir vorwärts kommen; denn wir müssen uns durch die Menschen durchdrängen, die sich vor jedem Wanderer gröhlend keilen, den die Heimat lockt. Sie wissen es, die jetzt die Herren sind der Erde, daß ihr jämmerliches Werk, Menschenwerk, zusammengeflickt ist aus Raub am Tierischen und zusammenfällt, wenn der Beraubte sein Eigentum zurückfordert. Deshalb soll jeder das Tier in sich niederhalten, das wollen sie. Schwere Zeiten stehen dir bevor und bitteres Leid, ehe du dich befreist.‘ Die letzten Worte klangen am tiefsten: ‚Deine Sehnsucht weist den Weg; halte sie schlicht und heilig. Solange du auf sie hörst, werden wir vorwärtskommen. — Für heute, ruhe jetzt und schlafe!‘

Das war der Anfang unserer Freundschaft. So wie ich ihm jeden Morgen

vor dem Bureau Futter brachte, so kam er jede Nacht und holte mich ab. Sein Erscheinen kündigt sich jeden Abend auf die gleiche Weise an: sobald ich die Nachttischlampe ausdrehe, fühle ich mich bei den Schultern niedergedrückt, mein Sinn verwirrt sich, und ich merke nur noch, daß die Finsternis sich zu einer Mauer verhärtet. Dann hör' ich sie bersten und weiß nichts mehr, bis ich mich in einer Waldlichtung wiederfinde; der Bär steht neben mir, und wir brechen auf. Immer wieder ist es eine neue Gegend, und doch der von der vorhergegangenen Nacht ähnlich. Wir wandern ganz nahe aneinander hin, stundenlang, immerfort im Schweigen. Das Schweigen ist rund um uns herum und wird nicht durchbrochen, wenn wir miteinander reden. Er spricht zuweilen sehr lebhaft, aber in einer Sprache, die nicht menschlich ist; es geht von innen zu innen und gibt keinen Laut. Auch das Rauschen in den Baumwipfeln macht keinen Lärm, und die Bäche, über die er mich hinwegträgt, tosen nicht. — Morgens, wenn ich in meinem Bett erwache, schiebe ich das Aufstehen gerne noch eine Zeitlang hinaus und versuche mir seine Worte, solange sie noch warm sind, in Sprache zu übertragen. Mitunter gelingt es; einiges konnte ich schnell mit dem Bleistift hinwerfen. Hier habe ich ein ganzes Bündel Blätter vollgekritzelt, lauter Dinge, die er zu mir sprach und die ich bei Bewußtsein noch im Ohr hatte. Das meiste aber ließ sich nicht wiedergeben, weder von seinen Reden bei Nacht, noch von denen bei Tag; denn er gesellte sich oft auch bei Tag zu mir, wenn ich allein spazierenging, besonders auf abgelegenen Wegen.

So währte es den ganzen Winter fort bis ins Frühjahr hinein. Es war ein unbegreifliches Leben, das ich führte, fast ein glückliches Leben. Oder vielmehr, es war kein glückliches Leben, denn zwei Sorgen saßen da, furchtbar festgekrallt. Die eine, daß ich mich mehr und mehr von den Menschen entfernte. Ich konnte ihre Worte nachsagen, aber ich konnte sie immer weniger verstehen; gerade umgekehrt, wie es mir dem Bären gegenüber erging: ich wäre nicht imstande gewesen, seine Worte nachzusagen, aber verstehen konnte ich ihn gut. Und das andere war die Angst, ob er nicht plötzlich ausbleiben würde. Ihn zu fragen, wagte ich natürlich nicht; ich konnte mir über unseren Weg überhaupt keine Klarheit verschaffen, denn unser Gespräch verdünnte sich ja nie zu Worten. Ich mußte mich mit dem begnügen, was ich morgens im Halbschlaf festhalten konnte. Der Sinn war immer der gleiche, es war die Verheißung eines ungeahnten Wunderlebens. Hier zum Beispiel steht auf einem Blatt: ‚Regen flutet auf die Felder nieder, und die Wege werden grundlos. Wer Glauben gesät hat, dem wird ein Wunderland erstehen in jungem Grün,

zu wundervoll für Bangnis, zu wundervoll für Seligkeit.' Aber in dem Warten und Hoffen wuchs meine Sehnsucht nach diesem Wunderland so gewaltig an, daß ich den Alltag kaum mehr ertrug. Er überschätzte meine Kraft, denn es kam eine verzehrende Erschöpfung über mich, eine lähmende Mutlosigkeit. Ich bekam oft mit erschreckender Deutlichkeit zu spüren, daß ich mich an der Doppelexistenz, zu der ich gezwungen war, aufreiben mußte. Der Riß zwischen der gewohnten Umgebung und dem, was der Bär verheißen hatte, klaffte bis zur Unerträglichkeit. Ich wußte mir nicht Rat, auf welche Weise ich mich aufrecht erhalten sollte, und wäre doch lieber gestorben, als daß ich mich einem Menschen anvertraut hätte.

Da kam mir unerwartet Hilfe von außen. Ich lernte durch einen Zufall in der Osterzeit an einem amtsfreien Tag einen Menschen kennen, mit dem ich von da an häufig zusammentraf. Er gefiel mir gar nicht sehr gut; das nicht. Aber er tat mir wohl, besonders deshalb, weil ich sehen konnte, wie ihm das Beisammensein mit mir Freude bereitete. Er war ein guter Mensch, gut und klug und forderte nicht die geringste Rücksicht für sich, sondern war dankbar, wenn ich mit ihm eine Stunde verplauderte. Jede Woche fuhr er zwei Stunden weit mit der Bahn in die Stadt herein, um mich auf meinen Nachmittagsausflügen zu begleiten. Wenn ich in seiner Gesellschaft war, gewann ich selbst wieder Ruhe und Kraft, weil er so sicher stand, im Leben und in seinem Beruf. Er war der schroffste Gegensatz zu mir. Der Bär wurde in dieser Zeit während unserer nächtlichen Wanderungen immer eindringlicher, er sprach immer lebhafter und lebhafter auf mich ein; aber ich hatte nicht mehr die rechte Leichtigkeit, ihn zu verstehen. Ich ahnte wohl, daß ihm meine Zusammenkünfte mit dem Lehrer nicht recht waren. Ich hätte sie aufgeben sollen und nahm wiederholt einen Anlauf dazu. Aber ich konnte mich nicht ernstlich entschließen, ihn zu verabschieden. Ohne diesen Mann mit seinem unerschütterlichen Frieden wäre ich damals am Wege liegen geblieben. Ich wollte, der Bär hätte das begreifen können. Aber er begriff es wohl nicht, denn obwohl er bei Nacht unverändert zu mir war, während des Tages ließ er sich nicht mehr blicken.

Einige Wochen später mußte der Lehrer verreisen. Er hatte in Rußland zu tun. Ich hörte nichts von ihm; als ich aber eines Morgens seine Schriftzüge auf einem dicken Brief las, wurde ich so erregt, daß ich den Bären vergaß. Erst vor dem Amt fiel mir ein, was ich verabsäumt hatte. Der Schrecken darüber und der Brief — ich wurde krank, wie Sie wissen. Während der ganzen Zeit meiner Krankheit hat sich der Bär nicht um mich gekümmert. Nicht ein einziges Mal ist er erschienen, und ich habe es bis jetzt noch nicht gewagt, zu

ihm zu gehen. Seit drei Wochen sind unsere Wanderungen eingestellt, ich weiß nichts mehr von ihm."

Sie waren nahe an die Ortschaft herangekommen. Der Karrenweg mündete hier in die Fahrstraße ein, die längs des Eisenbahndammes durch die linksufrigen Vororte der Hauptstadt herausführte. Ein südlicher Lufthauch brachte aus den Fabriken in der Ferne das Signal zum Feierabend zu.

Die Straße war von heimkehrenden Arbeitern belebt. „Ich sehe dort eine Gastwirtschaft," lenkte der Graf jetzt die Aufmerksamkeit nach außen, „es wird gut sein, wenn wir eine Viertelstunde rasten."

Ruda erhob keinen Einwand. Sie fanden im Garten einen Platz, der gerade noch vom hellen Tag bespült war und doch schon in die Stille des Abends hinüberglitt. Der Wirt brachte Hausbrot und Butter und gerebelten Wein.

„Sie sind wohl sehr verwundert, weshalb ich Ihnen das alles erzähle," sagte Ruda über das Weinglas hinüber, das sie an die Lippen zu setzen im Begriff stand. Der Graf, der mit Wohlgefallen sah, wie ihr Gesicht ins heitere Abendgold hineinleuchtete, erwiderte ohne Feierlichkeit, aber doch mit unzweideutigem Ernst: „Ich bin sicher in diese Angelegenheit mithineinverknüpft und bin es gerne, wenn ich auch nicht weiß, auf welche Art. — Na, auf Ihr Wohl, Fräulein Ruda! Ich wünsche Ihnen, daß Sie dem Bären nicht mehr begegnen."

Er trank mit einem Zuge leer.

Ruda stellte das Glas unberührt nieder. Ein verlegenes Lächeln trug ihm vorsichtig die Frage zu: „Sie haben also vergessen, was mir der Bär einmal, gleich in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft, ankündigte? Das wissen Sie nicht mehr, daß er meiner Untreue in seiner vollen Macht entgegentreten wollte?"

Der Graf lehnte sich zurück und klopfte mehrmals heftig mit beiden Händen seinen Bart hinab. Dann räusperte er und schenkte sein Glas wieder voll; er trank aber nicht, sondern blieb eine Weile stumm über seinen Wein geneigt und schnoberte das Aroma auf. Schließlich, nachdem er nochmals geräuspert hatte, schlug er mit der Faust auf den Tisch und fuhr los: „Der Wahrheit die Ehre, mein liebes Fräulein! Ich bin zwar ein rechtes Scheusal von Ansehen, das weiß ich. Aber ich bin mir nicht bewußt, der Bär zu sein, mit dem Sie ein halbes Jahr lang Wanderungen unternommen haben und den Sie jeden Morgen füttern. Andererseits kann ich ebenwenig mit Bestimmtheit behaupten, daß ich dieser Bär nicht bin. Ich bin kein Gelehrter und weiß nicht, wie sich die Wissenschaft zu unserem Fall stellt, und übrigens pfeif' ich auf das ganze

wissenschaftliche Gewinsel; ich bin ein einfacher und gerader Mensch, und für mich gibts einen Gott und einen Teufel und gute Geister und böse Geister, und so wie ich mir vorstellen kann, daß morgen plötzlich alle Fische fliegen, ohne daß sich ein Mensch darüber wundert, so kann ich mir ebensowohl denken, daß Ihr Bär um Ihretwillen in mich hineingeschlüpft ist, ohne daß ich es merken mußte. Vielleicht besteht eine innere Verwandtschaft zwischen uns, zwischen ihm und mir; vielleicht bin ich ihm sympathisch, wie jeder sich selbst am besten gefällt; denn äußerlich in der Visage haben wir ja jedenfalls eine gewisse, für uns beide gleich schmeichelhafte Ähnlichkeit. Aber es ist mir ganz egal; ich halte mich dabei nicht weiter auf. Erfreulich ist mir, daß Ihre ehrende Auffassung uns zusammengeführt und mir Ihr Vertrauen eingetragen hat. Meine Aufgabe wird es sein, Ihnen auf die Beine zu helfen und Sie nach Möglichkeit von dem Spuk zu befreien, der Ihnen an den Kräften zehrt. Darauf können Sie jetzt doch trinken, da es der Bär selber ist, der Sie dazu auffordert!"

Das Mädchen atmete erleichtert auf; sie stieß mit dem Grafen an und trank einen tüchtigen Zug.

„Meinen Sie nicht, daß ich morgen in den Tiergarten gehen soll und nachsehen, wie es dem Bären geht?" fragte sie schüchtern.

„Keinesfalls. Sie haben im Tiergarten nichts mehr zu suchen!" erklärte der Graf kategorisch. „Geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie nicht hingehen; morgen nicht und übermorgen nicht und überhaupt nicht mehr. Das ist Bedingung." Da Ruda zögerte, in die dargebotene Hand einzuschlagen, hielt es der Graf für passend, sich zu verbessern: „Sie brauchen mir nicht die Hand zu geben, Ihr Wort genügt mir."

Sie war gerne bereit, sich durch ein Versprechen binden zu lassen. Zur Heimkehr benützten sie die Eisenbahn. Der Zug war übervoll, und sie mußten im Seitengang stehen. Der Graf, der während der Fahrt fast allein das Gespräch geführt und Jagdgeschichten aus Sibirien erzählt hatte, sagte beim Abschied in der Halle des Bahnhofsgebäudes: „Und von jetzt ab versuchen Sie möglichst wenig an das Bärenabenteuer zu denken. Das gehört der Vergangenheit an. Von Ihren Zukunftsplänen höre ich, wenn wir uns das nächste Mal im Freien treffen. Ich wünsche, sehr bald. Wenn Sie mir helfen, wird es mir gewiß gelingen, den Bären aus Ihrem Leben fortzuschaffen."

Nach dem Abendbrot zog sich Ruda gegen ihre Gepflogenheit nicht sogleich in ihr Zimmer zurück. Sie setzte sich ans Pianino und spielte aus dem Volksliederalbum „Die Troika", „Schöne Minka, ich muß scheiden" und was das

Heft sonst noch an russischen Weisen enthielt. In dem einen und anderen der zahlreichen Vogelbauer erwachte ein leises Piepsen. Die Mutter fürchtete, der Postrat würde die Störung seiner schlafenden Herzblättchen übel auffassen, und wollte Ruda verwarnen. Aber der Postrat wehrte ab und spitzte selbst die Lippen, um seine Sänger anzufeuern. Bald sang ein lauter Vogelchor zur Melodie: „Warum, liebes Mütterlein, nähest du am Sarafan . . ."

4

„Herr Holub," rief die schwarze Lotte zur Türe hinaus, „rufen Sie schnell die Mädchen zusammen! Sie ist gerade beim Hofrat, wir können indessen das Zimmer in Gala stecken."

Sie holte aus ihrem Schrank zwei Armvoll grüner Tradescanziengewinde und schmückte damit Rudas Schreibtisch. Mit der dichtesten Girlande rahmte sie die Tischplatte auf drei Seiten ein, die kürzeren und lose gebundenen befestigte sie an den Seitenwänden und vorne an den Schubladen. Die Maße waren durchwegs richtig getroffen. Auf ihr Auge durfte sie sich verlassen; von dem Schick ihrer Hände gar nicht zu reden. Schick ging ihr über alles, die Sache und das Wort. Rotbackig und vergnügt summte sie vor sich hin: „Die schicke Mali, der schicke Schani."

Es klopfte kurz und knöchern an der Türe, die bucklige Kanzlistin aus der Abteilung VII trat ein: „Bin ich die erste? Herr Holub macht es so dringlich, daß ich in der Eile mein Butterbrot hinwerfe und ansause. Ich wills lieber noch in Sicherheit bringen, sonst ißt mirs einer weg."

„Bleiben Sie nur da," erwiderte Lotte und ging daran, die Sesselbeine zu umwinden; „reichen Sie mir die Schere, das Zeug hängt zu lang am Fußboden."

„Hat sie denn Erlaubnis, vor drei nach Hause zu gehen?" Der Neid der Buckligen beknabberte die geringfügigsten Bröselein.

Bis zu Bureauschluß werde sie sicher nicht bleiben. In Abwesenheit des Grafen übernehme der Hofrat eben ihre letzten Arbeiten; dann bliebe der Glücklichen nur noch der Abschied von den Freundinnen, und ihre Beamtenlaufbahn sei zu Ende.

Ihr Leiblied wieder summend, kramte die schicke Lotte aus der Mittellade ihres Schreibtisches ein Transparent hervor und wies voll Stolz darauf „Sehen Sie, wie schön mein Bruder malen kann! ‚Auf allen Deinen Wegen ruhe Gottes Segen.' Das nageln wir oben an die Türe und die weißen Sträußchen rundherum, damit sie unter Blumen die Stätte ihrer langjährigen Wirksamkeit verlasse. Hübsch gesagt, nicht wahr? — Warten und draußenblei-

ben," rief sie, da sich die Kolleginnen im Korridor hören ließen; „jetzt kriegt die Türe ihren Schick!"

Die Bucklige half, so gut sie konnte. Obgleich sie mit Reißnägeln, Bindfaden und Schere geschäftig zwischen Tür und Tisch hin und her eilen mußte, bestand sie dennoch auf der Beantwortung einer Frage, die Lotte in ihrem Dekoriereifer überhört hatte: ob denn der Zukünftige nicht gleichfalls Beamter sei? — Professor sei er, erklärte Lotte; Lehrer am Gymnasium in einer kleinen Stadt, nicht sehr weit weg. Amüsierlich werde das Leben in einem solchen Provinznest freilich nicht sein, aber immerhin Gold gegen die ursprüngliche Absicht des Bräutigams, eine Stelle in Rußland anzunehmen. Das sei doch ganz verrückt; dafür habe Ruda auch gedankt und ihr Jawort nur unter der Bedingung gegeben, daß sie im Lande blieben.

„Besser als uns geht es ihr auf jeden Fall," meinte die Bucklige, „auch wenn sie nach Rußland hätte übersiedeln müssen."

Lotte musterte das Zimmer; es sah im Gegensatz zu dem trüben Oktoberwetter draußen wohltuend freundlich aus, ein richtiger Blumenhain. Die Künstlerin war zufrieden und ließ die Kolleginnen eintreten. Jede brachte einen kleinen Strauß Blumen, das war verabredet worden. Die Jüngste, eine langaufgeschossene Brünette mit bleichsüchtigen Wangen und wasserhellen Augen, trug ein Körbchen mit Trauben am Arm. Sie hielt sich in die Fensternische gedrückt; denn der nüchterne und frivole Ton, in dem von Rudas bevorstehender Hochzeit und von der Ehe im allgemeinen gesprochen wurde, verletzte sie tief. In ihren Augen handelte es sich in der Ehe nicht um Versorgung, sondern um den Bund zweier Herzen, die ohne einander nicht leben und selig werden konnten. Und Ruda war die letzte, die einem anderen Gebot folgen konnte, als dem ihres heißen Herzens; denn das war Ruda, ein Herz, kalt für alle aus Glut für den Einen. Die widerlichen Gänse alle! —

Ruda, die es bei aller Verschlossenheit sonst niemals der Mühe wert hielt, ihre Gemütsverfassung zu verbergen, machte angesichts einer Schar Menschen, für welche sie in den Blickpunkt gestellt war, Anstrengunen, heiteren Übermut zur Schau zu tragen.

„Ich danke euch allen für Eure Glückwünsche und für Eure schönen Blumen," sagte sie und zitterte innerlich dabei; „aber ich habe das alles nicht verdient. Ich war niemals so nett zu Euch, wie Ihr zu mir. Und doch bedaure ich es nicht; wäre ich netter gewesen, so hättet Ihr mich gewiß nicht so reichlich bedacht. Ich muß es wenigstens glauben, wenn ich sehe, daß der einzige Mensch, der mir hier Dank schuldig ist, weil ich mich bei seinen Erledigungen

immer für den Amtsschimmel eingesetzt und ihn vor zwölf Dutzend Nasen bewahrt habe — dieser einzige Mensch, der Graf Staniecki, ist natürlich der einzige, der mir nicht gratuliert hat, sondern vorzieht, zu Hause einen verrenkten Fuß zu pflegen." Oh, das war zu dick aufgetragen! Sie verbesserte sofort: „Das ist selbstverständlich nur ein Scherz. — Übrigens ist an dem ganzen Heiraten nicht viel dran, und wenns in der Ehe genau so lustig ist wie vorher, so wünsch ich euch allen, daß ihr recht bald meinem Beispiel folgt. Nochmals Dank für alles Liebe, und wenn ihr im Sommer auf Urlaub geht, so kommt ihr mich alle in meiner Einsamkeit besuchen. Abgemacht!"

Sie reichte einer nach der anderen ihre eiskalte Hand. Die bleichwangige Brünette brach in Schluchzen aus. „Nicht kindisch sein," sagte Ruda, „das ist doch kein Abschied fürs Leben. Wir sehen uns ja wieder, und Sie sind die erste, die mich aufsucht."

Die Mädchen mußten wieder an die Arbeit. Lotte und Ruda blieben allein, und das Gespräch kam auf Toilettefragen. Ruda hatte von einem weißen Brautkleid nichts wissen wollen, aber Benno, der Bräutigam, war nicht davon abzubringen. Es wäre übrigens möglich, daß das Kleid nicht zur rechten Zeit fertig würde. Bis zur Hochzeit seien ja nur mehr vier Tage; Freitag, Samstag, Sonntag. Gar nur mehr drei! Eine heiße Welle schoß ihr in den Kopf.

„Jetzt muß ich gehen," sagte sie unvermittelt. „Habe ich auf dem Schreibtisch nichts mehr, was dem Grafen gehört?" Nein, sie hatte alles zurückgestellt. In einer Lade fand sie aber einen goldenen Anhängebleistift. Sie drehte ihn in der Hand und zögerte. „Gib du ihm den Bleistift zurück, wenn er wieder hereinkommt," stieß sie endlich hervor; „ich mag ihn nicht offen auf seinen Schreibtisch hinlegen."

Die beiden Arme voll von Blumen stand sie auf der Straße in einem milden, lauen Regen. Ein leerer Wagen kam vorüber; sie rief ihn an und fuhr nach Hause. — Während die Familie bei der Suppe saß, brachte der Chauffeur die Blumen herauf, die Ruda im Wagen liegen gelassen hatte.

* * *

Das war nun schon der siebente Tag, den Graf Staniecki im Hause zubrachte. Hätte er nicht seinen guten Grund gehabt, dem Amte fernzubleiben, so wäre die Anordnung des Arztes, den verstauchten Fuß ruhig zu halten, zweifellos ins Leere gefallen. Ging er aber nicht ins Amt, so durfte er auch nicht in den Nachmittagsstunden auf der Straße gesehen werden. Vierundzwanzig Stunden des Tages ohne Luft und Bewegung in vier Wände eingekerkert zu sein, das

war ganz und gar nicht sein Geschmack. Langeweile war es nicht, die ihn quälte; er langweilte sich niemals, wenn er allein war; aber sein Blut wurde dick, rauschte ihm in den Halsadern und ließ ihn zu keinem ruhigen Atemzug kommen.

Er ging mit dem Samowar zur Wasserleitung, um frisches Teewasser zu holen. Das Platschen des Wassers war ein angenehmes Geräusch, weil es die inneren Körpergeräusche übertönte. Ja, heute war der Tag, an dem sie das Amt verlassen sollte; morgen werde er also ausgehen können. Morgen? Ließ es sich wirklich wagen? Wenn sie an einer Arbeit noch etwas nachzutragen fände? Sie war ja so schrecklich gewissenhaft, und es wäre denkbar, daß sie bis zum letzten Moment ihren Dienst versehen würde. Vor Sonntag war an Ausgehen nicht zu denken. Das Wasser war übergelaufen, er trug es hinein und zündete den Kessel an. Zwei Tage, noch zwei schauerlich lange Tage werde er wie ein Bär von einer Ecke des Zimmers zur anderen laufen müssen. Ja, wie der Bär. Die Bedienerin hatte zu stark geheizt; jetzt im Oktober. Und der Ofen stand noch in voller Glut. Er warf den Hausrock ab und wollte eben zum zwanzigstenmal nach seinen Gewehren sehen, als die Wohnungsglocke klingelte. Er ging öffnen.

„Fräulein Ruda, Sie bei mir? Ist das nicht gegen die Verabredung?"

„Wenn ich es auf mich nehme, zu Ihnen in die Wohnung zu kommen, so können Sie wohl denken, daß ich etwas Wichtiges zu sagen habe. Wenn ich Ihnen übrigens die Zeit stehle, so kann ich ja wieder gehen."

„Das verdient selbstverständlich keine Widerlegung. Wenn niemand Sie ins Haus treten sah, dann ist alles in Ordnung. Hier sind wir allein. Kommen Sie um Gottes willen nur herein; Sie sind wieder furchtbar aufgeregt, und das letztemal schienen Sie doch ruhig und voller Zuversicht."

Er führte sie ins Zimmer und schob ihr einen Fauteuil hin. Sie warf sich tief hinein und schloß die Augen. Der Graf räumte das Teegeschirr zur Seite, ließ die Fenstervorhänge herab und machte sich im Alkoven zu schaffen, um ihr Zeit zu geben, sich zu beruhigen. Ihre Zähne schlugen aufeinander. Der Thermometer zeigte kaum vierzehn Grad. Vier mächtige Scheite Holz lagen da, er schob sie in den Ofen, goß den Tee auf und stellte eine heiße Tasse vor sie hin. Schließlich setzte er sich ihr gegenüber auf die Sophaecke, und da sie immer noch nicht sprach, redete er sie an: „Wollen Sie mir nicht sagen, liebe Ruda, was Sie neuerdings in Unruhe versetzt hat?"

Es verstrich noch eine Weile, ehe sie Antwort gab; erst rang sich noch ein Seufzer los. „Ich will lieber gehen," sagte sie dann „ich bin schon wieder vernünftig. Es war nur eine dumme Aufwallung, weil Mutter mir das Braut-

kleid anprobieren wollte. Ich gab vor, etwas Wichtiges im Amt vergessen zu haben, und lief auf und davon. — Adiö jetzt."

Der Graf antwortete nicht. Sie erhob sich und blieb vor dem Fauteuil stehen: „Sie wissen mir kein Wort zum Abschied zu sagen? Gut, ich kann auch so gehen."

Gurgelnd verfolgte er ihre Bewegungen, und ehe sie die Klinke zu fassen bekam, war er mit einem Satz vor die Tür gesprungen und: „Nein, Sie gehen mir jetzt nicht!" donnerte er sie an. Mit hartem Griff zog er die Widerstrebende bei ihrer linken, behandschuhten Hand ins Zimmer zurück und hielt sie fest. „Sie gehen mir jetzt nicht!" echote er leiser und vermochte es über sich, einen sanfteren, fast bittenden Ton in die Worte zu legen: „Es spukt etwas in Ihnen herum, das wollen wir herausbekommen."

Aber sie schleuderte seine Hand verächtlich fort und brach gehässig aus: „Jetzt in fünf Minuten wollen Sie das herausbekommen, was Ihnen in drei Monaten nicht gelungen ist? Seit drei Monaten bin ich wie ein Werkzeug in Ihrer Hand, seit drei Monaten tue ich alles, was Sie wollen, weil Sie mir versprachen, mich von meiner Bärenphantasie zu heilen, ich tue und denke, was Sie mir befehlen, ich verlobe mich, weil Sie es wünschen, ich veranlasse meinen Bräutigam, auf die Stelle in Rußland zu verzichten, weil der Fürst Ihr Onkel ist und Ihnen die Aussicht nicht behagt, in Lossossenko mit mir unter einem Dach zu wohnen; ich wäre ins Wasser gegangen oder ins Feuer gesprungen, wenn Sie es von mir gefordert hätten, ich war vor Vertrauen zu Ihnen blind, blind, wie vor einem Gott — und alles war zu nichts, nichts hat geholfen, alle Opfer sind umsonst gebracht, der Bär verfolgt mich wie in den schlimmsten Zeiten, bei Tag und bei Nacht."

„So?" brachte der Graf langgedehnt hervor und zog die Augenbrauen hoch, „er verfolgt Sie bei Tag und bei Nacht? Vor acht Tagen, als wir uns zuletzt sahen, erklärten Sie doch, Sie seien den Bären endgültig los? Um ihn nicht wieder in Ihre Erinnerung zu bringen, blieb ich vom Amte fern? — Nun, wie stehts damit?"

„Das war gelogen, um Ihnen Freude zu bereiten," stammelte Ruda und hielt den Blick zu Boden gerichtet.

„Jetzt ist es, daß Sie nicht die Wahrheit sprechen, Ruda. Schauen Sie mich an!" Er ballte sich wie eine Kugel vor ihr zusammen. „Ich will es, hören Sie, ich will es, daß Sie ihn vergessen!"

Seine gewaltige Willensanspannung stieß sie nur noch tiefer ins Chaos ihrer Empfindungen hinein. „Ich weiß nicht mehr, was wahr ist und wann

ich lüge; ich weiß überhaupt gar nichts mehr, als daß ich immerzu an ihn denken muß, und das heißt doch nicht ihn los sein!"

Er begann zwischen der Türe und dem Fauteuil, an den sie angelehnt stand, auf und nieder zu gehen. Seine Schritte waren auf dem Teppich unhörbar wie im Moos. Nur das Holz knisterte im Ofen, und der Atem flatterte. Das Tempo seines Ganges beschleunigte sich, er kollerte heftig an die Türe an. „Donner und Doria!" stieß er wild hervor, „Sie hätten mir nichts mehr erzählen sollen, zwei Tage, bevor Sie heiraten!"

„Ich werde nicht heiraten." Das war in Trotz festgerammt. Der Graf bleibt stehen.

„Nein, ich werde nicht heiraten," wiederholt das Mädchen im gleichen Ton. Die Stirne des Mannes berührt ihre schmale Hutkrempe. Ihr Trotz ist im Schmelzen begriffen, die Arme hängen ihr schlaff herab, den Kopf mehr und mehr nach rückwärts geneigt, hält sie die Blicke unverwandt auf den Grafen gerichtet, der den Bart kaut und aus den Nüstern heißen Dampf auf ihr Gesicht stößt. Noch einmal flackert ihre Besinnung auf, in Worten wie zur Wehr: „Ich kann nicht zu den Menschen gehen und in Schuld bleiben dem Bären."

Der Graf packt das Mädchen mit seinen gewaltigen Händen bei den Schultern, hart am Halsausschnitt, um sie und sich wachzurütteln.

Aber mit Einbruch der Dunkelheit hat sich ein Sturm erhoben und braust vor den Fenstern und pfeift im Kamin. Das Zimmer taucht unmerklich tiefer und tiefer in den köstlichen Harzgeruch ein, den im Ofen die brennenden Scheite verbreiten.

5

„Jetzt gehöre ich endlich Ihnen, liebes Kind," sagte Ruda und trat zur bleichsüchtigen Brünette auf die Veranda hinaus; „der Gatte und der Arzt können mich nicht brauchen, weil ich von der Milchkocherei nichts verstehe, die Mutter kann mich nicht brauchen, weil ich die Jause nicht zu decken verstehe, ich verstehe überhaupt gar nichts und bin überall überflüssig. Aber das hat das Gute, daß eine ungestörte halbe Stunde für uns abfällt. Sie müssen mit allen Siebensachen auspacken."

Dabei rückte sie einen Korbsessel hinter den Blumentisch in den Schatten und ließ sich etwas müde hineinsinken. Sie sah noch recht angegriffen aus, und das knochige Gesicht war gleichsam bloß von einer dünnen Sommersprossenschicht bekleidet, aber dennoch schien sie jetzt viel mehr gegenwärtig zu sein als ehedem. Ihr Blick, der früher über die Menschen hinweg oder durch sie hindurch die Ferne suchte, lag ihr jetzt nicht mehr im Aug wie der Pfeil auf einem

gespannten Bogen, sondern ruhte lässig, ja fast behaglich auf dem betrachteten Gegenstand aus. Die bleichsüchtige Brünette war einigermaßen enttäuscht; die Mutterschaft hatte ihr Idol in einem Sinn verändert, der ihr nicht recht zusagte. Auch diese weiße Bluse hätte Frau Ruda nicht anziehen sollen; die stand nicht hübsch zum Teint und zu dem gelben Haar und sah überhaupt so gesichert bürgerlich aus, so bürgerlich wie das ganze Milieu, genau so wie bei ihrer eigenen Schwester auch da draußen irgendwo in einer kleinen Stadt.

Ruda erkundigte sich nach allen ihren ehemaligen Kolleginnen. In den ersten Monaten ihrer Ehe habe sie niemals an das Amt zurückgedacht, die Erinnerung an alles, was mit ihrer Amtszeit zusammenhänge, sei ihr — gottlob! — einfach ausgelöscht gewesen; jetzt erst in der allerletzten Zeit, seitdem sich der Sommer in voller Glut bemerkbar mache, führe sie ab und zu ein Gedanke zu dem vorigjährigen August zurück, den sie mitten im Häusermeer habe verbringen müssen. Hier reiche der Wald bis ans Haus heran, und die Bäume vor der Veranda seien zum Greifen. Dabei reckte sie die Arme und krampfte die Finger, als wollte sie in den Tannennadeln wühlen. Die Brünette sah, daß Rudas weiße Bluse unter dem Arm ausgerissen war. Sie fühlte sich sofort wohler und begann ihre Geschichten in lebhafterem Ton auszukramen. Jetzt kam der Graf Staniecki an die Reihe, für den sie Rudas Arbeit übernommen hatte. Der, enthüllte sie geheimnisvoll, habe um seine Entlassung aus dem Staatsdienst eingereicht. Sein Onkel, ein unermeßlich reicher russischer Fürst, sei schwer erkrankt und habe den Neffen, seinen einzigen Verwandten, zu sich berufen. In längstens acht Tagen werde der Graf endlich seine Freiheit gefunden haben. Ein Glück für ihn! Im Bureau mache er immer einen so gequälten Eindruck. Er sei wahrlich nur auf dem Lande zu denken; Lodenjoppe, hohe Stiefel, Gewehr über die Schulter. „Vor kurzem hat er plötzlich nach Ihnen gefragt, ob ich von meiner Vorgängerin, von Frau Ruda Karlmann, nichts wüßte? Aber ich wollte keine genaue Auskunft geben. Das spricht sich herum, und wenn die anderen erfahren, daß ich zur Taufe kommen durfte, so könnten sie am Ende eifersüchtig werden. — Wirklich, ich war so gerührt, daß Sie an mich gedacht haben, gnädige Frau."

„Trägt er den Bart immer noch so lange, der Graf?" fragte Ruda. Sie hatte bei Erwähnung des Grafen nicht die geringste Bewegung verspürt und empfand einen eigenartigen Genuß dabei, mit einer Erinnerung, die alle Gefährlichkeit verloren hatte, zu spielen. Ob er immer noch auf seinen eigenmächtigen Erledigungen beharre und vom Hofrat Nasen einzustecken bekomme? Ob er immer noch den ganzen Vormittag lang Tee aus einer zerbrochenen

Tasse trinke und Kognak und Erdbeerjam hineinrühre? Einmal habe er sie genötigt, diesen braunen Sudel zu kosten, es sei ihr aber direkt übel darauf geworden. Ein sonderbarer Kauz, ein ungewöhnlicher Mensch; nicht im guten Sinn, aber auch nicht im schlechten. So in der Mitte dazwischen. Meistens gutmütig und lässig, als wäre ihm alles ganz gleichgültig; und dabei wußte er doch genau, wo er hinaus wollte, und kam ihm dann etwas überquer, so konnte er wild werden und grunzen und fauchen wie ein Tier, das losfahren wollte. Die Idee war ihr öfters gekommen, ob er nicht eine verzauberte Bestie sei, wie man das in Märchenbüchern lesen könne; etwa ein Bär. Die Brünette gestand, daß ihr im Grunde genommen in Gegenwart des Grafen auch eher unheimlich zumute sei; sie werde recht froh sein, wenn sie ihn nicht mehr zu sehen brauche. Ruda konnte der Verlockung nicht widerstehen, sich noch weiter ins Dunkel der Vergangenheit hineinzuwagen. „Seine Stimme klang wie ein tiefer Glockenton, und wenn er sprach, mußte ich mich jedesmal erst besinnen, was er gesagt hatte. Er konnte sich gewiß richtig im Deutschen ausdrücken; aber es war doch nicht eigentlich deutsch, es war überhaupt keine Sprache in Worten. Vielleicht war es nur der fremdländische Akzent, der seiner Rede einen besonderen Reiz verlieh."

Das Kind im Nebenzimmer heulte laut auf. Ruda zuckte zusammen und erhob sich. Der Arzt, von Benno gefolgt, trat ihr breit grinsend entgegen.

„Ich gratuliere Ihnen, schöne Frau; der Junge hält sich vortrefflich; fünfundzwanzig Deka Zunahme. Wenn wir ihn auf die Säuglingsausstellung bringen, holen wir uns eine Prämie. Ich hoffe, Sie machen sich keine Sorgen mehr, nachdem Sie sich überzeugen können, daß dieses bißchen Behaarung an der Wirbelsäule und das niedliche Haarschwänzchen das Gedeihen nicht beeinträchtigen, wie? Das müssen Sie lustig nehmen, es ist ein Jux, den er sich erlaubt hat, seinem tierliebenden Großpapa zu Gefallen, und vergeht ganz von selbst. — Ich vermisse ihn, unseren guten Herrn Postrat?"

Er sei jeden Augenblick zu gewärtigen, erwiderte Benno knapp und verstimmt.

Der Doktor mußte Rudas Einladung, der Taufe anzuwohnen, ablehnen. Schon über die Türschwelle hinausgerollt, rief er noch zurück: „Also, wohlverstanden? Hundertfünfzig Gramm bekommt er zu jeder Mahlzeit, der Bärenjunge!"

„Darf ich den Knaben jetzt zu sehen bekommen?" bat die Brünette. Ruda öffnete ihr die Tür ins Schlafzimmer.

„Ruda," rief Benno aus dem Vorraum zurückkehrend und langte nach

ihrem Arm. Wenn er den Unterkiefer vorschob, war die Defensive am Platz. Er sprach langsam und mit Nachdruck: „Die Bemerkung über den Knaben in Gegenwart einer fremden Person war von seiten des Doktors eine Taktlosigkeit. Da sie aber einmal gefallen ist, so wollen wir die Gelegenheit ergreifen und uns sofort darüber verständigen, wir zwei beide. Es war eine dumme Scheu, die uns bisher abgehalten hat, von der Behaarung des Kindes miteinander zu reden. Ich bin froh, daß das Eis gebrochen ist."

„Du hast doch gehört, es hat nichts zu bedeuten," lehnte Ruda tonlos ab.

„Eben weil es für mich unendlich viel zu bedeuten hat." Er hatte jetzt beide Hände auf den Schultern der Frau liegen. „Als ich dich zum erstenmal sah, es war im Tiergarten, empfing ich den gewaltigsten Eindruck meines Lebens. Nicht vorher, nicht nachher und nicht in Zukunft wird etwas ihm gleichen. Ein nebelhafter Zusammenhang zwischen dir und dem Bären flog mir durch den Sinn; ich betrachtete den Bären gewissermaßen als Gegner, und der Kampf ging um dich. Niemals sprach ich darüber, aus Furcht, es könne dieser Eindruck, ausgesprochen, verblassen. Gerade in dieser Beleuchtung — es handelt sich selbstverständlich nur um eine Beleuchtung — also, eben in diesem Licht bist du mir so unsagbar anziehend geworden. Und der Junge bedeutet mir die Verkörperung dieser Stunde meines Lebens, der wundervollsten, und ist mir daher wegen seines Haarschwänzchens doppelt lieb. So, damit du weißt, wie ich darüber denke." Zärtlichkeit zitterte in seiner Stimme.

„Das verstehe ich nicht, Lieber; ich weiß nur, daß mir deine Nüchternheit angenehmer ist." Sie versuchte sich durch eine Wendung des Oberkörpers zu befreien.

Aber Benno hatte noch etwas auf dem Herzen: „An unserem Verlobungstag versprach ich niemals darauf zurückzukommen, und ich werde mein Versprechen halten; aber dieses eine Mal muß es heraus: es ist ein Jammer, daß wir den Knaben hier im Herzen der Kultur aufziehen müssen; der Junge hätte besser nach Lossossenko gepaßt, mitten in die arktischen Wälder, mitten unter Birkhuhn, Wolf und Bär."

Ruda fiel ihm ungeduldig ins Wort: „Rede doch nicht solche Sachen, du machst mich ganz wirr mit deinem tollen Zeug!" Und es war ein Bedürfnis nach Schutz vor sich selbst, daß sie den Kopf an seine Brust lehnte und seine Wangen streichelte: „Ich fühle mich nirgends geborgen, als wenn du kühl und verständig bist. Bring mich nicht darum!"

„Wir reden, wie gesagt, nie wieder davon," schloß Benno seinen Gedankengang ab; „ist der Knabe erst getauft, so gehört er nicht nur leiblich und den Ma-

trifeln zufolge, sondern auch in geistigerem Sinne zu uns; er gehört dann in das bürgerliche Leben, das nun mal das unsere ist. Wir dürfen uns gegen das Unvermeidliche nicht auflehnen. — Ich höre fluchen auf der Treppe, das kann nur dein Vater sein."

Der Postrat war festlich gestimmt und trug den Gehrock bis unter den grauen Bart hochgeschlossen. Bald nach ihm erschien der Gymnasialdirektor samt Frau. Benno galt eben viel an der Schule; man achtete in ihm bereits den künftigen Hochschuldozenten.

Die ganze Gesellschaft war im Eßzimmer versammelt; nur der Geistliche fehlte noch. „Schaff' mal deine Frau hinaus," flüsterte der Postrat Benno zu, „ich möchte meine Sänger aufstellen. Sie soll mit dem Konzert überrascht werden, das ich dem Kleinen zu Ehren veranstalte."

Benno zog Ruda beiseite: „Willst du nicht hineingehen und selbst das Kind herausbringen? An einem solchen Tag muß man alle drei im innigen Verein sehen: Vater, Mutter und Kind."

Ruda, durch die Anrede aufgestört, schaute ihren Gatten fremd und fragend an: „Der Vater ist doch nicht da?"

„Doch, doch, liebe Ruda," entgegnete Benno beschwichtigend, „ich bin schon wieder da und habe meine fünf Sinne beisammen. Meine Reden vorhin haben dich erschreckt; sei mir nicht böse, ich bin wieder der besonnene Benno, bei dem du dich wohl und geborgen fühlen sollst. Geh jetzt und bringe das Kind. — Noch eins, Ruda, zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes!" Er küßte sie aufs Haar, in dem er immer noch den Schimmer von Orangen unter Blättern sah. Während er sich einen Augenblick an ihren Duft verträumte — Orangen im Kühlen auch ihr Duft — war sie ihm entglitten und schloß die Türe hinter sich zu.

Der Gartenspötter setzte mit einem scharfen Lockruf ein und führte das hohe Es in einen langen Triller über; in sein Anschwellen hinein ließen zwei Schwarzplättchen die ersten Töne ihres fugierten Duettes erklingen, die Rotkehlchen folgten mit sanftem Flöten nach, schließlich schlugen die Finken kräftig drein, und über dem obstinaten Baß eines Spechtes steigerte der volle Chor seinen Jubel bis ins Fortissimo.

Die Sänger hatten einen vortrefflichen Tag, und unter ihrem Gesang waren die Hörer verstummt. Jeder saß so andächtig da, als wäre es sein eigenes besseres Ich, das, lange vernachlässigt, zu singen begonnen hätte. In einer Generalpause bemerkte der Postrat, der bisher durch seine Chormeisterrolle völlig in Anspruch genommen war, daß Ruda und das Kind fehlten. „Wo bleibt sie denn? Wenn sie nicht bald kommt, meine Sopranistin wird müde."

Die Mutter ging nebenan hinein. Der Gymnasialdirektor, bis zu Tränen gerührt, drückte dem Postrat wieder und wieder die Hand. Die Glanznummer stehe noch aus, erklärte der Postrat. Er habe einen Dompfaffen angelernt, ein Lied zu pfeifen, das während der letzten Monate ihres Aufenthalts zu Hause Rudas Lieblingslied gewesen sei: den roten Sarafan. Volle dreiviertel Jahr habe das junge Gimpeltierchen daran gelernt; aber nun säße die Melodie fest und richtig. „Los! los!"

Die Mutter brachte das Kind, das sich vergnügt hin und her warf und mit den Armen fuchtelte, herein und bat Benno, in der Küche nachzusehen; Ruda sei nicht in ihrem Zimmer gewesen.

Der Gimpel pfiff ein ums anderemal, den Kopf sanft zur Seite geneigt, weich und schwermütig seine Weise.

Benno ließ den geistlichen Herrn eintreten. Nein, auch in der Küche sei Ruda nicht zu finden; sie habe sicherlich im Garten noch einige Teerosen schneiden wollen. Er habe das Mädchen nach ihr geschickt.

Der geistliche Herr, jung und forsch, war darüber ungehalten, daß er seine Zeremonie noch nicht beginnen konnte. Er stand mit der Uhr in der Hand und zeigte sich nicht geneigt, an dem Gespräch teilzunehmen, das denn auch bald ins Stocken kam. Der Postrat fand es geraten, die Vogelbauer ins Nebenzimmer zu räumen. Der geistliche Herr würde Vogelgesang während des Taufaktes ohne Zweifel als Störung empfinden. Der schien nicht der Mann danach, im Lied des Geschöpfes den Geist des Schöpfers zu hören. Und überdies war die Stimmung nicht mehr gemütlich. Die Luft hing bleiern über den Köpfen und wurde mit jedem Schlag des Pendels unatembarer.

Es war nicht zu unterscheiden: kamen die hastigen Schritte auf der Holztreppe von zwei Personen oder nur von einer? Es war das Dienstmädchen allein, das keuchend meldete, die gnädige Frau sei auch unten nicht zu finden; den ganzen Garten habe sie abgesucht, der Länge nach und der Quere.

Der geistliche Herr murmelte etwas von „zum besten haben". Er möge entschuldigen und noch einen Augenblick gedulden; die Frau könne ja nicht vom Erdboden verschwunden sein. Wohnung und Garten seien nicht groß, man müsse auch in den Keller sehen und die Partei im Erdgeschoß befragen; das Rätsel werde gleich gelöst sein.

„Ruda!" zitterte die Stimme der Mutter durchs Haus.

Die Brünette nahm den Säugling, der ins Weinen geraten war, auf den Arm und versuchte ihn zu beruhigen, so gut es ihr gelingen wollte.

„Ruda!" dröhnte der Baß des Postrates aus allen Ecken des Gartens.

Der Gymnasialdirektor und seine Frau verließen das Haus zugleich mit dem geistlichen Herrn. Es gäbe doch immer wieder überraschende Dinge auf dieser Welt. Was der armen Frau Karlmann wohl zugestoßen sein könne? Man kenne sie in der ganzen Stadt als braves, bescheidenes Frauchen, und mit ihrem Gatten lebe sie in glücklichster Ehe. Freilich nach einer Schwangerschaft kämen in dem Kopf einer Frau zuweilen allerhand krause Dinge zum Ausbruch; davon habe man schon gehört.

„Ruda! Ruda!" gellten die verzweifelten Rufe Bennos erst nahe, dann immer ferner aus dem Wald bis in die späte Nacht hinein.

Der Tag brach an, und immer noch war von Ruda keine Spur gefunden.

* * *

Graf Staniecki hatte kaum das Bureau betreten, als er dringend ans Telephon gefordert wurde. Er kannte doch keine Menschenseele in der Stadt, aus welcher der Fernruf kam? Was wollte man ihm von dort?

Eine halbe Stunde später rollte er in einem rasch gemieteten Automobil auf der Reichsstraße gegen Westen und mit dem Schlag der Mittagsstunde landete er vor dem Tor des Krankenhauses in der nächsten Kreishauptstadt.

Am Vorabend habe sich das Unglück ereignet, lautete die Auskunft. Erst gegen Morgen sei Frau Karlmann so weit zu Bewußtsein gekommen, daß sie ihren Namen und ihren Wohnort angeben konnte. Man habe den Gatten sofort telegraphisch verständigt; er sei unterwegs und in einer Stunde mit dem Schnellzug zu erwarten. Die telephonische Berufung des Grafen habe die Verunglückte besonders dringlich gemacht; ihrem Wunsche war ja auch entsprochen worden. Was die Verletzungen betreffe, könne man die Wunden am Genick und an der Schulter nicht als bedenklich bezeichnen; hingegen seien durch die schwere Last, unter der sie in den Straßengraben gestürzt war, innere Verletzungen verursacht worden, die zu ernstesten Besorgnissen Anlaß gäben. Man müsse auf einen schlimmen Ausgang gefaßt sein.

Ruda erwachte durch das Geräusch der Eintretenden. Sie erkannte den Grafen, und ihr Gesicht leuchtete in Verklärung auf. Die Krankenschwester rückte einen Stuhl ans Bett und huschte aus dem Zimmer.

Ein goldener Flinder, abgesprungen von der Sonne, lag im stumpfen Weiß von Kissen und Laken mittenin da, verglimmend; das war Ruda. Der Graf hatte ihr Haar flimmernd vor den Augen, aber die Kehle war ihm zugeschnürt, er vermochte kein Glied zu rühren.

„Wissen Sie schon, daß ich ihm wieder begegnet bin?" Sie sprach leise,

aber vollkommen deutlich. Ihre Worte kamen auf den lautlosen Flügeln einer unhaschbaren Freude angeschwebt: „Sie dürfen mir nicht böse sein."

„Liebe Ruda, mir ist nicht danach, Ihnen böse zu sein," rang sich der Graf ruckweise ab.

„Doch, doch; Sie hatten mir verboten, den Tiergarten zu betreten, und ich bin dennoch hingegangen. Nicht gegangen, gerannt; aus dem Hause weggerannt, wo mein Kleiner getauft werden sollte. Der Vater mußte endlich erfahren, daß ich ihm einen Knaben geboren hatte. Seien Sie trotzdem gut zu mir." Sie legte die Hand offen auf die Bettdecke.

Nein, nein, unterbrechen dürfe er nicht; nur seine Hand in die ihre legen und zuhören. „Denn am Rand der Au läuft schon die Eisenbahn; dann heißt es heimkehren."

Beim Betreten der Eingangsallee war ihr die schlimme Ahnung aufgestiegen; keine Gafferherde umringte den Eckkäfig. Da hatte Angst sie gepackt. Richtig, der Zwinger stand leer. Aber der Bär war nicht gestorben, das nicht, er war bloß krank gewesen; doch hatte seine Krankheit schon so lange gedauert, seit vorigem Sommer, und war so hoffnungslos geworden, daß man bereits daran dachte, ihn zu erschießen. Im äußersten Augenblick hatte ein Zirkusdirektor das schöne Tier erworben, ein Mann, der auf sein Geschick in der Behandlung von kranken Tieren bauen durfte. So viel war vom Wärter zu erfahren gewesen; und auch noch dieses, daß der Zirkus im Frühjahr gegen Westen aufgebrochen sei und seither von Ort zu Ort immer den Strom entlang hinaufwandere. Wie eine Eingebung habe ihr dabei plötzlich der Name einer großen Stadt im Ohr geklungen, die zu beiden Seiten des Flusses liege, und ohne Besinnen sei sie zur Bahn geeilt und in den Zug gestiegen.

Sie redete sich in Hitze. Die Stimme wurde voller, und der Anflug von Farbe, der auf die Wangen getreten war, gab ihr einen Schimmer von Körperlichkeit zurück. „Im Abteil saß ich allein. Es war ein alter, rumpliger Wagen, der nur von einer Notlampe beleuchtet wurde. Ich war so voll Erwartung, so gespannt, ob ich ihn finden würde, so voll Sehnsucht, ihn wiederzusehen, daß ich glaubte, er müsse sich meiner erbarmen und eintreten. Nach jedem Aufenthalt meinte ich, jetzt und jetzt. Aber er kam nicht. Als wir endlich angekommen waren, fragte ich den Portier im Stationsgebäude. Der Zirkus war wirklich da, drüben auf dem Sportplatz, gleich unter der Eisenbahnbrücke hindurch. Es war spät, die Vorstellung mußte fast zu Ende sein. Ich laufe und laufe und — denken Sie — unter der Brücke, ganz im Finsteren, sehe ich den Bären auf mich losstürmen. Ich trete einen Schritt zurück und klammere mich an das Straßen-

geländer, dann hör' ich einen Sturm aufheulen und Holz kniſtern und ſpüre einen wundervollen Harzgeruch und . . ."

Die Kräfte laſſen nach, ſie verfärbt ſich und wird durchſichtig wie zur Ritze auf eine ferne Welt. „Warum hat man mich eingeſchnürt? Bin ich denn krank?" Der Graf zaudert. Sie dringt in ihn: „So ſagen Sie doch, bin ich krank? Ich will wiſſen, was mir fehlt." „In wenigen Tagen werden Sie vollkommen hergeſtellt ſein. Der Unfall war nur unbedeutend." „Was für ein Unfall?" „Eben der, von dem Sie mir ſelbſt erzählen. Ein Bär iſt aus dem Zirkus entſprungen und hat Sie auf der Straße angefallen und niedergeworfen. Die paar Wunden, die Sie von ſeinen Biſſen und Schlägen abbekommen haben, ſind nicht der Rede wert; es dauert nicht lange, und Sie ſind wieder wohlauf."

Ihr Mund und ihre Naſenflügel beben, die Augen werden ihr feucht; ſie weint. „Ich habe einen kleinen Jungen, wiſſen Sie, Graf?" „Ich weiß es, Ruda; ſeien Sie ohne Sorge um ihn; und ſeine Mutter bekommt er bald zurück." „Wenn ich fort bin, braucht der Junge nicht mehr hier zu leben, dann darf er in Loſſoſſenko groß werden; dort gehört er doch hin, nicht wahr? ja?" „Ja, alle drei zuſammen kommen Sie nach Loſſoſſenko, der Junge und Benno und Sie, Ruda. Das iſt verſprochen."

Die Leidende erſchöpft ſich, die Lider ſinken herab. Der Graf fährt ihr mit der Hand ins Haar, wie um ſie zurückzuhalten, und ruft ſie an: „Ruda, Ruda!" Schweiß ſteht auf ihrer Stirne, er taſtet nach der Klingel.

Sie ſchlägt jedoch die Augen wieder auf. Kaum hörbar haucht ſie vor ſich hin: „Jetzt muß ich gehen. Er hat nach mir gerufen." „Ich wars, der Ihren Namen rief." „Sie waren es? Rufen Sie mich noch einmal; Du, ſag noch einmal: Ruda." Und ſie läßt ihren Kopf tiefer gegen die Bettkante hinabſinken und legt ihn halb auf die Seite, um beſſer zu hören. Er nimmt ihn zwiſchen die Hände, beugt ſich über die Frau nieder und haucht ihr von ſeinem Leben in den Mund: „Ruda." — Aber ſein brauſender Atem verlöſcht den ſchwachen Lebensfunken. Sie ſtirbt ihm in den Armen weg. Lange hält er ſie umfangen und gibt die Totgehetzte in ſtummem Abgeſang nur allmählich dem Frieden frei.

* * *

Benno traf ein während der ärztlichen Totenbeſchau. Er war vollkommen gefaßt; denn die Nachricht, daß Ruda von einem Bären angefallen worden war, hatte jede Hoffnung vernichtet. Der Bär würde ſich nicht mit halbem

Sieg begnügen, das wußte er. Vielleicht hatte er selbst, ahnungslos, gestern das Unheil heraufbeschworen. Doch im Grunde genommen war es ja nicht anders zu erwarten, als daß er in diesem Kampf der Besiegte sein werde. Schon damals, als er vor dem Zwinger den Eindruck gewonnen hatte, von dem Tier als Gegner angenommen zu sein, fühlte er unzweifelhaft gewiß nur das eine: Ich schwacher Mensch. Daß aber einer den Versuch unternehmen werde, sie den Klauen des Tieres zu entreißen, und daß der Versuch mißlingen werde, das gehörte zu ihrem Schicksal. Und daß er, Benno, zum Besiegten auserkoren sei, auch das gehörte dazu.

Ein fremder Mann war bei ihrem Tode zugegen und trug ihren letzten Blick davon? Aber der war berufen worden um der Zukunft ihres Kindes willen und stand jetzt, dort in einer Ecke, selbst schluchzend wie ein Kind; der riesenhafte Mann, ihr Chef aus dem Amt, der Neffe des Fürsten. Benno begriff nur, daß auch der Fremde etwas Unfaßbares verloren hatte, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Wie es der Wunsch der Toten war, so soll es geschehen; ich nehme an. Wir kommen nach Lossossenko, ich und das Kind."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Arthur Kauffmann. Verlag Georg Müller München-Berlin
Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

# Vom Jungen Deutschland

## Von Rudolf Kayser

I

Die Enge und Erfolglosigkeit einer Zeit täuschen oft über ihre Bewegtheit hinweg; das Emporkommen der einen Partei läßt ihre Gegner vergessen; der Sieg der Reaktion verleugnet die bezwungene Opposition.

So kommt es, daß viele Historiker nur von denen berichten, welche die Macht besaßen; das menschliche wollende Bewußtsein einer Epoche aber verschweigen, wenn es nicht zur Regierung kam. Das bedeutet mehr als eine Verzerrung des Tatbestandes, nämlich: falsche Orientierung über die Richtung eines Zeitalters. Sie gelingt um so besser, je mehr die Sache einer Zeit Revolutionäres und Abseitiges bedeutet, und ihre Richtung von den Späterkommenden nicht wieder aufgenommen, dem gegenwärtigen Betrachter also auch nicht näher gerückt wurde. Man bemüht sich nicht gern um Dinge, die niemals (im äußerlichsten Sinne) aktuell waren. Man bringt es vielleicht zu leiser Achtung vor ehrlichem Wollen, nie aber zu der Erkenntnis seiner Bedeutung und einem Vergleich mit dem, was sich als offizielles Ergebnis jenes Zeitalters ausgibt. Nicht immer wird der Zeitgeist von denen verkörpert, die in den Vordergründen agieren. Nicht immer umschließen die Formeln der Herrschenden den menschlichen Sinn einer Epoche.

Es ist ein gefährlicher Irrtum, die Bedeutung einer Zeit in großen Symbolen sehen zu wollen. Häufig gehört es zu ihrem Wesen sogar, solche nicht hervorbringen zu können. Die Formulierung einer Gegenwart vollzieht sich nicht stets unter den Scheinwerfern der Historie; Bedeutung besitzt nicht alle Tage auch Größe.

Auch der kritische Blick wird oft durch die Dynamik der größeren Ereignisse getäuscht. Der (gezwungen) heimliche Geist verbirgt sich noch dann, wenn seine Bedrücker schon längst vermodert sind. Die Sache einer Zeit wird verspätet gefälscht durch die Dürftigkeit ihrer Mittel und schließliches Gebeugtwerden unter fremde Gewalt.

Das neunzehnte Jahrhundert ist hierfür an Beispielen reich; es verfügt über keine großen Symbole. Der dauernde Kampf der Reaktion mit der Revolution,

zwischen denen das Jahrhundert sich nicht entscheiden konnte, lähmte seine Manifestationen. Es hatte keine große Ideen zu propagieren, sondern nur bedeutende Männer. Das hemmte seine politische Potenz, die Möglichkeit der Bewirkung des Bestehenden. Es fehlte vor allem eine zentralistische Geistigkeit, die Gruppierung heterogener Kräfte um ein überindividuelles, fortschrittliches Prinzip.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts bestand eine solche noch in der Romantischen Schule. In dem Augenblick aber, wo die Objekte ihrer Forschung zu Vorbildern wurden, ihre Geisteshaltung sich von der Gegenwart zur Vergangenheit wandte, wurden die Romantiker zu reaktionären Schädlingen. Ihr politisches Vermögen (daß es sich nur im Bereich des Ästhetischen bewiesen hatte, tut nichts zur Sache) zersetzte sich, die Organisation der Geister ward aufgehoben. Die Richtung auf das Mittelalter schuf Gelegenheit zur Bekämpfung jeder aktuellen Zielhaftigkeit; so wurde die deutsche Romantik die Quelle der deutschen Reaktion.

Die Bekämpfung dieser Wirkung und der sich auf sie stützenden Macht ist das Thema der nächsten Jahrzehnte deutscher Geschichte. So gesehen, erhalten die ersten Versuche eines jugendlichen Radikalismus eine größere Bedeutung als die eines ohnmächtigen Kampfes um einzelne Reformen. Der Geist von 1789 bekam ein individuelleres (und deutsches) Gesicht: nicht die gesellschaftliche Umwälzung galt es mehr, sondern die Politisierung der Geistigen. Man hielt sich im Besonderen an die Universitäten, deren Professoren und Studenten noch Fichtes Aktivismus erfüllte.

Die burschenschaftliche Bewegung ist ja bekannt. Ihre Bedeutung liegt vor allem im Subjektiven: nie wieder besaßen deutsche Studenten in solchem Maße das Gefühl geistiger Verantwortlichkeit wie damals, nie wieder konnte die Hochschule als würdige Repräsentation des Geistes gelten.

Die französische Romantik hatte des politischen Moments nie ganz entbehrt. Ihr Kampf gegen den Klassizismus richtete sich auch gegen den Absolutismus, beides verschiedene Formen einer gleichen Gesinnung . . . Die Julirevolution (mit der Folgeerscheinung eines bourgeoisen Regiments) wurde das eigentliche Symbol dieser romantischen Politik. Sie hinterließ auch in Deutschland eine starke Wirkung. Ein Blitzlicht beleuchtete sie eine neue und den meisten plötzliche Situation. Es kam die Erkenntnis der unhaltbaren Lage der Zeit. Es verbreitete sich die Überzeugung, daß etwas Wichtiges geschehen müsse. Man spürte allerorts Gefahren und Vorzeichen einer frischeren Zukunft. Eine revolutionäre Terminologie griff um sich. Die Politik drang in die Literatur.

Es war jetzt der Moment gekommen, wo die Abneigung gegen die romantischen Ideale auch zu einer Bekämpfung ihrer Ausdrucksformen führte. Der Geist wurde zielhaft und aller Vergangenheit feind. Man rief nach Gesinnung und Taten. Das Zeitalter musischer Kontemplation wurde beschlossen, das politische begonnen. Als alleinige Wirklichkeit galten nur noch die Bedrängnisse der Gegenwart, vor allem die spirituellen. Ein Naturalismus des Geistes hob an.

So wenig diese Umwälzung zu großen Leistungen führte, und so gering ihre reellen Erfolge (in der Änderung der Welt) waren, so groß ist ihre prinzipielle Bedeutung. Rückblickend berichtet Laube: „Mit der Julirevolution gerieten nicht nur alle diese Vorbereitungen in Sturm, sondern es wurde auch eine Menge neuer Elemente lebendig, dergestalt, daß an die fünf Jahre alle Literatur mit politischer Wendung sich beteiligte . . . Praktischer Staatszweck war alles, der literarische Ausdruck nur Hilfsmittel hierfür, an sich und in anderer Beziehung gleichgültig."

Eine neue Denkart kam empor und strebte nach ihrer Formulierung. Daß ihr das nicht gelang, daß ihre Symbole zu matt ausfielen, um eine Verwirklichung in der Zeit zu bedeuten, ist eine der verhängnisvollsten Tragödien der Geistesgeschichte. Die Ohnmacht der Zeit veranlaßte außer der Versandung der Bewegung (in Form einer neuen Bourgeoisie) auch das schiefe Urteil der Nachwelt. Die nachträgliche Wertung kann sich des Erfolgs schlecht erwehren; hinzukommt, daß die vorwiegend literarischen Äußerungen der Zeit vor dem kritischen Forum kaum bestehen können. Doch es sind Äußerungen eines überaus wichtigen Geistes; ihre Unvollkommenheit erschwerte seine Propaganda und rief so das geringe Ergebnis hervor. Im übrigen erscheint dieser Geist auch einige Male rein formal bedeutend, dort nämlich, wo er die Indirektheit der poetischen Methode aufgegeben hat: im Manifest.

Die historische Rolle dieses neu-politischen Geistes wird zu überraschender Deutlichkeit, wenn wir die gleiche Wendung in der Philosophie beobachten. Sie beweist endgültig, daß nicht nur eine neue Strömung neben vielen anderen aufgetaucht war, sondern, daß es eine neue Atmosphäre gab, in der alle Dinge einen veränderten Kontur erhielten.

Man hat die politische Wichtigkeit des Hegelianismus stets unterschätzt. Daß sie mehr ist als eine bloß terminologische und geschichtsphilosophische, müßten schon seine polaren Wirkungen beweisen: die extremsten deutschen Parteien, der Konservativismus und die Sozialdemokratie, gehen beide auf Hegel zurück. Seine Zeitgenossen feierten ihn als den Apologeten des damaligen Preußens; sein Evolutionismus und sein Kampf gegen den Individualismus haben aber so-

zialistischen Charakter. Marx ist nicht nur in der Dialektik Hegelianer. Die hegelische Linke veranlaßte zusammen mit dem französischen Sozialismus den Radikalismus Rußlands.

In den aktuellen Kampf griffen mit heller Geistigkeit und frischem Mut die Jung-Hegelianer ein. Ihr Organ, die „Hallischen Jahrbücher" (seit 1838), das einmal auch die Tribüne Bakunins war, übernahm die Führerschaft im Kriege gegen die Romantik. In einem Manifest „Der Protestantismus und die Romantik. Eine Verständigung über die Zeit und ihre Gegensätze" schufen die Herausgeber (A. Ruge und Th. Echtermeyer) mit unerhörter Dialektik Klarheit über „die Widersetzlichkeit gedrückter, von dunkler Gemütsbewegung beklommener Geister gegen die neuerdings eingetretene Phase der Reformation, die freie Bildung unserer geistigen Wirklichkeit". Ihr Kampf galt der Umwandlung aller geistigen Institutionen im liberalen Sinne: Universität und Kirche, Kritik und Kunst.

Man muß diese verschiedenen Äußerungen nebeneinander stellen, um ihren gemeinsamen Geist zu erkennen. Man muß sich von seiner allseitigen Jugendlichkeit berauschen lassen, um seiner Stärke bewußt zu werden. Man muß den sachlichen Unterschied zu den Kämpfen des achtzehnten Jahrhunderts sehen, die fast nur einseitigen Prinzipien des Denkens und Dichtens galten, um vor der Universalität des neuen Wollens zu erstaunen. Diese Universalität, dieser Radikalismus des Universellen war vielleicht schuld daran, daß ein überzeugender Ausdruck, eine endgültige Ordnung nicht gewonnen wurden. Doch weshalb muß ein Geist seine Bedeutung verlieren, wenn die ihm gebotenen Formen seine Intensität nicht ertragen konnten?

2

Die den Jung-Hegelianern verbündete Literatur war das Junge Deutschland. Sie nannten sie „die moderne Schule" und sahen als Brücken zwischen ihr und der Romantik (als deren Ende sie die Julirevolution feierten) Jean Paul und Heine an, als beider Bindeglied die „humoristische Politik" Börnes.

Für eine Darstellung des Jungen Deutschlands gelten noch immer die Worte, die Johannes Proellß 1891 der seinen voranstellte: sie ist „eine Sache, die von vielen Seiten und von tonangebenden Stimmführern weiter Bildungskreise als eine verlorene bezeichnet" wird. Zur Verteidigung seines Buches führt Proellß an, daß in jenem Zeitalter „der brausende Keimwind einer neuen Zeit für Deutschland diejenigen Ideen zu knospender Entfaltung brachte, deren Blüten und Früchte dem nun zur Rüste sich neigenden Jahrhundert seinen Charakter

verliehen, einer Sturm- und Drangzeit, in welcher trotz des hartnäckigsten Widerstandes der bestehenden Mächte, trotz Acht und Bann gegen die jungen Sturmgeister, diese gerade denjenigen Idealen das Recht auf Verwirklichung erstritten, welche auf die ruhmreiche Gestaltung der folgenden Geschichtsperiode von bestimmendem Einfluß waren".

Diese Verwirklichung fiel aber sehr bescheiden aus. Liberale Kurzsichtigkeit übertreibt hier die Bedeutung einzelner durchgesetzter Reformen, wo es sich doch um die Realisierung eines neuen Geistes handelte. Der Widerstand gegen ihn blieb ziemlich derselbe, als weniger reaktionäre Mächte die Herrschaft übernahmen.

Die Anfänge des Jungen Deutschlands wurzeln sehr im Europäischen. 1830 gründete Giuseppe Mazzini den Geheimbund La giovine Italia, eine Stätte reger jakobinischer Propaganda, deren nächstes Ziel die einheitliche italienische Republik war. Bald vergrößerte sich der Bund auf Schweizer Boden zu einem Jungen Europa, mit einer Reihe nationaler Einzelbünde. Es galt die Durchsetzung freien europäischen Geistes (bei Betonung der nationalen Unterschiede) gegen Minister und Höfe. Das Freiheitspathos Lord Byrons und der Griechendichter gab diesem Bemühen beschwingteren Rhythmus.

In Italien trat sehr schnell neben die tobenden Aufstände der Carbonaria eine von starkem Ethos gelenkte literarische Propaganda; die Sterne Manzonis und Leopardis stiegen empor. Frankreich schuf seine sozialistische Literatur, vor allem den St. Simonismus. In Deutschland entstand neben dem politischen Bunde „Junges Deutschland" der gleichnamige literarische und wurde den neuen Tendenzen ein brausender Verkünder; Heine und Börne hießen die Lehrer.

Das Programmbuch der neuen Schule schrieb Ludolf Wienbarg in seinen „Ästhetischen Feldzügen. Dem Jungen Deutschland gewidmet" (Hamburg 1834). So stickte er — nach seinen eigenen Worten — den fröhlichen und hoffnungsreichen Namen Junges Deutschland auf die Fahne der jungen Literatur. Neben seiner historischen Bedeutung besitzt dieses Buch auch eine sehr aktuelle: es ist eins der hellsten Manifeste aktivistischen Geistes*). Es besitzt das Pathos verantwortlicher Revolutionierung von Fichtes Reden und die Glut und Leidenschaft von Nietzsches „Unzeitgemäßen Betrachtungen", denen es ein würdiger und überraschend naher Vorkünder war. Seinen Inhalt bilden Vorlesungen, die der junge Privatdozent an der Kieler Universität hielt, um die Studenten emporzureißen aus dem Schlummer scholastischer Gelehrsamkeit, um aus dem

*) Ausgewählte Stellen gab ich als 12. Heft der „Flugblätter an die deutsche Jugend", Eugen Diederichs Verlag in Jena, heraus. Preis 10 Pf.

Modergeruch der Hörsäle Fenster zu stoßen in das Licht gegenwärtigen Lebens und gegenwärtiger Not.

Und das ist seine noch heutige Aktualität: das Protestieren gegen eine flache und historische Bildung, die weder Mittelpunkt noch Ziel besitzt, der Kampf gegen die Überschätzung quantitativen Wissens und die Propagierung einer Ästhetik, der die Kunst ein alles Spielerische verachtendes Wollen bedeutet.

Seine Zuhörer berauschte sein Feuer. Ein Zeitgenosse beschreibt ihn so: „Er reckte die Arme, als stehe er auf der Mensur und sei im Begriff, den Schläger in die Hand zu nehmen, er krämpt die Rockärmel auf, als wolle er an der Tafel mit der Kreide dozieren. Seine Rede ist kurz und aphoristisch, aber an geistigen Blitzen reich. Wenn er in Eifer gerät, so erhebt er sich zu hinreißender Suada in ciceronianischer Eleganz."

Das Geheimnis seiner Wirkung beruhte vor allem in Folgendem: diese Vorlesungen betrachten die Hörer als keine Zufälligkeit, nicht als Kulissen und Hintergründe für selbstgefällige Worte. Vielmehr hat jeder Gedanke nur Sinn vor diesem bestimmten Publikum. Vor welchem? — „Dir junges Deutschland widme ich diese Reden, nicht dem alten. Ein jeder Schriftsteller sollte nur gleich von vornherein erklären, welchem Deutschland er sein Buch bestimmt und in wessen Händen er dasselbe zu sehen wünscht."

Diese Botschaft war in jener Zeit, wo Literatur allgemeiner Unterhaltung zu dienen hatte, etwas Unerhörtes. Keck und frech weist sie jene Neugierigen zurück, die der Sache von Ewigkeit an verloren sind. „Mit dem Schilde der Liberalität ausgerüstet sind jetzt die meisten Schriftsteller, die für das alte Deutschland schreiben, sei es für das adlige, oder für das gelehrte, oder für das philiströse alte Deutschland, aus welchen drei Bestandteilen bekanntlich dasselbe zusammengesetzt ist. Wer aber dem jungen Deutschland schreibt, der erklärt, daß er jenen altdeutschen Adel nicht anerkennt, daß er jene altdeutsche, tote Gelehrsamkeit in die Grabgewölbe ägyptischer Pyramiden verwünscht, und daß er allem altdeutschen Philisterium den Krieg erklärt und dasselbe bis unter den Zipfel der wohlbekannten Nachtmütze zu verfolgen willens ist."

So haben diese Reden, „flüchtige Ergüsse wechselnder Aufregung", nur ein Ziel: die Verbesserung der Welt im Sinne des neuen Geistes. Als Werkzeug hierzu betrachtet Wienbarg junge und begeisterte Studenten; hellen Zorn aber gießt er auf jene „Züchtlinge gelehrter Werkanstalten", die quietistisch und fromm das Bestehende hinnehmen.

Die Zeit war diesen Mitteln nicht günstig; denn die Universitäten scheinen Wienbarg jeder geistigen Bewegung hinderlich, deren Stützpunkt sie in der

Reformation waren. Deswegen warnt er jene Optimisten, die glauben, vom akademischen Katheder aus wirken zu können. „Denkt daran, daß alle großen Deutschen der neueren Zeit nur zu ihrem Unglück Universitätslehrer geworden sind, daß ein Fichte, Schelling, Niebuhr, Schleiermacher, geborene Tribunen des Volks, für das Volk und ihren eigenen höheren Ruhm verloren gegangen sind."

Er will eine ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts. Den Begriff des Ästhetischen faßt er aber überaus weit: er umspannt alle Momente, denen pädagogische Wirksamkeit in Hinsicht auf die neuen Ziele zukommt.

Es gehört zum Wesen des Jungen Deutschlands, die praktischen Probleme pädagogisch zu sehen. Die Frage: wie muß geändert werden? assoziiert bei ihnen sofort jene andere: wie müssen die Menschen beeinflußt werden? Die meisten jungdeutschen Romane sind daher Erziehungsromane, insofern sie nämlich nach festen Zielen hin den Leser bestimmen wollen. Schon dies genügt zur Abfertigung des Vorwurfs blinder Ideologie.

Wienbarg lehnt für seine Erziehungszwecke jede Vergangenheit ab (das führt uns bereits zum Mittelpunkt seines Denkens). So bekämpft er auch die Verhimmelung des Mittelalters durch die Romantiker. Das Mittelalter hat sich seit der Zeit der Reformatoren überlebt. Sie waren die ersten Gegner der modernen historischen Schule, Luthers eigentliches Vermächtnis: das Protestieren gegen die Geschichte. Überhaupt müßte auf dem Wege fortgeschritten werden, den Luther als erster betrat: „Ich meine auf dem Wege des Protestierens, des Protestierens gegen alle Unnatur und Willkür, gegen den Druck des freien Menschengeistes, gegen totes und hohles Formelwesen, Protestieren wider die Ertötung des jugendlichen Geistes auf unsern Schulen, wider das handwerksmäßige Treiben der Wissenschaften auf unsern Universitäten, Protestieren wider den Beamtenschlendrian im Leben, wider die Duldung des Schlechten, weil es herkömmlich und historisch begründet, wider die ganze feudal-historische Schule, die uns bei lebendigem Leibe ans Kreuz der Geschichte nageln will, und vor allen Dingen Protestieren gegen den Geist der Lüge, der tausend Zungen spricht und sich mit tausend Redensarten und Wendungen eingeschlichen hat, in alle unsere menschlichen und bürgerlichen Verhältnisse."

Dieser Kampf gegen den Historismus und seine Begleiterscheinungen macht die Verwandtschaft zwischen Wienbarg und Nietzsche sehr deutlich. Sie lebten in derselben Zone ethischer Wertbildungen. Wenn auch Wienbarg sich noch in Abhängigkeit von der (hegelischen) Metaphysik bewegt, so führt ihn doch die gleiche Intensität zur Kritik der überkommenen Moralsysteme und zur Verlegung der Wertakzente auf diesseitige Realitäten.

Die Umwertung, denen beide lebten, führte sie von selbst zur Zertrümmerung einer Form, in der veraltete moralische Konventionen mit Vorliebe nisten: der sogenannten Bildung. Zu Wienbargs Zeiten hatte das Wort einen besseren Klang als zu Nietzsches: es besaß noch Tendenz. Es war wie alle anderen Schlagworte der Schule eine Herausforderung der romantischen Tradition, die ja als dogmatisch den Bereich der Bildungserlebnisse nicht erweitern wollte. Es rief nach einer dem Bestehenden sehr feindlichen Fundamentierung der neuen Ideale.

Es ist eine schmerzliche Ironie, daß sich aus diesem Bemühen ein Typus entwickelte, der selbst wieder hinderlich wurde: der „Bildungsphilister" ist großenteils ein Produkt des Jungen Deutschlands, (das Objekt der Nietzscheschen Polemik gegen ihn) D. Fr. Strauß sein Nachkomme. Nietzsches wundervoller und notwendiger Angriff hätte ihn leicht zu einer Verkennung der Väter seines Objekts verführen können. Doch mit großer Redlichkeit hatte er sich schon vorher bemüht, jene ursprünglichen Bildungsbedürfnisse und ihre kleinen Erfüllungen auseinanderzuhalten. In der „Zukunft unserer Bildungsanstalten" heißt es: „Es hat etwas Unheimliches, den Wirkungen nachzudenken, zu denen die gewaltsame Unterdrückung so edler Bedürfnisse führen muß. — Es sind nicht die Schlechtesten und die Geringsten, die wir dann als Journalisten und Zeitungsschreiber, in der Metamorphose der Verzweiflung wiederfinden; ja, der Geist gewisser, jetzt sehr gepflegter Literaturgattungen wäre geradezu zu charakterisieren als desperates Studententum. Wie anders wäre zum Beispiel jenes ehemals wohlbekannte „Junge Deutschland" mit seinem bis zum Augenblick fortwuchernden Epigonentum zu verstehen! Hier entdecken wir ein gleichsam wildgewordenes Bildungsbedürfnis, welches sich endlich selbst bis zu dem Schrei erhitzt: ich bin die Bildung! Dort vor den Toren der Gymnasien und Universitäten treibt sich die aus ihm entlaufene und sich nun souverän gebärende Kultur dieser Anstalten herum; freilich ohne ihre Gelehrsamkeit: so daß zum Beispiel der Romanschreiber Gutzkow als Ebenbild des modernen, bereits literarischen Gymnasiasten zu fassen wäre."

Wenn diese desperaten Studenten Schule und Universität den Rücken kehrten, so taten sie es wegen des aller Gegenwart feindlichen Historismus, der sie regiert. Ebenso wie für Nietzsche die Geschichtswissenschaft souverän geworden nur einen Lebensabschluß der Menschheit bedeuten kann, empfindet sie Wienbarg als Lähmung alles Künftigen. „Es ist eben zu dieser Zeit, wo der Geist aus veralteten Formen gänzlich herausgewichen ist, die Historie selber zur Lüge geworden und die Behauptung, es müsse sich das Neue aus dem Alten, das tot

und abgetan ist, allmählich fortentwickeln, ist eben die abgeschmackteste Lüge, womit der Anbruch des Neuen zurückgehalten werden soll."

Wienbargs Kampf gegen die Geschichte geht in vielen Dingen noch weiter als Nietzsches Manifest „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben". Er fordert nicht nur die Verminderung der Geschichte als Bildungsinhalt, sondern Befreiung von den Fesseln historischen Bewußtseins überhaupt. So sehnt er sich, „unter jenen geschichtlosen Menschen zu leben, die nichts hinter sich sehen als ihre eigenen Fußtapfen und nichts vor sich als Raum, freien Spielraum für ihre Kraft". Nichts ist ihm verwerflicher als jener schamlose Quietismus, der auf Grund eines Gesetzes sukzessiver Fortentwicklung zu völliger Passivität auffordert (dies war übrigens die Überzeugung des Positivisten A. Comte; das Bewußtsein vorhandener Weltgesetze müsse hervorrufen: une veritable résignation, c'est à dire une disposition à supporter avec constance et sans espoir de compensations des maux inévitables). Ihm gegenüber wirft Wienbarg die Frage auf, die alle Geschichte als Selbstzweck zum Sturze bringen müßte und glühend in die politischen Notwendigkeiten jeder Gegenwart leuchtet: „Aber, frage ich, wer schreibt denn die Gesetze des Lebens, Ihr oder die Geschichte?"

Wienbarg hat den hellen Mut, den Historismus (damals noch geheiligter als heute) eine todbringende Krankheit zu nennen. Sie zu beseitigen, ist die wichtigste Aufgabe. „Was aber der Jugend, als dem Element im Staat, das die neue Geschichte bildet, jedenfalls obliegt, ist der feste Vorsatz, nach Kräften den bezeichneten Weg einzuschlagen, ist der feste Wille, sich immer entschiedener von der Lüge loszusagen, immer deutlicher sich des Gegensatzes zwischen dem Alten und Neuen bewußt zu werden, jung und jugendlich zu leben, das Handwerk fahren zu lassen und die Kunst zu ergreifen, das Unschöne in Wort und Tat an sich und anderen nicht zu dulden, ihr Ohr dem Wehen des nahen Geistes nicht zu schließen und, weder gedankenlos und leichtfertig dahinlebend, noch schwermütig brütend, die Blüten des Lebens und der Wissenschaft mit jugendlicher Unschuld und Heiterkeit zu pflücken."

Eine neue Bildung muß entstehen. Das Hergebrachte ist zu beseitigen, wenn es nichts anderes ist als hergebracht. Die Begeisterung für das Altertum ist eine schale Konvention, bei der wir höchstens empfinden, was es uns hätte sein können, wenn es uns anders gelehrt würde. Wienbarg schlägt nicht einzelne (billige) Reformen vor, sondern zeigt die ganze elende Erfolglosigkeit, die vollkommene Geistferne jener Bildung auf, die die höheren Schulen produzieren, damals genau wie heute.

Was haben wir durch sie erreicht? „Zerstreut sind wir worden und ermüdet vor der Zeit, ein nacktes, dürftiges Wissen von Vokabeln und Regeln, von Stellen und Gebräuchen haben wir in die Fächer unseres Gedächtnisses eingesammelt, roh und ungebildet oder frostig gelehrt und altklug gehen wir aus der Schule der Alten hervor."

Unsere Bildung besitzt keinen Mittelpunkt, keine Atmosphäre. „Es mangelt uns an großen gemeinsamen Zwecken, es mangelt uns an öffentlichem Leben ..." Wir lernen, um zu leben. In Deutschland aber scheint es, als ob die Menschen der Bücher wegen geboren würden.

Fest steht, daß Bildung nicht quantitativ bewertet werden dürfe, daß sie nicht maßloses Wissen bedeutet. Die Wissenschaften empfangen Sinn und Leben erst durch den Geist, der mehr ist als ein Magazin von Kenntnissen: die Gemeinsamkeit der ihm Dienenden. Die bisherige Pseudo-Bildung war das Verhängnis Deutschlands: es ist nur die Universität von Europa, es hat Bibliotheken, aber kein Pantheon und fremden Nationen keine Lebenswerte zu bieten. An Stelle der bisherigen verlangt Wienbarg eine Bildung, die auf Geist und Leben beruht; sie nennt er Ästhetik. Es ist die Lebensphilosophie eines Plato oder Hemsterhuis, die Kunst und Natur zum Blühen bringt; es ist ein „bestimmtes Grundgefühl des Lebens".

Die eigentliche Ästhetik Wienbargs ist wenig bedeutend. Shaftesbury und andere englische Empiriker haben sie beeinflußt; die Vorbilder Jean Paul, Börne und Heine machen sich öfters bemerkbar. Doch dieser Teil des Buches ist nur ein Unterbau, ein akademisches Requisit für Wienbargs Forderungen an die Gegenwart. Das Wichtige ist (bei allen Beeinflussungen) das völlige Aufgeben der Tendenzen des achtzehnten Jahrhunderts. Er entwickelt nicht Prinzipien in Hinsicht auf die Verwirklichung in der Kunst, sondern auf das Leben. Es kommt ihm nicht auf Unterscheidungen und Begriffsbestimmungen an, sondern der lebendigen Kunst Ziele zu setzen im Sinne der Zeit; er will die Aufmerksamkeit lenken auf das prophetische Gefühl einer neuen Weltanschauung. Erkennen und Handeln: das sind für Wienbarg die Pole des Geistes und bestimmend für alle seine Äußerungen. Das ästhetische Element steht in beider Mitte und schlägt beim Künstler in jedem Moment in Handeln um.

Die wichtigste Forderung lautet:

„Wir verlangen für Poesie und Kunst vor allen Dingen Charakter mit scharfbegrenzter Individualität, sie sollen ihren Geist auf bestimmte Zwecke richten, deren Verwirklichung fordern und anstreben und nur in dieser Eintracht des Willens mit der Tat sehen wir poetische Lebendigkeit und poetische Wir-

kung." Er will weiterhin die Vereinigung zwischen Geistigem und Sinnlichem, wie sie bisher nur zweimal auf der Erde war: im Paradies und im griechischen Altertum. Unter dem Einfluß des St. Simonismus wird (ähnlich wie bei Heine) das Recht des Sinnlichen gegen einen anmaßenden Spiritualismus proklamiert.

Das zeigt zur Genüge, wie sehr dieser Kämpfer von aller „Ästhetik" frei ist, denke man dabei an die bedeutenden, aber eng literarischen Leistungen zwischen Lessing und den Schlegels, die Systeme des Kritizismus oder die unsägliche Flachheit moderner Experimentalpsychologen. Schön im Sinne von Kunst und Leben ist ihm und allen Jungdeutschen nur die „schöne Tat" (als solche nennt Wienbarg den Polenaufstand seiner Gegenwart). Ein Ethos nur kann einer Sache Werte geben, nie Regeln und Gesetze, von welcher Seite sie auch kommen mögen. Daher bedeutet ihm auch Ästhetik alles andere als eine fachliche Wissenschaft, sondern: „den Standpunkt der jedesmaligen Weltanschauung selber". Sie ist die real gewordene Moral einer Zeit. Der seinen wünscht er eine Moral der Tat. Aufgabe des Dichters muß es sein, seiner Gegenwart Spiegel zu stellen, in denen sie sich erkennt und dadurch zur Tat entschließt. „Plato wollte keine Dichter in seine Republik aufnehmen, sondern nur handelnde Männer."

Wienbarg ist sich sehr im klaren, daß als Dichter in seiner Zeit nur Bedeutung haben kann, wer als Richter und Prophet auftritt. Der in sein Ich eingeschlossene Künstler, der träumerisch und ohne Verantwortung die Welt betrachtet, ohne den Ehrgeiz, je Ursache in ihr zu sein, kommt nicht in Betracht. Der neuen Kunst hat jede „Behaglichkeit" zu fehlen. „Der Dichter müßte blind sein, oder kalt, oder gefühllos, oder heuchlerisch, oder kein großer Dichter, der mit seiner Leier über den ungeheuren Riß hinweghüpft, welcher die Gegenwart von der Vergangenheit trennt, er müßte nicht der Dolmetscher der Natur und Menschheit sein, wenn er nicht das Ringen und den Schmerz dieser Menschheit verstände." Die Zeiten sind vorbei, wo Schriftstellerei ein verantwortungsloses Spiel schöner Geister war. Die Dichter und Prosaisten „können nicht immer so zart und ätherisch dahinschweben, die Wahrheit und Wirklichkeit hat sich ihnen zu gewaltig aufgedrungen, und mit dieser, das ist ihre Schicksalsaufgabe, mit dieser muß ihre Kraft so lange ringen, bis das Wirkliche nicht mehr das Gemeine, das dem Ideellen feindlich Entgegengesetzte ist".

So kündet er ein Zeitalter kämpferischer Prosa an.

3

Wienbarg blieb als Burschenschaftler zu sehr in der Enge des Studentisch-Akademischen, um das Gewissen seiner Zeit zu werden, wozu er durchaus das Zeug hatte. Er war kein „Literat" im Sinne der subtilen Geschmacksmenschen der vorhergehenden Jahrzehnte, aber er unterschätzte die Wirklichkeit (so sehr er sie betonte). Er steckte noch zu sehr in den Sensationen sensibler Genüsse, den bunten Ironien der Romantiker, um wirklich Politiker zu sein. Er war und blieb ein Anreger größten Stils, dem stärkere Erfüllungen hätten nachwachsen müssen, um ihn nachträglich zu einem Verwirklicher zu steigern. Das würde keinen Vorwurf bedeuten, wenn nur die Unfähigkeit seines Gefolges schuld hätte. Doch seine eigenen Ekstasen gingen wohl auf revolutionäre Begeisterung aus, entbehrten jedoch der politischen Mittel; ihre Objekte, die Wienbarg radikalisierte und potenzierte, bestehen nur für eine Minorität und müssen von dieser erst angewandt werden, um in eine langsame, unfröhliche Wirklichkeit zu dringen. Dieser Anwendung aber zeigte Wienbarg keine Bahn; er bewegte jugendliche Gemüter, schuf aber selbst keine Bewegung; er stellte — damals wie heute begrüßenswerte und kühne — Forderungen, zeigte aber nicht die Zustände, die sie herbeiführen sollten. So blieben seine Feldzüge doch ästhetische, es mangelte ihnen an politischer Substanz.

Seine größte Tat war nicht die Revolutionierung nach bestimmten realen Zielen hin, nach einer diesseitigen Utopie, sondern die Revolutionierung überhaupt, d. h. des Typus, der rein biologisch am ehesten hierfür in Betracht kommt: des Literaten. Das ist immerhin eins der ungeheuersten Ereignisse der Geistesgeschichte, um so mehr, da es eine Zeitlang erfolgreich war. Nur daß diese Revolutionierung nicht über sich hinauskam, daß sie Rausch blieb, eine Vorläuferin, der keine Nachkommenschaft beschert war.

Wienbarg verlangt die Synthese von Kunst und Politik, statt des Betrachters den Wollenden. Das ist eine Forderung, die zur schließlichen Apotheose des Geistes führen könnte. Doch Wille unterscheidet sich schon rein empirisch nur dadurch von Gefühlen, daß er einen Gegenstand erstrebt. Die Gegenstände Wienbargs aber sind nicht Politik, sondern Literatur (so sehr sie auch ins Politische zielen); seine letzte Forderung umschreibt nicht einen neuen Staat, eine neue Menschheit, sondern — den Zeitroman. Das verringert nicht ihre Intensität. Es beweist nur die grenzenlose Schwierigkeit, der die Vereinigung von Kunst und Politik begegnet, damit das, was zustande kommt, nicht wieder eine Einzelheit in einer dieser Provinzen ist: ein Sonderfall der Kunst oder eine

neue Methode in der Politik. Wienbarg ist dieser Alternative nicht entgangen. Hinzukamen die hoffnungslosen Widerstände der Restaurationszeit, um es ihm unmöglich zu machen, beiden Polen des Daseins ganz zu leben.

So bleibt seine letzte Weisheit eine literarische, nicht eine politische. Und so ist es bei allen Angehörigen des Jungen Deutschlands. Vielleicht liegt hierin ihr ewiges Gymnasiastentum, das desperate Studententum, von dem Nietzsche spricht. Ihre Begeisterung wurde nie Phrase oder blasses Dogma, aber sie kam nicht bis dahin, wo Taten sie überflüssig machen.

Das Entscheidende des Wienbargschen Programms ist die Richtung auf die Gegenwart, die Politisierung des Dichters durch tiefe Hingabe an eine polare Aktualität. In den „Wanderungen durch den Tierkreis" (Hamburg 1834) wird das am stärksten ausgesprochen:

„Haltet einmal Abrechnung mit der Zeit, entzieht einmal durch einen herzhaften Entschluß dieser heutigen deutschen Literatur den Schimmer poetischer Lügen, deckt einmal auf, ihr Dichter, was ihr schauet, laßt einmal den Staub wirbeln in der Wüste und zählt die Grashalme, die auf grünen Inselfleckchen wachsen, zeigt uns den Himmel, wie er grau und schmutzig über uns niederhängt, und fangt die Sonnenstrahlen auf, die sich auf euren Scheitel stehlen, reißt der Zeit den Mantel der Heuchelei, der Selbstsucht, der Feigheit vom Leibe und macht mit dem Kusse eures Mundes aller Welt bemerklich, wo nur noch ein Faden, der rote der Poesie, hinzieht; klopft, hämmert an alles taube Gestein und sucht die Erzadern zu erforschen, wie sparsam, tief und versteckt sie auch fortlaufen. Noch einmal: haltet Abrechnung mit der Zeit, mit eurem eigenen Leben. Das bißchen Poesie, das sich darin verzettelt, das bißchen aufzuzeigen bringt euch Ehre und der Zeit Schande. Jetzt müßt ihr euch schämen. Wendet das Blatt. Die Philister nennen euch Lügner, Schaumblaser, Puppenspieler, Romanschmierer, und bei Gott, die Philister haben recht."

Diese Forderung nach einer realistischen Kunst wurde das wichtigste Prinzip der Schule. So verkündigte auch Theodor Mundt in seinem gelehrten und schwerfälligen Buche „Die Kunst der deutschen Prosa" (1837): „Von einer Zeit aber, in der alles auf Instrumenten, bis zum Zerspringen gestimmt, seinen Lebenston abspielt, wo unsere Sitten, unsere Spekulation, unsere Existenzfragen mit lauter noch unverarbeiteten Elementen geschwängert und überfüllt sind, da verlange man nicht ländliche Schalmeienklänge und Hirtenpfeifen mit Hintergrund friedlicher stiller Abendlandschaften, wie in den einfachen rein kontemplativen Literaturepochen."

Die blassen Etiketten Realismus, Naturalismus besagen da herzlich wenig.

Der Unterschied zu dem, was sich um 1890 damit versah, ist zu deutlich, um besonders betont zu werden. Die Jungdeutschen lebten nicht in den Irrtümern naturwissenschaftlicher Weltanschauung; sie rannten keinem Wahrheitsbegriff nach, der seit Augustinus als erledigt gelten darf.

Es handelte sich darum, die Nöte der Zeit aufzuzeigen; nicht mit der Distanz des Künstlers oder der Nüchternheit des Berufspolitikers, weder kontemplativ noch banausisch. Man schrie, weil man litt und war andererseits vorgeschritten genug, um die (soziologischen) Gründe des Leidens erkennen und nennen zu können. Die Menschlichkeit dieser Romane ist daher viel größer, als die Sachlichkeit der Themen glauben läßt. Schon deswegen ist es lächerlich, abgünstig von „Tendenz" zu sprechen; es galt keinen Zufälligkeiten, sondern großen Notwendigkeiten des Einzelnen und der Gesamtheit. Man schuf und dachte sozialistisch; alle Möglichkeiten strebten in die Wirklichkeit; man arbeitete an der Änderung der gesellschaftlichen Zustände.

Doch diese Arbeit blieb verworren; es gab keine Methode. Man wußte den Geist, den man verwirklichen wollte, nicht aber das Ziel: die Stufe, auf der er verwirklicht ist. Der junge Gutzkow proklamierte die Literatur als Erziehung zur Einheit des politischen Bewußtseins und zur politischen Freiheit. Doch worin diese Herrlichkeiten bestehen und was sie sollen: darüber besaß er nur unkonturierte Ahnungen.

Und doch wäre es ungerecht, alle politische Moralität vernachlässigen zu wollen und diese Schriftsteller hinzustellen nur als Erfinder einer neuen Romangattung, der ein wirksames Programm zu schreiben war. Politik bedeutete für sie weder Ornament noch Reklame. Kunst gaben sie nicht hin zu einer unredlichen Agitation populärer Schlagworte. Das Politische ihrer Werke liegt überhaupt weniger im Formalen und Stofflichen als in der Menschlichkeit der Autoren. Man empfand leidenschaftlich die schmerzhaften Realitäten der Gegenwart und empörte sich gegen sie; man war aber noch zu sehr Romantiker, um nicht die Einwirkung auf die eigene gereizte Seele darzustellen und den Anbruch einer neuen Zeit als Sehnsucht zu verkünden.

Hierin liegt der Fortschritt über Börne und Heine, die die größeren Talente waren: diese empfanden die politische Schriftstellerei als ein neues Kapitel französischer Herkunft, das ihrem jüdischen Temperament vorzüglich lag; sie trennten es aber von der „Poesie", mochte diese auch noch so profan sein. Diese Antinomie zwischen Kunst und Welt ist für die Jungdeutschen nicht mehr vorhanden. Ihr Geist ist der umfassendere.

Börne ist den Jungdeutschen näher als Heine; er ist Agitator von wich-

tigsten Angelegenheiten der Zeit, sein erstes Kriterium: Gesinnungstüchtigkeit. Über die Liebe zur Kunst geht ihm die Liebe zur Freiheit, die er für sich (in den Briefen aus Paris) sehr real aus der Bedrückung des Judentums herleitet. Als er 1821 mit Cotta über eine Redakteurstelle verhandelt, nennt er sein literarisches Glaubensbekenntnis: „Der Zweck des Blattes aber müßte sein, die Literatur mit dem Leben, d. h. die Ideen mit der wirklichen Welt zu verbinden. Diese Verbindung geschieht auf zweierlei Art, indem man entweder vom Buche zum Leben herab- oder vom Leben zum Buche hinaufsteigt." Diese Worte sind auch programmatisch für die Jungdeutschen.

Und so stürzen sie sich auf die Zeitseele, lauschen auf ihre Manifestationen. Der Schriftsteller beginnt, sich als der verantwortliche Historiograph des Geistes zu fühlen; Heinrich Laube verkündet die Literatur als Ausdruck der Geschichte. Man bekämpft die nahen Bedrängnisse, weil man ihre Änderung erhofft. Man sucht die Wahrheit und will sie unverfälscht darstellen; man bemüht sich, den wirklichen Dingen eine Atmosphäre zu geben, die sie deutlicher und schöner zugleich machen soll. Man hatte ja noch nicht Veranlassung zu dem brutalen Wirklichkeits-Fanatismus eines Zola; die Machthaber, die man stürzen wollte, waren noch nicht kollektiv zusammengeballt, schamlose Beherrscher durch ihren Besitz, sondern Ideen und Individuen, ein durch sein Prinzip reaktionäres Regime und seine Funktionäre.

Für diese Verbindung von Literatur und Leben galt es einen versöhnenden Stil zu finden, die menschlichen, leidenden Objekte in Einklang zu bringen mit der eigenen noch romantisch vibrierenden Seele. Die Intensitäten beider Seelen, der kollektiven der Zeit und der individualen des Dichters, waren jedoch nicht groß genug, um in gemeinsamer allseitiger Flamme emporzuschlagen. So blieb auch der Stil unvollkommen. Wäre es gelungen, die Leidenschaft des Geistes über alles Persönliche triumphieren zu lassen, das Pathos der öffentlichen Bedrängnisse zu dem alle sozialen Kontraste überbrückenden Willen der Zeit zu steigern: das Schicksal eines Jahrhunderts wäre anders entschieden worden, der Nachfolger des Metternichschen Systems nicht die gemeine, verantwortungslose Gewalt des Kapitalismus geworden.

Man suchte sich die Objekte, die nahe und aktuell waren, deren Aktualität aber stets zeitlose Ideen regierten. So strömen die Romanhandlungen um unterdrückte Völker (Polen und Juden), Sozialismus und Frauenemanzipation, Christentum und Kirche, Universität und Schule, Adel und Volk, Nationalismus und Kosmopolitismus, Geschichtsphilosophie und Politik, Hegel und St. Simon . . . Es ist das unorganische Anstürmen von Bataillonen

neuer Gedanken, der Wahnsinnsschrei eines Haufens einsamer Wissender, die eine Weltenwende herbeigeführt hätten, würden sie das Geheimnis der Tat gewußt haben. So blieb der Sturm vergeblich; die Schreie zerbarsten zwischen Gefängnismauern. Als man ihnen wieder die Freiheit gab, hatten sie sich in Marktworte liberaler Journalisten verwandelt.

4

Da die neue Wahrheit, die man anstrebte, nicht die natürliche, sondern die menschliche war, waren die Romane nicht eine (satirische) Wiederholung gegenwärtigen Daseins, sondern der Kampf um ein zukünftiges. Aus persönlicher Zerrissenheit, dem Hunger nach neuen Bildungserlebnissen und aus politischer Leidenschaft nach einer neuen Gesellschaft gestaltete man seine Sehnsucht. Man haßte die romantische Verlogenheit historischer Dichtung. Man wollte die Gegenwart, weil man ihrer nicht entraten konnte und so maßlos an ihr litt. Man floh vor ihrer Körperlichkeit, ihren Ministern, Gefängnissen und Verboten in die Kunst und kam bei der größeren Erkenntnis ihrer Probleme nur immer tiefer in sie hinein. Man fühlte sich als Objekt und Subjekt des Lebens, als Wirkung der gegenwärtigen und Ursache einer neuen Zeit.

Die Universalität des neuen Wollens, das Wesen des neuen Geistes, das Politik war, offenbarte sich zuerst in Heinrich Laubes Romanwerk „Das junge Europa" (1833 – 1837). Es ist teilweise im Gefängnis geschrieben, da der Verfasser wegen seiner Literatur und seiner Zugehörigkeit zur Burschenschaft im Jahre 1834 in Haft genommen wurde. In drei Teilen stellt Laube die Gegenwart unter drei verschiedene Lichter: „Poeten", „Krieger" und „Bürger". In allen drei Büchern tobt das Blut eines Kämpfers, spiegeln sich die Abenteuer eines jungen Geistigen. Er zeichnet die Fülle von Leidenschaften und Ideen, die gegen die engen Mauern einer armseligen Gesellschaft anstoben, und erhebt mit heller, kämpferischer Stimme die Forderung nach Freiheit: Freiheit des Denkens und Handelns, der Liebe und des Lebens. In den „Poeten" gibt er in gleicher Glut die Sinnlichkeit und die Intellektualität eines Kreises junger Menschen (seines eigenen Kreises). Sie ähneln sich alle und sind grenzenlos allein. Auf der kleinen Insel ihres Gefühls und ihrer Opposition leben sie zwischen der Gleichgültigkeit, Verantwortungslosigkeit und Verlogenheit einer verhaßten Menschheit. Die Freiheitsmusik aus Frankreich beschleunigt ihr Blut. Sie sind die Gläubigen der Revolution und des Fleisches. Aus der Wut ihres Körpers feiern sie Feste der Liebe, aus der Wut ihres Denkens arbeiten sie an der Verwirklichung der Demokratie.

Die Freiheit des Eros wird gemalt mit der bunten Glut von Heinses Ardinghello, seine Spiritualität mit der nervöseren Kunst von Schlegels Lucinde. Aus Genuß und göttlicher Lust wird das Recht auf Liebe verkündigt. Enfentins Theorie von der „Rehabilitation des Fleisches" erfährt leidenschaftliche Bejahung. Die Kunst läßt man um die Pole Individuum und Gemeinschaft schwingen. Sie bestimmen die Beurteilung von Werken und Tendenzen. Noch liegen sie in Widerstreit; noch sind die romantischen Ideale nicht ganz ausgestorben. Noch fürchtet man von der Demokratie die Schädigung der individuellen Interessen; die politische Gesinnung drängt zu ihr hin, doch die künstlerische empört sich dagegen. So findet sich hier im einzelnen Objekt dargestellt, was die Qual aller Jungdeutschen ausmachte, der Widerstand in ihrer restlosen Politisierung. Man wollte unter allen Umständen über diese Gegensätzlichkeit des Geistes hinwegkommen, das eine ergreifen, ohne das andere zu lassen. „Du berufst dich zuerst auf die demokratischen Tendenz unserer Zeit, der wir huldigen, und verlangst Zurückdrängen des einzelnen, damit die Allgemeinheit gedeihe. Das hat seine vollkommene Richtigkeit, und es ist niemand so sehr dafür als ich — ich hasse wie du den Egoismus des Staates in Bevorzugung einzelner. Aber, Freund, du siehst die Sache schielend an, und das Endziel aller Bestrebungen — die Freiheit — entgeht dir. Die einzelnen wollen nicht bevorzugt, aber jeder einzelne soll frei werden. Damit dies nun aber auf eine der Allgemeinheit ersprießliche Weise geschehe, predigen wir als höchste Blüte der Bildung: Abstreifen jeder Art von Egoismus, Humanität. Das sind nicht Gegensätze, wie du zeichnest, sondern Stufen.

„... Es ist aber ein größeres Ziel unserer Richtung, die Menschen selbständig zu veredeln, und die Veredelten Selbstherrscher werden zu lassen. — Die Millionen Selbstherrscher sind das äußerste Ziel der Zivilisation. Dieses Ende verschließt deine Autoritätstheorie für immer. Dein Schluß muß eine starre Monarchie sein, die meine ist die fröhlichste, ungebundenste Allherrschaft, wo jede Individualität gilt, weil jede in sich gesetzmäßig ist und in ihrer Veredlung das neben ihr wandelnde Gesetz nicht stört. Zu diesem Ziele ist das Zurückdrängen des Individuums Weg — bei dir aber leider Endpunkt."

So stoßen auf dem Boden des demokratischen Gedankens die Gegensätze aufeinander. Doch über alles geht diesen jungen Menschen die Idee der Freiheit und das Bewußtsein, daß es anders werden müsse. Mit liberaler Reformerei ist nichts getan, ebensowenig mit vereinzelten Revolutionen, die nur Personen, nicht Systemen gelten. Man müßte den Mut zu ganzer Arbeit aufbringen; doch der fehlte in Europa. Die Welt kommt mit der bestehenden Gesetzmäßig-

keit nicht aus; sie fordert Gesetze aus der Zeit und dem Geiste des französischen Sozialismus. „Gebt gutwillig, was man euch später nimmt, und ihr könnt für willenlose Puppen Menschen einhandeln, meines Erachtens ein schöner Tausch." „Alle Wege müssen offen sein zu allem — nicht unbedingte Gleichheit, aber unbedingte gleiche Befugnis zu allem, das ist die Losung des neuen Jahrhunderts."

Das was die „Poeten" in esoterischer Gemeinschaft erträumen, sollen die „Krieger" zur Tat bringen. Im Mittelpunkt steht der Freiheitskampf der Polen, den Wienbarg als Beispiel einer „schönen Tat" genannt hatte. In der Gefängniszelle schreibend, empfindet Laube diese Ereignisse wilder und bedeutender, als sie in Wirklichkeit waren. Und doch sind sie ihm nur ein Symbol, das nicht unzufällig ist — denn es ist Gegenwart. Der Kampf für Polens Freiheit: er projiziert den Kampf für Freiheit überhaupt auf einen allen bekannten Einzelfall. Die Nähe und ihre politische Suggestion ist bedeutend, auch wo es Größeres gilt. „Das ist jenes törichte Leben in die Weite, in die Ferne, das den Baum vor Augen nicht merkt, bis er sich kundgibt durch einen heftigen Stoß. Das ist jenes Räsonieren ins Ungemessene hinaus, jenes deutsche Komponieren der nächsten weltgeschichtlichen Epochen, worüber die Gegenwart und das zeitig Notwendige unbenützt vorüberstreicht, das ist jenes unpraktische Wesen, das sich so gern und so leicht mit höheren weiteren Zwecken entschuldigt, das gepriesen sein möchte als weitsichtiges, höheres Element, und das doch übertroffen wird von jenem kleinen Buben, der das Pferd tränkt, da es eben dürstet." So ist das Ethos der „Krieger": der Kampf für Freiheit und Menschlichkeit, wo er sich bietet. Die „Poeten" waren noch Zergliederung dürstender Seelen, der blinde Wille nächtlicher Jünglingsgespräche. In den „Kriegern" ist Kampf auf dieser Erde um das Glück eines getretenen Volkes. Und doch endet die Erzählung mit einer Resignation, die aber für Laube eine Bereicherung ist: daß äußere Freiheit erst wertvoll ist, wenn die brutalere Gewalt der sozialen Ungleichheit vernichtet ist. Arbeitet am Nächsten, wenn ihr das Fernste wollt; denn wir kennen die Welt nur einen Schritt weit.

Im dritten Teil, den „Bürgern", sollte die letzte Steigerung jener Tendenzen erfolgen, die die jungen „Poeten" zuerst gekündigt hatten. Doch das Gefängnis hatte Laube gebrochen. So lebt hier nicht mehr die Leidenschaft des Revolutionärs, der Wille auf eine glückliche Menschheit, sondern das Gebeugtwerden unter die Polizeigewalt der Gegenwart, die Entsetzlichkeit einer neunmonatlichen schweren Haft zwecks Ertötung eines oppositionellen Geistes. Enthält dieser Schlußband nicht viel mehr als Aufzeichnungen aus Laubes Kerkerzeit, ist sein

Pathos nur die Sehnsucht nach Luft und Licht, so fehlt ihm doch nicht die politische Intensität. Die Wiederholung dieser furchtbaren Wirklichkeit ist auch Aufruf, die Einsamkeit hinter Eisenstäben überfüllt von sozialen Valenzen: „Wer nie gefangen saß, der weiß es nicht zu schätzen, was Menschennähe sagen will." So konnte diese Glut nicht ganz verwehen. Der Kampf war nicht vergeblich, wenn er auch einen auf ewig Geschwächten zurückließ.

Heinrich Laube, später Verfasser erfolgreicher Bühnenstücke und Direktor des Burgtheaters, hatte, jung und verfolgt, Märtyrer und Verächter von Konzessionen, in seinem „Jungen Europa" ein Werk geschaffen, das, unvollkommen zwar, doch begabt, der damaligen Zeit wildeste Anklage bedeutet und sittlichster Geist ist. „Er gehört unter Deutschlands beste Männer. O hätte es noch tausend solche wie er! Er betet die Freiheit an mit aller Glut seiner Seele. Sein Wille ist der beste und auch seine Kraft ist gewaltig." So schrieb in sein Tagebuch der junge Ferdinand Lassalle.

Gutzkow verengert den Kreis des „Jungen Europas", indem er ihn zu vertiefen sucht. Er will alle Kräfte des geistigen Deutschlands aus ihren Fesseln lösen, die Probleme vom Europäischen auf den kleineren Raum des Nationalen übertragen, um eine stärkere Wirklichkeit zu erreichen. So entsteht der neunbändige Roman „Die Ritter vom Geiste" (1850/51).

Der geographischen Verkleinerung entspricht die soziale Weisheit des Werks: Organisation der Elite! „Mit der Isolierung ist es nichts, mit der breiten Masse und Zahl auch nichts, die Elite muß sich finden; aber rascher finden, rascher erkennen als bisher und sicherer handeln." Wenn nur wenige die göttliche Idee im Herzen tragen, so müssen sich eben die Wenigen zusammentun; ein Bund der Geistigen bildet den Mittelpunkt des Romans.

Was kann des Geistes Ziel anders sein, als die Macht, die Glück bringt? Die gesellschaftlichen Verschiedenheiten, die Mauern zwischen Reichtum und Elend lassen keine Gemeinsamkeit aufkommen; der Verwirklichung der Freiheitsideale fehlen die Mittel; das Blut auf den Barrikaden des Jahres 48 ist vergeblich geflossen. So muß der lebendige Geist, der eine bessere Zukunft will, die Welt erobern. Das ist seine Sendung: als Führer den Massen voranzueilen, der leidenden getretenen Menschheit ein Land zu weisen, wo ihre Qual ein Ende hat. Nichts anderes sollen die Dichter sein als Missionare der Freiheit und des Glaubens an die Zeit. Ihr, die ihr Denkende seid aus Notwendigkeit, erkennt eure Pflicht: das Gemeine zum Idealen zu steigern, die Rufer im Streit gegen das Böse zu sein. Eure Besonderheit legt euch die Verpflichtung auf, nach eurem besseren Wissen zu handeln. Laßt eure Leidenschaft

Flamme sein, die zerstört, statt sanfte Beleuchtung schöner Gemälde. Kämpft gegen die Brutalität der physischen Gewalt; denn Geist ist Freiheit.

So stellt dieser Roman Ziele auf, die die letzte Formulierung dessen bedeuten, was das Junge Deutschland uns als Erbschaft hinterließ. Der Geist, für den sie eintreten, ist im letzten Grunde der eigene Sturm gegen die Machthaber ihrer Gegenwart. Den Kampf mit der Waffe überlassen sie den Soldaten; er führt nicht zu ihrem Reich. Was könnte die Intellektuellen anderes zu einer moralischen Kraft machen als eben ihre Intellektualität? Ihr lebt von innen; so gestaltet auch die Welt von innen her um.

Dankmar Wildungen (in Gutzkows Roman) proklamiert den Bund der Geistigen: „Wohlan! So stifte man auch einen Bund des allgemeinen Menschengeistes gegen den Mißbrauch der physischen Gewalt! Wo seh' ich nicht die physische Gewalt? Überall! Das Recht des Besitzes soll das Recht des Eigentums sein! Der eine bewaffnet sich mit stehenden Heeren, der andere mit den Brandfackeln des Aufruhrs. Wo seh' ich Menschen, die . . . sich lieben? nein, wo seh' ich Menschen, die nur denken? Es gibt eine kleine Leiter von Begriffen, die so einfach, so fest angesetzt ist in der Menschenbrust, daß sie die einfachste Intelligenz erklimmen kann. Auf diese Begriffe hin reiche sich die Menschheit die Hand, beschwöre sie und erkläre feierlich, auf diesen Schwur hin nur noch leben und sterben zu wollen! Ein solcher Bund des freien Geistes nur fünfzig Jahre in Wirksamkeit, und die Streitfragen werden vereinfacht, die alten, wie Schlinggewächse wuchernden Unbilden werden von selbst verdorrt und zusammengefallen sein."

Hier ist die Glut eines, der, die äußeren Widerstände nicht achtend, an die Macht des Geistes glaubt. Seine Äußerungen werden weder nach ihrer Schönheit, noch nach Personen gewertet, sondern nach ihrer Intensität. So führt dieser Roman in Paläste und Armeleutezimmer, in Bürgerwohnungen und den grausamen Dunst städtischen Gesindels. Unbeteiligt steht der Dichter vor diesen Formen realen Lebens; seine Aufgabe ist es, den Geist der Zeit darzustellen, seine Bewegtheit in allen Zonen: von der, wo man ihn nicht einmal ahnt, bis zu der, wo man ihn als die wichtigste Angelegenheit des Daseins erkannt hat, in der „Gemeinschaft der Getreuen und Festen, der Ritter vom Geiste".

Es ist nicht schwer, die künstlerischen Mängel dieser Dichtungen, ihr gequältes Bemühen nach identischem Ausdruck aufzuweisen. Gutzkows Theorie vom „Roman des Nebeneinander" ist nicht bedeutend genug, um seine Absicht zu verdecken, es in der Fülle der Erscheinungen Eugène Sue gleichzutun. Trotz-

dem verdienen diese Werke keineswegs Nichtbeachtung; trotzdem sind sie wesentliche Zeugnisse des deutschen Geistes. Sie zeigen den harten Kampf um die Versittlichung der Welt; der Sieg des Geistes muß schließlich doch ihr Ergebnis sein. Für diese Überzeugung warf man die Jungdeutschen ins Gefängnis und legte ihrem Schaffen alle erdenklichen Fesseln auf. Ihr Glaube ist in gleicher Richtung mit dem des geistigen Europas jener Tage. Auf derselben Tribüne mit Börne, Heine und dem Jungen Deutschland stehen die französischen Sozialisten, der gütige Patriarch von New Lanark Robert Owen und der phantastische Anarchist Bakunin. Fourier nennt die neue Kommune, die er verwirklichen will, Phalanx. Die Grundbegriffe der Ritter des Geistes sollen auch „die starke unüberwindliche Phalanx der Übereinstimmung geben".

Es war ein kurzes Heldentum freien europäischen Geistes; er hatte sich auf sich selbst besonnen und seine kämpferische Bestimmung erkannt. Doch schon hatte die physische Gewalt die neue Zeit auf ihre Galeere gezwungen; das grauenvolle Elend des frühen Kapitalismus griff immer mehr um sich. Schon 1811 hatte die neue Macht ihr deutlichstes Symbol geschaffen: das englische Gesetz, das die Zerstörung von Maschinen mit dem Tode bestraft. Die Brutalität milderte sich; doch dem absolutistischen Europa war das kapitalistische gefolgt.

5

Die politische Gefährlichkeit des Jungen Deutschlands war gering. Die akademische und literarische Beschränkung machte seine Angelegenheit fast zu einer privaten. Es handelte sich weniger um Klarheit über die Welt als um Klarheit über die Anschauung von ihr. Man sprach nicht von Mitteln, den bestehenden Zuständen ein Ende zu bereiten, sondern nur über die Notwendigkeit einer neuen Zeit. Es handelte sich um Proteste innerhalb eines Kreises, der im Wichtigsten einig war. Eine Methode zu schaffen, die ihren Ideen eine Partei werben könnte — daran dachten die Wenigsten.

Trotzdem spürten auch diejenigen die politische Spitze dieses Geistes, gegen die sie gerichtet war. Das Aufreizende dieser Gesinnung wirkte auch ohne Demonstration. Das politische und revolutionäre Erregtsein der Zeit ließ Ereignisse befürchten, die nicht einmal geplant waren.

Seit dem Hambacher Fest hatte man den Umfang der deutschen Freiheitsstimmung erkannt. Die Führerschaft durch Zeitschriften machte jeden Literaten verdächtig. Die Wiener Regierung versuchte die Unterdrückung der Presse in ganz Deutschland durchzusetzen. Die Inquisitionsmethode österreichischer Herkunft mühte sich, auch das widerstrebende Preußen zu gemeinsamer Bekämp-

fung des Geistes zu überreden. Die Namensgleichheit mit dem politischen Geheimbunde machte das Junge Deutschland besonders verdächtig.

So warf sich der österreichische Präsidial-Gesandte Graf von Münch-Bellinghausen zu einer Tat auf, die seiner metternichtreuen Gesinnung und der österreichischen Vorherrschaft zur Ehre gereichen sollte; mit den Farben des Höllen-Breughel malte er den verbündeten Regierungen die Schrecklichkeit des Jungen Deutschlands:

„Die schlechte Literatur, die hier gemeint ist, läßt sich wesentlich als antichristlich, gotteslästerlich und alle Sitte, Scham und Ehrbarkeit absichtlich mit Füßen tretend bezeichnen.

„An der Spitze steht Heinrich Heine in Paris, welcher diesen Ton bald nach der Julirevolution unter den Deutschen zuerst angeklungen hat. Aus einer genauen Prüfung der neuesten Schriften, welche von ihm und seinen Genossen herrühren, erhellet, daß ein tiefer, lange verhaltener Groll gegen das Christentum das eigentliche Hauptmotiv dieses literarischen Treibens ist. Im zweiten Bande seines Salons ist bereits offen und unverhohlen die Abolition des Glaubens an Gott und die gänzliche Emanzipation der Sinnlichkeit von allen Schranken der Moral und der Sitte, als das eine, was not tut, und als das Ziel gepriesen, dem das jetzige Geschlecht unaufhaltsam entgegenstreben müsse.

„Diese Produkte haben außer zahlreichen Lesern, die sie in allen Ständen fanden, Adepten und Apostel der neuen Religion erweckt, welche seit einigen Monaten auf deutschem Boden eine Reihe von Druckschriften ergehen lassen, in denen sie nicht bloß jene Ideen wiederholen, kommentieren, amplifizieren und sie, soviel an ihnen ist, durch noch größere Keckheit und Schlüpfrigkeit zu überbieten suchen, — sondern sich offen vor aller Welt als Missionäre des neuen Glaubens bekennen und eingestehen, daß sie planmäßig für dessen Verbreitung zu wirken suchen würden. Sie haben sich zu diesem Ende als eigene literarische Koterie unter dem Namen des ‚Jungen Deutschlands' konstituiert, und stillschweigend und ausdrücklich den Willen ausgesprochen, fortan der neuen Richtung die gesamte Produktivität ihres Geistes zu widmen.

„Um den letzteren zu charakterisieren, möge hier vorläufig unter den zahlreichen Erscheinungen derselben Art nur auf den Roman von Karl Gutzkow: ‚Wally oder die Zweiflerin', auf die ‚Ästhetischen Feldzüge' von Wienbarg, und auf die Vorrede zu Schleiermachers Briefen über Schlegels Lucinde, ebenfalls von Gutzkow, aufmerksam gemacht werden. In dem ersten findet sich Seite 225 bis 304 eine Polemik gegen das Christentum, wie sie in christlichen Ländern und Zeiten bisher zu den beispiellosen Erscheinungen gehörte. Die

Schrift dreht sich außerdem um die Abolition der Ehe und um die Verbannung alles Schamgefühls, welches als lächerliches Vorurteil darzustellen der Zweck des Buches ist.

„Die zweite jener Schriften ist eine Amplifikation der oben schon bezeichneten Heineschen Ideen, die zwar in milden, gleichsam wissenschaftlichen Formen auftritt, der Sache nach aber alles Ernstes die neue Religion der Sinnlichkeit und ihrer Emanzipation von der Knechtschaft des Spiritualismus predigt. In der zuletzt genannten Vorrede endlich wird der Satz verfochten: Wie glücklich die Welt sein würde, wenn sie nie etwas von Gott erfahren hätte.

„Es kann den deutschen Regierungen nicht entgehen, daß alles, was bisher vom Bunde gemeinsam gegen die schlechte Presse in Deutschland geschehen ist, rein verloren wäre, wenn dieses bei weitem gefährlichere Unwesen geduldet werden wollte. Es bedroht nämlich diese schlechte Richtung des Geistes, nicht minder wie das offene Predigen des Aufruhrs, die Obrigkeit und die öffentliche Ordnung in ihren Fundamenten. Die Ehre aller deutschen Regierungen fordert es, diesem Übelstande, welcher bereits die laute Indignation aller Besseren erregt hat, nicht länger zuzusehen: denn es müßten die Regierungen bei dem zucht- und ehrliebenden deutschen Volke notwendig an Achtung und Vertrauen verlieren, wenn sie Bedenken trügen, durch kräftige und ausreichende Maßregeln dem Übel entgegenzutreten, bevor es gelungen ist, im Wege des Romans und der leichten, allen Klassen zugänglichen Literatur auf die Menge verderblich zu wirken, in ihr jeden positiven Glauben, insbesondere an das Christentum, zu untergraben, die rohe Sinnenlust allein als oberste Aufgabe des Menschengeschlechts zu predigen und sohin, nach vollbrachter Auflösung aller religiösen und moralischen Bande, das, dergestalt jeder Grundlage beraubte, alte Staatsgebäude von selbst einsinken zu machen."

Um dieses zu verhindern, erschien am 10. Dezember 1835 der Beschluß des Bundestags, der eine Bannbulle gegen das Junge Deutschland bedeutet. Die wichtigste Bestimmung lautet:

„Sämtliche deutschen Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung ‚Das junge Deutschland' oder ‚Die junge Literatur' bekannten literarischen Schule, zu welcher namentlich Heinr. Heine, Karl Gutzkow, Heinr. Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, sowie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften, nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbiblio-

theken oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern."

Dieses Verbot wurde auch auf alle die Werke erweitert, die die genannten Autoren erst noch herausgeben würden. Sie selbst jagte man in die Verbannung und ins Gefängnis.

Die erste Aufforderung zu dieser Maßnahme war von dem entthronten Literaturpapst Wolfgang Menzel ausgegangen. So vereinigte sich journalistische Rachsucht mit brutalster Polizeigewalt, um die ehemaligen Genossen zu beseitigen.

Diesen Verrat Menzels und die Verlogenheit seiner Methode geißelte Heine: „Sonderbar! Und immer ist es die Religion, und immer die Moral, und immer der Patriotismus, womit alle schlechten Subjekte ihre Angriffe beschönigen! Sie greifen uns an, nicht aus schäbigen Privatinteressen, nicht aus Schriftstellerneid, nicht aus angeborenem Knechtsinn, sondern um den lieben Gott, um die guten Sitten und das Vaterland zu retten."

Das Attentat des Bundestags auf die Lebensarbeit einer Gruppe deutscher Schriftsteller ist mehr als die Folge von Denunziation und reaktionärer Treiberei. Es ist das Werk der regierenden Gesinnung jener Tage und nach Form und Inhalt eins ihrer besten Symbole. Es ist die gleiche Gesinnung, in deren Bekämpfung die Burschenschaft sich verblutete, deren Gewaltakt — die Ermordung des Possendichters und russischen Staatsrates Kotzebue durch den Studenten Sand — den Gipfel ihrer jungen Wut bedeutet. Somit kann man nicht einzelne verantwortlich machen wollen, sondern nur die Polizeipolitik des damaligen Deutschlands. Daß man meinte, durch ein bloßes Verbot den Geist des Zeitalters töten zu können, beweist die unsägliche Dünkelhaftigkeit eines mehr als geistfernen Regiments. Vielleicht kann man ihm zugute halten, daß ehrlicher Haß ein Anreiz war: der Haß unfreier Gewalt gegen freien Geist. Nur die eigene Unfreiheit im Herrschaftsbereich Metternichs konnte zu dem von vornherein zweifelhaften Mittel einer direkten Verordnung gegen das Junge Deutschland verführen.

Darüber darf aber nicht vergessen werden, daß diese Machthaber eine Atmosphäre umgab, die, zeitlos und sich vererbend, jene Verachtung des Schriftstellers umschließt, die im Verbot zum Ausdruck kommt. Es ist jene Atmosphäre von Verlogenheit, in der von Ewigkeit an Vertreter aller Stände atmen, die die Wahrheit bekämpfen, wenn sie ihr Geschäft stört oder jener Gesinnung feindlich ist, die ihre Einkünfte bedingt. Die Verlogenheit der Konventionen, besonders die der moralischen, zu bekämpfen, war aber eine der ersten Auf-

gaben, die sich das Junge Deutschland gestellt hatte. Danach handelten sie in der Dichtung und auch in der Tat: als Gutzkow während der Heiligsprechung Schleiermachers durch Betschwestern beiderlei Geschlechts dessen freimütige Verteidigungsschrift der „Lucinde" herausgab, die immer noch als eins der unsittlichsten Bücher der Weltliteratur galt. Es ist weiterhin die Abneigung derer, die bei überkommener Moral und Bildung sich der besten Gesundheit erfreuen, meistens auf dem Lande leben und die Hirnlichkeit des Literaten, sein Angekränkeltsein durch des Gedankens Blässe, die Nervosität seines städtischen Daseins auf den Tod verabscheuen. Darum nannte auch der Professor von Treitschke das Junge Deutschland „ein Sumpfgewächs der großen Städte des Nordens".

Aus dieser Gegensätzlichkeit zwischen den Schriftstellern und den Herrschenden wird das Wesen dieser Kämpfer am deutlichsten. Geister lebten, denen ihre Freiheit über alles ging und die ungeistiger Macht starken Trotz boten. Sie konnten nicht lügen und bekannten ihre Gegnerschaft, auch wenn es ihr Leben galt. Sie fesselte nicht die geheiligte Kette der Überlieferung. „Das höchste Gesetz unserer Zeit, das alles umfaßt, ist die Freiheit der Selbstbestimmung. Wir haben nichts überliefert bekommen; wir sind frei, wir wollen, wir dürfen gegen die Tradition keine Verpflichtungen haben." Sie ließen sich nicht auf Konzessionen ein und schmälerten nicht ihre Forderungen. „Duldet nicht, daß man von Versöhnung spricht, ehe Gerechtigkeit geübt! Duldet nicht, daß Männer zweideutiger Gesinnung auftreten und, eure Gefühle mitten im Schmerz abschneidend, eure Gesinnungen vorwegnehmend, euch auffordern, mit denen ‚Arm in Arm' zu gehen, von denen ihr euch auf ewig trennen müßt (trennen nicht von den Menschen, sondern von ihrem System); duldet nicht, daß man zu früh schon wieder seine segnen wollenden Hände ausstreckt und euch Zweige des Friedens anbietet." Das war Gutzkows Antwort auf die Erfolge der Märztage 1848.

Das Romantische in ihrem Denken ward ihr Verhängnis: den literarischen Erfolg hielt man für eine Verwirklichung der politischen Ideale. Sie waren heiter genug, sich des Nachhalls ihrer Dichtungen zu freuen. Sie hatten das Theater zur politischen Tribüne gemacht (Gutzkow in seinem Uriel Akosta, mag es ein noch so äußerliches Stück sein, die Freiheit des Geistigen verkündigt), und da sie erfolgreich waren, glaubten sie, Bühnenschriftsteller sein zu müssen. Das alles ist begreiflich, doch nicht zu verzeihen. So blieb der politische Erfolg aus; es gab Anhänger, doch keine Partei. Doch niemand verleugnete seinen Glauben, raubte seiner Leidenschaft die allein würdigen Objekte.

Sie brachten ihre besten Jahre im Kerker zu und arbeiteten unter unsäglichsten Mühen; daß sie es überhaupt ertrugen, kam nur durch das Bewußtsein ihrer Sendung. Sie litten an Europa, an seiner Unfreiheit, seinen fruchtlosen Revolutionen, seinen Kriegen, die nur seine Ohnmacht befestigten; doch sie liebten es zu sehr, um sich jenen anzuschließen, die müde der Heimat die Schiffe bestiegen. Die eigene Not steigerte ihre Sehnsucht nach dem Glück. Nur in der Freiheit kann ein Volk glücklich sein; das vergaßen sie nie. Ihrem Kampf war kein Sieg beschieden, doch auch kein Ende. Denken wir daran, daß Kampf die Erfüllung des Geistes ist, auch wenn seine Ziele unverwirklicht blieben.

Das sind die Jungdeutschen: eine Welt von Jugend und Schmerzlichkeit, von Glauben und Kampf, von Heiterkeit und Begeisterung. Sie wollten das Leben frei und menschlich und den Geist auch als irdischen Herrscher. Wir ehren ihren deutschen Kampf. Wir segnen ihr Beispiel.

## Anmerkung *)

Es ist eine nähere Einsicht in die deutsche Geistesgeschichte erforderlich, um sich darüber klar zu werden, daß die kommende Neugestaltung unserer Welt in der Hauptsache von ideellen Kräften abhängen wird, wie denn auch alle wahrhafte geistige Leistung, letzten Endes immer auf eine derartige umfassende Wirkung gerichtet, das Antlitz der Zeit zu verändern, die als ewig erkannten Werte für die Zukunft zu retten bemüht war. Praktisch gipfelt diese Erkenntnis in der Anerkennung der zentralen Bedeutung des Bildungsproblems, auf welche hinzuweisen sich kürzlich die erwünschte Gelegenheit ergab. Diesen Hinweis nun hier mit Nachdruck zu wiederholen, legt der Umstand nahe, daß die vorstehenden Ausführungen mittelbar und unmittelbar für die genannten Fragen belangreich sind. Mittelbar insofern, als sie ohne Zweifel für ein lebendigeres Verständnis einer der geistigen Hauptströmungen des abgelaufenen Jahrhunderts förderlich erscheinen; außerdem, weil eben die sich immer deutlicher ankündigende Scheidung und Auseinandersetzung zwischen jenen verschiedenartigen Tendenzen (welche im neunzehnten Jahrhundert sämtlich um die ausschließliche Beeinflussung unseres Daseins fruchtlos bemüht, in einer Art von trügerischem Kompromiß unseren jetzigen „mittleren" Zustand geschaffen haben und sich innerhalb desselben vorerst noch ein chaotisches Gleichgewicht halten)

*) Wir lassen einen unserer Mitarbeiter an seine im Dezemberheft (S. 260 ff.) gemachten Bemerkungen anknüpfen.

endlich zeigen muß, an welches Ideal und mithin an welche Bildungsrichtung die vielberedete „Neuorientierung" unseres ganzen geistigen Bestandes anknüpfen wird. Daß diese in der Entscheidung für ein bestimmtes Ideal möglichst konsequent, also möglichst einseitig und radikal sein möge, ist heute der Wunsch eines jeden, der nicht sehen möchte, wie das Nebeneinander von alt und neu, von falscher Naivität und unechtem Artistentum, von banausischer Technik und spielerischer Phantastik, von einseitigem Rationalismus uud blinder Verstiegenheit, das uns die letzten Versuche der Zeit, über ihre eigenen Tendenzen ins klare zu kommen, beschert haben, auch den gegenwärtigen Krieg überdauert, der angeblich die Krisis alles Bestehenden bedeuten soll. Aber über die Art dieses kommenden Ideals gehen die Meinungen heute mehr denn je auseinander.

Unmittelbaren Bezug auf das Bildungsproblem haben die vorstehenden Erörterungen, indem sie die prinzipiell ablehnende Stellung, welche die dort beschriebene geistige Bewegung den überkommenen Mächten der Vergangenheit gegenüber einnimmt — dazu sind sowohl die für uns wesentliche Form staatlicher Herrschaft als auch die Anerkennung des lebendigen Wertes der früheren Bildungsepochen zu rechnen —, nicht nur darlegen, sondern gerade in dieser Ablehnung ein Prinzip erblicken, das der künftigen Entwicklung ihren Weg vorzeichnen soll.

Der Verfasser der vorstehenden Darlegungen hat also seine Entscheidung unter den Mächten, welche um die künftige geistige Vorherrschaft im Kampfe liegen, schon getroffen. Für ihn werden, wie für den ganzen Kreis, dem er entstammt (vgl. Kurt Hillers Aktivistische Erziehung), die Ansprüche der „Vergangenheit" auf die Neugestaltung unseres Lebens vor den lockenden Verheißungen der „Tat" zuschanden, ein Umwertungsversuch, der ja bekanntlich nicht auf unser Vaterland allein beschränkt ist, wenn auch wohl der zunächst sich aufdrängende Vergleich mit den italienischen Futuristen unseren deutschen „Aktivisten" nicht eben willkommen sein dürfte.

Da die im vorstehenden vertretene Bejahung der antitraditionellen und revolutionären Stellung des Jungen Deutschlands zur Bildungsfrage nur einen Punkt innerhalb eines geschlossenen Programms bedeutet, welches in Wienbarg, Gutzkow und Laube seine, wenn auch unvollkommenen, Vorläufer erblickt, würde eine Diskussion über das Einzelproblem eine Auseinandersetzung mit der ganzen Bewegung erfordern. Hier kann es sich nur darum handeln, diese Sachlage mit aller Deutlichkeit dem Leser zum Bewußtsein zu bringen; denn diesem, soweit er nicht auf „aktivistischer" Grundlage steht, muß es daran

liegen, sich klar zu machen, wie denn die Position ausgesehen hat, welche der Verfasser der Stellung seines Themas entsprechend nur in ihrer negativen Auswirkung darstellen konnte. Denn nur wer das Bildungsideal der „Vergangenheit" wirklich kennt, kann beurteilen, ob es tatsächlich so abgelebt, leer und unfruchtbar ist, wie seine Feinde immer wieder behaupten*).

*) Wir werden in einem unserer nächsten Hefte das Bildungsideal der klassischen Literaturepoche durch eine Darstellung der Gestalt Wilhelm von Humboldts unseren Lesern näher zu rücken suchen.

# Die Brille

## Novelle von Max Mell

Auf der zweiten Galerie des Konzertsaales sah es ziemlich leer aus. Nur ab und zu öffnete sich die Glastüre einem Kunstfrommen, der den Vortrag von Bachschen Orgelstücken und geistlichen Liedern nicht versäumen wollte, und eine Sitzreihe schien überhaupt frei zu bleiben, als ob sie von vornherein vom Kartenverkauf ausgeschlossen worden wäre. Bis dann etwas Beträchtliches geschah. Waren nämlich bisher die Besucher nur so zugetröpfelt, so öffnete der Diener jetzt die Türe einem ganzen Schwarm von Besuchern, der zunächst steif und wie gestockt beisammen kleben blieb, bis zwei eifrige Personen ein langsames zögerndes Vorwärtsdrängen hervorbrachten. Es waren durchwegs schmächtige, hölzerne, unförmige Frauenfiguren, in den blassen Gesichtern saßen schwarze Brillen wie glänzende Deckel auf den Augen: die Schützlinge eines Heims für blinde Mädchen waren es, die, in zurückgebogener Haltung, die Hand ganz wenig vorgestreckt, und mit dem kaum merklichen Wittern der stumpfen Gesichter die Hindernisse zu erkennen suchten, die beim Ersteigen der Stufen und Niederklappen der Sitze zu vermuten waren. In dem Augenblick aber, als sie saßen, ging über die Gesichter ein Schimmer von Behaglichkeit, die die schwarzen Schilder über den Augen nicht zu verhehlen vermochten; die Körper, die jetzt den sicheren Raum für ihre Anwesenheit hatten, bekamen eine ruhige Haltung wie von Freiheit, lebhaft, mit kleinen Handbewegungen und fragend aufgeworfenen Lippen überzeugte sich eine und die andere, welche ihre Nachbarin wäre, um sich darüber in zusammenhuschelnder Kinderart zu freuen: sie waren im Konzertsaal, das zeigten sie deutlich. Die Apollonia hielt das eine Auge wollüstig der Bestrahlung entgegen, die von den

Lichtern des Saales herkam, sie reckte den arg entstellten marmorierten Augapfel über das Glas heraus und hielt die Brille über die Nase etwas herunter, bis ihr die verweisende Hand des Fräuleins, das neben ihr saß, sachte den Finger herunternahm. Die Apollonia lenkte sofort eifrig ab: „Bitt' das Programm! bitt' das Programm!" Das Fräulein begann ausführlich vorzulesen, die flüsternde Aufmerksamkeit der Umgebung hatte bereits etwas nachgelassen und die blinden Mädchen gaben sich die einzelnen Zeilen der vorgelesenen Liederterte halblaut weiter: „Bist du bei mir," sagte eine zur andern, „bist du bei mir," murmelte die halbwüchsige Führerin, die zur Aushilfe mitgenommen war, weiter, und schon kam der neue Vers an: „Geh ich mit Freuden zum Sterben . . ." und raschelte durch die ganze Reihe. Sie wurden wieder still und rieben die Hände. Und dann drang plötzlich von unten herauf, schwach aus der fernen Tiefe, der Applaus, der den Orgelvirtuosen und die Sängerin begrüßte; und ihnen und der Orgel genau gegenüber rührte sofort eine ganze Galeriereihe begeistert die Hände, besonders die Apollonia, sie hatte große Arbeitshände, sie klatschte gewaltig, und als alles schon erwartungsvoll still war, tat sie noch zwei unbezahlbare Schläge. Aber da kam auch schon von drüben der machtvoll fromme Klang herüber.

Die Apollonia sank in sich zusammen, es war, als verschwände sie ganz hinter dem Glanz der schwarzen Gläser, in denen sich die elektrischen Lichter in miniaturhaften roten Reihen spiegelten. Sie genoß; sie stellte die Tonart fest, kontrollierte den Text, dachte nach, wie ihr die Stimme eigentlich vorkäme, und richtete sich zuletzt wieder begeistert auf, um männlich und gewalttätig zu klatschen. Danach gab sie tiefbefriedigt die Losung für den nächsten Gesang weiter: „Komm leite mich . . ." Danach „Es sehnet sich . . ." Und dann wackelte sie so erfreut mit ihrem kräftigen Leibe auf dem Sitz hin und her, daß sie damit die ganze Reihe der zusammenhängenden Sessel erschütterte, und sagte zum Fräulein: „Das wird sich uns auszahlen, Brillentragen, wenn man dafür solche Genüsse hat, Herrgott!"

Denn daß die Pfleglinge dieses Heims den Anblick ihrer entstellten Augen durch schwarze Brillen verwehrten, war eine Einführung jüngsten Datums. Dem Inspektor, einem Beamten, der neben seinem Beruf auch die Geschäfte der kleinen Anstalt besorgte, hatte das Kuratorium nahegelegt, den in vielen ähnlichen Anstalten namentlich des Auslands gepflogenen Gebrauch des Brillentragens auch in diesem Heim einzuführen. Nicht ganz damit einverstanden, hatte der Inspektor diese Anordnung kundgegeben; er wußte, daß in einem Fall, der das Äußere der Mädchen betraf, ihre Empfindlichkeit leicht gereizt

würde, und war froh, als er ihnen die Neuerung wenigstens in gewissem Sinn versüßen konnte. Der rührige Mann hatte eben die führende Konzertdirektion der Stadt auf seine meist musikalischen Pfleglinge aufmerksam gemacht und es richtig erwirkt, daß ihnen für weniger gut besuchte Konzerte Freikarten in Aussicht gestellt wurden; und indem er nun die Verordnung des Kuratoriums verkündete, schloß er daran schleunig die Mitteilung von dem ermöglichten Konzertbesuch und ließ etwa durchblicken, als ob die Direktion das Tragen der Brillen zur Bedingung gemacht hätte. Indessen konnte er zu seiner Verwunderung sehen, daß nach der Kundmachung nicht einmal so viel lange Gesichter gezogen wurden, als er erwartet hatte; die einen waren bloß neugierig, die anderen freuten sich über den neuen Toilettengegenstand, einige sahen damit sogar ihre Eitelkeit befriedigt, und nur zwei waren unter den Mädchen, in denen die neue Vorschrift wirklich tiefere Gefühle wachrief. Das waren die beiden lebhaftesten der kleinen Kolonie, die, jede in ihrer Art, an der Welt heftigen Anteil nahmen und auch mehr von ihr erfahren hatten als die anderen Pfleglinge. Waren diese von liebevoller Fürsorge aus dem Erziehungsinstitut in das Heim aufgenommen, und hatten sie sich ohne zu fragen in einen stillen Lebenskreis gefunden, dessen Durchmesser mit zwei Stricknadeln bequem zu messen war, einen Kreis, in dem sich auch alles Bunte aus der Lektüre oder zufälligen Nachrichten aus der Außenwelt rasch entfärbte — so hatten diese zwei anderen, Apollonia Pontifeser aus St. Ulrich im Grödnertal und Ida Frankl aus Prag, Erfahrungen und daher auch Ansprüche.

Als die Apollonia Pontifeser das erstemal die Brille aufgesetzt hatte, sagte sie: „Au, wie finster!" Denn ihr zerstörter Augapfel gönnte ihr von der Welt immer noch einen schwachen Lichtschein. Sie war mit der Verpflichtung in das Heim aufgenommen worden, kleine häusliche Verrichtungen als Schuhputzen, Abwaschen, Bodenreiben, schließlich sogar Einheizen nicht zu scheuen, und man hätte das auch nicht einmal von ihr verlangen müssen, sie hätte von selbst dahin gefunden. Einfach weil ihr ganzes Wesen anstellig und hingegeben zur Dienstbarkeit strebte. Auch der Quell kleiner Freuden floß ihr darin. Sie starrte in den Ofen oder in den Herd, wo die Flammen drin zuckten und nacheinander bissen, und spürte sie beim Schuhputzen an einem Absatz einen Nagel, so schlug sie ihn gegen die Steinfliesen, daß es Funken gab. Mancherlei Lust also sollte ihr jetzt durch die Brille beschränkt werden, und als sie beim ersten Spaziergang den Lichtschein einer Laterne auf ihren Augapfel wirken lassen wollte, mußte sie ihn kühn über die so tief als möglich gesetzte Brille herauswälzen. Allein sie war in jedem Betracht eine entschlossene und begeisterte Natur. Die

erste Brille hatte sie, am Tag vor dem Konzert, gleich zerschmettert. Nach dem Spaziergang, beim Hutabnehmen, tat sich's ganz zufällig. Das Fräulein schalt. Das wäre doch Glas und müsse achtsam behandelt werden; da wäre eine Ersatzbrille. Aus Apollonias Brummen hierüber und dem Unterbleiben jedes Dankeswortes folgerte das Fräulein, daß Böswilligkeit im Spiele wäre; ein paar scharfe Worte machten die Apollonia wieder klein. Sie heulte sofort ihr wohliges, lautes, demütiges Heulen; ach, sie war ja ohnedies so dankbar, daß sie nur hier war, sie wollte sich gewiß in allem fügen; und mit einem hündisch-ergebenen Herzen unterwarf sie sich. Daheim hatte sie den ganzen Tag geschnitzte Marienbilder angestrichen, hie und da andere Stellen aus einem andern Farbtiegel. Der Hausarzt hatte sie, als sie jetzt wieder ins Heim einrücken konnte, untersucht, ausgefragt und beglückwünscht: zu Hause wäre sie, sagte er ihr rund heraus, über der Arbeit mit den gifthaltigen Farben sicher zugrunde gegangen. Jetzt, als Gerettete, bekam sie einen schweren Schrecken, und oft und oft noch tasteten ihre Gedanken furchtsam an jener Gefahr herum. Sie konnte wahrhaftig von Glück reden! Und da es nun darauf ankam, ihr bißchen sündhafte Erdenlust an dem spärlichen Schimmer, der zu ihr drang, zu ertöten, so entsagte sie denn mit klösterlichem Eifer, und vollends als nun die feierlichen Klänge der Orgel in ihr rasch entflammtes Herz eingingen und sich ihr Glück mit bemerkenswertem Händeklatschen austoben durfte, da schwand jeder Kummer aus ihren Gedanken und sie beschloß, die Konzertdirektion, die an so hohen Genuß eine so billige Forderung geknüpft hatte, diesen Abend in ihren Rosenkranz einzuschließen.

Das Konzert war zu Ende, ihre breiten Hände hatten sich noch sattgeklatscht, und dann saßen sie alle sieben verfrachtet in einem Wagen der Straßenbahn, die Apollonia siegesleuchtend auch unter den Deckeln der Brille hervor, die andern völlig alterslos, farb- und lebenslos; und bei den Krümmungen des Geleises und heftigem Schütteln des Wagens wackelten sie fast genau so, wie die an den Fenstern hängenden Tafeln mit dem Fahrziel. Allein doch noch in einer andern ging etwas Besonderes vor, es war ihr nur nicht gleich anzusehen. In der hatte es den ganzen Abend gestürmt und stürmte auch jetzt noch und konnte zu keinem so gottseligen Entschluß kommen, wie in der frommen Tirolerin.

Ida Frankl war aber auch schon im Konzert ohne jede Beifallsbezeigung gesessen und hatte im Herzen nichts, dafür aber desto gewisser die Brille auf der Nase gespürt. Beim Niedersetzen im Saal war ihr das Getuschel der Leute nicht entgangen. Beim Einsteigen in die Straßenbahn hatte ihr eine leise Frauen-

stimme ins Gesicht gehaucht: „Jö, Blinde!!" — Als ob Blinde auch nicht hörten. Und jetzt, jetzt war sie auch wirklich eine Blinde; jetzt unterschied sie freilich nichts mehr von den andern, und die Einführung der Brillen bedeutete für sie nichts Geringeres als eine Entthronung. Sie hatte sich als Königin über ihre Schicksalsgenossinnen gefühlt und wünschte das auch von der Außenwelt ständig anerkannt. Sie war nämlich hübsch, bildhübsch, sie wußte es, und schon zu Hause galt die Blinde als die hübscheste von den Franklmädels. Ein ganz klein wenig verwachsen war sie wohl auch, aber das Gesicht war hübsch, die blinden Augen ganz unzerstört, groß und schwarz, zwar mit bedenklich vergrößerter Hornhaut, aber das war nicht so auffallend. Von den Besuchern der Anstalt wurde sie regelmäßig für eine Vorleserin, eine Aufsichtsdame, auch für einen Besuch, jedenfalls für eine Sehende gehalten, und klärte sich das auf, so wurde sie erst recht besonders von den Herren ins Gespräch gezogen, das sie elegant und schlagfertig zu führen verstand; niemand hätte das von den andern immer verlegenen und lispelnden Hascherln beansprucht. Schließlich war sie ja auch aus einer wohlbegüterten Familie, obschon sie sich jedes kindlichen Gefühls gegen ihre Eltern, die sie hier untergebracht hatten, ihr schrieben und sie besuchten, längst entschlagen hatte. Ihre Mutter haßte sie geradezu; sie wußte die süßen Töne vollkommen richtig zu werten, in denen gesagt wurde: „Du mußt nach Wien, Schatz, da hast du mehr vom Leben als bei uns in Prag!" In dem Heim, in das man sie für ihr Leben einkaufte! Man schämte sich ihrer, man versteckte den Schandfleck. Dem Bubi hatte man die schändlichsten Schulden bezahlt und verziehen, der Else verziehen, daß sich ihr Mann mit Skandal hatte von ihr scheiden lassen, und was die Blinddarmoperation der Daisy eigentlich gewesen, — so dumm war man nicht geblieben, daß man das nicht durchschaut hätte. Aber wenn eins blind war, dem konnte man nicht verzeihen. Da mußte man ja, wenn's ein großes Souper gab, einem der Herren die unliebsame Überraschung antun, daß er die Blinde neben sich hatte; das Fleisch mußte einem vorgeschnitten werden, und der und jener forschende Blick: wie ißt sie wohl, findet sie denn in den Mund, ohne daß sie sieht? verstimmte die Mama, und einzig dieser Art waren die Gründe, weshalb man's ihr ausreden wollte und ihr abdepeschierte, wenn sie ja zu einem Familienfest kommen wollte; alle waren da plötzlich unwohl, das Fest wurde verschoben und war dann doch gewesen. Auch den Vater, der sie so liebte und der ihr echte Zärtlichkeit entgegenbrachte, haßte sie zuletzt, als er ungeschickt genug war sie zu beleidigen. Ein neues Miedermodell, das die leichte Krümmung ihres Rückgrats verbarg, hatte er ihr gekauft und war mit ihr zum Inspektor gekommen mit den Wor-

ten: „Na, was sagen Sie jetzt zu meiner Modedame?" Diese Frage machte sie stutzig, erschütterte ihr für einige Zeit den Glauben an sich selbst, qualvolle Zweifel beschäftigten sie, wie weit ihre Schönheit wohl durch die kleine Mißbildung der Figur beeinträchtigt würde, und wie unmodern, wie pfleglinghaft sie wohl bisher ausgesehen haben mochte; voller Erbitterung fragte sie sich, warum er denn nicht schon früher besser für sie gesorgt hatte. Und so gab sie auch ihn langsam auf und begründete sich aus eigener Kraft eine Herrschaft über ihre nächste Umgebung, deren unbestrittene Ausübung ihre Lebensaufgabe bildete. Hier fanden ihre Eitelkeit und Hoffart genügend Befriedigung. War unter den Pfleglingen vom Aussehen und von Schönheit die Rede, so ließ sie sich von ihnen das Gesicht betasten, damit sie ja wüßten, was schön sein heißt. Besonders oft aber ließ sie sich das von der Apollonia Pontifeser tun, welche einmal gesagt hatte und es öfters wiederholen mußte: „Ich weiß doch genau, wie bei uns das Gesicht der heiligen Jungfrau aussieht, das haben sie hundertmal geschnitzt, aber wenn's auch eine Sünde ist — die Wahrheit ist doch wieder keine Sünde: — die Ida kommt mir noch schöner vor!" Selbst in eine Art Abhängigkeit von der Apollonia zu geraten, gehörte übrigens zu den feinsten Genüssen, die Ida Frankl aus ihrer Herrschaft zog: denn nicht des beschränkten Staunens der andern, sondern des rauhen Temperaments der Tirolerin bedurfte sie zur fortwährenden Bestätigung ihrer Vormacht, und es war nicht selten, daß sie, wenn sie ihr auf dem Gang begegnete, oder allein in einem Zimmer mit ihr plötzlich fragte: „Seh ich heute recht schlecht aus?" — Sie nahm die Hand der Apollonia und führte sie in ihrem Gesicht spazieren: „Ich hab doch ganz eingefallene Wangen. Ich hab so schlecht geschlafen. Uj, hast du dir aber auch die Hände gewaschen?" — Oder es kam so: „Du hast eine Männerhand. Marsch weg. — Herrgott, bist du dumm! Das ist doch nicht so gemeint, da sollst du's doch grad nicht weggeben." Dann hatte die Ida Frankl, wenn sie auseinandergingen, ein ganz sonderbares Kichern.

Aber nun war ihr Leben an der Wurzel getroffen. Sie sollte den anderen gleichgestellt werden! Ihre klaren Augen sollten so viel gelten wie die zerstörten der anderen! Ihr bei jedem Besuch mit etwas starrer Spannung wartendes Antlitz sollte so nichtig, so ferneschaffend sein wie die Gesichter der anderen! — Nun hatte der Inspektor, dem Ida Frankls Eitelkeit nicht entgangen war, auch daran gedacht, daß man ihr beinahe die Einhaltung der Vorschrift schenken könnte. Allein nach der einen Seite wollte er nicht mit dieser Ausnahme den anderen zu verstehen geben, daß ihre Augen recht entstellt waren und des Verbergens bedurften, nach der anderen Seite widerstrebte ihm die Bevorzugung

eines einzelnen Pfleglings, der es ja dadurch, daß er einem guten Hause angehörte, ohnedies in allem besser hatte. Aber gerade diese Auszeichnung hätte Ida Frankl verlangt. Alle die anderen Gesichter, ja, die sollten durch die Brillen uniformiert sein; nur ihres nicht, denn war ihr Antlitz nicht ein erfreulicher Anblick? Anfangs hatte sie schon gedacht, sie würde einfach auf die Konzerte verzichten und dafür auch keine Brille tragen. Allein dann mochte sie doch nicht einen Vorteil aufgeben ohne den Versuch, ihren Willen auch so durchzusetzen. Die Brille sofort hinzuwerfen und zu zerschlagen, wie es Apollonia getan hatte, das war nicht ihre Art, und im Konzert rang sie ohne Ende in sich um die Ausführung eines Entschlusses, mit dem sie schon hingefahren war: einfach während des Spieles die Brille herunterzunehmen und einzustecken, damit ihre Zusammengehörigkeit mit den anderen aufzuheben und nicht mehr als Mitglied dieser traurigen Gesellschaft, sondern als alleinstehende Dame, die sich einen Sitz gekauft hatte, also vor sich selber gleichsam als Fremde dazusitzen. Sie erreichte es aber nicht bei sich; sie wußte nicht genau, welches Maß von Auffälligkeit diese Bewegung des Abnehmens der Brille hätte, und wie energisch der Widerspruch des Fräuleins ausfiele, so daß sie möglicherweise mit einem Aufsehen auf der Galerie das gerade Gegenteil des Gewünschten erzielte. Fest stand bei ihr jedenfalls, daß dieses Zeichen der Gleichheit abzuschütteln war, nur in welcher Weise, das war ihr noch nicht klar. Und so fuhren diese beiden Schicksalsgefährtinnen, die Apollonia Pontifeser und die Ida Frankl, in wesentlich verschiedener Stimmung nach Hause. Daß es in der einen frei und licht war, in der anderen aber gärte, davon war nach außen hin nicht soviel zu merken, daß man die Einführung nicht als gleichmäßig angenommen, nach dem ungestört verlaufenen ersten Konzertabend sogar als eine glückliche ansehen konnte.

Noch einen Tag ließ Ida Frankl verstreichen, am dritten aber erschien sie zum Frühstück ohne Brille und erklärte, sie schnitte ihr über der Nase ein und täte ihr weh, drum wollte sie heute mit dem Tragen der Brille aussetzen. Das Fräulein sah sie an und sagte nichts; und die anderen hörten es und schwiegen und dachten nur: aha, also das kann einem passieren . . . In Wahrheit wollte natürlich die Ida an diesem Tage die Brille nicht tragen, weil da eine Gräfin kam, um den Pfleglingen des Heims „Fabiola" weiter vorzulesen, und obwohl sie niemals eines der Mädchen sich recht angeschaut hatte, auch ihre Namen nicht kannte und nur das allgemeinste mit ihnen sprach, war sie doch die erste Sehende, die seit der neuen Anordnung kam und der die Ida nicht so verändert vor die Augen treten wollte. Vor dem Vorlesen empfanden die Mädchen

tatsächlich die winzige Pause, während der die Gräfin sie musterte und die Einführung allmählich zu begreifen schien; und Ida Frankl ahnte: „Jetzt sieht sie, ich trage keine Brille; sie wird denken: warum gerade die nicht? Noja freilich, die ist hübsch genug, die braucht's wirklich nicht! So zwinge ich die alte Schachtel, meine Schönheit zu bemerken!" Obwohl die Gräfin keine Frage tat, war es doch ein feiner Augenblick. Und dann raste sie hinein ins Vorlesen. Es ging ihr gar nicht um die Pfleglinge, nicht um die Wohltat, es ging ihr nur um „Fabiola". Sie kam dem jeweils angebeteten Buch nämlich nur durch Vorlesen bei, daran mußte sie sich sättigen bis zur Erschöpfung. Sie las von vier bis sieben, die Zöglinge saßen mit ihren Handarbeiten um den Tisch. Dann wickelte sie das Buch in Seidenpapier und ging weg, das Gesicht noch ganz voll „Fabiola". Ida Frankl war auf einige Augenblicke befriedigt gewesen. Der unwillkommenen Vorschrift war nicht nur ein Schnippchen geschlagen, sondern sogar ein Genuß abgelockt worden. Das beschäftigte sie während der Vorlesung; aber danach war's doch bald verraucht.

Am anderen Tage überlegte sie einige Zeit, ob sie die Brille nehmen sollte oder nicht. Sie entschloß sich für das Wagnis und ließ sie auf ihrem Nachttischchen liegen. Dann setzte sie sich zum Frühstück. Sie wartete, wartete, das Fräulein sagte nichts. Endlich aber nach dem Kaffee hieß es milde: „Ida, tut dir denn die Brille noch immer weh?" Ida Frankl raunzte: „Ja, Fräulein, ich hab sie probiert, sie reibt mich ganz auf." „Ich sehe aber nichts, keine Rötung und nichts." „Ja, ich spür es aber!" war die unartige Antwort, „es ist halt innen," suchte sie danach abzuschwächen. Das Fräulein überlegte einen Moment, ob dies der Fall war, für den ihr der Inspektor unnachgiebiges, energisches Auftreten ans Herz gelegt hatte; sie konnte das ja herzlich schlecht. Sie vermutete, daß es der Fall war. „So wirst du morgen die Brille wieder nehmen, und wenn sie dir da noch wehtut, so bekommst du eine größere." Morgen kam der Inspektor, da hätte sich die Ida Frankl ohnedies nicht um die Vorschrift zu drücken gewagt, und so nahm sie's hin; aber schlimm genug stand es um ihre Laune, und alle bekamen es zu fühlen.

Das Fräulein berichtete, sowohl um ihre Sorgfalt für die Pfleglinge zu beweisen, als auch um Ida ihre kecke Antwort entgelten zu lassen, dem Inspektor eifrigst von ihren Schmerzen; „auch innen hat sie's," fügte sie boshaft hinzu. So war sie immer, das Fräulein. Eigentlich kam sie ja gegen die schlagenden Aussprüche der Ida nicht auf, und es galt zwar ihre Anordnung, aber immer auch die Kritik der Ida. Dem weniger intelligenten Fräulein war dies oft empfindlich und sie pflegte dann — mitunter erst lange nachher — mit

einer anzüglichen, genau überlegten und mit Stacheln besetzten Bemerkung zu entgegnen. Das nannte die Ida Frankl hinterlistig und sie haßte das Fräulein, was jedoch zuzeiten einem besten Einvernehmen nicht hinderlich war. Das war dann, wenn ein Besuch des Herrn Frankl in Aussicht stand, ebenso wie er auch auf Tage hinaus die glänzendste Laune zurückließ, in der Idas brillanter Witz sich an allem und jedem ungerügt versuchen durfte; so ein Wundermann war er. Dermalen freilich stand es nicht so.

Der Inspektor fragte bloß, ob die Ida eine größere Brille wünschte. Sie verneinte nach einer winzigen Überlegung, in der sie feststellte, daß sie sich dann weniger leicht beschweren konnte. Er sagte darüber kein Wort weiter. Das war nicht gut. Das hieß, er glaubte nicht an die Schmerzen der Ida Frankl. Als er gegangen war, gab es daher einen Augenblick tiefster Niedergeschlagenheit bei ihr. Vom Fräulein war nichts zu erwarten und nichts vom Inspektor. Aber Ida Frankl war erfinderisch. Sie beschloß ein Plebiszit anzurufen. Ihre Genossinnen schien ja das Brillentragen nicht im mindesten weiter zu beschäftigen. Eben darauf vertraute sie, und ihre Freundin Apollonia sollte den Antrag stellen.

Sie trafen vor der Tür ins Arbeitszimmer zusammen. Ida Frankl hielt die Tirolerin an. Die Auseinandersetzung war kurz. „Da hast ein paar Zuckerln, feine Kugler. Geh, ich schau die letzte Zeit sicher recht elend aus. Ganz eingefallene Wangen muß ich haben. — Gelt, die Brille! Gelt, was für eine Entstellung. Wart, ich tu sie weg. Ich komm mir vor, als wär ich angezogen wie die Klosterschwestern. O nein, das ist nicht schön. — Also doch noch so hübsch wie früher? Na, Gott sei Dank. Aber findest du es eigentlich gerecht, daß ich eine Brille tragen muß? — Gelt, nein, no siehst du, das freut mich auch, daß du's findest. Denn wozu? Ich seh doch genau aus wie eine Sehende. Weißt du, sie meinen wegen euch. Keine soll eine Ausnahme machen, damit sich keine beleidigt. Und dawegen wär's gar nicht so. Würdets ihr euch beleidigen? Nein. Ihr freuts euch doch alle, weil ich schön bin, ihr habts doch auch einen Genuß davon. Weißt du, und da solltets ihr sagen: unsere Ida braucht von uns aus keine Brille tragen. Das solltets ihr alle zusammen dem Fräulein sagen. Und du solltest es ihnen sagen, von selber kommen sie ja nicht drauf. Da hast noch Zuckerln. Oho, da hast du eins fallen lassen . . ." sie hockten beide da und fuhren mit der flachen Hand leicht hin und her auf dem Erdboden, um das verlorene Bonbon zu finden. Und in dieser Stellung, und den Mund noch voll Süßigkeit, deren Schokoladeduft jene riechen konnte, antwortete Apollonia einfach „Nein". Gar nichts weiter und sehr abschließend. Dann sagte sie noch:

„So, ich hab es schon. Danke." Sie stand auf und ging ins Arbeitszimmer, die Ida hockte noch einen Augenblick länger.

Es war schmerzlich, das zu fassen, daß es wirklich mißglückt sein sollte. Was für einen Grund die Apollonia dafür haben konnte, das war ganz und gar nicht einzusehen; und dazu machte jenes einfache Nein jede weitere Verhandlung so gut wie unmöglich. Wenn man wenigstens gewußt hätte, ob sie zu feig war, oder ob sich ihr Rechtsgefühl dagegen sträubte; beides hätte sich die Ida wohl getraut ihr auszureden. Aber dieses Nein ließ sogar einen energischen Widerstand der Apollonia möglich scheinen, wenn eine andere den Antrag stellte. Ida Frankl sah sich in einer Lage, die wenig Hoffnung ließ, und während sie bis zur Erschöpfung hin und her dachte, zeigte sie sich bei allen Mahlzeiten wie im Arbeitszimmer über die Maßen düster, vielleicht weil auch dies eine gewisse Wirkung haben konnte. Und da traf nun eine Karte ihres Vaters ein, der sie künftige Woche einmal zu besuchen versprach. Das eröffnete Aussichten und gab ihr augenblicklich den Mut, sich noch einmal an das Fräulein selbst zu wenden.

Bei dem Konzert, das die blinden Mädchen dieser Tage wieder besuchen konnten, war die Laune der Ida Frankl derart glänzend, daß es auffallen mußte. Sie sprach sich mit übertriebener Begeisterung über die künstlerischen Leistungen aus, die sie genossen, ja über alle Einzelheiten des Besuchs, der Fahrt, des Saales, und in allem, was sie vorbrachte, lag ein ganz toller Triumph. Namentlich richtete sie immer wieder das Wort an die Apollonia, ihr Ton war ganz penetrant, er bezog sich auf etwas, was zwischen ihnen gewesen, er forderte sie heraus, sie kam in eine ganz verrückt spottlustige Stimmung, die sich auf der Heimfahrt in endlosem Geschnatter und Gekicher entlud. Das junge Gesicht der Tirolerin blieb unbewegt; aber sie merkte auf: was wurde denn da verlacht; und ganz langsam arbeitete sie sich eine Vermutung und einen Verdacht heraus. Eine Weile ließ er sie gleichgültig; dann kam der Gedanke wieder; es war ihr, als ginge es sie doch etwas an; und ohne daß sie dies so ganz entschieden hätte, wurde sie schrecklich neugierig; und das beherrschte sie bald. Als man heimkam und die kleine blinde Schar, indem das Fräulein aufsperrte, sich vor dem Haustor ein wenig staute, fühlte die Ida plötzlich eine Hand in ihrem Gesicht schnell und zielbewußt nachtasten. Ida tat einen heftigen Atemzug des Widerspruchs, nicht mehr; sie hatte die Hand der Apollonia erkannt. Sie schwieg und wartete zu. Aber auch die Tirolerin sprach nicht ein Wort; so heftig es nun in ihr zuging.

Am andern Tag kam der Inspektor. Er bemerkte sofort, daß die Apollonia

keine Brille trug. Sie mußte sie unmittelbar vor seinem Eintreten entfernt haben, so daß das Fräulein ihr bisher keinen Verweis hatte erteilen können. „Na, was ist denn, Apollonia? Wo ist denn deine Brille?" — „Bitt die Ida tragt auch keine, wann's ihr paßt!" Der Inspektor sah die Ida und dann das Fräulein an. „Ist das eine Lügnerin! Nein so was!" brauste die Ida auf. „Bitt sogar im Konzert, wo es uns geschafft worden ist," fuhr die Apollonia beharrlich fort, und ihre Stimme zitterte wie es noch keines gehört hatte, „gestern zum Beispiel." „Ist das richtig?" wandte sich der Inspektor erstaunt an das Fräulein. „Gelogen, frech gelogen!" schrie die Ida. Nun hatte das Fräulein weder die Courage, sich als mitschuldig zu bekennen, noch den Inspektor dreist anzulügen und sich dadurch der Ida völlig auszuliefern. „Ich habe nichts bemerkt —" sagte sie unsicher, „ich kann mich nicht erinnern . . ." „Ich habe sie getragen!" schwor Ida laut. „Woher weißt denn du's?" forschte der Inspektor mit gerunzelter Stirn. „Ich hab hingegriffen!" sagte Apollonia stolz. „Auf mich nicht!" lachte die Ida heraus, „das hätt ich doch spüren müssen! Sie hat wen andern angegriffen. Das ist sehr gut." — „Hat jemand von euch andern keine Brille gehabt und ist angegriffen worden?" — Aber die leuchteten nur von der Stupidität der Unschuld. „Fräulein, ich wünsche," schloß der Inspektor, „daß Sie mit aller Genauigkeit auf der Einhaltung der Hausordnung bestehen und keine Ausnahme dulden."

Nun war zwischen der Ida und der Apollonia der Krieg erklärt. Es wurde offenkundig, als die Apollonia beim Nachtmahl in dem gutherzigen Ton schöner Ahnungslosigkeit die Ida zu trösten suchte, ihr den hohen Genuß der Konzerte als würdigen Preis für eine kleine Lästigkeit erklärte. Nicht das, was sie sprach — das waren einfältige, kindische Worte — aber wie sie sprach, wie sie bloß gewisse Laute, ein tiefes a und ein überzeugtes ch aus der Brust heraufpumpte, das kam wie aus einem unerschöpflichen Brunnen voll goldigster Gottseligkeit herauf. Das Ganze mochte etwa auch einen pfarrermäßigen Anstrich haben, obwohl vom lieben Gott nicht die Rede war. Jedenfalls Ida empfand es und antwortete mit gefährlicher Giftigkeit, wie sie, die Apollonia, sich's einteilte, das wäre ihr Wurst, so ein bissel Schein, das möchte sie gar nicht, da wäre sie schon lieber ganz blind, und sie wäre ein bigotter Bauernschädel. Da schwieg die Apollonia. Aber noch später, auf ihrem Bett sitzend und ihren nun befreiten Augapfel liebkosend — so daß er bisweilen einen schwachen Lichtschein in ihr Gehirn blitzen ließ — grübelte sie, wie es denn eigentlich um die Ida bestellt war. Sie ist schön, sie ist eitel, der Teufel der Widersetzlichkeit hat ihre Seele in Besitz genommen, seufzte sie tiefbekümmert. O süßestes Herz Jesu, schick ihr

eine Prüfung, mach sie doch lieber garstig wie mich, damit ihr Seelenheil nicht verloren gehe!

Herr Frankl kam. Alle liebten ihn, denn die wenigen Minuten, die er im Arbeitszimmer verweilte, ehe er die Ida mit sich nahm, erwies er sich als ununterbrochen scherzhaft. Diesmal staunte er. „Ach Herr Gott, das trägt ja alles Brillen! Das ist ja wie eine Sitzung von lauter Gelehrten! Na Ida, du siehst ja nun aus wie dein Vater! Genau wie dein Vater!" Ida schwieg böse. Sie begrüßte ihn gar nicht. Als sie sich, im Zimmer des Fräuleins, ein wenig ausgesprochen hatte, fuhr er siegessicher mit ihr zum Inspektor.

Es war aber vorläufig nichts zu machen. Der Mann war höflich, aber bestimmt, um so mehr als er die ganze Sache nur als lächerliche Kleinigkeit ansah. Eben wegen jenes Versuchs, die Vorschrift nicht einzuhalten, müßte er jetzt raten, sich einstweilen zu fügen. Jetzt könnte er vor den Mitpfleglingen, speziell vor dem einen Mädchen, dann aber auch dem ungehörigen Vorgehen des Fräuleins gegenüber eine Ausnahme nicht erlauben. Er stellte sie aber in der Zukunft als durchaus möglich hin. Herr Frankl sah alles ein, viel zu schnell wie Ida meinte (so war er überhaupt), und vertröstete sie gemeinsam mit dem Inspektor aufs liebreichste. „Schau, ich muß mein Leben lang Brillen tragen!" sagte Herr Frankl. „Aber keine, die dich entstellt!" fuhr ihn Ida an und hüllte sich ganz in ein böses Schweigen.

Herr Frankl brachte sie ins Heim zurück. Dort mußte er sich vor den anderen ein wenig kindliches Benehmen der Ida gefallen lassen. Nun hatte er es sonst viel eiliger gehabt, wieder zu gehn, er war immer von Geschäften pressiert, diesmal aber verweilte er noch bei der sehr übelgelaunten Ida und ging schließlich mit ihr noch ein zweites Mal zum Fräulein, in deren Zimmer dann eine längere Unterredung stattfand. Als er geräuschvoll durch das Arbeitszimmer abschob, hinterließ er die übliche gebesserte Stimmung bei dem Fräulein; und dann brach sich auch Idas gänzlich verwandelte Laune Bahn, und beim Nachtmahl kam sie mit so köstlichen Einfällen, wie die ganze letzte Zeit der Prüfung nicht, so daß eitel Lustigkeit die Tafel beherrschte. Gottvolle Worte fielen da über die Konzertmärtyrerin, wie sie die Apollonia nannte, die meinte, deshalb in den Himmel zu kommen, weil sie im Konzert schwarze Brillen trüge. Und diese Laune und Gesinnung schien in den folgenden Tagen immer besser, immer rosiger zu werden, und lebte sich in Kapriolen des Witzes und der Witzelei aus, denen nichts heilig war, der Inspektor so wenig als gewisse Damen des Kuratoriums, aber ihr besonderes Stichblatt bildete alles Tun und Lassen der Apollonia, ihr Schuhputzen so gut als ihr Glauben und ihre Sprechweise.

Die Apollonia bekam einen dumpfen Kopf. In diesem bildete sich dann wie ein schweres Gewächs der Gedanke aus, die Ida müßte etwas von dem erreicht haben, wonach sie so lange getrachtet hätte. Das hätte ihr gleichgültig sein können. Wenn der Inspektor oder das Fräulein einfach verkündeten, die Ida allein von allen brauchte keine Brillen mehr zu tragen, gut, das war angeordnet, wer dürfte sich da einen Widerspruch herausnehmen? Aber es war ja nichts angeordnet. Etwas Heimliches war geschehen; es richtete sich gegen sie, man hatte etwas ausgeheckt gegen sie, man betrog sie, sie in all den anderen, die nur zu stumpf, zu phlegmatisch waren, um von selbst was zu spüren. Aber sie nahm man ernst, weil sie schon einmal — ja was hatte sie getan? Sie hatte die Hausordnung verteidigt. Das war es. Und wie ihr das zu Bewußtsein kam, fühlte sie sich mit einemmal so stark, sie fühlte etwas Heiliges in sich, sie, das dumme, verachtungswürdige Geschöpf, war plötzlich wer geworden: und als sich ihr dumpfer Kopf das klargemacht hatte und sie sich in der Ahnung einer Aufgabe, wie ihr noch keine geworden, im Gebete an Gott wendete, da brach es aus tausendmal abgeleierten Gebetformeln in ihr Gemüt hinein, als würde ihr übermächtiges Licht erschlossen, Tränen stürzten ihr aus den Augen, sie meinte, den lieben Gott bei seiner guten Hand gefaßt zu halten und wußte doch nicht, mit keinem Wort, anzugeben, was mit ihr geschehen war.

Beim nächsten Frühstück fragte sie klar und kurz, ob die Hausordnung das Anlegen der schwarzen Brillen zur Pflicht machte. „Du weißt es doch recht gut, daß es so ist!" erwiderte das Fräulein gereizt. „Oder verlangen Euer Gnaden gar eine Ausnahme? O du Unverschämte!" Die Apollonia antwortete nicht. Sie hatte es aber doch ganz genau wissen müssen. Am selben Abend, zögernd hinter den Sessel der Ida tretend, tastete sie nach ihrem Ohr. — Ja, da saß die Brille. Es war alles in Ordnung. Die Ida aber schlug nach ihrer Hand und machte kein kleines Geschrei. Was man sich alles gefallen lassen müsse, das wäre doch geradezu empörend. Dabei klang aber ein leiser Hohn durch, der den Zorn beinahe künstlich erscheinen ließ. Offenbar hatte man nur darauf gewartet, sie endgültig zu demütigen. Denn das Fräulein zeigte sich besonders bitterbös. Wie sie sich denn unterstehen könnte, sie zu kontrollieren? Nein, das könnte sie sich doch nicht bieten lassen, daß eine von den Pfleglingen ihr einfach so zeigte, sie mißtraute ihr. Und ob denn endlich mit der ganzen dummen Brillengeschichte Ruhe würde. Künftig sollte es allen verboten sein, über die Brillen zu reden, untereinander oder mit der Köchin oder mit der Führerin, alles eins — oder keine Jause. Ruhe mußte sein. Damit sich die

Apollonia aber diese Verfügung merkte, sollte sie morgen abend — es waren Konzertkarten gekommen — strafweise zu Hause bleiben.

Da saß sie nun zu Hause, trug die schwarze Brille und hörte doch keine Musik und heulte. Ja, jetzt begann man sie schon zu verfolgen um ihrer Aufgabe willen, sie steckten unter einer Decke und gewiß, gewiß war die Ida ohne Brille ins Konzert gegangen. Wie sie den ganzen Tag über voll Übermut und voll Triumphes gesteckt hatte, das sagte alles. Oh, wenn der Inspektor ahnen könnte, wie sie seinen Befehl mißachteten! Wenn die Konzertdirektion nachsehen wollte, ob ihr Wunsch erfüllt würde! — Dann aber dachte die Apollonia wieder, daß sie ihnen doch diesmal unrecht täte. Es konnte doch nicht sein, wie durften sie es denn wagen! Um alles in der Welt gern hätte sie Gewißheit gehabt. Sie kam an der Türe des Zimmers vorbei, das der Ida zusammen mit einer anderen Blinden als Schlafraum diente. Sie wußte, da drin konnte sie sich die Gewißheit verschaffen, aber sie ging vorüber. Ein späteres Mal war sie nicht so stark. Sie blieb stehn, dann war ihr plötzlich, als müßte die Ida unbedingt drin sein. Aber sie fürchtete sie ja nicht, sie trat ruhig ein. Es roch stark nach Prominzen darin, das lähmte zuerst die Gedanken der Apollonia ein wenig, fast als ob sie jemand ansähe. Aber dann ging sie vor, zum Bett, griff auf das Nachttischchen. Gleich der erste Gegenstand, der ihr unter die Finger kam, war das Futteral, und die Brille stak drinnen. Es war ja zu erwarten gewesen. Und doch, wie wenn sie was gestohlen hätte, schlich sie aus dem Zimmer.

Nein, sie gab nicht nach. Reden wollte sie nicht davon, das war verboten; aber wieder durch einen Griff beweisen, daß sie zäh und unnachgiebig wachte, das wollte sie, und mochte sie dann auch noch härter bestraft werden. Sie blieb munter und horchte dann auf jeden Zug der Straßenbahn. Sowie sie einen an der benachbarten Haltestelle etwas länger verweilen und dann das Gehen der vielen Schritte auf der nachtstillen Straße hörte, ging sie in den Flur entgegen, stellte sich zur Seite; der Schlüssel knarrte im Haustor, kalte Luft blies herein, das Fräulein trat ein: „So, du bist noch auf —?", die kleine Führerin draußen wurde verabschiedet, die blinden Mädchen schoben sich herein; „no war's schön? Hat's euch gefallen?" fragte Apollonia. Sofort flötete die laute, wohlgelaunte und von Überlegenheit unsäglich gewürzte Stimme der Ida: „Herrlich schön war's, es gibt nur ein Wort dafür: Fabelhaft! das schönste Konzert bisher —!" Da hatte die Apollonia sie schon beim Kopf. Nur einen Augenblick aber, offenbar im ersten Schreck, war der Nacken der Attackierten steif, dann aber bog er sich gefällig der rauh suchenden Hand entgegen. Und da erschrak die Apollonia. Denn die Ida trug doch eine Brille.

Die Tirolerin kroch ganz kleinlaut in sich zusammen. Sie hatte ihr unrecht getan. So verblüfft war sie darüber, daß sie den hochamüsierten Worten der Ida im Speisezimmer gar nicht ganz zu folgen vermochte. „Ich darf davon nicht reden, Fräulein, sonst bekomm ich keine Jause." „Na red nur, ich erlaub es dir." Die Ida erzählte von der eben stattgefundenen Untersuchung durch Apollonia; jedes Wort schürte. Und dann prasselte eine Strafpredigt, der ernsthafter Verdruß und Ungeduld anzuhören war, auf die Schuldige nieder. Tiefbeleidigt wäre das Fräulein, daß man sie zu kontrollieren wagte. Aber eine Unfolgsame, eine Friedensstörerin könnte sie im Hause nicht dulden. Sie müßte nach Hause abgeschoben werden, wenn sie bei ihrer Unverträglichkeit und Renitenz bleiben wollte. Sie sollte sich's ja gut überlegen. Morgen bekäme sie zu Mittag bloß Suppe und Brot, sonst nichts, damit sie sich's merkte. Und jetzt marsch ins Bett. Das Fräulein mußte den Eindruck haben, daß die Bestrafung mächtig auf Apollonia wirkte; sie fand ja nicht einmal gleich die Türschnalle beim Hinausgehn und hörte dadurch auch noch mehr davon, was die Ida sogleich nach Schluß der Strafpredigt in heiterer Beflissenheit mit den anderen zu besprechen begann: „Am meisten genossen hab ich den Kinderchor! Wie der eingesetzt hat, da hätte ich gleich weinen können . . ."

Zwei Brillen hatte sie, und das freute sie besonders. Warum aber freute sie sich darüber, daß sie zwei Brillen hatte? Man kam nicht darauf, man war ratlos, man hatte einen schweren dummen bigotten Bauernschädel. Sollte man auf die Gefahr hin auch noch einer Jause verlustig zu gehen die Köchin befragen? Die konnte fast kein Wort Deutsch und das war doch eine so verwickelte Geschichte, da sie doch auch in ihrem Hirn nicht zu entwirren war. Und es war der Apollonia gar nicht ums Reden. Das war ja alles so tief in ihr drin, das brachte sie gar nicht heraus. Ihre Schlafkameradin kam und wollte sie trösten wegen der Strafe. Die Apollonia lehnte ab: „Ich bet'." Da schwieg die andere. Aber sie betete nicht, und es erschien ihr doch nicht gelogen. Sie dachte nur an die zwei Brillen.

Man probiert halt und nimmt ihr eine weg! wenn's geht. Dann muß sich etwas zeigen. Und wenn es wenigstens etwas ist, worüber man dann weiter nachdenken kann . . .

Sie hatte Suppe und Brot gegessen und erhielt die Erlaubnis, aufzustehn. Alle waren still, als sie hinausging. Sie wußten, es winkte ihr an diesem Tag noch eine Ermahnung aus dem Munde des Inspektors, dem ja über die Bestrafung der Unverbesserlichen Bericht erstattet würde. Nicht lange, in der Zeit nach Tische bis zur Jause, und er würde da sein. Sie hörte noch die Messer

und Gabeln klappern und stieg zu den Schlafräumen hinauf. Es war diesmal schon ganz leicht, einzutreten. Auf dem Nachttisch der Ida lagen zwei Futterale, das eine leer. Sie trug also wirklich die Brille, es war alles in Ordnung. Sie nahm die andere aus der Hülse, es war genau dieselbe, die sie auch trug. Es war alles in Ordnung. Vielleicht war eine die größere, wegen der Schmerzen. Aber darüber freute man sich nicht so gemein, es war doch nicht alles in Ordnung. Wohin damit nun? Sie wollte sie ihr nicht stehlen. Verstecken? Etwa unter der Bettdecke? Nein, da war sie zu schnell wieder gefunden. Weg mußte sie, diese doppelte Brille, denn irgendetwas war unrecht an ihr. Sie verließ das Zimmer und warf sie in den Ausguß.

Drunten war der Mittagstisch aufgehoben, trällernd, zwitschernd kam die Ida die Treppe herauf. Oh, wie gut sie aufgelegt war. Die Apollonia blieb eingeschlossen. Die Ida trat in ihr Zimmer, ließ die Tür offen, wollte vermutlich gleich wieder weg, stellte plötzlich ihr Trällern ein. Und sie blieb im Zimmer, sie kramte in der Lade des Nachttischchens, sie kramte beim Waschzeug, es klirrte, sie suchte. Dann auf einmal ging sie hinunter; wie es schien zum Fräulein. Die Apollonia folgte leise und verzog sich in die Küche zum Geschirraufwaschen. Die erzürnte Stimme des Fräuleins wurde hörbar: „No, so such halt besser, ich hab keine andere," und die Ida ging wieder suchen.

Der Inspektor kam und begrüßte die Pfleglinge bei der Pause wie gewöhnlich. Das Fräulein sagte leichthin, und Apollonia horchte hoch auf: „Der Ida ist ihre Brille leider zerbrochen, ich hab keine Ersatzbrille zu Hause gehabt." Darauf war ein kleines Schweigen; der Inspektor konnte das Zerbrechen der Brille leicht als eine Kundgebung gegen seine Unnachgiebigkeit auffassen und sagte ruhig: „Sie werden also eine neue besorgen. Künftig sollen aber jedem die Kosten einer zerbrochenen Brille vom Arbeitslohn abgezogen werden." „Ja mit der Geschichte ist's überhaupt noch keine Ruh!" lenkte das Fräulein ab, und mit größtem Eifer ging's über die Apollonia her. Die ließ sich aber ebensowohl verschwärzen als ermahnen, was sie da gehört hatte, das allein füllte ihren Kopf. Zerbrochen die eine Brille? War das zu Mittag geschehen? Davon wußte man doch nichts? Nein, das war nicht so. Warum galt denn aber die andere Brille nicht? Was war mit der, daß man log? Sie lachte in sich hinein in der göttlichen Jagdfreude, mit der sie die Spur verfolgte, und der Inspektor tadelte sie mit plötzlich erhobener Stimme, denn Verstocktheit und Hinterhältigkeit standen ihr ins Gesicht geschrieben. Wie sehr sie sich zu ihrem Nachteil veränderte! Es könnte nicht geduldet werden, daß sie sich Unbescheidenheit gegen das Fräulein und gegen ihre Kameradinnen erlaubte. Sie sollte sich vorsehen. Die

Ida gehorchte ja; darüber wachte das Fräulein; jetzt sollte sie auch nicht mehr die Ruhe stören. Zuletzt bat er alle, sie sollten doch alle gescheit sein und bedenken, um welcher Lappalien willen sie sich des Friedens im Hause beraubten! Zu dessen Wiederherstellung sie sämtlich mitwirken sollten.

Er war fort und unverzüglich begab sich die Apollonia ins Zimmer ihrer Widersacherin. Diese zweite Brille, das Werkzeug des Betrugs, mußte, wenn sie sich nicht in allem getäuscht hatte, oben liegen, mußte untersucht werden und allenfalls den Weg der ersten, unschuldigen gehn. Sie fand sie liegen. Ja, die war ja viel feiner als die ihre, die Gläser ganz anders dick. Sie legte ihre Brille ab und setzte diese auf. Die hielt ja den Schein, der von der Lichtquelle der Fenster kam, gar nicht ab. Sie ging ans Fenster. Es war ein trüber Wintertag, die Laternen brannten schon, und von der Leitung der Straßenbahn blitzte es in blau und grünen Funken auf. Und mit der Brille, welche der arg kurzsichtige Herr Frankl seiner Tochter überlassen, um sie nur ein weniges zu trösten, da sie ja ihre Augen sichtbar ließ und einen, der sie ansah, täuschte — mit dieser Brille stand die Tirolerin in heißer Verzückung. Sie wartete die nächste, die dritte, die vierte Elektrische ab, die in gar nicht kurzen Intervallen hier ihrem äußersten Vorortziele zujagten, und stand nur und staunte. Denn da zeigte sich, was sie noch nie gesehen, irgend ein Kern in der Lichtmenge, für die die halbwegs erhaltenen Teile ihrer Netzhaut noch empfindlich waren; etwas wie ein Umriß, ein unsäglich neues Ding, linienhaft sich schlängelnd und erlöschend, wiederholte sich und reizte die Neugier — ach die Neugier war es ja nicht einmal, ein bebendes Bangen und Flehen in die Finsternis war es, daß sie was hergäbe, ein Geschenk, eine Gnade, wo doch alles Reichtum war! Sie stand am Fenster, bis sie durch die offengelassene Türe jemand kommen hörte, der sie stören würde. Sie kannte den Schritt. Es war die Person, der die Brille gehörte, die sie trug, damit ihre Eitelkeit nur ja befriedigt würde, und nicht einmal ahnte, was dieses Instrument einem andern nach innen senden konnte. Das Herz der Apollonia wendete sich. Die sollte die Brille nicht wieder aufsetzen. Sie nahm sie zart herab, legte sie auf den Boden, nahm Abschied und trat mit einem Fuß auf beide knackenden Gläser zugleich. „Ist da wer?" sagte die Ida in der Tür. — „Da liegt deine Brille," sagte die Apollonia mit einer so tiefen und heiseren Stimme, wie sie nur ganz alte Leute haben. Die Ida stutzte einen Moment. „Was hast denn du mit meiner —" Sie ging näher. „Da greif her!" Sie fand die ausgestreckte Hand der Ida, und beide hockten sich hin. „Sie stiehlt! Sie raubt!" schrie die Ida außer sich vor Wut. Das Fräulein hörte es hinunter, sie hörte auch, wie dem Zornausbruch ein grauen-

hafter Schmerzensschrei folgte und sich in Wehgebrüll der Ida fortsetzte. Als das Fräulein hinaufgestürmt kam, fand sie die beiden Blinden auf dem Boden, die Apollonia bändigte das entsetzliche Strampeln der Ida unter sich, sie machte sich mit furchtbarer Bedächtigkeit an der einen Augenhöhle ihres Opfers zu schaffen, von der das Blut herablief, mit einem spitzen Etwas, einem Scherben des Brillenglases, stieß sie zu, dazu hielt sie selbst den Kopf wie mit anklagendem Ausdruck in die Höhe, und so arbeitend keuchte sie in das Schreien der Ida: „Da hast es von deiner Brille, du Schöne — da h — ast es, da h — ast es!"

# Juristenpredigten im Krieg

## Von Albrecht Mendelssohn Bartholdy

### 2

### Vergeltung

Freilich, Not lehrt beten, und unser Herrgott kennt die Welt und seine Menschengeschöpfe darin schon zu viel tausend Jahre lang, als daß er den Stoßseufzer so eines armen Notbeters hinter die tägliche Bitte des gleichmäßig frommen Gemüts zurücksetzen könnte. Da wird dann aus der Not eine Tugend; denn wer einmal recht von Grund seines Herzens beten gelernt hat, der hat eine größere Macht über Unglück und Anfeindung gewonnen, als er auf irgendeiner hohen Schule oder beim zauberhaftesten Alchimisten sich für schweres Geld in harter Arbeit und Mühe zu erschwitzen vermöchte.

Aber Not lehrt auch fluchen. Die Kriegsnot besonders hat von jeher dafür gegolten, daß sie den Leuten die bösen Zungen locker macht und ihnen zum lästerlichen Reden aufspielt, mit höllischem Getrommel und einem Feuerwerk, das auch nicht vom Himmel ist. Das böse Fluchen ist ja nicht da, wo ein Kriegsmann im Felde das soldatische Schwören anfängt und seinem feindlichen Gegenüber kräftig einen Esel bohrt — das ist wie jedes Menschenwort in der großen freien Himmelsluft der Natur ein Häuchlein, verflogen wie der Atem, untergegangen im All, das auch den trübsten Dampf der Erde in seiner ewigen Reinheit auflöst. Aber daheim unterm sichern Dach ist das Fluchen ein böses, ruchloses Ding, da verfliegt es nicht, da setzt es sich an die vier Wände, die der Mensch um sich baut, um sich vor den Augen des Himmels zu verschließen,

um den Wind, den Atem der lebendigen Natur, von sich abzuwehren, um sich zu sondern von Tieren und Pflanzen; an diese vier Wände setzt sich das böse Wort, feucht und häßlich, und verdirbt die Luft im Zimmer. So sind die Stadtmenschen: Der Tapezierer muß ihnen erst ringsherum um ihre Behausung alte Zeitungsblätter kleben, viele tausend Zeilen voll Lügen und Torheiten laufen an so einer Wand kreuz und quer durcheinander, darüber kommt die Tapete und deckt sie mit Blumengewinden und Schmetterlingsflügeln und lustig bunten Schnörkeln zu. Aber die Blumen und die Sommervögel sind nur toter Zierat, kein Mensch achtet auf sie, denn an den Wänden über sie hin, die Kreuz und die Quer, laufen wieder die vielen tausend Worte und Gedanken der Bewohner und der Gäste, die sie hier aneinander vorbei an die Wände hin geredet und gewünscht haben. Das wimmelt durcheinander, klein und groß, hier eins wie ein Fliegendreck oder ein Ameiskopf, dort eins wie der Tintenklecks im Lutherzimmer auf der Wartburg, und wieder andere sind zuerst nur wie feine Wasserspritzer vom Regen an den Fensterscheiben, aber sie trocknen nicht ab, sie fließen auseinander und fressen um sich, bis die Menschen mit heißen Köpfen und heiseren Hälsen und schmerzhaftem Gliederreißen aus dem Hause ziehen und sagen: der Schwamm ist drin.

Vergeltung, das ist so ein böses Schwammwort, das sich die Menschen in der Kriegszeit an ihren vier Wänden wachsen lassen. Ist einem von den Hausgenossen dann unrecht im Kopf und er läßt mich als Juristendoktor rufen, daß ich ihm verschreibe, so sage ich ihm: eh der Fleck von der Wand vertrieben ist, kannst du nicht wieder zurechtkommen, gesund und gut und kräftig werden.

* * *

Es wird jeder, der dies liest, wissen, was ich meine. Aber der oder jener wird vielleicht den Pilatus machen wollen, der sogar an den zehn Geboten und den sieben Bitten im Vaterunser seine Zweifel hat, und wird fragen, was denn eigentlich eine echte, rechte Vergeltung sei; denn am Ende denke sich doch jeder wieder etwas anderes dabei.

Also zum Beispiel: Zwei Staaten liegen im Krieg. Jeder hat dem anderen viele tausend Gefangene abgenommen — nicht Überläufer und arme Seelen, die vom Kriegsschauspiel schwach geworden waren, sondern tapfere Männer, die sich bis zum letzten Hieb gewehrt hatten, Verwundete, die in ihren Betten mit dem ganzen Feldspital in Feindeshand gefallen sind. Sie sind die Unglücklichsten im Krieg, sie müssen für ihr Heldentum Schande zum Lohn nehmen; sie können auf jeden Sträfling mit Neid sehen, denn er weiß, wann seine Zeit

um ist, und wenn er auf Lebenszeit verurteilt ist, hofft er doch immer auf Begnadigung; sie aber wissen nicht, ob in Monaten oder Jahren oder Jahrzehnten der Krieg aus ist; sie wissen nur, daß es für sie keine Gnade und keine Liebe gibt, als die, die so fern ist, daß auch ihr lautestes Rufen und die gewaltigste Kraft der Sehnsucht kaum noch zu ihnen dringt. Diese ferne Liebe schreibt ihnen, aber der Brief wandert wochenlang. Sie möchten jeden Tag einen Gruß heimsenden; das ist das einzige, was sie am Leben hält — unter den vielen Tausenden ist kaum einer stark genug, daß er sich am bloßen Gedanken genügen läßt, daß er glauben kann, ohne den Finger auf die Wunde zu legen, daß er weiß, die Seinen verstehen ihn ohne Wort und Schrift. Aber die Regeln der Gefangenschaft verbieten das; die Zahl der Zeilen ist streng zugemessen; alles wird vom feindlichen Auge gelesen, auf geheimere Sinne geprüft, vielleicht unleserlich gemacht oder ganz zerstört. Das ist natürliches Kriegsgebot.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — *)

Oder so (für die starken Leute, die mir sagen, daß im Krieg das Schicksal des Einzelnen keines Gedankens wert ist, nur das Leben der Völker und Staaten noch gilt): Zwei christliche Staaten werden feind und bekriegen sich. Sie hatten im Frieden beide nach dem Spruch ihres heiligen Buchs gelebt: Gerechtigkeit war ihnen Anfang und Ende, Macht nur ein Werkzeug. In tausendjähriger Arbeit haben sie den Unkrauttrieb des Menschen ausgerottet, der sein Recht in die eigene Hand nehmen, den Streit mit dem Nachbar durch Schläge oder heimliches Rücken der Grenzsteine oder hohe Neidmauern austragen und sich vom eigenen Wort wegdrehen und wegdeuteln möchte; sie haben ihren Untertanen die Selbsthilfe verboten und ihnen den Rechtsschutz gewährt; sie haben zuletzt, zur Krönung dieser Arbeit, statt Lohn für sie zu heischen, ein Opfer gebracht: nicht dem Willen des Staatsherrschers, der sie einsetzt, sollen die Richter unterworfen sein, wenn sie ihr Amt üben, sondern nur dem Gesetz, und wenn Einheimische und Fremde, Herren des Hauses und Gäste oder Bettler vor dem Staat selbst auch nicht gleich sein können, vor den Gerichten des Staates sollen alle Menschen gleich sein. Nun ist der Krieg ausgebrochen, denn die Staaten selbst haben für ihren Streit keinen Richter auf der Welt; sie rufen das Urteil eines Gewaltigeren an, der jedes Haar auf ihren Millionen von Häuptern gezählt hat und in jede versteckte Falte ihrer Millionen Herzen sieht. Das ist derselbe Gott, der ihnen gesagt hat, daß Gerechtigkeit den Staat erhält, dem sie gefolgt sind, dem sie geopfert haben, als sie das Haus ihres Gerichts aufbauten.

*) Hier sind 29 Zeilen von der Zensur gestrichen worden.

Und jeder von ihnen hofft in seinem Gebet vor dem Kampf, daß der Herr der Schlachten ihn als gerecht erkennen möchte und ihm zurechnen, wie er allen Menschen durch seine getreuen Richter jedem das Seine gegeben hat. Aber nun fällt dem einen Staat ein, daß vor einigen hundert Jahren, als das Fremdenrecht seine ersten festen Regeln gewann, jeder Gast erst durch den besonderen Schutz des Königs fähig wurde, sicher im Land zu weilen und den Schirm des öffentlichen Friedens zu teilen, der sonst nur den Untertanen geboten und gewährt war. Dieser Königsschutz blieb den Feinden versagt. Sie durften nicht ins Land hinein; kam einer doch, so war er vogelfrei; nur der frechste Wahnwitz hätte ihn, der sich als Wolf von jeder menschlichen Wohnung fernhalten mußte, an den Sitz der Staatsherrlichkeit selbst, auf das Forum, vor den Richter führen können. Daß das einmal vorzeiten Recht war, hätte ein großherziges Volk, ein Volk hochfliegenden Geistes, wohl vergessen; aber der kriegführende Staat meines Beispiels ist ein Staat, dessen Volk engherzig ist und sich nicht gern neuen Gedanken hingibt; ihm ist das Handeln, nicht das Denken die Hauptsache im Leben; seine Wegweiser sind nicht die himmlischen drei des pauliniſchen Spruchs; die Erfahrung mit ihrem kaufmännischen Buch von Nutzen und Schaden ist sein Lehrmeister. Solche Völker vergessen schwer; sie erinnern sich zu genau an jeden Vorteil und Gewinn, den ihnen in der Voreltern Zeit einmal ein Satz ihres Rechts im täglichen Gebrauch gebracht hat. Nun holen sie ihn wieder hervor, und weil er in langen Friedensjahren halb verschollen war, verkündet ihn die Regierung in neuer Form: „Jeder einzelne Angehörige des feindlichen Staats", sagt sie, „ist uns feind; ihm geben wir kein Gastrecht; unsere Gerichte hören seine Klage nicht; geschieht ihm Unrecht, so darf er sich nicht selbst helfen und darf auch keinen Rechtsschutz vom Staat an der Stelle dieser unterdrückten Selbsthilfe erwarten; er muß es hinnehmen — das ist der Krieg. Nur wenn er verklagt wird, kennt ihn das Gericht und erkennt über ihn." Das ist der eine Staat. Er hat seine Rechnung über den Kriegsgewinn ohne die Gerechtigkeit gemacht; er hat sich vielleicht heimlich gelobt, daß er wieder dem Herrn dienen will, wenn er den Gewinn in der Hand hat und der Feind vernichtet ist; das tut mancher auf dem Weg zur Hölle und bessert mit seinem Gelöbnis das alte Pflaster aus. Aber der Teufel hat daran auch mehr Freude als die Engel im Himmel. Und die andern Staaten? Und der Feind? Sie sind zuerst erschrocken über solchen Frevel; sie wollen nicht glauben, daß einer von ihnen, einer, auf den sie vordem gegenüber den halbwilden oder halbwüchsigen Völkern der andern Weltteile stolz waren, sich so aller Staatswürde und Volksehre bar zeigen könnte, daß er die Türen seiner

Gerichte verschlösse und sich weigerte, Recht zu geben, in dem Augenblick, in dem er für sein Recht zu den Waffen griff und an den Spruch des höchsten Richters sein Dasein setzte. Aber sie konnten nicht warten, die andern, bis dieser Spruch erginge; in ihr Entsetzen, ihren Zorn über den Feind drängte sich ein heimlicher Neid auf den, der den Mut hat, so schamlos schlecht zu sein, eine schwache knechtische Scham vor Frömmigkeit und Güte, die nur zum Gespött der Welt werde; diesem Neid und dieser Scham kamen sie dann zu Hilfe, die Vergeltungsrufer, „hart auf hart" riefen sie, und „die andern haben angefangen, sie dürfen sich nicht beklagen, wenn wir ihren falschen Trumpf mit einem andern falschen stechen", und „wollt ihr denn immer nur Ambos sein und den Feinden das Hämmern lassen?". Das Übertrumpfen war nicht einmal schwer; hat der Gegner die Angehörigen des Feindesstaats von seinen Gerichten ausgeschlossen, so können wir drüber; wir schließen die Tür gegen alle Ausländer, ob Feind oder Neutraler oder Freund; wir geben den Rechtsschutz nicht mehr dem, der Recht hat und ins Unrecht gesetzt ist und sich nicht selbst zum Recht helfen kann oder darf, wir geben ihn unsern eigenen Leuten und niemand sonst in der Welt. Wer sticht nun den Trumpf noch? — Wenn die Staatskunst ein Kartenspiel wäre und die Gerechtigkeit eins von den vier Assen, dann hätte das ein ganz lustiges Gesicht und das Schlimmste, was daraus entstehen könnte, wäre, daß in Zukunft niemand mehr mitspielen mag, wo auf diese Art gespielt wird. Aber die alte Frau mit den verbundenen Augen, der Wage und dem Schwert kann nicht zu gleicher Zeit beides sein: Ein buntes Papierbild im Glücksspiel und die starke Riesin, die das ganze Reich stützt und trägt und nährt.

Jede böse Tat hat ihren Fluch; sie wirkt weiter Böses in dem, der sie tut. Wer die Bitte darum, daß das Reich Gottes komme, nicht bloß wie die Heiden plappert, wem sie ein tägliches Gelöbnis ist, daran mitzuhelfen, daß dieses Reich der Verheißung komme, der hilft dem Missetäter, daß er jenen Fluch in sich selbst überwindet und sich von ihm heilt. Wer aber Vergeltung übt oder anderen anrät, der tut das Gegenteil; der sorgt dafür, daß der Fluch der bösen Tat auch in den anderen Menschen fortwirkt, daß der Verbrecher nicht nur sich selbst, sondern auch sein Opfer an der Seele kränkt und verdirbt.

* * *

Hier fällt der Chor der Rache ein und singt:

Wir sollen wohl stille sitzen und uns noch bedanken dafür, daß unsere Feinde uns Hungers sterben lassen wollen, daß sie unseren Verwundeten die Augen aus-

stechen, daß sie auf unsere Sanitäter schießen, während die ihnen einen Trunk Wasser holen, daß sie unsere Gefangenen im Innern Afrikas verschmachten lassen, kurz und gut, gegen jedes göttliche und menschliche Gebot verstoßen? Lange genug haben die Deutschen sich von jedem hergelaufenen Ausländer vor den Bauch stoßen und auf die Hühneraugen treten lassen und das noch für eine hohe Ehre gehalten, für die sie sich in der Sprache ihres Beleidigers zu bedanken hätten. Aber gottlob! (die Lästerung Gottes fehlt in diesem Chor selten: öfters bildet sie den basso continuo) das ist nun ein für allemal vorbei!

Hierauf ist, wenn der Chor sich heiser geschrien hat, mancherlei zu erwidern, zum Beispiel per argumentum ad hominem: wen meint ihr eigentlich, ausgezeichnetes Chorpersonal, mit den Deutschen von ehedem, die sich im Vergleich zu euch selbst so unwürdig darstellen? Wollt ihr wohl, um eine vorbildlich deutsche Familie zum Beispiel zu nehmen, die jeder von uns kennt, euren Schimpf auf die Vorfahren unseres Kaisers werfen, auf den Kaiser Friedrich, auf den alten Kaiser, auf die preußischen Könige, den alten Fritz, den großen Kurfürsten? Oder meint ihr eure eigenen Eltern und Ureltern, soviel ihr von ihnen wißt? Oder meint ihr unser aller gemeinsame geistige Väter und Vorväter, die Uhland und Mörike, Hebbel und Kleist, Rückert und Eichendorff, Storm und Fontane? Meint ihr Kant und Fichte, Hegel und Schopenhauer? Waren sie die schlechten Deutschen, über die euch heute die Schamröte in den Leitartikel steigt, wenn ihr an die Ausländerei und den mangelnden Vergeltungstrieb eures Volkes denkt?

Sodann — und dies ist ernsthafter —: keineswegs sollen wir unter den Untaten der Feinde stillsitzen, sondern jeder nach seinen Gaben und Kräften dafür kämpfen, daß den Greueln ein Ende gesetzt wird; und wenn sich einer geloben will, daß er keinen Schlaf mehr in seine Augen kommen läßt, daß er nichts Gutes mehr ißt und daß er sich meinetwegen Haare und Nägel wachsen lassen will, bis die Übeltäter unschädlich gemacht sind, so hat er den rechten Kriegsgeist und wird wahrhaftig eher den Sieg gewinnen als einer, dem es das Höchste dünkt, daß er seines Gegners Juden auch sicherlich ebenso oft und gründlich haut wie der seinen. Denn jener bessert sich selbst, macht sich stärker und gesünder, kasteit sich die Faulheit des Leibes weg und macht sich unverwundbar auch für die giftigste Bosheit des Feindes und so überwindet er den andern, tut es durch jenes Recht des Stärkeren, das ein heiliges Gesetz ist, wenn man es einmal recht verstanden hat und weiß, daß der Stärkere der Bessere ist.

Juristen sind schlechte Christen, spricht der Volksmund. Aber den Spruch hat zuerst einer erdacht, der selber ein schlechter Christ war und kein guter

Jurist, einer von denen, die alle Weisheit und Lehre der Heiligen Schrift nur als Beschreibung des seligen Zustands ansehen, in den sie nach dem Tod und nach etlichem Fegefeuer versetzt zu werden hoffen. Wer aber das einfache alte Christentum hat und weiß, daß Gott seinen Sohn auf die Welt geschickt hat, das Gesetz nicht aufzulösen, sondern zu erfüllen, und daß die Menschen an ihm sehen sollen, wie eine reine Seele auch im Erdenleib gerecht sein kann, der wird eher sagen, daß niemand leichter ein frommer Christ müßte sein können, als wer ein Diener an der Erfüllung des Gesetzes, ein guter Jurist ist. Denn ihm gehen die Gebote der Frömmigkeit, der Sittlichkeit, der Rechtlichkeit in eins zusammen; ihm sagen Religion, Menschenweisheit und Recht mit einem Mund, daß er keinen Stein auf den Sünder werfen soll, wenn er sich nicht selbst frei von Schuld weiß, daß er den Splitter im Auge des andern nicht rügen soll, solang ihm der Balken im eigenen Auge sitzt, daß er vor dem guten Richter seine Sache nicht mit dem Unrecht des Gegners, sondern nur mit seinem eigenen Recht gewinnen kann.

Martin Luther hat in seinen kleinen Schriften viele kräftige Reden geführt, die zur Völkerkriegsnot im unseligen Europa unserer Zeit so gut passen wie zum Bürgerkriegselend im armen Deutschland des sechzehnten Jahrhunderts. Zwei davon setze ich her, zur besonderen Stärkung für die Leute, die an meiner Juristenpredigt Anstoß nehmen, weil sie ihnen zu schwächlich und weichherzig ist, oder zu einfältig und frömmlich. Er kommt gerade von der Kirchentür, an der er die Thesen angeschlagen hat, und spricht vom Allerinnersten seines Glaubens, von der Auslegung und Deutung des heiligen Vaterunsers:

„Item der also ein Gefallen trägt und Wollust hat an den Sünden eines Andern, der ist schuldig daran und wird mehr verunreinigt dann der, der sie getan hat. Das will ich bewähren. Je größere Lust in Sünden gehabt wird, je größer die Sünde ist. Wenn aber der sie getan hat, alsbald gedenkt: Ei was hast du getan? Es ist unrecht, und schämt sich, wollt nicht, daß sie jemand wüßte. Aber der Kläffer geht und spielt damit und wollt nicht, daß sie nicht geschehen wäre und befleckt also und wälzt sich in dem Dreck seines Nächsten. Nun sprichst du: ‚Ist es doch wahr! Warum sollt ichs nicht sagen? und ist es doch also; ich habe es gesehen und weiß es für wahr.‘ Ich sage: Du lügst und antworte dir darauf, daß ein jeglicher, der die Wahrheit redet, da er nicht soll und wo er nicht soll, und zu wem er nicht soll und nicht zu rechter Stunde und Gelegenheit, der lügt. Also ist dir verboten härtlich von Gott, darum sollst du es lassen, wenn du es schon für wahr weißt; schweig und klag es Gott, bitt vor ihm, daß er dawider aufsteh. Das sagt Christus, alle Propheten, alle

Aposteln und die ganze Schrift, denn der Grund aller Schrift ist: ‚Liebe Gott und deinen Nächsten und was du willst, daß dir geschehen soll, tue auch einem andern.‘“

Und wem das zu sänftlich ist, der höre aus den Predigten über das 2. Buch Mose, Kap. 20, vom 12. Nov. 1525: „Solche Leute sind rechte Säu und Dreckfresser, denn des Nächsten Sünde ist nicht anders denn Kot und Dreck; welche nun also Lust haben an andrer Leute Sünden, die sein wie die Säu, warten auf den Dreck, lassen also das Kot durch die Zähn und Maul laufen, denn sie fassen hin und her der andern Sünde auf, daß sie ihr Maul damit spülen wie die Säu auf der Gassen Dreck aufraffeln, haben also ihren Lust und Freud daran, ist ihnen nicht leid, daß ihr Nächster also in Sünd und Schande fällt, afterreden und malen danach die Sünd auf das schärfste ab, können die Sach fein helfen und viel ärger machen als sie an ihr selber ist; es wär ihnen auch leid, daß ihr Nächster fromm bliebe, denn sie könnten ihr Gelüst nicht büßen und das Maul nicht waschen; solche Leute sind allein schön und rein, die andern sein alle unrein; ihr Ding muß recht sein und lauter Balsam, aber anderer Leute Ding ist bei ihnen lauter Teufelsdreck. Nun ihrer sind wenig, die nicht schuldig sein an diesem Gebot, denn es ist weitläufig und ist das gemein Laster allenthalben und ob schon einer nicht von anderer Leute Sünde redet, so höret ers zum wenigsten gerne oder hindert es nicht, wo ers höret.“

* * *

Freilich ist es weitläufig und das gemeine Laster allenthalben, daß einer lieber von der Schlechtigkeit des Feindes redet und hört als er tut selber Gutes; ist zu Luthers Zeiten nicht anders gewesen als heute und wird bei den heidnischen Vorfahren im deutschen Urwald auch seinesgleichen gehabt haben. Aus der Lust an der Schlechtigkeit des andern kommt Splitterrichten als das nächste, Nachlässigkeit gegenüber den eigenen Schwächen und Lastern, und schließlich auch der Vergeltungstrieb. Daß er „alt wie die Berge“ ist, macht ihn nicht ehrwürdig. Ein gelehrter Forscher hat kürzlich aus den eddischen Sittengedichten Sprichwörter herausgelesen, in denen die Seele des Volkes redet, von dem die Deutschen in ihren Heldenträumen abstammen möchten. Darunter steht auch vid lygi skal lausung gialda: Lüge soll man mit Falschheit vergelten. Heinrich von Kleist hat dem Hermann seines Heldenschauspiels ähnliche Gedanken ins Herz gelegt. Vielleicht geht heute noch der oder jener unter uns herum, der durch zweitausend Jahre wirren Völkergetümmels und natur-

abgewandten Menschentreibens Leib und Seele von den Vorfahren der Vorzeit ererbt hat, ein rothaariger Nordlandriese, an den kein Tröpfchen Taufwasser gekommen ist. Wenn der nicht auf den Richter wartet, daß er ihm Recht gebe, sondern kurzerhand Gleiches mit Gleichem vergilt, wollen wir dazu schweigen und den Menschen bewundern, der die Zeit überwunden hat. Aber wenn ich einen kleinen, dürftigen Schreiber und Schwätzer in einer schmutzigen Zeitungsstube in der Großstadt sitzen sehe, der nicht weiß, wer seine Eltern waren, der aber vom ärgsten Sündengeld lebt, von den Anzeigen der Schwindler, die ihre Ware am offenen Markt nicht loswerden, von den Hilferufen der Arbeitslosen, die ihren letzten Groschen an die „Petitzeile zu zwanzig Pfennigen" setzen, ja von der traurigsten Komödie der menschlichen Eitelkeit, die sogar mit dem Tod spielt und ihn ungleich macht, mit Druckerschwärze auf Lumpenpapier — wenn ich so einen sitzen sehe und er redet von der inneren Stimme, die alle echten Söhne des Vaterlands nach Vergeltung rufen heißt, dann weiß ich, daß ich reden muß, obgleich es kein dankbares Geschäft ist, die Zeitungen und gar ihre politischen Ehefredakteure anzufassen. Wenn die große Fremdwörterjagd weitergeht und man diesen die Ehre eines „Hauptzurechtmachers" geben wird, so will ich es für mich nicht unter einem „Bekenner des Rechts" tun.

(Anmerkung: Und das will eine Juristenpredigt sein? Ist nicht die Vergeltung eine der festesten Wurzeln, aus denen das Recht Nahrung zieht? Was ist Strafrecht ohne Vergeltung? Darauf ist die Antwort, daß es allerdings einen Juristen gibt, der mit allen Wurzeln seiner Kraft im dunkeln Erdreich der Vergeltungslust festgewachsen ist. Aber das ist nicht der Justizminister und nicht der Reichsgerichtspräsident, nicht der gute Fürsprech und nicht der gewissenhafte Notar, nicht der Hochschullehrer und nicht jeder Mann, der rechtlich handelt; es ist einer, der sein Recht im streng verschlossenen Zuchthaushof übt und sich unter den Menschen nicht in seinem Amtskleid zeigen darf. Das will sagen, wenn man es breiter nimmt, daß man nicht an die Kriminaljustiz denken soll, wenn man wissen will, was Recht ist. Neunundneunzig Tage hat der Jurist, an denen er dem Recht dient, ihm hilft, an seiner Klarheit und Wirksamkeit arbeitet, am Staat baut, an der menschlichen Gemeinschaft, an der Schaffung von Gütern und ihrer Verteilung, an Familie und Ehe, und an der Sicherheit, am Schutz gegen Willkür und Zufall für diese Schöpfungen. Einen Tag hat er aber auch, an dem er dem Unrecht dienen muß. Das ist der Tag des Strafrechts, der Tag, an dem der gute Jurist sieht, daß seine Arbeit vergeblich gewesen ist und daß er zur Strafe für seine Schuld, nun selbst

strafen muß: denn seine Schuld ist es, daß ein kleines Loch blieb, durch das ein Verbrechenstrieb in den vom Recht gehegten Menschenwillen einschlüpfen konnte.)

* * *

Jeder Mensch hat sein Recht in sich und muß es aus sich heraus nehmen, und vollends jedes Volk. Wer dem Feind sein Böses mit Bösem vergilt, der nimmt sich sein Recht aus dem Innern des Feindes. Aber ich scheue auch vor dem Letzten nicht; und mein Schluß ist: Du sollst auch nicht Gutes mit Gutem vergelten. Denn Vergelten ist Abtragen und Wegschaffen, und heut zumal ist die Zeit, wo man das Gute, das noch auf der Welt ist, stehen lassen und behüten soll. „Ich will niemand etwas schuldig sein", das klingt wie Stolz und nennt sich Ehre, ist aber wüster Heidenhochmut. Dem Diogenes in seinem Faß mag es hingehen; er hat Narrenrecht. Aber der Mensch im Erdenameishaufen von heute müßte an solchem Wort von Rechts wegen ersticken. Er hat und ist nichts, was er nicht andern schuldet, sein Leben zuerst, seine Sprache und seine Gedanken, seine Gesundheit — denkt einmal, die ihr niemandem etwas schuldig sein wollt, an die Tiere, aus deren Siechtum der Impfstoff gezogen wird — und sogar das gemeinste von allen Gütern, das Geld, ist jeder im buchstäblichen Sinne dem andern schuldig.

Gutes tun, und Gutes, das dir getan wird, dankbar empfangen, das ist recht. Böses nicht tun, und Böses, das dir getan wird, mit aller Kraft deines Leibes und deiner Seele von dir abhalten, das ist auch recht. Der Starke kann in beidem recht tun; der Stärkste kann es auch im Krieg. Er braucht kein fremdes Recht, er braucht aber auch kein fremdes Unrecht. Er kann vor den höchsten Richter treten und sagen: Richte mich, Herr, nach meinem Recht, denn das habe ich gehalten gegen die ganze Welt.

# Das Judentum als wissenschaftliches Problem

## Von W. Staerk

Friedrich Naumann hat in seiner aufsehenerregenden nationalpolitischen und sozialökonomischen Programmschrift über das neue Mitteleuropa auch kurz die jüdische Frage gestreift. Er weist dabei an einer Stelle auf die innere Spannung zwischen der wirtschaftlichen Bedeutung des Judentums der Donaumonarchie und reichsdeutschen antisemitischen Strebungen hin und fordert deren Ausgleich im Hinblick auf das gemeinsame weltgeschichtliche Erlebnis im nationalen und wirtschaftlichen Existenzkampfe. „Nach dem Kriege muß Schluß gemacht werden mit allen gegenseitigen Verhetzungen, denn im Hintergrund liegt der gemeinsame Schützengraben. Der ist politisch ebensoviel wert als die Taufe."

Die Verwirklichung dessen, was Naumann hier fordert, ist freilich nicht bloß Sache der politischen Moral, sondern ebenso des Intellekts, und nicht nur augenblickliches praktisches politisches Bedürfnis, sondern im höheren Sinne eine bedeutende theoretische wissenschaftliche Aufgabe. Eine der vielen wissenschaftlichen Aufgaben, an deren Bearbeitung sich die deutsche Geisteskultur nach dem Kriege machen muß und machen wird. Neben das wissenschaftliche Interesse für die Balkankulturen, neben das polnische, litauische und lettische Problem und manche andere Frage, die mit dem erweiterten politischen und wirtschaftlichen Horizont des neuen Mitteleuropa gestellt ist, wird und muß ein tieferes Verständnis des Judentums und seiner Geschichte treten, das Judentum als wissenschaftliches Kulturproblem. Dieser Ausschnitt einer mehr als zweitausendjährigen Kulturentwicklung mit der Fülle der Beziehungen zum geistigen Leben des Morgen- und Abendlandes und die zentrale Bedeutung Israels in der Geschichte der religiösen und sittlichen Ideen hätten es ja längst verdient, auch außerhalb der verschwindend kleinen Kreise jüdischer und nichtjüdischer Gelehrter Liebe und Pflege zu finden.

Eine eigentliche Wissenschaft vom Judentum gibt es bei uns in Deutschland erst seit etwa einem Menschenalter. Ihr Aufkommen fällt zeitlich und örtlich ziemlich genau mit dem großen sozialen Emanzipationskampf des Judentums zusammen. Noch gegen 1800 war Goethe in besseren Familien des Frankfurter Ghettos

sogut wie unbekannt, aber kurze Zeit darauf trat der Mann literarisch hervor, der als der eigentliche Begründer dieser Wissenschaft vom Judentum anzusehen ist, Leopold Zunz, der nachmalige Direktor des jüdischen Seminars in Berlin. 1832 erschien sein epochemachendes geschichtliches Werk über die „Gottesdienstlichen Vorträge der Juden", das heute noch nicht veraltet ist. Mit ihm zog die wissenschaftliche Kritik und wissenschaftliche Methode in den ängstlich gehüteten talmudischen Traditionalismus der jüdischen Kirche ein. Seitdem sind viele bedeutende Gelehrte in den von ihm mit genialem Blick gewiesenen Bahnen wissenschaftlicher Arbeitsweise und Ziele gewandelt, um zur äußeren politischen Freiheit die innere Aufgeschlossenheit für den Segen der geistigen Kultur, für die eigene Geschichte und die ewigen Werte Israels zu erringen. Ich nenne hier von der älteren Generation nur die Lichtgestalt Abraham Geiger, dessen Lebensbild uns der älteste Sohn Ludwig Geiger vor Jahren mit Künstlerhand auf dem farbenreichen Hintergrund deutscher kulturgeschichtlicher Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert gezeichnet hat; Jost, den ersten Geschichtsschreiber der Juden, und den gelehrten, aber freilich sehr parteiischen Historiker Heinrich Graetz, den Mitbegründer der „Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums", in der seit mehr als fünfzig Jahren das Gesamtgebiet der jüdischen Wissenschaft von hervorragenden deutschen und auswärtigen Forschern gepflegt wird. Von dem jüngeren Geschlechte sei nur an Männer wie den kürzlich heimgegangenen Wilhelm Bacher, den hervorragenden Kenner orientalischer Sprachen und Literaturen, erinnert, an die lebenden und rastlos schaffenden Gelehrten Bloch, Güdemann, Friedlaender, Büchler, Laible, Goldschmidt, Perles, Elbogen und viele andere — ich greife ganz beliebig Namen aus dem Chore jüdischer Gelehrter heraus, die mit wissenschaftlich wertvollen Arbeiten zur Geschichte und Kultur des Judentums hervorgetreten sind. Der Gesamteindruck, den die jüdische Forschung und ihre Vertreter zurzeit bieten, ist der eines lebenskräftig aufwärtsstrebenden Zweiges am großen Baume der deutschen geisteswissenschaftlichen Arbeit. Die Probleme sind entdeckt, Ziele und Methode sind sicher und klar. Kritische Besonnenheit im geschichtlichen Urteil hat den alten kirchlichen Dogmatismus immer energischer zurückdrängt. Die wissenschaftlichen Aufgaben werden mit erfreulicher Objektivität und williger Anerkennung dessen, was inzwischen nichtjüdische Gelehrte auf dem Gebiete der Kultur und Geschichte des Judentums geleistet haben — es sind ihrer freilich nicht allzu viele! — gelöst. Eine Musterleistung dieser neuen jüdischen Wissenschaft ist das vor kurzem erschienene grundgelehrte Werk von Ismar Elbogen über den jüdischen Gottesdienst in seiner

geschichtlichen Entwicklung (Leipzig, Fock, 1913), das ein Teil des von der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums angeregten „Grundrisses der Gesamtwissenschaft des Judentums" ist. Mit staunenswerter Quellenkenntnis verbindet dieses Werk völlige Sicherheit der historisch-kritischen Methode, gesundes geschichtliches Urteil über das Bleibende und Vergängliche in der großen vielgestaltigen Entwicklung, aus der der heutige Synagogengottesdienst hervorgegangen ist, und feines psychologisches Verständnis für die geistigen Kräfte und Strebungen, die hier in all den Jahrhunderten nach Form und Ausdruck gerungen haben. Die religionsgeschichtliche Forschung hat dieser Arbeit Elbogens auf dem eng verwandten Gebiete der Erforschung des christlichen Gottesdienstes zurzeit nichts zur Seite zu stellen.

Es hat der Wissenschaft vom Judentum trotz der Rührigkeit ihrer jüdischen und nichtjüdischen Vertreter und trotz des gewaltigen Aufstieges, den sie in etwa einem Menschenalter gemacht hat, bisher immer noch sozusagen an der öffentlichen Anerkennung als gleichberechtigte Größe im Gesamtorganismus der Wissenschaften gefehlt. Die Universitäten blieben ihr bis in unsere Tage hinein sogut wie ganz verschlossen. England und Amerika haben hier zuerst Wandel geschaffen und Lehrstühle für jüdische Wissenschaft errichtet. In Deutschland hat bis jetzt einzig und allein Leipzig eine Vertretung dafür, freilich nur in Gestalt eines Anhangs zur theologischen Fakultät. Seit einigen Jahren versieht dort der Gelehrte Dr. Kahan das Amt eines Lektors für Judaica. Soweit sonst diese junge, und doch ihren Stoffen nach so uralte, umfangreiche und vornehme Wissenschaft überhaupt in dem Kreise der älteren berechtigten Geschwister zugelassen ist, war und ist sie auf das Interesse, die Fähigkeiten und — den guten Willen von Vertretern der Theologie und Orientalia angewiesen. Ohne diesen einen Vorwurf machen zu wollen, muß doch rein sachlich festgestellt werden, daß es an allen drei guten Eigenschaften recht sehr gefehlt hat und zum Teil noch fehlt. Davon kann sich jeder durch einen Blick in die Vorlesungsverzeichnisse unserer Universitäten überzeugen.

Unter diesen Umständen war es ein erfreulicher Schritt zum Besseren, daß die von der Göttinger Akademie eingesetzte Religionsgeschichtliche Kommission sich entschloß, in den großen Plan ihrer Ausgabe religionsgeschichtlicher Quellenwerke die Dokumente der Religion des Judentums einzubeziehen und die Auswahl und Bearbeitung derselben bewährten jüdischen Gelehrten anzuvertrauen*).

*) Für diejenigen, die sich für diese große wissenschaftliche Organisationsarbeit interessieren, sei bemerkt, daß das Programm von Prof. D. Titius in Göttingen unentgeltlich zu beziehen ist.

Aber diese Würdigung des neuen Wissenschaftsgebietes von hoher gelehrter Stelle aus kann doch nur als eine Vorstufe zur vollen Anerkennung in Betracht kommen. Diese wird aber erst in dem Augenblicke öffentlich ausgesprochen sein, wo die Wissenschaft vom Judentum wenigstens an einer der deutschen Hochschulen eine selbständige Vertretung gefunden hat. Mit bloßer Angliederung an eine bestehende theologische oder orientalische Lehrstelle ist ihr ganz und gar nicht gedient, weil die Aufgaben, die sie zu bewältigen hat, nicht sozusagen im Nebenamt erledigt werden können, und weil das nicht ihrer Bedeutung im Gesamtorganismus der Wissenschaften entsprechen würde. Man ist ja auch längst darüber hinaus, Romanistik oder Anglistik oder etwa irgendeins der neueren medizinischen Arbeitsgebiete einem Vertreter der alten zur universitas literarum gehörigen Disziplinen zu übertragen.

Eine Anzahl von Männern in akademischen Ämtern hat, wie wir hören, mitten in der Unruhe des Weltkrieges dem preußischen Kultusminister die Bitte vorgetragen, demnächst einen Lehrstuhl für jüdische Wissenschaft zu begründen, etwa in der philosophischen Fakultät der jüngsten unserer Hochschulen, Frankfurt a. M. Wir zweifeln nicht daran, daß dieses zeitgemäße Gesuch das volle Verständnis der Regierung finden wird und daß sie alsbald auch für diese neue Kulturaufgabe Mittel zur Verfügung stellen wird. Preußen hat einst in viel, viel schwereren Zeiten den Mut gehabt, in Berlin eine ganze Pflanzstätte für deutschen Idealismus und deutsche Wissenschaftsbildung zu gründen. Dieses hochgemute Streben ist heute lebendiger denn je. Die verlästerten boches können auch im Ringen um ihre Weltstellung nicht anders als Kulturarbeit treiben aus der Tiefe idealer Gesinnung heraus und mit dem stets lebendigen Verständnis für neue Bildungsaufgaben.

* * *

Welches sind nun die Probleme, welcher Art die Aufgaben der Wissenschaft vom Judentum, für deren Anerkennung als selbständiges Lehr- und Forschungsgebiet wir hier eintreten?

Die Antwort auf diese Frage hängt von der Ausdeutung des geschichtlichen Begriffes Judentum ab. Im weitesten Sinne gefaßt ist unter Judentum die gesamte Kulturentwicklung zu verstehen, die von den Tagen Moses, des geistigen Schöpfers Israels, herabführt bis in das Gegenwartsleben der in den Kulturen der Alten und Neuen Welt eingebetteten Vertreter des jüdischen ethisch-universalen Monotheismus. Im engeren Sinne pflegt man aber jetzt unter Judentum die Zeit von der Umbildung Israels zu einer geistlichen, kirchlichen

Gemeinschaft nach dem Zusammenbruch des national-staatlichen Lebens im Jahre 586 bis zur Gegenwart zu verstehen, oder noch enger die Periode seit der endgültigen Beseitigung der antik-kultischen Formen seines Gottesdienstes und aller national-politischen Ansprüche durch die Katastrophe des Jahres 70 n. Chr. Die erste dieser beiden engeren Abgrenzungen dürfte die geschichtlich richtige sein. Aber so oder so, die wissenschaftliche Erforschung dieses historisch gewordenen Judentums ist nicht zu denken ohne ständige Beziehung auf seine große Vorgeschichte in der nationalen und religiösen Entwicklung des alten Israel. Wer also zu den Problemen der Wissenschaft vom Judentum selbständig Stellung nehmen will, muß erst einmal zu einer geschichtlichen Gesamtanschauung von dem Altertum Israels gekommen sein. Erst dann ist er befähigt, die historischen Erscheinungen des mittelalterlichen und neuzeitlichen Judentums — diese Ausdrücke natürlich nur im Sinne geschichtlicher Abgrenzung von Entwicklungsperioden gemeint! — zu verstehen. Sein Auge ist dann eingestellt auf die vielen Verbindungslinien, die, unter der Oberfläche der jeweiligen geschichtlichen Lebensäußerungen verborgen, von einer Periode zur anderen laufen und so den tieferen organischen Zusammenhang des Einzelnen und scheinbar Isolierten mit Lebensformen der älteren und ältesten Entwicklungsstufen verraten. Man kann z. B. die religiöse Wertung des Beschneidungs-, Sabbat- und Speiseritus noch im modernen Judentum sehr aufgeklärter Haltung nicht geschichtlich begreifen noch würdigen, wenn man nicht aus der Geschichte gelernt hat, daß diese religiösen Lebensäußerungen urältester Herkunft durch die prophetisch-priesterlichen Reformbestrebungen des Zeitalters Ezechiels, in denen wir die Keimzelle der geistlichen Gemeinschaft des Judentums zu sehen haben, fast sakramental-kirchliche Bedeutung erlangt haben und daß sie seitdem durch die Jahrtausende hin die stärksten Träger des besonderen jüdischen religiösen Gemeinschaftsbewußtseins geworden sind.

Die wissenschaftliche Erforschung der Vorgeschichte des Judentums — seines Altertums, wie wir fernerhin kurz sagen wollen — hat sich nun völlig selbständig und fast ganz außerhalb der jüdischen Gelehrtenwelt vollzogen, ja zum Teil in lebhafter Bekämpfung durch diese. Sie setzte nach schüchternen Anläufen seit dem sechzehnten Jahrhundert im Zeitalter des Rationalismus kräftig ein und ist in der Hauptsache die geistige Arbeit deutscher und englischer theologischer Forscher des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts. Früher leisteten dabei die Orientalisten wertvolle Hilfe, soweit nicht die Theologen selbst gleichzeitig tüchtige Sprach- und Kulturforscher waren. Neuerdings, seitdem eine großangelegte Organisation der Wissenschaft den alten Orient mit der

Fülle seiner politischen, wirtschaftlichen, religiösen und kulturgeschichtlichen Erscheinungen zu neuem Leben erstehen läßt, hat sich zu dem Orientalisten der Historiker, der Rechtsgeschichtler, der Archäologe, der Geograph und Naturforscher, der Architekt und Ingenieur als freudig begrüßter Mitarbeiter gesellt. So schaffen zurzeit viele geistige Kräfte vereint an dem Werk, Israels politische, wirtschaftliche, technische und geistige Kultur dem Geschlechte unserer Tage zu erschließen. Wir haben auch inzwischen gelernt, daß man diese israelitische Kulturentwicklung nicht isoliert betrachten und durchforschen darf, sondern im Zusammenhang mit jener großen geistigen Gesamterscheinung, deren wechselnde Lebensformen wir durch Jahrtausende zwischen dem iranischen Hochlande und den Küsten des östlichen Mittelmeeres, zwischen Armenien und dem Nillande in dauernder Beziehung stehen sehen. Das ist die altorientalische Geisteskultur, in ihren Erscheinungen nach Völkern und Ländern charakteristisch verschieden, in den Grundgedanken des Weltbildes, der religiösen Weltbetrachtung und der höheren Lebensgestaltungen eine innere Einheit, in ihren geschichtlichen Ausstrahlungen bis heute in wichtigen Einzelheiten von unverwüstlicher Lebenskraft.

Wie die Dinge zurzeit liegen, darf man behaupten, daß die wissenschaftliche Erforschung des jüdischen Altertums dank jener organisierten Arbeitsleistung dazu geführt hat, das ehedem recht unklare Bild von Israels ältester Geschichte in festeren Formen heraustreten zu lassen. Probleme bleiben natürlich in Menge. Viele werden ohne Erschließung neuer Quellen schwerlich je restlos gelöst werden können. Die Überlieferung in den Literaturresten, die wir das Alte Testament zu nennen gewohnt sind, ist einseitig, weil kirchlich und theologisch interessiert, daher vom objektiv-geschichtlichen Standpunkt aus mangelhaft und unzuverlässig. Sie kann weder den Bedürfnissen des Literaturforschers noch denen des Historikers und Theologen voll genügen. Zwar reden daneben die Steine und Tontafeln laut und deutlich, und die Erde gibt Reste uralter Kulturen wieder, aber das alles reicht nicht aus, um ein reales, farbensattes und bewegtes Bild vom Leben des weltfreudigen, tatenfrohen und seiner geistigen Einzigartigkeit stolzbewußten Israel zu geben. Vor allem wird der Urgrund dieses religiösen Selbstbewußtseins verborgen bleiben. Hier hülfe aber wohl auch der Besitz eines reicheren Quellenmaterials nichts, als wir es jetzt in den Sagen haben, die die Riesengestalt des Religionsstifters Mose umweben. Denn in Mose und seinem Werke, mit dem er einen Grundstein zum Bau der Welt höchster geistiger Werte gelegt hat, ragt das Irrationale in die Geschichte hinein. Er bleibt für die analysierende Forschung ein Geheimnis, wie Israels Propheten, wie Jesus.

Wahrscheinlich wird dieses große Forschungsgebiet des jüdischen Altertums auch weiterhin zunächst mehr nichtjüdische Gelehrte interessieren als jüdische. Nicht bloß deshalb, weil es seit alters Domäne der christlichen Theologen ist, und diese natürlich in der Handhabung der historisch-kritischen Methode an Stoffen des Alten Testaments größere Sicherheit haben. Entscheidend dürfte hier sein, daß der jüdische Gelehrte zu dem heiligen Buche seiner Kirche innerlich anders steht als Glieder christlicher Konfessionen oder völlig indifferente Forscher. Die Macht der Tradition, in der er aufgewachsen ist, wird es ihm erschweren, die richtige Stellung für erfolgreiche wissenschaftliche Arbeit an diesen Stoffen und ihren Problemen zu finden. Bei aller wissenschaftlichen Freiheit bleibt auf religiösem Gebiet ja leicht ein Rest von Gefühlswerten, die der geschichtlichen Objektivität unbewußt den Weg verwirren und sich leidenschaftlich an naive unhistorische Vorstellungen klammern. Ich erinnere mich eines interessanten Gespräches mit einem hochgebildeten deutschrussischen Rabbiner auf der gemeinsamen Fahrt nach Palästina: wie schwer hielt es, ihn von dem wissenschaftlichen Recht der sogenannten Pentateuchkritik zu überzeugen! Die Betrachtung der Überlieferung in den fünf Büchern Mose als einheitlicher und geschlossener *geschichtlicher* Erzählung war ihm das Natürlichste von der Welt.

* * *

Nach dem oben Gesagten beginnt das Arbeitsfeld der Wissenschaft vom Judentum an der Grenze der zur kanonischen Würde erhobenen alttestamentlichen Literatur und derjenigen literarischen Überlieferung, die noch gleichzeitig mit ihren letzten Erscheinungen und dann weiterhin nach ihrem Abschluß in Palästina und in der großen, durch die Kulturländer der Alten Welt zerstreuten jüdischen Diaspora entstanden ist. Aber man darf auch hier wieder eine Einschränkung machen. Ein Teil dieser Literatur, außer den älteren Übersetzungen des Alten Testaments, die sogenannten außerkanonischen Schriften des Judentums, die in der alten christlichen Kirche hin und her lange in Ansehen standen, ist schon längst besonders von den christlichen Gelehrten mit Eifer in den Kreis gelehrter Arbeit einbezogen worden. Diese Literatur kann eigentlich nicht von der zünftigen alt- und neutestamentlichen Forschung abgetrennt werden. Sie wird ihr darum auch fernerhin verbleiben um der inneren Zusammenhänge willen, die sie zwischen der religionsgeschichtlichen Entwicklung schafft, die vom ältesten Judentum zum Christentum herüberführt. Natürlich wird auch auf diesem umfangreichen Grenzgebiete die Mitarbeit methodisch geschulter jüdischer Gelehrter in Zukunft wie schon in früheren Jahrzehnten dankbar

begrüßt werden. Es ist das sogar im Interesse größtmöglicher Energie in der Erschließung des religionsgeschichtlichen Verständnisses der vorchristlichen und urchristlichen Ideenwelt und vielseitiger Beleuchtung der hier vorliegenden Probleme dringend zu wünschen. Geschichtliche Erscheinungen wie der Pharisäismus oder die ältere apokalyptische Mystik bedürfen der wissenschaftlichen Darstellung auch vom jüdischen Standpunkt aus zu ihrer gerechten Beurteilung. Nicht nur die Fähigkeit, auch die Objektivität des nichtjüdischen Forschers hat hier ihre natürlichen Grenzen, denn nicht jeder ist imstande, von der talmudischen Überlieferung aus Licht auf diese Dinge fallen zu lassen, und wir anderen sehen die Dinge unwillkürlich vom Standpunkte des Evangeliums und des Apostaten Paulus aus. Lehrreich ist in dieser Beziehung der literarische Streit gewesen, der seinerzeit an des christlichen Theologen Bousset Versuch, die Religion des alten Judentums systematisch darzustellen, und an Harnacks „Wesen des Christentums" anknüpfte.

Mit diesen Einschränkungen sind wir nun an der unteren der beiden oben festgestellten Abgrenzungen angelangt, bei der Katastrophe des Jahres 70 n. Chr. Mit ihr erreichte die Entwicklung des Judentums zur geistlichen, kirchlichen Gemeinschaft ihren natürlichen Abschluß und begann die Geschichte des synagogalen Judentums unter der Herrschaft des Rabbinats und ihrer Lehrautorität, des das ganze Leben einspannenden Gesetzes. Dieses Judentum mit der Fülle seiner literarischen Schöpfungen, mit seiner originellen geistlichen Gesamthaltung und seinen tausend Beziehungen zur Weltkultur ist der eigentliche Gegenstand des neuen Lehr- und Forschungsgebietes, dessen Programm hier dargelegt werden soll.

Die Probleme und Aufgaben der Wissenschaft vom Judentum liegen auf drei Hauptgebieten der gelehrten Arbeit: auf sprachlich-literarischem, auf kulturhistorischem und religionsgeschichtlichem. Auf allen drei Gebieten hat die bisherige jüdische und nichtjüdische Forschung schon viel Wertvolles geleistet, aber eine Reihe wichtiger Probleme ist überhaupt noch nicht in Angriff genommen worden. Es fehlt auch noch zu sehr an großen zusammenfassenden Darstellungen. Wir haben zum Beispiel noch immer keine befriedigende wissenschaftliche Geschichte der talmudischen Literatur, geschweige denn eine Gesamtliteraturgeschichte des Judentums. Zurzeit sind wir noch auf Steinschneiders allerdings hervorragende Abhandlung in der Ersch und Gruberschen Enzyklopädie angewiesen, II, Bd. 27, S. 257 ff. Manche der früheren Untersuchungen einzelner Probleme bedürfen der Nachprüfung auf Grund sorgfältigerer Quellenbenutzung. Es bleibt also für die Zukunft eine Menge Arbeit,

so viel, daß sie von einer einzelnen wissenschaftlichen Kraft gar nicht bewältigt werden kann, sondern der gemeinsamen Tätigkeit von Männern aus den verschiedenen Fachwissenschaften bedarf. Zu den Aufgaben des Gelehrten, der erstmalig in Deutschland die Wissenschaft vom Judentum akademisch zu vertreten haben wird, gehört also mehr als die Übermittlung der Wissensstoffe an die studierende Jugend, die Einführung in die Probleme und Methode ihrer Behandlung und die eigene Forschungsarbeit auf dem einen oder anderen Hauptgebiete. Er wird zu gleicher Zeit ein Organisator der noch zu leistenden gelehrten Arbeit sein müssen, indem er die vorhandenen wissenschaftlichen Kräfte auf bestimmte Hauptziele hinlenkt.

* * *

Verhältnismäßig am meisten ist bisher auf dem sprachlich-literarischen Gebiete geleistet worden. Das erklärt sich leicht aus dem philologischen Interesse der Orientalisten und Theologen an den talmudischen Quellen und aus dem Bedürfnis nach brauchbaren Ausgaben und Übersetzungen der wichtigsten Literaturstücke. Die jüdische Literatur zur talmudischen und neuhebräischen Sprachwissenschaft weist eine bedeutende Zahl tüchtiger Arbeiten auf. Immerhin bleibt auch für die sprachgeschichtliche Durchforschung zumal des talmudischen Schrifttums, das sich ja über viele Jahrhunderte erstreckt und in seiner grammatischen und lexikalischen Gestaltung den Einfluß der verschiedensten Kulturen erfahren hat, noch genug zu tun. Sie wird auch ihren Interessenkreis über das Neuhebräische und die im Talmud vertretenen aramäischen Idiome hinaus erweitern müssen, indem sie das Jiddische zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung macht. Für Germanisten enthält dieses als Verkehrssprache breiter ostjüdischer Schichten bedeutende Idiom eine Menge interessanter philologischer Probleme. Wichtiger freilich und für weitere Kreise von Bedeutung ist die literarische und literaturgeschichtliche Arbeit an den Überlieferungen des Judentums, besonders an ihren älteren, kanonisch gewordenen Vertretern Mischna und Talmud. Die Untersuchung über die Entstehung der autoritativen Mischna, dieses großen enzyklopädischen Sammelwerkes der religiösen Kultur des Judentums der beiden ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, ist noch in den allerersten Anfängen. Vor allem muß versucht werden, in die Geschichte der älteren Vorlagen der Mischnasammlungen einzudringen, die uns direkt in den geistigen Lebensprozeß hineinführen, aus dem das neue Judentum der Gesetzesautorität hervorgegangen ist. Von der wertvollen parallelen Überlieferung, die in der Tosephta vorliegt, gilt dasselbe. Gegen-

stand literarkritischer Forschung ist dann weiter der ungeheure Traditionsstoff, der aus der gelehrten Diskussion über die Mischnasätze im dritten bis fünften Jahrhundert hervorgegangen ist, die Gemaren. Ebenso bedarf die große exegetische Midraschliteratur dringend eingehender Untersuchung der Schichten, die sich hier durch die Jahrhunderte hin übereinandergelagert haben. Ihre Urbestandteile sind Niederschläge von Predigten der rabbinischen Autoritäten zum Teil der vorchristlichen Zeit. Sie geben uns also ein anschauliches Bild von der kirchlichen Erziehung der Massen in jener ältesten Periode des Judentums.

Der literaturgeschichtlichen Forschung bietet das Judentum ein fast unübersehbares Material. Die eben kurz erwähnte ältere Literatur des talmudischen Zeitalters ist in dieser Beziehung geradezu Neuland, weil man hier begreiflicherweise über die kritischen Fragen kaum irgendwo hinausgekommen ist. In Talmud und Midrasch liegen die verschiedensten literarischen Gattungen friedlich nebeneinander, ein wirrer Haufen Material für die Geschichte der Spruch- und Fabeldichtung, der historischen und biographischen Anekdote, der Volkssage und Legende, der Homilie, der Streitgespräche, der geschichtlichen Überlieferungen, der Märtyrer- und Heiligengeschichte u. v. a. Wenn es erst einmal auch dem nichtjüdischen Forscher gelingt, mit Hilfe praktischer Sachregister selbständig in diesen literarischen Urwald einzudringen, wird man staunen über die Schätze, die hier Jahrhunderte jüdischer Kultur orientalischer und abendländischer Färbung aufgehäuft haben. Inzwischen ist man auf die Hilfe der jüdischen Gelehrten angewiesen. Eine Probe von dem, was systematische wissenschaftliche Arbeit hier zu leisten vermag, gibt die seit kurzem erscheinende Sammlung der Mythen-, Märchen-, Sagen- und Legendenstoffe aus der talmudischen Literatur, die Micha Josef bin Gorion unter dem Titel „Sagen der Juden" (Frankfurt 1913 ff.) herausgibt.

Der Raum verbietet es, hier im einzelnen auf die Literaturerzeugnisse des nachtalmudischen und neuzeitlichen Judentums bis hin zu der immer mehr anwachsenden modernen jüdischen Literatur einzugehen. Es mag genügen daran zu erinnern, daß weder die umfangreiche mystisch-spekulative Kabbala-Literatur noch die reich entwickelte lyrische Poesie des Judentums bis jetzt eine Darstellung gefunden hat, die wissenschaftlichen Ansprüchen voll genügen kann. Am besten ist noch die religiöse synagogale Poesie weggekommen. Die didaktische Dichtung und die weltliche Lyrik, in der Humoreske und Satire eine große Rolle spielen, harrt noch der Erschließung für ein größeres literarisches Publikum. Die Quellen zur Geschichte des Judentums in den einzelnen Kulturländern und in den größeren

Stadtgemeinden sind noch niemals vollständig gesammelt und beschrieben worden, auch wohl zum größeren Teile noch gar nicht aus dem handschriftlichen Überlieferungszustande herausgehoben.

* * *

Auf dem soliden Fundament sprachlich-literaturgeschichtlicher Forschung kann dann die kulturgeschichtliche Arbeit zur Vollendung gebracht werden. Sie wird dabei in der Hauptsache einem doppelten Ziel zustreben, je nachdem die geistigen Zusammenhänge des Judentums mit Kulturformen der Antike oder des islamischen und christlichen Mittelalters zum Gegenstand der Untersuchung gemacht werden. Die talmudische Literatur ist eine fast unerschöpfliche Fundgrube für die intime Kenntnis der orientalisch-helleniſtisch-römischen Kultur und Zivilisation. Der Archäologe findet darin für das Gebiet der sogenannten Staats- und Privataltertümer eine Fülle wertvollen Materials zur Vervollständigung des Bildes vom Leben der ausgehenden Antike. Dieses Leben tritt uns hier oft in geradezu realistischer Plastik entgegen und zeigt in hundert Einzelzügen den geistigen Austausch herüber und hinüber und die ständige Wechselwirkung zwischen jüdischen und heidnischen Lebensformen. Reiche Ausbeute wird der Kulturhistoriker haben, der sich die Aufgabe stellt, den Spuren der altorientalischen Weltanschauung in dem literarischen Niederschlag des jüdischen Geisteslebens der alten Zeit und des Mittelalters nachzugehen. Dem Folkloristen werden sich hier neue Quellen für die Mythen-, Märchen- und Sagenforschung erschließen, die die Geschichte bestimmter literarischer Motive bis in ungeahnte Vergangenheit zurückverfolgen lassen. Die Midraschliteratur enthält beispielsweise bereits die Grundzüge der Hamletsage und stellt ein wichtiges Verbindungsglied in der langen Traditionskette dar, die von dem altjüdischen motivgeschichtlich höchst verwickelten Estherroman zu Grillparzers dramatischer Schöpfung und seinen literarischen Vorbildern herüberführt. Solcher Beispiele ließen sich Dutzende beibringen. Die vergleichende Literaturgeschichte wird angeregt werden, dem Zusammenhang einzelner Gattungen, die in den jüdischen Quellen vorliegen, mit den verwandten Formen und Stilen in der Literatur der Griechen, Römer, Inder, Perser und Araber nachzugehen. Die Anregungen, die die führenden Geister der mittelalterlichen Glanzzeit des südeuropäischen Judentums in Poesie und Philosophie aus den nationalen Kulturen ihrer Zeit und Umgebung erhalten haben, müssen einmal in großen Zusammenhängen dargestellt werden. Für die Geschichte des volksmedizinischen Aberglaubens liefert die talmudische Literatur Material, das zum größten Teil noch gar nicht bekannt ist. Dem

geistigen Austauschprozeß, dem sich das Judentum aller Jahrhunderte auf dem Gebiete der Volkssitten und volkstümlichen Bräuche trotz des Ghettos, der grausamen Verfolgungen und des religiösen Gegensatzes zur Umwelt unbewußt unterworfen hat, ist noch vielzuwenig Aufmerksamkeit gewidmet worden. Überhaupt wird die neue Großmacht des politisch-wirtschaftlichen Mitteleuropa, die wir als Frucht des blutigen Weltkrieges erhoffen, die Wissenschaft vom Judentum zu kulturgeschichtlichen Problemen anregen, die bisher nur immer in Ausschnitten und ohne daß man bis zu den letzten Gründen für die Umbildungsprozesse vordrang, behandelt worden sind. So ist zum Beispiel eine Geschichte der sozialen und geistigen Entwicklung zum modernen nationalen Judentum der Kulturländer der Alten und Neuen Welt ein dringendes wissenschaftliches Desiderat. Die Beiträge, die die große Jewish Encyclopaedia dazu liefert, sind dankbar zu begrüßen, können aber den Mangel einer Gesamtdarstellung nicht ersetzen. Endlich ein Wort über das Interesse der vergleichenden Rechtsgeschichte an der jüdischen Literatur. Die talmudischen Quellen — das Wort wieder im weitesten Sinne genommen — werden auch hierfür mit größtem Nutzen durchforscht werden können. Die historischen Nachwirkungen altorientalischer Rechtsgrundsätze und Rechtsbräuche müssen systematisch untersucht, die Einwirkungen auf das private und öffentliche Rechtswesen anderer Kulturen, unter denen das Judentum zu leben gezwungen war, und dieser auf die Rechtsanschauungen der Juden herausgestellt werden.

* * *

Für die religionsgeschichtliche Forschung hat schon Abraham Geiger vor fünfzig Jahren die Hauptaufgabe der Wissenschaft vom Judentum klar erkannt und formuliert. Er wollte eine „Entwicklungsgeschichte des biblischen und talmudischen Judentums in wissenschaftlicher Begründung" schreiben, ist aber leider nicht mehr dazu gekommen, diesen Plan auszuführen. Leider, denn er war der gegebene Mann dafür. Die weite Fassung des Themas, die der oben S. 411 gegebenen Deutung des Begriffes Judentum entspricht, zeugt für Geigers gesunden historischen Sinn, der die einzelnen geschichtlichen Erscheinungsformen einer weltbeherrschenden religiösen Idee in ihrem inneren Zusammenhange sehen wollte. Neben dieser Hauptaufgabe sind der religionsgeschichtlichen Forschung andere wichtige gestellt, solche, die die religiöse Umwelt des alten Judentums betreffen, und solche, die sich auf seine eigene innere Entwicklung beziehen. In der talmudischen Literatur ist viel Material für die orientalischen und hellenistisch-römischen religiösen Vorstellungen und kultischen Bräuche

enthalten. Die besondere wissenschaftliche Bedeutung dieser Zeugnisse liegt darin, daß sie von solchen stammen, die in der geistigen Atmosphäre dieser antiken Volksreligionen gelebt und täglich durch den inneren Widerspruch die stärksten Eindrücke davon gehabt haben. Zum Beweise dafür genügt ein Blick in den Mischnatraktat Aboda zara, der Verhaltungsmaßregeln für die im praktischen Leben unvermeidliche Berührung mit dem griechisch-römischen Kultus gibt. Hier werden wie zufällig ganz intime Einzelheiten der heidnischen Kultpraxis erwähnt, die das farbenreiche religiöse Leben in den palästinischen Ortschaften gemischter Kultur aus tausendjährigem Schlafe erwecken. Es wäre für die Religionsgeschichte der Antike und des christlichen und islamischen Mittelalters von größtem Werte, wenn diese zerstreuten Zeugnisse vergangener religiöser Kultur aus der jüdischen Literatur gesammelt und bearbeitet würden. Über einige Vorarbeiten ist die Forschung leider noch nicht hinausgekommen.

Es ist bekannt, daß das religiöse Denken und Handeln des Judentums der hellenistisch-römischen und mittelalterlichen Periode charakterisiert wird durch das Vorhandensein einer breiten Strömung volkstümlichen Aberglaubens unter der Oberfläche geistig-sittlicher Frömmigkeit. Hier liegt für den vergleichenden Religionsforscher ein weites ergiebiges Arbeitsfeld. Zeugnisse für altorientalischen Zauberglauben und Zauberpraktik, für uralte Geister- und Dämonenvorstellungen finden sich in der talmudischen Literatur zusammen mit niederen Vorstellungen aus dem religiösen Synkretismus der Kaiserzeit. Daneben ist den deutlich erkennbaren Spuren nachzugehen, die das Jahrtausende alte astral-religiöse Weltbild im religiösen Denken des Judentums hinterlassen hat. In engster Beziehung dazu steht die noch in den Anfängen stehende Erforschung der Entstehung und Entwicklung der religiösen Sektenbildung im älteren, zum Teil schon vorchristlichen Judentum und des jüdischen Anteils an den gnostischen Spekulationen.

Ein eigenes großes Arbeitsgebiet bilden endlich die Beziehungen der drei großen monotheistischen Weltreligionen Judentum, Christentum und Islam zueinander. Die religionsgeschichtliche Forschung kann sich auch hier auf manche wertvolle Vorarbeit stützen, aber für objektiv-wissenschaftliche Untersuchungen bleibt noch manches wichtige Problem. Den geistigen Einflüssen, die in den geschichtlichen Anfängen und dann weiter durch die Jahrhunderte, oft im Widerstreit mit dem äußeren politischen und sozialen Gegensatz, herüber und hinüber spielten, muß viel sorgfältiger und auch leidenschaftsloser nachgegangen werden, als bisher geschehen ist.

Es ist in diesem programmatischen Überblick mit Absicht nicht von der politischen Geschichte des Judentums gesprochen worden. Sie ist wohl das

bisher am meisten und verhältnismäßig auch am gründlichsten bestellte Feld der jüdischen Wissenschaft. Schon vor mehr als zweihundert Jahren hat der französische Forscher J. Basnage eine fünfbändige Geschichte der Juden seit 70 n. Chr. veröffentlicht. Sie kann also kaum in dem Sinne Gegenstand der neuen Wissenschaft vom Judentum sein, den wir hier mit diesem Begriff verbinden. Es soll aber damit nicht gesagt sein, daß nicht auch die äußere Entwicklung des Judentums in den antiken, mittelalterlichen und modernen Kulturkreisen der gelehrten Forschung Probleme stellt. So wird zum Beispiel gerade die wirtschaftliche Neugestaltung, von der wir in diesem Artikel ausgegangen sind, den Anstoß dazu geben, die Stellung und Bedeutung des Judentums im sozialökonomischen Entwicklungsprozeß zu verfolgen und es als wirtschaftlichen Machtfaktor verstehen und objektiv würdigen zu lernen. Und für die jüdische Lokalgeschichte in den einzelnen Gebieten der Alten und Neuen Welt und das Verständnis der Lebensbedingungen und sozialen Formen, unter denen das Judentum hin und her geschichtlich geworden ist und in denen es existiert, ist noch viel mühevolle Forscherarbeit aufzuwenden. —

Wie alle geisteswissenschaftliche Arbeit muß auch die im vorstehenden umschriebene ihren Zweck in sich selbst haben. Sie soll nicht politischen und religiösen Parteien dienen oder polemische und apologetische Dienste leisten, sondern objektive Erkenntnisse fördern. Die geschichtliche Wirklichkeit ist das einzige Ziel, nach dem sie zu streben hat, auch wenn diese den persönlichen Neigungen und Lieblingsmeinungen des Forschers entgegensteht. Gelingt es der Wissenschaft vom Judentum darüber hinaus, zur Milderung der inneren Spannungen beizutragen, die auch in Zukunft unser innerpolitisches Leben erschweren werden — vielleicht eine Zeitlang in stärkerem Maße als bisher —, so erwirbt sie sich um die Hebung unserer politischen Kultur ein unermeßliches Verdienst.

# Zur „Alpensymphonie" von Richard Strauß

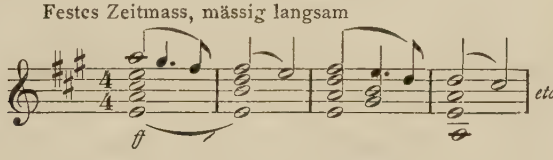
## Von Alexander Berrsche

Zu diesem Werke läßt sich kaum etwas Neues über Straußens Art sagen. Auch der Komponist hat nichts Neues zu sagen gewußt, als er es schrieb. Er hat nur Altes und längst Bekanntes schlechter gesagt als früher, um so viel schlechter, daß die Größe des Abstandes, der diese Symphonie von den älteren scheidet, auch den Kenner des Straußschen Entwicklungsganges überrascht.

Dieser Entwicklungsgang ist von Anfang an eine langsame musikalische Verkümmerung gewesen: eine zunehmende Versteinerung dessen, was in Melos, Rhythmik und Harmonik Straußisch genannt werden darf, und eine sich steigernde Unempfindlichkeit gegen das Triviale.

Die „Alpensymphonie" ist bereits eine Zersetzung. Wir sehen hier alle Elemente des Straußschen Schaffens, seines Materials und seiner Arbeitsweise, lose nebeneinander, und jedes einzelne zeigt sich in grausamer Deutlichkeit als das, was es ist. Wir sehen die Vorwagnerische, alt-romantische Trivialität seiner Thematik, die Liszt'sche Trivialität seiner Form und seine eigene zum Schema gewordene Technik des Orchestersatzes. Wir sehen die rationalistische Äußerlichkeit seiner Tonmalerei (Vergröberung klassischer Gewitterstimmungen, etüdenhafte „Wasserfall"-Figuration mit hineingesetzter sentimentaler Melodie, Windmaschine, Donnermaschine) und die Quartsextakkordsehnsucht seiner Steigerungen.

Wert und Unwert eines Einfalls ist wie alles Evidente nicht zu beweisen und nicht zu umschreiben. Man kann die „Alpensymphonie" nur zitieren und aufführen. Als Beispiel seien vier Takte wiedergegeben, die in dem Führer Steinitzers das „Sonnenthema" genannt werden:




Alle Themen des Werkes sind von der gleichen kreisrunden und „reaktionären" Banalität. Sie werden mit der alten Straußschen Fingerfertigkeit verarbeitet, umgekehrt, erweitert, verkürzt, mit gleichwertigen Gegenthemen kontrapunktiert, und der alte Motor des Straußschen Temperaments bewegt und schwingt sie in den alten Bahnen vorwärts. Der Laie steht bewundernd vor diesem System von Verschlingungen, Spiegelungen und Überschneidungen. Er weiß nicht, daß es die alte wohlbekannte Mühle ist, die da in Bewegung gesetzt wird, und die nur, weil sie leer läuft, doppelten Lärm erregt. Diese automatenhaft abrollende Konventionsmusik hat etwas gespenstisch Groteskes. Es ist, als hätte sich das Straußsche Orchester selbst plötzlich von seinem Meister emanzipiert, als musiziere es — wie jener verrückt gewordene Konzertflügel in der Humoreske von Berlioz — selbständig für sich allein, und es scheint alles möglich, weil alles Zufall ist. Wir können beliebig, wie in einem

Konstruktionsbaukasten für Kinder, die einzelnen Teile auswechseln und die unverbindliche Thematik durch andere, ebenso unverbindliche ersetzen, wir können streichen und hinzufügen: das Gerüst hält. Denn das Klischee der Straußschen Tonsprache ist genau wie die naive Roheit der Lisztschen Form eine riesige Eselsbrücke, deren sich jeder bedienen kann.

Eine musikalische Diktion, die stets zwischen den beiden bösen Polen unserer Kunst, naturalistischer Klangmalerei und trivialer Sentimentalität, hin und her schwingt, kommt freilich dem Geschmack jener entgegen, die nur Äußerliches erfassen und vor allen Dingen unterhalten sein wollen. Wundert sich jemand, daß Strauß von Anfang an der Liebling des internationalen Publikums war? Auch das neue Werk ist in Berlin wie in München mit lauter, echter Begeisterung aufgenommen worden. Bald wird es in Newyork und nach dem Krieg auch in Paris, London und Petersburg erklingen, die großen Kinder überall, sie hören es gerne, und sie werden schreiben, daß halt die Deutschen, möge man sonst über sie denken, wie man wolle, immer noch die beste Musik exportieren.

Man könnte einwenden, daß es unnütz sei, so klare, innerlich notwendige Sympathien zwischen einem Publikum und seinem Autor stören zu wollen, ja daß es eigentlich widersinnig sei, eine Kunstgattung zu bekämpfen, die auf einem bestimmten Niveau eine erstrebte Wirkung erreicht. Aber kämpft jemand gegen Strauß? Niemand bestreitet ihm die Fähigkeit, andere zu unterhalten, und es wäre eitel Heuchelei, wenn ein Musiker leugnen wollte, daß er sich über den „Wasserfall", das „Gewitter", die „Alm" und alle übrigen technischen Witze amüsiert hat. Aber das wird geleugnet. Von denen, die „tief ergriffen" waren. Und gegen die kämpfen wir. Man muß nämlich wissen: diese erheiternden Geräuschimitationen sind keineswegs wohlgelungene Späße, sondern „höchste Offenbarung pantheistischen Naturempfindens", diese süßlichen Freiheiten der Kantilene sind „von Mozartscher Anmut und Grazie", und die ganze Symphonie ist nicht monströse Salonmusik, sondern eine „zweite Pastorale". Seit Jahren ist diese Fälschung der Werte konsequent eingeleitet und organisiert worden, nicht aus Korruption, sondern aus ästhetischem Muckertum. Wie sich im religiösen Leben die Tradition als äußerer Brauch oft am hartnäckigsten da erhält, wo der innere Glaube längst gestorben ist, bleibt auch in der Kunst so manches Prinzip und so manche Gesinnung noch als repräsentative Formel, als Wortmarke übrig, die eifersüchtig konserviert wird, während die Überzeugung, deren Ausdruck diese Formel war, nicht mehr lebt. Man spielt sich gegenseitig ein Schauspiel vor. Der Bildungspöbel von heute will sich nur unterhalten, ohne daß man es merkt. Denn er hat die Formel

von der Würde und Heiligkeit der Kunst im Ohr, er will als tief und kunstverständig gelten. Er braucht jemand, der sich und ihm vorredet, daß seine Amüsements Mysterien seien. Dann ist er beruhigt. Richard Strauß mußte erst zum Genie hinaufgelogen werden, um der Unterhaltung des Philisters vollkommen würdig zu erscheinen. Die Phrase allein wird geglaubt und verstanden. Sie ist der sichere Passierschein für alles, sogar für das Gute. Sie macht aus Barfußtänzerinnen, die zu wenig können, um in einem Ballett möglich zu sein, Ausdeuterinnen Beethovens, und sie macht aus Beethoven einen populären Musiker, der in den miserabelsten Aufführungen Begeisterung erregt. Isadora Duncans Evolutionen sind getanzter Beethoven, und Beethovens Sonaten sind komponierte Duncan. Nur an Stellen, wo das System der Phrase noch nicht vollkommen ausgebaut ist, drängt sich plötzlich die Unschuld einer durch nichts gestörten Meinung vor, und die erfrischende Herablassung des Tones, in dem hie und da über Schumann, Mendelssohn und Brahms geurteilt wird, zeigt, wie die Kunst bewertet wird, die der Konsument direkt, ohne Vermittelung der Phrase bezieht.

Wie hoch steht eine ehrliche Geringschätzung der Kunst über der verlogenen konventionellen Begeisterung! In Zeiten aufrichtigen Banausentums, wo sich noch niemand seiner kunstfremden Unterhaltungsfreudigkeit schämte, waren die Geister reinlich geschieden, und es ist der Kunst besser ergangen als heute, wo das flachste Amüsementsbedürfnis sein künstlerisch-feierliches oder „kulturpsychologisches" Mäntelchen haben muß und die heterogensten Begriffe schamlos vertauscht werden. Die Straußsche Unterhaltungsmusik steht in unserer Zeit da als der monumentale Anlaß für alle banale Vergnügenssucht, unter künstlerischem Vorwand zu ihrem Recht zu kommen. Wir wollen ihr nicht dieses Recht, wohl aber ihren Vorwand entwinden. Und nur so bekämpfen wir die Straußbegeisterung: als die drastischste Erscheinungsform des künstlerischen Muckertums, als ein Symbol alles dessen, was wir mit diesem Krieg und nach diesem Krieg überwinden müssen.

# Italien

## Von Gustave Flaubert

Im Frühjahr 1845 heiratete Flauberts einzige Schwester Karoline einen Freund ihres Bruders, Emile Hamard. Der Vater Flaubert kam auf den etwas sonderbaren Gedanken, die Vermählten auf ihrer Hochzeitsreise mit seiner Familie zu begleiten. Er packte Frau, Tochter, Sohn und Schwiegersohn in einen großen Reisewagen, und fort ging es, in ziemlicher Eile, durch Südfrankreich nach Oberitalien. Von hier sollte das junge Paar allein nach Neapel weiterreisen, kehrte aber schließlich wegen der zarten Gesundheit Karolinens mit den Eltern über den Simplon zurück. — Der Untertitel „Familienreise", den dies hier zum ersten Male im Deutschen veröffentlichte Tagebuch trägt, klingt wie ein Seufzer, in den gewiß auch das junge Paar einstimmte. Der Vater Flaubert reiste „der Belehrung wegen", — als „Spießer", wie Gustave gesagt haben würde. An eine reiche Tätigkeit gewöhnt, sehnte er sich bald nach seinen Kranken und dachte in italienischen Palästen mehr an seinen Operationssaal in Rouen als an die Gemälde, die vor ihm an der Wand hingen. Er konnte nicht schnell genug von einer Stadt zur anderen kommen, während Gustave Eindrücke und Stimmungen hätte auskosten mögen und das junge Paar alle Gesellschaft zum Teufel wünschte. Kurz, man war einander im Wege und keiner fühlte sich behaglich auf dieser Reise. —

Trotzdem: die alte Pracht Genuas, über der ihm schon ein Hauch vom Orient zu liegen scheint, der Zauber des Comer Sees, dessen Schönheit ihm so echt „italienisch" dünkt, die Großartigkeit der Simplon-Landschaft triumphieren über alle ungünstigen Bedingungen und geben ihm Eindrücke blendender Schönheit. Und vor allem: vor der Breughelschen „Versuchung des heiligen Antonius" im Palazzo Balbi öffnet sich ihm eine Welt, eine rätselhafte, beunruhigende, tiefschmerzliche, mit glänzenden Lichtern über schauerlichen Abgründen, eine Welt, die ihn nicht eher wieder zur Ruhe kommen läßt, bis er sie in einer großen symbolischen Dichtung gestaltet hat.

Eisenbahnfahrt von Rouen nach Paris, in einem offenen Wagen. — Ein Mann aus dem Volke mit einem Tuch aus roter Baumwolle um die Ohren, mit Mütze, in blauer Bluse, von seinen Vorräten essend.

Im Jahre 1843, im November, in einem Abteil zweiter Klasse ein Mann und eine Frau desselben Aussehens; blankgewordener Rock, Ledermütze, in gleicher Weise essend.

Aber es war kalt, feucht, fast sonnenlos.

Es war auf derselben Strecke. Doch was liegt nicht zwischen diesen beiden gleichen Reisen, und auch wie verschieden sind diese einander ähnelnden Menschentypen!

Paris. — Auf dem Boulevard und besonders in der Rue de Rivoli weiteten sich meine Lungen. Was war der Grund? Lieben wir etwa die Orte, an denen wir am meisten gelitten haben, mehr als die anderen (wo habe ich diesen Gedanken gelesen?), oder war es die Wirkung der Ferne?

Spaziergang in den Champs-Elysées: wie früher voller Leben; Zirkus, Bäume, Wagen. Ich habe mich am Luxus gelabt wie jemand, der die Nacht auf Wache verbracht hat und sich am folgenden Abend mit Wonne auf seinem weichen Bette streckt, ganz verwundert, so selbstverständliche Dinge so gut zu finden.

Unser Gedanke versetzt ein künftiges Ereignis an die Orte, in die wir es aus unserer gegenwärtigen Lage hineinträumen; und wenn es eintritt, haben wir ein Gefühl der Fremdheit.

*

Nogent. — Troyes. — Kloster: Haß auf das, was einengt; wilder Freiheitsdrang.

Burgund. — Rote, fette, flache Gelände; kleine Hügel.

Dijon. — Nicht Zeit genug, das Haus des tapferen Tavannes zu besichtigen; doch ich habe ein Stück der Kirche gesehen, wo er begraben liegt. — Im Museum Bild des Ratsherrn von Burgund, blaß, mager, kalt, bösartig, doch im Grunde melancholisch, gefühllos, gelbsüchtig; Kappe mit umgebogenem Rande, steifer, goldverbrämter Mantel über den Schultern.

Nuits. — Clos-Vougeot zur Linken. — Haus Bossuets, übelriechender und feuchter Speisesaal.

Châlons. — ...

Am folgenden Morgen Dampfboot ...

Ankunft in Lyon. — Regen. — Europäischer Hof: große gemalte Plafonds. — Nachmittags im Museum: zwei Rubens, der eine symbolischer Art, der andere eine Anbetung der Könige darstellend. Ein Mann von vorn, stehend, die Fäuste in die Hüften gestemmt; ein sich bäumendes Pferd; der Mantel des Magiers, der herantritt. — Antikes Mosaik, Wagenrennen darstellend: Bewegung der Pferde. — Mumien: eine enthüllt und ziemlich gut erhalten, so daß man das Gesicht deutlich erkennen kann.

Bäder. — Lyon: schwarze, regnerische, schmutzige Stadt; abgeschlossenes und wenig nach außen hervortretendes Leben; große, hohe Häuser. — An der Vereinigung der beiden Flüsse. — Die Rhône schäumt und jagt wild dahin; das ist der Fluß Hannibals und des Marius; er hat etwas Antikes und Barbarisches. — Er führte Erde mit sich und war gelb wie ein Bergstrom.

Fourvières. — Gewundener Aufstieg auf einem Pflaster von spitzen Steinen. — Hinter uns nahte eine Prozession. — Reste einer römischen Wasserleitung. — Wirtshaus. — Eine Kapelle ganz voller Weihbilder aus weißem Wachs; sie stellen die verschiedenen Glieder dar, die von der Jungfrau geheilt worden sind. Die Ornamente und die bunten Stiche atmen einen Paganismus, den ich mir hier nicht hätte träumen lassen; man fühlt, daß das Heidentum in diesen meridionalen Völkern noch nicht erstorben ist (hier ist es die Rhône wieder aufwärts gezogen), und daß es in mystischen Ausstrahlungen dem Boden entströmt.

Observatorium. — Abstieg auf Treppen. — Traurige Eleganz der Häuser. — Von Zeit zu Zeit hört man das Geräusch eines Weberschiffchens. — Auf dem Hinwege sahen wir Herrn von Bonald auf seiner Terrasse umhergehen, ganz in Rot, groß, mager, in steifer und herrischer Haltung.

Abfahrt von Lyon um vier Uhr morgens. — Allmählich wird es Tag und die Sonne geht auf. In wieviel verschiedenen Verfassungen habe ich nicht ihr Licht kommen sehen! Der Kapitän, ein dicker Mann mit rotem Gesicht, im Alpakamantel. — Passagiere: ein Offizier von den Kolonialtruppen; sein Gefährte; rauchende Dominospieler, die sich auf dem Verdeck an einem kleinen Tisch mitten in der Sonne niedergelassen hatten. Sie haben die Rhôneufer wenig beachtet, denn sie waren in vergnügter Stimmung. Muß man sich nicht innerlich leer fühlen, um Vergnügen an der Natur finden zu können? sofern man sie nicht ganz im Gegenteil durch ein großes Gefühl betrachtet. — Vater mit Sohn, Typus des gut erzogenen jungen Mannes: weiße Hände, anständige Morgentoilette, Skizzenbuch, das richtige Maß von Verbindlichkeit einhaltend. Vielleicht hat er mich etwas frei in der Unterhaltung gefunden. — Der Waisenknabe; sein Lied von den Frauen mit dem Refrain: „Das kann nicht sein"; ernsthafter Ausdruck ohne Traurigkeit. — Ich sah das Schloß les Adrets wieder, das Lauvergne mir gezeigt hatte.

Ufer der Rhône. — Sie fließt zwischen Bergen von schwärzlichem Rot, die ihren Lauf verdecken; man möchte gern hinauf. Zur Linken weite Ebenen; hinten am Horizont der Berg Ventoux mit schneeigem Gipfel. Man ist von Hoffnung belebt, wenn man diesen jachen Fluß hinabfährt, der einen dem erträumten Meere entgegenführt. — Ich habe mich einen Augenblick in die volle Sonne neben den Schornstein gesetzt und Horaz gelesen. Der Himmel blaute.

Ankunft in Avignon. — Geschrei auf dem Kai. — Der Zinnenkranz der Befestigungsmauern. — Welch weiche Luft, besonders von der Landseite her!

— Der Hotelwagen! — Das ist der Süden: alle sind vor der Tür; überall lichte Töne; ein warmer Lufthauch zieht durch die anmutigen Straßen. — Ein alter Kreuzgang mit zerstörten Malereien. — Runde Kirche. — Straße voller Mühlen. — Auf dem Platz vor unserem Hotel ein großer Baum, in dem Tische angebracht sind, an denen man trinken kann. — Wir treffen unseren Offizier im weißen Rock wieder; er fordert uns auf, eine gußeiserne Treppe zu besichtigen. — Essen: Unterhaltung über die Schwurgerichte, Lacenaire. „Die Angeklagten tragen einen geistvollen Zynismus zur Schau"; Witze werden erzählt; auch ich gebe einige zum besten!

Am folgenden Morgen allein. — Museum: die Bäume wiegten sich, der Wind brauste, der Garten lag im Grünen; im großen Saal zu ebener Erde griechische und lateinische Inschriften. Unten an der Treppe zwei Säulengänge. — Das Museum hat mich am meisten befriedigt, ich war allein, eine Reihe heiterer Eindrücke zog durch meine Seele: Skizze von Carl Vernet; Marinen von Joseph Vernet; der Mazeppa von Horace Vernet. Eine himmlische Ruhe lag über diesem Museum.

Antiquitätenladen. — Schaufenster eines Gemäldehändlers, der uns Ansichten verkaufen sollte; erinnert mich an den Kram des alten Du Sommerard*).

Schloß der Päpste. — Die alte Beschließerin in gelbem Kleide, weißer Haube, schwarzer Perücke, mit pergamentartig geschrumpfter Haut und jugendlichen, merkwürdig lebendigen Augen. Ein Gemisch von Wahnsinn und dumpfem Hinbrüten; sie hatte den pathetischen Gang einer Tragödin. — Sie durchschreitet die Kaserne; Geräusch in den Gängen und auf den Treppen. — Der Inquisitionssaal: trichterförmiger Kamin; Spuren des Feuers; Loch, durch das man sie eilig hinabwarf; ein Geruch von Verwesung noch wahrnehmbar. In einer Wand eine Art von Schacht mit vier großen, blutigen Flecken. Alles ist massiv und gewaltig. — Die gute Frau mengte unter ihre Inquisitionserzählungen die Geschichten von Jourdan Coupe-tête. Keine Betrachtungen unterbrachen den Strom ihrer Erzählungen; nichts als das Faktum. Bemerkenswert war die Art und die Bewegung, womit sie sagte: „Man hat sie ermordet." An einer Wölbung noch ein Rest von Malerei; sonst nichts mehr, alles ist leer; nichts Geistliches, alles zeigt den Tyrannen in seiner furchtbaren Burg. Hier in diesen niedrigen Kerkern mußten die Gefangenen altern und allmählich krumm werden. — Kühle und Feuchtigkeit.

Daneben auf dem Platz die Kirche. — Freund des Herrn Pradier, roter,

*) Alexandre Du Sommerard (1779—1842), französischer Archäologe, Sammler und Gründer des Clunymuseums. (Anm. d. Übers.)

abstehender Schnurrbart, mächtige Krawatte. — Jungfrau von Pradier, mit gefalteten Händen; der Kopf ungefähr in dreiviertel Wendung. — Freskomalerei von Devéria, unvollendet.

Als ich allein ins Hotel zurückging, um das Frühstück zu bestellen, wen frage ich nach dem Wege? Das war über allen Zweifel erhaben; drei oder vier Frauen standen auf der Schwelle, davon eine rosengeschmückt; im Hintergrunde Betten; ein Eindruck von Kühle und Lockung. Ich glaube, vor dem Fenster standen blaue Blumen.

Das Zimmer des Marschalls Brune: gelb und weiße Tapete; mit zwei Betten, deren Fußenden aneinander stoßen; die Schießspuren sind rechts unten an der Wand neben dem Kamin.

Von Avignon nach Tarascon. — Regen. — Ebene Landschaft; Ölbäume; die Wiesen sind zartgrün. — Nichts Massiges. — Der Bahnhofsinspektor in Tarascon, seinen Zigarrenstummel rauchend; Frauen arbeiteten in der Küche; die Wirtin in arlesischer Haube; die lustige, kleine Frau Germain in grüner Jacke mit etwas Schnurrbart auf der Oberlippe.

*

Tarascon gleicht einer Stadt, deren sämtliche Einwohner ausgewandert sind. — Das Schloß: ich sehe den großen Saal nicht mehr, in dem Kleider getrocknet wurden und wo das Bild des armen Chaillot hing, der keinen Kaffee mehr trinken durfte; dagegen die Treppe und den Hof, an die ich mich nicht mehr erinnerte. — Die Tochter des Beschließers, von ernster und vornehmer Schönheit, eine Romangestalt, besonders in dieser Umgebung. — Die Mauern sind von ungeheurer Höhe und scheinen selbst die Hoffnung ersticken zu wollen.

Von Beaucaire nach Nîmes. — Blaue Husaren, einer mit einer Schuppenkette. — Was ist aus dem Cafékellner geworden, der Italienisch sprach, und jenem jungen verliebten Bengel, der einem Mädchen Trauben aus dem Korbe vom Kopfe nahm? Wir sind ohne Laterne durch den Schmutz gewatet, anstatt an einem sonnigen Morgen auf dem Verdeck eines Postwagens anzukommen. — Am Abend bei der Arena, ohne hineinzugehen. —

Am folgenden Morgen prächtiger Sonnenschein. — Blauer Himmel über grauen Steinen. — Ich finde meinen wilden Feigenbaum wieder; doch er ist vertrocknet, ohne Blätter. — Es ist schwül. — Mitten in der Arena eine entwürdigende Estrade für Stierkämpfe.

Pont-du-Gard. — Die Landschaft schöner; Himmel wie bei Salvator Rosa; schwarze und graue Töne. — Auf dem Heimwege trafen wir Zigeuner, alle

schwarzhaarig und wundervoll gebräunt. – Der wahre Zigeuner: ein großer bärtiger Mann; Kinder von verworfenem Aussehen traben neben dem Karren. Als wir sie durch unsere Gläser betrachteten, brachen sie in lautes Gelächter aus.

Die Fontäne. — Naturhistorisches Museum: ein kranker Adler, afrikanische Rebhühner, ein Käuzchen, das zierlich sein flaches Köpfchen hält. – Falsche Diamanten der Frau, die uns führte.

Perrot-Museum: Kopf der Sappho; ein Kessel auf seinem Dreifuß; Möbel aus dem sechzehnten Jahrhundert; Gürtel, Helme, römische Adler; der Portikus der Maison Carrée macht den Eindruck des Luftigen, höchster Freiheit und Schönheit; man wandelt mit Behagen darunter. Wie die Gesimse sich vom blauen Himmel abheben! Die Gotik hat nichts von dieser Heiterkeit.

Abends in Arles. Café der Rotunde. Sankt-Trophimus. – Spaziergang allein die Straße hinab zwischen dem Theater und der Arena. Im Theater Abräumungsarbeiten . . . – Wunderbare Stille; ein Baum, der über die Mauer wächst; Nachttöpfe, die man auf das Theater entleerte. O Plautus! . . . – Ich gehe um das Theater herum und trete hinein, um einen Überblick zu gewinnen. – Unterhaltung. – Arlesierin mit dummem Ausdruck, triefenden Augen und unordentlichem Haar. – Dann wandte ich mich zurück, ganz unter dem Eindruck der Geschichte, in den Ohren die heiseren Schreie von Labrax und Soro. – Arlesierinnen: die Schönheiten scheinen mir in größerer Anzahl vorhanden zu sein als bei meinem ersten Besuch.

Alyscamps. – Voller Gräber; Eisenbahn; Kapelle mit leeren Särgen. – Die am Hochzeitstage gestorbene Braut: der Schädel saß voll Erde und eine lange blätterlose Pflanze war darin emporgesprossen.

Museum. Kopfloser Silen mit fleischigem Schenkel, schlaffem, vollem Bauch und breiter Brust; man kommt in Versuchung, seinen Leib anzufassen und die Fettfalten anzufühlen. – Kybele-Kopf ohne Nase. – Hübsche Grabmäler. – Der Führer: „Ich habe lateinische und griechische Wörterbücher." – Auf dem Markte ein junges Mädchen mit Mutter. – In der Messe die Kinder in einer Kapelle; eine Frau mit marmorgelber Haut steht, mager und blaß, an einem Pfeiler. In solch eine Kirche, in solch eine Atmosphäre tritt Don Juan und verbirgt sich zwischen den Säulen, um die gebeugten Nacken zu sehen und die reinen Linien der Profile, die sich über den Betstuhl neigen, lüstern mit dem Weihrauch zugleich den Duft des Weibes einatmend.

In der Umgebung von Arles eine alte Festung und ein altes Kloster auf einem hohen Felsen: Gestrüpp zwischen den Steinen; Architektur von arabischen Formen. – Ein kleines, feuriges, mageres Kamargueser Pferd brachte uns dorthin.

Die Frau. — Kalt, sonnenlos, trist.

Salon. — Brunnen mit grünen Gewächsen, Platanen. — Weg, der sich zwischen Weinbergen und Ölbäumen hinschlängelte. — Laute Stimmen; Erwachen in Aix.

Aix. — Nichts Bemerkenswertes.

Ankunft in Marseille bei Regen. — Orient-Hotel. — Gleich am Abend zum Hotel Richelieu: ganz düster, keine Lichter, noch glänzendes Perlmutter unter der Gasflamme; ich hatte Mühe, die Stelle wiederzufinden*). — Regen, unfreundliches kaltes Wetter wie an dem Sonntagabend meiner Abreise . . . Heftiger Wind bei Notre-Dame de la Garde; steiler weißer Weg bergan. — Kalter Nachmittag anstatt des erwarteten Sonnenuntergangs auf den Fluten. — Der kleine Fluß, auf dem wir kahnten und ins Schilf gerieten. (Man schreibt seine Erinnerungen, um andere Erinnerungen damit zu verbinden.)

Der botanische Garten von Marseille ist häßlich. Welch ein Unterschied von dem Eindruck, den ich in Toulon davon empfing!

Bei den Frauen im Hafen sieht man nicht mehr die tabakbraunen Strümpfe; ihr Rock sitzt nur lose um die Hüften und ist länger geworden; und verschwunden sind auch der wiegende Gang und die kleine gelbe Blume, die sie zwischen den Lippen trugen. — Ein orientalischer Laden; ich glaube, es ist derselbe.

Im Krankenhaus: ein türkischer Teppich; eine Skulptur von Puget; ein Gemälde von Vernet, die Cholera an Bord der „Minerva" darstellend; im Hafen ein paar Barken mit ihren Zelten.

Eines Abends bin ich die Rue de la Darse hinabgegangen: Café, komische Vorführungen des Herrn Alfred Deschamps, zwei Frauen, die einsammelten.

*) Diese etwas dunklen Zeilen finden ihre Erklärung in zwei Briefstellen. Flaubert brannte darauf, eine gewisse Madame F., eine Frau der galanten Welt von Marseille, wiederzusehen, deren Bekanntschaft er auf seiner ersten Reise im Jahre 1840 gemacht hatte. (Vergl. Heft 5 des Neuen Merkur von 1914, S. 620.) Unter dem 2. April 1845 schreibt er an Alfred Le Poittevin: „In Marseille werde ich Madame F. besuchen, das wird eigentümlich schmerzlich und spaßig sein, besonders, wenn sie inzwischen häßlich geworden ist, was ich erwarte. Der Spießer würde sagen: Sie werden da eine schöne Enttäuschung erleben." — Und weiter Ende April 1845 an denselben: „In Marseille habe ich die Bewohner des Hotel Richelieu nicht auffinden können; ich bin daran vorbeigegangen, ich habe die Stufen und die Tür wiedergesehen; die Fensterläden waren geschlossen, das Hotel lag verlassen. Ist das nicht ein Symbol? Wie lange schon sind an meinem Herzen die Läden geschlossen, die Stufen unbetreten; ein ehemals lärmerfülltes Gasthaus, steht es jetzt leer und widerhallt wie ein großes Grabmal ohne Leichnam. Mit etwas mehr Eifer und gutem Willen wäre es mir vielleicht gelungen, zu entdecken, wo „sie" wohnt. Aber man hatte mir so unzureichende Auskünfte gegeben, daß es dabei verblieben ist." (Anm. d. Übers.)

— Sie hat mein Zweifrankstück eiligst in die Tasche gesteckt, als wenn sie es gestohlen hätte; sie war in Schweiß gebadet, mit nackter Brust. — Der Fürst von Montpensier. — Diner im großen Saal des Orient-Hotels; allein mit dem alten Cauvière. — Gesicht des Haushofmeisters des Herzogs von Montpensier beim Diner.

Der Postmeister. — Abfahrt von Marseille. — Cujis: an der Tür der Herberge sehe ich die Krammetsvögel nicht mehr, links bei der Ankunft (o Gaukler Ehemals!); und bei der Rückkehr um ein Uhr morgens Kaffee: „Der Kleine ermüdet dich"; Ankunft in M . . . um drei Uhr.

Die Schluchten von Ollioules. — Soldaten, die nach Afrika gehen.

Toulon. — Haus Lauvergne: ich finde ihn wieder beim Frühstück, wie ich ihn beim Abendessen verlassen hatte; nur ist sein Sohn größer geworden und die Möbel sind abgenutzt.

Auf der ganzen Fahrt bis Toulon hat mich die Erinnerung an meine erste Reise quälend verfolgt, besonders, wenn ich daran zurückdenke; der trennende Zeitraum schwindet, beständig rücken die Ereignisse nebeneinander und zeigen sich in derselben Linie, so daß ich sie fast in gleicher Entfernung vor mir sehe. Nach einiger Zeit gehen Lichter und Schatten ineinander über, und derselbe Ton überzieht alles wie auf alten Gemälden; die traurigen Tage nehmen die Farbe der heiteren an, und die glücklichen Stunden leiden ein wenig unter der Melancholie der übrigen. Und deshalb liebt man die Erinnerung an seine Vergangenheit. Schmerzlich und süß zugleich ist sie, wie die Melodien, die Tränen erpressen und denen man doch immer von neuem lauschen muß*).

Auf dem Heuplatz stehen noch dieselben grünen Bäume, und dasselbe Wasser rauscht dort wie einst; der Kai, das Meer, die Straßen, gerade wie früher. Wie anders das Herz! Die Bäume lassen nichts von den Stürmen erkennen, die durch ihre Zweige gegangen sind, und der feine, vom Wind zerwühlte Sand zeigt keine Spuren der Schritte, die über ihn hinweggegangen sind; anders die Seele und das Antlitz der Menschen: alles prägt sich darin ein. Es ist eine beständige Mosaikarbeit. Über die großen Steine lagern sich die kleinen, Schwarz auf Weiß, Blau neben Rot, Entbehrungen und Ausschweifungen, Zorn, Niedergeschlagenheit und Begeisterung, alles läßt seine Spuren darin; hei mihi! hei mihi!

*) Flaubert war im Jahre 1840 mit Dr. Jules Cloquet in den Pyrenäen, Südfrankreich und auf Korsika gewesen. Auf dieser Reise hatte er auch den mehrfach erwähnten Lauvergne, einen Freund seines Vaters, kennen gelernt. Lauvergne war Schiffsarzt gewesen und dozierte später in Toulon. Unter seinen zahlreichen Veröffentlichungen finden sich auch Gedichte. (Anm. d. Übers.)

Besuch des Bagno-Spitals; ebenso des ganzen Bagnos.

Einer hält sich für den Messias. — Der Gelehrte mit blauer Brille und Jacke, die er als Hausrock trägt, liest in seinem kleinen Schmöker; er ist wegen Notzucht verurteilt. — Die Araber sind weniger schön als bei meinem ersten Besuch.

Wir sind am Nachmittag wieder hinausgegangen. Es ist eine dumme Ungehörigkeit, die Sträflinge zu besichtigen. Ehrbare Frauen kommen hierher und betrachten sie durch ihre Lorgnons, um zu sehen, ob es Menschen sind. — Miene des Spießers, der dort mit weißen Handschuhen herumging! — Ihre Pritschen: darauf toben sie ihre Wut aus und . . .! O Dichter, komm des Nachts hierher und belausche ihre Träume, und du wirst die Geschichte der Menschheit schreiben! Was gäbe man nicht dafür, eines jeden Geschichte zu wissen! — Gesicht eines schwindelhaften Bankrottierers, fett, gesund, mit kühnem Blick. — Ein korsischer Händler mit Gegenständen aus Kokosnußschale; am Morgen hatte uns ein anderer junger Mensch ebenfalls welche angeboten mit einem köstlichen Gruß, der voller Perfidie war wie ein Lächeln. — Der brave Gendarm, der uns führte, war von Liebe zur Tugend beseelt. — Der Typus des Sträflings verschwindet: indem man alles Menschenunwürdige unterdrückt (Zellenwagen, philanthropische Verwaltung), hat man ihm seine Poesie und vielleicht allen Trost genommen. — Ein Zellenwagen nahte: wer mochten seine Insassen sein? Hier warteten ihre alten Kameraden auf sie. — Man fühlt eine Wut auf das dumme Volk der königlichen Staatsanwälte mit ihrem Aplomb, auf diese Herren, die alle diese Menschen wegen eines Verbrechens hierher schicken, das sie auf Grund der Verhältnisse und ihrer Natur begehen mußten. — Man möchte ihre Ketten zerbrechen und sie wieder auf die Menschheit loslassen. — „Aber wohin kämen wir, mein Herr, wenn alle Welt dächte wie Sie? Was würde aus meinen Besitzungen, aus meinem Hab und Gut? Gesetze sind nötig, um die Gesellschaft aufrechtzuerhalten; die Elenden müssen bestraft und dazu gezwungen werden, ihre bösen Triebe zu unterdrücken. Sie selbst, mein Herr, der Sie gegen die Gesellschaft wettern, sind ganz zufrieden, in ihrem Schutze zu leben . . ." So sprachen sie noch weiter bis Bordeaux.

Saint-Mandrier. — Der Verwalter, der Propst. — Garten, Zisterne mit Echo. — Spazierfahrt auf der Reede. — Das Meer war tiefblau, der Wind blies in die Segel, und das Wasser murmelte an den Wänden des Bootes; einst schlugen die Wasser dieses selben Meeres mit demselben Geräusch an den Bug der Galeere Kleopatras oder Neros. Die ständige Ruhe scheint dem Mittelländischen Meere ewige Dauer und Jugend zu verleihen. Wenn Homer

zurückkehrte, er würde die Sonne ebenso warm finden und die Buchten ebenso lieblich. Der Ozean ist unserer Natur verwandter; er ist gewaltiger, aber vielleicht weniger schön, und der Unterschied des Romantischen vom Klassischen spricht sich in diesen beiden Meeren aus.

Lamalgue*). — Ein Dichterheim, Rosen im Garten, ein kleiner Affe. — Ich weiß nie, ob ich es bin, der den Affen anschaut, oder ob es der Affe ist, der mich ansieht. Die Affen sind unsere Ureltern. Vor etwa drei Wochen träumte mir, ich befände mich in einem großen Wald, der ganz voller Affen war; meine Mutter war bei mir. Je weiter wir gingen, desto mehr Affen zeigten sich; sie saßen in den Zweigen, lachten und hüpften; sie sprangen auf unseren Weg, wurden größer und zahlreicher. Alle blickten mich an, und zuletzt bekam ich Angst. Sie bildeten einen Kreis um uns; einer von ihnen wollte mich streicheln und faßte meine Hand; da schoß ich auf ihn und verwundete ihn an der Schulter; er stieß ein gräßliches Geheul aus. Da sagte meine Mutter zu mir: „Warum verwundest du deinen Freund? Was hat er dir getan? Siehst du nicht, daß er dich liebt? Wie er dir ähnelt!" Und der Affe sah mich an. Sein Blick schnitt mir ins Herz, und ich erwachte . . . im Gefühl einer Naturgleichheit mit den Tieren und einer Verbrüderung in pantheistischer und liebevoller Gemeinschaft.

Nach der Rückkehr von Lamalgue im Theater. Loge des Generals.

Am folgenden Tage Abfahrt, neue Straße.

Hyères. — Ein Garten voller Apfelsinenbäume. — Schwieriger Aufstieg zur Höhe. — Hotelterrasse, von der man das Meer sieht. Wieviel arme Schwindsüchtige haben es von hier aus betrachtet mit ihren erlöschenden Augen.

Fréjus. — Leer, leer, weiß. — Der Wirt: „Magd! Magd!" Am Abend bin ich allein ausgegangen. In den verlassenen Straßen lag friedlich ernster Mondenschein. — Chor von Männern, die aus irgendeinem unbekannten Anlaß sangen und anderen Stimmen im Inneren eines Hauses antworteten. — Ein Herr kam auf mich zu, im Glauben, ich sei jemand anders, und sprach mich auf provenzalisch an. — Welche Stille, welche Nacht! Ich sog sie ein wie einen Duft! Des Nachts spannt die Seele ihre Flügel aus und schwebt in Frieden dahin. Ich liebe die Nacht, mein ganzes Wesen löst sich wie die gespannten Saiten einer Geige, deren Wirbel man lockert. Ich mußte heim, ohne diese Empfindung bis zu Ende gekostet zu haben, ich hatte nur daran nippen können, ohne den vollen Genuß davon gehabt zu haben. — Das Goldene Tor

*) Ein Fort von Toulon. Wahrscheinlich besaß Lauvergne dort ein Landhaus. (Anm. d. Übers.)

geht aufs freie Land. — Kleine rote Ziegel von Bronze- und Kupferfarbe. — Unbebaute und binsenbewachsene sandige Strecken. — Am anderen Ende der Stadt ein paar Reste von Arkaden eines großen Zirkus, darunter grünes Gras; Feuchtigkeit des Taus im Grase. — Frau Jourdan. — So ist das Provinzleben in diesen Gegenden.

Der Estérel. — Mächtige Bäume auf der Poststation. — Kopf des alten Knaben mit roter Nase und Schnurrbart, der mit seiner Frau und seinen blassen Kindern tief im Postwagen sitzt. — Ihre Kammerjungfer. — Welche Gedanken die Kammerjungfer sich wohl über das Gebrechen des Herrn macht! — Wie dieser Schlingel mit grauem Schnurrbart und Mütze, die Hand auf den Spazierstock gelegt, durch die Scheibe des Schlages blickte. — Zur Linken die Adrets: von hier nahm Robert Macaire seinen Flug zur Nachwelt*).

Ist man aus den Bergen heraus, so läuft die Straße am Meer entlang; die Ölbäume werden gewaltig, man sieht die ersten Kakteen in freier Erde.

Cannes. — Entzückende, halbmondförmig gedehnte Meeresbucht; dreieckige Segel, der Hauptmast auf die Seite gelegt.

Antibes. — Hotel zur Post; Herr Camatte und seine mächtige, schnurrbärtige Gattin. — Der Hafen befestigt; das Meer war leicht erregt; eine Brigg aus Granville vor Anker; eine kleine Barke, die, auf den Fluten tanzend, zurückkam. Das Mittelländische Meer ist nur in Ruhe schön, sanfte Stille steht ihm gut. — Diner in einem großen Saal im ersten Stock, wo Geschäftsreisende saßen. — Ein Mann mit einem kranken Papagei; am anderen Morgen sah ich, wie er ihn auf das Spritzleder des Wagens trug, der ihn nach Nizza brachte; klein, dunkel, schlecht gepflegter Bart, schmutziger brauner Rock, schmierige schwarze Kappe. — Während des Essens stand der Papagei auf dem Gesims des Kamins und schrie. — Welch sonderbare Passion!

Französische Grenze am Var. — Eine große Brücke. Welch ein Unterschied von der spanischen Grenze an der Bidassoa, die so warm, so spanisch schon ist! Während wir auf unsere Pässe warteten, habe ich Vincens (?) gelesen, in dem glühend heißen Wagen unter dem Leder, der ausgespannt auf der Straße stand. — Kleiner Hain; ich habe mich schließlich in seinen Schatten gesetzt. — Frühstück: man fängt an, Italienisch zu sprechen; eine Dame aus Nizza in rosa gefüttertem Cape mit langem Kinn, breitem Mund, häßlichem, aber liebenswürdigem Gesicht, bedauerte uns sehr.

Nizza. — Hotel des Étrangers. — Herr Ferdinand, hübscher Mensch,

*) Der Roman „Auberge des Adrets" von Rabou war eines der Lieblingsbücher des Knaben Flaubert. (Anm. d. Übers.)

schönes Haar, gute Haltung; er dürfte sich seiner Mätresse gegenüber anständig und dezent benehmen und ihr nur im Augenblick ausgelassener Hingabe sagen: „Kleiner Schelm!" — Auf dem großen Platz haben wir die Truppen manövrieren sehen. Das ist noch weit vom französischen Heere entfernt. (In Frankreich ist alles nur in seinem Gesamteindruck schön; der französische Genius liegt in der Einheit; das Zusammenspiel macht die Kraft, das Gleichgewicht die Anmut.) — Großer Felsen mitten in der Stadt. — Sträflinge bringen eine Mine zum Explodieren. — Priester, Mönche. — Das Meer klar und sanft. — Armer Germain! Ich habe das Haus nicht gesehen, in dem er gestorben ist. Wäre er noch am Leben gewesen, hätte ich ihn hier wiedergefunden, wie würden wir zusammen geplaudert haben! Doch nein, nein, nichts von alledem; so ist es immer mit allem*). — Großer Garten mit ansteigenden Terrassen; links weite Aussicht über Land und Gebirge; die Stadt am Fuße der Berge, die Bucht, das Meer gegenüber; rechts Antibes. — Schlechter Geschmack in den Gärten. — Anspruchsvolle Malereien in großer Anzahl. — Plan einer Reise nach Neapel. Welche Wut! Welche Angst!

Spazierfahrt im Flußtal von Nizza, auf der rechten Seite des Bergstromes; Rückfahrt auf der linken. — Unser Landhausvermieter; mageres Gesicht; rote, dicke Nase, vorstehender Mund, weiße Strümpfe, Schnürschuhe, schmieriger Rock, ebensolcher Hut auf dem Hinterkopfe. — Der junge Canu gleicht einer Gestalt aus der alten Komödie, einem Schmarotzer oder Gauner, dem man Münzen hinwirft; er könnte mit kleinen Mädchen handeln und sie an reiche Herren verkuppeln; immer ihrer Ansicht, ist er zugleich lustig, dienstfertig, vertraulich, servil ohne platte Gemeinheit, weil er von Natur demütig ist, wenn auch Berechnung dabei mitspielt.

Der Hotelgarten: Rosenspalier vor meinem Fenster. — Giuseppe: Jacke aus rotem Samt, grüne Hose aus demselben Stoff, weißer Hut; großer, starker, gutmütiger Mensch.

Die Corniche. — Um zwei Uhr Abfahrt von Nizza. Zuerst geht es am linken Ufer des Gießbachs bergan, dann biegt man nach links um, und die Corniche beginnt. Das Meer dehnt sich blau in ungeheurer Weite und liegt regungslos. Links steile, kahle Felsen. Straße von tragischem Charakter! Doch so ruhig trotz ihrer Schrecken; bei jeder Bergwendung verändert sie den Lauf und bleibt doch immer dieselbe.

*) Germain des Hogues, Jugendfreund Flauberts, Verfasser eines Gedichtbandes „Caprices", gest. 1843 in Nizza. (Anm. d. Übers.)

Mentone. — Italien beginnt, es liegt in der Luft. Kleine enge Straßen mit hohen weißen Häusern; kaum daß der Wagen hindurch kann. Vor und bei der Einfahrt ist die Straße mit Oleander, Kakteen und Palmen bepflanzt. — Bettlerschwarm. — Kinder. — Spaziergang, den ich am Meeresufer die Straße entlang machte. — Ölbäume und Berge zur Linken.

Friedhof: Totengräber mit blassem, magerem Gesicht unter seiner Mütze aus grauer Wolle. Welch wunderbarer Friedhof im Anblick dieses ewig jungen Meeres! Nicht ein Kreuz! Nicht ein Grabmal! Das Gras steht hoch und grün; kaum wahrnehmbar einige leichte Wellen, die diese Totengefilde gemähten Getreidefeldern ähnlich machen. Was keimt da wohl in der Erde? Ist es die Seele, die zu einem neuen Dasein mit neuem Duft emporblüht, während ihre alte Hülle verwest? Er hat uns den Bezirk der Männer und den der Frauen gezeigt; er hat uns die frischesten Gräber benannt, während er sich all seiner Plackerei und der Arbeit rühmte, die er länger als dreißig Jahre verrichtet hat; denn so lange scharrt er hier schon die Einwohner ein. — Nimmt seinen Beruf ernsthaft ohne Pedanterie, wie etwas Natürliches und doch der Beachtung Würdiges. O Shakespeare! — Seine große Tochter, die uns auf der Straße angebettelt hatte, begleitete uns; sie sah aus wie eine Bettel. — Der Kirchhof ist ganz durcheinandergewühlt. Da er schließlich zu klein wurde, mußten die älteren Toten wieder ausgegraben werden; es wurde eine Art Grube für sie gehöhlt und man warf sie hinein, um für neue Platz zu schaffen. Er hat mir die Tür zu diesem Ort geöffnet, und ich habe einen Haufen übereinandergeschichteter Gebeine gesehen, der etwa zwölf bis fünfzehn Fuß Höhe gegen wenigstens sechzig in der Breite hatte. Die Ungeniertheit, mit der man sie dorthin geworfen, hatte etwas Pittoreskes und Schmerzliches, das starken Eindruck machte; es war eine jener unabsichtlichen Ironien, die erfunden zu haben man wer weiß was geben würde.

Rückkehr ins Hotel, Abstieg in abschüssigen Straßen. Aus einem Fenster schaute ein fünfzehnjähriges Mädchen heraus, mit ovalem Gesicht, roter und zugleich olivenfarbiger Haut, krausem, schwarzem Haar, das an den Schläfen leicht zurückgesteckt und von einem Band zusammengehalten wurde; schmaler, feiner Mund, in dem beim Lachen Perlenzähne erschienen; ernster, zorniger Ausdruck; eine Mischung von Klugheit, Sinnlichkeit, Wildheit und Sanftmut: das ist das einzige Mädchen, das ich schön gefunden habe; über das Fensterbrett geneigt, nacktarmig in ihrem groben Hemde aus gelblichem Leinen, schaute sie zu, wie wir vorüberfuhren; ihr ganzer Kopf sah aus, wie in Schweiß gebadet.

Der übrige Teil der Corniche zeigt denselben Charakter in schwächerem Maße;

vielleicht, weil man sich daran gewöhnt hat. Zwei Farben auf dem Wege vor uns: die weißen, steil aufragenden Felsen und das tiefblaue Meer, das in der Sonne flimmert. Von Zeit zu Zeit geht's durch die Furt eines Gießbachs, dann fährt man an der Berglehne wieder empor und macht alle Kurven mit. Die Straße gleicht einer Schlange, die sich an dieser sechzig Meilen langen Mauer hinringelt, bald in der Tiefe und dann wieder in halber Höhe. Wenn man in die Städte kommt, folgen einem die Kinder und schlagen Rad, um ein Geldstück zu bekommen; lautes Wesen, südländische Lebhaftigkeit schimmert wie Goldgrund durch dieses Elend; man fühlt sich behaglich, man atmet frei; hat man die Stadt erst hinter sich, wird alles wieder ruhig. — Barfüßige Kinder und Frauen; ungeheure Lasten, die sie auf dem Kopf tragen; ihr wiegender Gang.

Ventimiglia. — San Maurizio di Oneglia, wo wir am selben Tage über Nacht blieben, dem zweiten Tage nach unserer Abreise von Nizza; Hafen aus unbehauenen Steinen, Barken. Ich war am Abend im äußersten Hafen. Ach, ach! Ich mußte mich losreißen wie in Fréjus! Ich mußte nach Hause! Immer dieselbe Geschichte! In Oneglia leben und seine Stunden am Strande verträumen! Weiter nichts als eine Zigarre und die Aussicht auf das blaue Meer, die weißen Wogen und die blauen Ringe des Tabaks! Die Wogen schäumten gegen die Felsgruppen, kristallklar und rhythmisch; der Gedanke an Unfreiheit, Halbheit verdarb mir zum voraus allen Genuß.

Savona. — Von einer Prozession aufgehalten: Blumengirlanden, die, an Stöcken befestigt, von einem Ende der Straße zum anderen gingen; Sänger, Musiker, Geigen; eine Baßgeige, die von Männern getragen wird; Jesuiten; wohlhabendes Aussehen der Geistlichkeit; zitternder Kopf eines Alten. — Große Betten mit Maisstrohsäcken im Hotel; der Kellner duftet nach Honeywater. — Am folgenden Morgen Spaziergang durch Savona: Kirchen, an die ich mich nicht mehr erinnere, im italienischen Stil mit Vergoldungen; Madonnen an den Straßenecken, von Kerzen und Blumen umrahmt; Regen, der uns zwang, heimzukehren.

Voltri. — Männer beim Kugelspiel; die Kugel läuft in einem Ring; weiterhin andere, die am Ufer in der Sonne schlafen. — Boote, die am Strande liegen, wie zu Homers Zeiten; sie werden auf Rollen ins Meer geschoben. — Kirche: silberne Statue des heiligen Carl Borromäus, mit dummem Ausdruck. Dieser Heilige ist nicht dazu angetan, von den Künstlern gepriesen zu werden, wenn er es auch von seinen Zeitgenossen ist. — Gesicht eines Alten mit grauem Bart, der uns begleitete. — Brückenbogen über den Bergstrom, dessen Ufer zu steil und steinig für Reiter sind.

Von Voltri nach Genua sind ununterbrochen Häuser, alles kündigt eine große Stadt an. Bald erscheint die Reede und man erblickt die prächtige Stadt am Fuße ihres Berges. Der Leuchtturm, der an ein Minarett erinnert, gibt dem Ganzen etwas Orientalisches, man muß an Konstantinopel denken. — Durazzo-Garten, von der Straße durchschnitten, ganz voller Rosen; oben auf einer Mauer steinerne Säulen, um die sie ranken. — Großer Platz. — Abfallende Straße. — Palast. — Galerien, die von den alten Hafenbauten bedeckt sind. — Neuer Wall mit Promenade darauf. — Abends den Genueser Spießer wieder getroffen, der uns auf dem Platz vor der Annunziata die Geschichte eines gewissen Lomellini und seiner Frau erzählt, die auf der Insel Tabarka gefangengenommen sind. Sie ist mir aus dem Gedächtnis entfallen, doch schien sie mir in jenem Augenblick ein hübscher Opernstoff zu sein. Er wollte mir auch die Geschichte des Christoph Kolumbus erzählen, doch habe ich ihn so deutlich fühlen lassen, daß ich nach Hause gehen wollte, daß er abbrach. (Ähnliche Unannehmlichkeit in Mailand. Man ist in diesen Städten höflich, man fühlt hier die alten kultivierten Sitten, die in Lumpen zerfallen wie ein abgetragener Stoff, wenn sie auch ihren alten Seidenglanz noch bewahrt haben.)

Der erste Palast, den ich sah, war der Palazzo Brignole: rote Fassade, ganz gerade ansteigende Treppe aus weißem Marmor. Die Gemächer sind so groß wie die vieler anderen Paläste, aber die allgemeine Ausstattung, die parkettierten Mosaikböden und besonders die Gemälde machen ihn vielleicht zum prächtigsten in Genua. Daran stößt ein anderer Palast, der ebenfalls den Brignole gehört. — Diener mit krausem Haar. — Zwei große Bildnisse in ganzer Figur, von van Dyck, Gatte und Gattin, einander gegenüber; der Mann zu Pferde, von vorn, ganz in Schwarz, mit bloßem Kopf, grüßend, sein Pferd richtet sich stolz auf, ein Windspiel bellt zu seinen Füßen; ernster, bleicher aristokratischer Kopf mit sanftem, traurigem Ausdruck; die Dame stehend, den Kopf steif in der Halskrause, gekräuseltes Haar à la Medici, Kleid aus schwerem, grünem Stoff mit goldenen Streifen, die gerade herablaufen. Ehrwürdige Familienbilder, die durch das, was sie darstellen und wie sie es darstellen, Achtung einflößen.

Ein männliches Bildnis der venezianischen Schule; sehr blasses Gesicht, schwarzer Bart, Ärmel aus roter Seide, schwarzes Wams; kraftvoller Blick, Glut unter der Ruhe. Das ist großer Stil und von wirklicher Schönheit, man möchte dieser Mann sein, um so auszusehen.

Ein Flötenspieler, von Cappuccino*): von vorn, mit geblähten, roten Backen

*) Bernardo Strozzi. (Anm. d. Übers.)

und Augen, die von Blut und Wein sprühen; ein Ausbruch der Freude und Lachlust; er spielt in einem Augenblick toller Heiterkeit ein Tanz- oder Trinklied, bei dessen Kehrreim die Gläser aneinander klingen müssen.

St. Hieronymus (von Guido Reni) [im Palazzo Balbi?]. Zum größten Teile nackt, mit übereinandergeschlagenen Beinen; wundervolle Füße eines etwa fünfzigjährigen Mannes, fleischig, leicht geschwollen, gekrümmte Nägel, die aufeinander liegen; das gefurchte Gesicht zeigt einen heiteren, sinnenden Ausdruck und ist von starkem Kolorit; er liest in einem Buche, das auf seinen Knien liegt; neben ihm ein Löwe.

Eine große Leinwand von Guercino: Jesus vertreibt die Wechsler aus dem Tempel; von wenig angenehmem Gesamteindruck; verklärter Ausdruck des Christuskopfes; schön gezeichneter Rücken des Mannes, den er vor sich hertreibt und der gedankenlos feige davonläuft.

Über einer Tür ein Tintoretto: Bildnis eines Mannes in vorgerückten Jahren, mager, altersschwach, in schwarzem Wams, in müder Haltung in seinem Sessel sitzend. Durch die Kleidung hindurch erkennt man, daß der Körper verfallen ist; rote Nasenspitze, welke, geistvolle, doch gelangweilte Züge, wenig Nachsicht im Ausdruck, obschon ohne Brutalität und Verschlagenheit. Die Haltung, in der er dasitzt, ist von wunderbarer Wahrheit; sie ist so wahr, daß sie fast frech wirkt.

Judith und Holofernes*) (von Tizian): Judith mit einer Frisur, beinahe à la Pompadour, steckt das Haupt des Holofernes in einen Sack, den ihr eine schwarze Sklavin hinhält; (häßliche Verkürzung des Armes, man unterscheidet zuerst wenig von der Negerin); Holofernes ist beinahe in Verkürzung gesehen; er liegt auf seinem Bett, der blutige Stumpf nach vorn. Sie hat ihn eben ermordet; die Anstrengung ist vorüber, sie ist ruhig und gefaßt. Man denkt an die Ruhe Lorenzaccios in dem Stück von Alfred de Musset; auf dem Bilde von Steuben träumt sie, sie geht an ihr Werk, sie ist traurig; auf dem Vernets ist sie bei der Ausführung, sie ist hingerissen. Welche von diesen drei Situationen würde ich gewählt haben, welche von diesen drei Frauengestalten ist die schönste? Die hübscheste, vom Standpunkte des Gefallens aus, ist diejenige Steubens; die, welche man am liebsten ... ist die Vernets; die, welche man am meisten bewundert, ist die Judith Veroneses: es ist vielleicht die hervorragendste, jedenfalls die kühnste Konzeption von den dreien. Die ganz naive Art, mit der sie den Kopf des Holofernes in den Sack steckt, rührt von keinem gewöhnlichen Künstler her, der sicher etwas Schwungvolles oder leidenschaft-

*) Ist nicht von Tizian, sondern von Veronese. (Anm. d. Übers.)

lich Erregtes und Bewegtes hätte machen wollen, wie der Gegenstand es im ersten Augenblick zu fordern scheint. Ein schöner Vorwurf ist diese Geschichte der Judith, von der auch ich in kühneren Zeiten geträumt habe.

Der Palast der Jesuiten gegenüber Brignole. — Große Tür mit eisernen Nägeln. — Von einem Jesuiten mit ergrauendem Haar, spitzer Nase und angenehmen Manieren herumgeführt. Die Einzelzellen der Schüler, die statt aller Einrichtung nur ein Kruzifix und einen Kleiderrechen enthalten, waren mir noch weniger unsympathisch als ihre Gewohnheit, sich von ihren Schülern die Hand küssen zu lassen; dieser Servilismus, der sich auf ein schwaches Despotentum gründet, muß einen Menschen, der sowohl Freiheit als Macht liebt, unangenehm berühren. (Ich habe ein Herz für die Völker, die aufheulen in ihrem Schmerz und sich zornesmutig erheben wie die Wogen des Ozeans; aber ich fühle auch, daß es süß ist, die Menschen mit der Peitsche zu lenken und sie wie eine Herde Vieh zu behandeln.) — Ihre Klassen; römische und karthagische Banner; ihre Einteilung in Römer und Karthager ist etwas recht Kindliches: signifer, dux equitum usw., um sie immer für den Kampf zu üben. — Der Pater Ducis, Physiklehrer. — „Sind Sie mit dem Dichter verwandt, mein Herr?" — „Man sagt so, mein Herr, doch glaube ich es nicht; er hat alles Talent allein geerbt, denn die Kunst liegt mir gar nicht," mit einem leichten, bescheiden stolzen Lächeln, das besagen sollte: „Ich mache keine Verse, ich verwende meine Zeit auf nützliche Dinge; und ist übrigens das Theater nicht von der Kirche in Acht und Bann getan? Wir hassen die Kunst." Wie wenig Lust ich auch habe, mich auf die Seite derer zu stellen, die auf die Jesuiten schimpfen, so habe ich doch eine halbe Stunde lang das Gefühl gehabt, als ob sie nicht ganz unrecht hätten. Welch ein Unterschied von dem offenen, zutunlichen und einfachen Wesen der alten Mönche, die bescheiden gesenkten Kopfes dahergehen oder einem gerade ins Gesicht schauen.

Der Palazzo Spinola: Das Vestibül zu ebener Erde mit Fresken, verfallen; die Malereien lösen sich stückweise ab. Als ich das erstemal hier war, hatte sich eine Blumenverkäuferin darin häuslich eingerichtet und band ihre Sträuße. — Kleiner, alter, magerer Diener, mit gutmütigem Gesicht; ein wenig spottsüchtig; liebt seine Herrschaft und spricht nur von ihr, von den guten Werken der Frau Marquise, der Sterbestunde des verewigten Herrn Grafen. — Seine (vermeintlich) anstößige Äußerung über das Grabmal, nach der Wand gesprochen: „Der gnädige Herr war ein wenig Jesuit." Der große Saal im ersten Stock, gewölbt, mit leicht abgerundeten Ecken, dunkler Täfelung, vergoldetem Plafond, hohem Kamin, ist neben dem im Palazzo Doria der größte

in Genua vorhandene Raum. Die jetzigen Söhne malen; Werke von ihnen hingen neben denen der Meister; dazu gehört Mut! — Ein Silen von Rubens: der Silen mit Weinlaub und Trauben geschmückt, nackt, mit dickem Bauch, voll Wein, schläfrig und lächelnd zugleich, verdauend und brüllend; neben ihm eine üppige Frau, im Profil gesehen, der er sich halb zuwendet, und ein anderer Begleiter; die beiden letzteren suchen ihn zu stützen.

Palazzo Balbi. — Reicher Gesamteindruck der Malereien und des Schmucks; Amoretten von Rubens, die sich unter Bäumen haschen; schön in Ausdruck, Bewegung und Wärme; häßliche, aufgedunsene Füße. — Ein Fries von Domenico Zampieri, den Kampf der Zentauren und Lapithen darstellend; Gestalt, die in ein Instrument bläst, plenis buccis; ein zweiter schreiend, von vorn, man sieht den ganzen Gaumen und die Zähne; ein Zentaur im Wasser, der eine Frau faßt, um sie zu vergewaltigen; die Frau ist nackt und steht bis zum Gürtel ebenfalls im Wasser; das ist erotisch genommen von ausgezeichneter Wirkung. Das ganze Bild ist voller Kraft und Bewegung.

Andromeda, von Guercino, erinnert zu sehr an das gleiche Sujet aus Ariost, das Herr Ingres gemalt hat.

Ein Markt, von Bassano, voll von Menschen, Tieren und Eßwaren, wirr, schmutzig in den Farben und merkwürdig durcheinandergewürfelt; doch steckt etwas darin. Bassano muß ein unglücklicher Mensch gewesen sein.

Selbstporträt Tizians: blasser Teint, rötlich blondes Haar, blaue Augen, starke und energische Schädelbildung, erhabener, unsinnlicher Ausdruck. Im Gesicht der großen Künstler konzentriert sich der ganze Ausdruck im Auge; denn eigentlich sind sie nur das, sie sind nur Betrachter, wie Boileau von Molière sagte. Etwas schräger und starrer Blick; kleiner Hut mit Rand oben auf dem Kopfe.

Die Versuchung, von Breughel; eine nackte Frau in liegender Stellung; in einer Ecke ein Amor (von Tizian?); während ich die Breughelsche Versuchung betrachtete, traten ein Herr und eine Dame ein, die sofort wieder gingen; ihre Mienen zeigten einen Ausdruck abgründiger Dummheit vor diesen Bildern. Sie erfüllten eine Pflicht.

Durazzo. (Via Balbi.) Große Treppe, die schönste neben der der Universität, auf deren Stufen zwei Löwen herabschreiten; Garten mitten auf dem Treppenabsatze. Die Arkaden, zwischen denen Bäume stehen, erinnern an maurische Paläste.

Magdalena, von Tizian; über die Schultern herabhängendes Haar, nackt, braun, rotwangig, kräftig, weinend, mit blau geäderten Schläfen und roten Lidern, Tränen unter der Haut, schön, schön und zur Liebe geschaffen, noch verschönt durch die Prostitution, die durch Reue gesühnt wird.

Zwei Gemälde von Ribera, Heraklit und Demokrit; Demokrit, der Spötter, hat die Hand auf den Globus gelegt. Ich habe nirgendwo etwas von einer tragischeren und frecheren Ironie gesehen; es ist ein metallenes Lachen, das aus der Leinwand klingt, ein ungeheures Lachen wie das Gargantuas, doch ins Romantische übersetzt und mit satanischem Einschlag; der Mensch schaut niederträchtig und klug drein; darüber liegt der Schrecken der Erhabenheit. Heraklit ist ganz bleich, grünlich, mit verzerrtem Mund und abgemagert. Schwächer als die andere Leinwand, die, wie gewöhnlich, übertrieben ist. Man kann sie (meiner Ansicht nach) der spanischen Schule zuzählen.

Ein schönes Bild von van Dyck, kleine Kinder allein darstellend; auf einem anderen ein einzelnes Kind in weißer Seide, der Gipfel kindlicher Schönheit. Das muß schwangeren Frauen Sehnsucht erwecken. Auch im Palazzo Brignole war ein sehr hübscher Kinderkopf, von vorn gesehen, neben einem dunklen Manne. Dieser van Dyck war ein Mensch von starkem Temperament.

Doria Turfi, am Meer. – Ehemals konnten die Galeeren bis unter die doppelte Marmorterrasse fahren, von der man über eine darunter liegende Treppe ans Ufer hinabsteigt. Die Terrasse streckt sich lang hin; sie ist geschaffen für gemächliches Lustwandeln im Schatten eines seidenen Zeltdaches, den Arm auf den kleinen Neger in roter Jacke gestützt, den Blick auf den Horizont gerichtet, wo die Schiffe auftauchen, die aus dem Orient kommen . . . – Geschmackloser Garten, trotz der Rosen; mit der Schere zurechtgeschnitten und gestutzt. – Im ersten Stock schöner Saal. – Karl IX. und Napoleon haben in diesem Palast übernachtet.

Wirkung der Sänfte beim Eintritt. Sie war hübsch, diese Sänfte aus schwarzem Holz mit goldenen Verzierungen; innen war sie mit rotem Samt ausgeschlagen; sie stammte der Form nach aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts; gewiß gingen die Träger eilig wie die der Sänften in der Komödie.

Palazzo Pallavicini: prachtvoll, was Ausschmückung, Einrichtung, Geschmack und Gesamtwirkung anbelangt. Ich erinnere mich nicht mehr der Bilder.

Doch das Überwältigendste in Genua, eine Verwirklichung des unerhörtesten Traumes von Luxus, ist der große Saal im Palast Cera*). Alles Gold und Spiegel bis hinter die kleinen Sofas zwischen den Säulen; gewölbter Plafond, vier große goldene Säulen, Kuppel, die allmählich in die Deckenfläche übergeht; großer Lüster und sechs kleinere aus Kristall; im ganzen sind, glaube ich, wenigstens acht Lüster vorhanden.

*) Jedenfalls Palazzo Serra gemeint. (Anm. d. Übers.)

San Lorenzo: ganz in weiß und schwarz; drei byzantinische Portale. Das ist eine der italienischen Kirchen, in die man gern eintritt, weil man sich in der Kühle ihres Marmors wohlfühlt. Der Ausspruch Heines: „Der Katholizismus ist eine Sommerreligion", ist richtig, doch man kann noch weiter gehen und sagen, es ist die Seele, die sich hier sommerlich fühlt. Wie ließe sich dort lieben, um die Zeit des Fronleichnamsfestes, des Abends beim Engelsgruß, wenn der Altar unter Blumen verschwindet. In einer Kapelle zur Linken Statuen Adams und Evas; diejenige Evas mit einem Tierfell um den Leib; das von oben hereinfallende Licht warf warme Schatten darüber; schneeige und doch von Leben beseelte Töne.

Leichenbegängnis auf dem Platz vor der Kathedrale. Das Haus hatte keine Trauerbehänge. Großes Gedränge, es handelte sich um einen Reichen. Die Mönche oder die Patres der mit den Beerdigungen betrauten Brüderschaft waren in lange, schwarze Gewänder gehüllt und trugen eine Hülle vor dem Gesicht; in der einen Hand hielten sie eine Kerze, in der anderen einen dicken Blumenstrauß, als wenn sie zum Balle gingen. Es folgten Mönche in roten Gewändern, feiste, von Gesundheit strotzende Kerle, von sicherem Auftreten und behaglichem Aussehen, die wie Räte eines königlichen Hofes dahinschritten. Über die Verwendung von Blumen beim Begräbnis ließe sich soviel sagen, daß man besser ganz darüber schweigt. Ist das Heidentum? Oder soll es den traurigen Eindruck abschwächen, oder ihn verstärken? Vielleicht ist es einsichtiger und richtiger, keine Schlußfolgerung zu ziehen.

Ich habe noch ein zweites Leichenbegängnis angesehen, und zwar in der Annunziata; ich bin dem Zuge gefolgt, der in die Kirche trat. Der Tote wurde von seinen ehemaligen Brüdern auf den Schultern getragen; der Mönch lag, in ein graues Gewand gehüllt, in seinem Sarge, der keinen Deckel hatte; sein Gesicht war unbedeckt; seine gefalteten Hände hielten ein Kruzifix. Lauter Gesang hallte von der goldenen Wölbung der Annunziata wider.

In Genua ging ich gern in die Kirchen. — In der Kirche, die ich für die von Carignano hielt, habe ich den Abendgottesdienst angehört; man sah fast nur Frauen, die lange, weiße Schleier trugen. — Heftige Sonne auf dem Platz. — Unter dem Portal Stühle zum Vermieten. Die Stuhlvermieterin: Kleid aus blauem Kattun; dicke Kameen in den Ohren, kurzer Rock, schlecht gewichste und knarrende Lederstiefel wie bei einer Harfenistin; wiegender Gang, Geschäftigkeit; die andere dick, schwitzend, mit wogenden Brüsten unter dem lose sitzenden und doch die Formen markierenden Kleide.

Brücke von Carignano. — Die Kirche von Carignano hat mir weniger

gefallen. — Regen. — Im Viertel von Carignano kleine enge Straßen, die sich in Windungen in die Tiefe schlängeln.

Die Wälle ziehen sich um die Stadt herum. Der Bastionsweg läuft an der Stadt entlang. Welch ein Meer! Zuweilen erscheint es in den Einschnitten der dunklen und feuchten Straßen. — Häßliche und (in der Phantasie) aufregende Damen in einer dieser Straßen, die parallel zum Meere laufen und die ich nicht wiederfinden konnte.

Grotte von Sestri: das italienische Pack macht sich darin breit und muß sich dort wohl fühlen.

Erster Spazierritt auf die Höhen bei Sonnenschein; das war der schönste Tag meiner Reise. — Palazzo Durazzo neben dem der Tuescini: großes Marmorbecken mit einem boshaften Schwan; Kamelien in freier Erde, Wasserkünste über Rasen plätschernd; der Garten in englischem Geschmack. In Nizza und im ganzen Süden steckt die Gartenkunst noch in den Kinderschuhen; hier findet man den aristokratischen Geschmack von Patriziern. Diese marmornen Tritonen am Rand der Becken und diese hohen Bäume der alten römischen Lustgärten, das war doch etwas; man mußte dabei an die Vergangenheit denken.

Zweiter Spazierritt. — Wirtshaus, wo ich Halt machte, um ein Glas Wasser zu trinken; an der Tür ein Heidestrauß, im Innern ein Tisch mit einer Bank, an der Hinterwand eine Madonna in geschmücktem Rahmen. Dieser Ort hat mich an Korsika erinnert, das so ernst und so heiß ist. Einmal wieder zu Pferde haben wir uns zur Linken gehalten und sind an der Polcevera entlang geritten, die grün und schwarz wie auf einem Poussin schäumt; Bäume von monumentalen Linien an ihren Ufern. — Franziskanerkloster, zu dem ein von hohen Pappeln gesäumter Treppenaufstieg emporführt. — Pförtner von mürrischem Wesen; der Adjunkt des Priors dagegen von weltmännischen Manieren, sanftem, einnehmendem, liebenswürdigem und schmelzendem Wesen; gemessener und vornehmer als der in Domodossola; ebenso gutherzig, aber in anderer Weise; der Dicke mit kupfrigem Gesicht, dessen Zelle er öffnete, war so rot, als hätte man ihn bei der Lektüre des Marquis de Sade ertappt. — Im Galopp zurückgeritten, mein Zügel ist zerrissen.

Im Theater Carlo Felice neben einem Offizier. — Schlecht erleuchteter Saal. — Erster Akt der Nachtwandlerin. — Ein guter Schauspieler: Herr Derivis. — Ballett. — Amerika. — Negerin, die am Schluß des Stückes vor Eifersucht stirbt. — Haus des Grafen von . . .; oben in der Stadt; Spalier mit Rosen und Wein. Der Graf von . . . ist ein alter Kunstfreund, der italienische, lateinische und französische Verse macht. — Sein naturwissenschaftliches

Kabinett, in dem er eine alte Flöte, fünf bis sechs Vögel und ebenso viele Steine aufbewahrt. — Der Einrichtung nach muß er ein ausgezeichneter Mensch sein. — Einige seltene Pflanzen. Ich hatte damals weder die Isola Madre noch den Garten des Generals Serbelloni gesehen.

Kopf von gewöhnlichem Typus und niederträchtigem Ausdruck eines jungen Spinola, zu dem der Gärtner (in einer Jacke von Tigerfell) spricht.

Theater unter freiem Himmel. — Die Acquasola, Promenade, grüne Alleen, Rosenhecken, Musik. — Frau, die ich dort zum erstenmal sah und die ihren Kopf nach der Musik wiegte; feine schmale Nase, blasse Hautfarbe, bloßer Kopf, weißer, schwarzgeränderter Schleier, im übrigen in Trauer. Große blaue Augen, Esmeralda-Profil; im ganzen eine Mischung von Heiterkeit (obschon das nicht ihr gewöhnlicher Ausdruck sein wird) und Eleganz; ihre Lider öffneten und schlossen sich. Ich glaube, es ist die schönste Frau, die ich gesehen habe; ich labte mich an ihrem Anblick, wie man einen köstlichen Wein in vollen Zügen schlürft. Sie mußte schön sein, denn beim ersten Anblick errötete ich vor Erstaunen und hatte Angst, ich würde mich in sie verlieben. Als ich einige Tage später hierher zurückkehrte, um sie wiederzusehen, fand ich an derselben Stelle eine andere Frau in weißem Hut, mit vorstehendem Mund und Kinn, bläulichen Lippen, stark hervortretender Nase, mit müden, weichen Bewegungen, eine Frau von verborgener Spannkraft, eine Frau, die heulen und beißen kann. Wenn sie nicht in Paris gewesen war, so hatte sie seine Geheimnisse erfaßt. Doch die Vorsteherin der Fiescini erst! Klein, dick, sehr fett, ganz in Schwarz, feine Hände, gutes Parfüm, weiße, saubere Haut, kastanienbraunes Haar, Scheitel auf der linken Seite, breite Stirn, zwei Falten im Nacken, weiße Zähne und fein gezeichneter Mund, eine Mischung von Güte und sanfter Sinnlichkeit. Wie schade, daß ich nicht ein Wort mit ihr reden konnte! Zur Entschädigung habe ich sie angestarrt, angestarrt, angestarrt. Ohne es bestimmt behaupten zu wollen, glaube ich, daß es ihr vielleicht mit mir ähnlich ergangen ist . . . Man konnte sich viel bei ihr denken. Die Frau von vierzig Jahren hat ihren Platz noch nicht in der Literatur; diese hier verdiente, daß man sich mit ihr beschäftigte. — Niedriger Saal, in dem junge Mädchen künstliche Blumen anfertigen und andere Handarbeiten machen: alle haben saubere Hände; Wasserhähne und Becken zum Waschen an der Tür, in den Gängen; ihr Speisesaal mit ihren Bechern und kleinen Flaschen mit breitem Boden . . . Leben Sie wohl, Madame, leben Sie wohl! Wenn ich wieder nach Genua komme, werde ich die Fiescini besuchen; der Tür gegenüber blühen so viele Rosen, sie fallen über die Mauer herab!

Hotel zum Malteser-Kreuz. — Ein Balkon aus Marmor; zwischen den beiden Fenstern ein Sekretär. — Erste Spazierfahrt auf der Reede. — Zweite am Morgen meiner Abreise. — Wie traurig ich war, als ich Genua verließ. Wie ich mich vor allem nach den Bergen sehnte, die es umrahmen; und nun zwei Tage in dieser dummen lombardischen Ebene.

Marengo. — Großes, kahles, von Staub graues Zimmer im Erdgeschoß, das der Kaiser bewohnt hat. — Schießspuren in den Wänden des Wirtshauses und besonders an einem kleinen Turm zur Linken sechs Schritt davon.

Turin. — Schöne, gleichmäßig gebaute, gerade, langweilige, dumme Stadt; ohne Zweifel nach Ansicht der Sardinier das Prächtigste, was Sardinien aufweist; auch residiert der gute Karl Albert dort. Die Plätze sind groß und die Häuser ähneln einander. Ich würde Rouen als Wohnort vorziehen. In Turin wohnen, wenn man Genua besitzt! Welch ein Unterschied zwischen diesen beiden Städten; die eine ist wie ein sauberes, gut geschnürtes, recht flaches und hohles junges Mädchen, mit kleinem, herzförmigem Mund und kleinen, mandelförmigen Augen; an Stelle der Füße sieht man anständige Stiefelchen und an Stelle des Leibes ein keusches Röckchen; die andere gleicht einer königlichen Kurtisane vergangener Zeiten, die in kostbaren Sandalen, mit nackten Schultern, üppigem, von goldenem Bande zurückgehaltenem Haar an eine Marmorbrüstung gelehnt steht.

Europäischer Hof. — Im ersten Stock am Ende des Ganges eine Holzskulptur, Reisige des siebzehnten Jahrhunderts vorstellend; eine Gruppe voller Leben, Anziehungskraft und Geist.

Museum unbedeutend: man sieht viele Kopien, von braven Künstlern ausgeführt, wahrscheinlich ohne zu ahnen, daß sich nicht ganz vierzig Meilen davon die Originale befinden. Ein paar Wouwermans.

Zeughaus, groß, funkelnagelneu und sauber gewichst. Wieviel schöner sind doch die alten Waffen unter Staub und Spinnweben! Trotz ihrer Schönheit verfehlen die vorhandenen Sachen ihren Eindruck, denn man kann sich nur schwer vorstellen, daß alle diese schön etikettierten und geordneten Panzer einem Zweck gedient oder lebendige Leiber umschlossen haben. Die Rüstung des Prinzen Eugen zeigt zwei Beulen von Kugeln. — Türkische Krummsäbel und Pistolen. — Sattel Karls V., aus silbergesticktem rotem Samt, breiter Sattel von französischer Art, mit Rand vorn und hinten. — Japanische Rüstung mit Pferd. — Helm und Steigbügel aus schwarzem Leder. — Kriegsmaschinen, Modelle von Wurfmaschinen und Sturmböcken. Das Sehenswerteste hier sind die orientalischen Waffen, die türkischen und arabischen.

Spazierfahrt durch die Stadt. — Der Kutscher: Ärmelaufschläge seines blauen Rockes nicht zugeknöpft, dazu weiße Handschuhe; seine Vorliebe für die Cafés. — Pepiniere, Botanischer Garten, daneben Kaserne. — Abends Besuch von dem braven Pertuccio, einem langweiligen Dummkopf von jämmerlichem Äußeren; Café, das sie in Begeisterung versetzte, Mangel an Geschmack. Für diese Nachäfferei von Paris, die man überall auf der Reise antrifft, hat man nur ein mitleidiges Achselzucken.

Denkmal Emanuel Philiberts, prächtig in der Bewegung, besonders schön das Pferd, bis auf die Quasten des Zaumzeuges; die Gestalt ist zu klein für das Tier.

Der Kellner auf dem Hotel-Platz: vier Jahre in der Fremdenlegion in Afrika; Franzose, Feind der Jesuiten als Wächter der öffentlichen Moral . . .

Palazzo Balbi in Genua. — Die Versuchung des heiligen Antonius von Breughel. — Im Hintergrunde beiderseits auf jedem der Hügel zwei ungeheuerliche Teufelsfratzen, halb Mensch, halb Berg. Unten links Sankt Antonius zwischen drei Frauen, mit abgewandtem Kopf, um ihren Zärtlichkeiten zu entgehen. Sie sind nackt und weiß; sie lächeln und wollen ihn in ihre Arme schließen. Gegenüber dem Beschauer, ganz unten im Bilde, die Naschsucht, bis zum Gürtel nackt, mager, mit rot und grünem Kopfputz, mit traurigem Gesicht, unförmig langem Hals, der kranichartig gestreckt und im Genick gebogen ist, und hervortretendem Schlüsselbein; sie hält ihm eine Schüssel hin, die mit bunten Gerichten besetzt ist.

Ein Mann zu Pferde in einer Tonne; Köpfe, die aus dem Bauch von Tieren hervorkommen; Frösche mit Armen, auf der Erde herumhüpfend; ein Mann mit roter Nase auf einem mißgestalteten Pferde, von Teufeln umgeben; ein geflügelter Drache, der in der Luft schwebt. Alles erscheint in gleicher Tiefe. Das Ganze wimmelt und krimmelt durcheinander und grinst in grotesker, leidenschaftlicher Weise unter der naiven Phantastik einer jeden Einzelheit. Dies Bild erscheint zuerst wirr, dann wird es für die meisten fremdartig, für einige kurios und für andere noch etwas mehr; für mich hat es die ganze Galerie überstrahlt, ich erinnere mich schon nicht mehr der übrigen Bilder*).

*) Das war der bedeutsamste Eindruck der ganzen Reise für Flaubert. Man beachte, daß diese Aufzeichnungen nicht unmittelbar nach der Besichtigung des Bildes, sondern erst nachträglich in Turin niedergeschrieben sind. Unter dem 13. Mai 1845 schreibt Flaubert dann aus Mailand an Alfred Le Poittevin: „Ich habe ein Gemälde von Breughel, die Versuchung des heiligen Antonius, gesehen, das mir den Gedanken eingegeben hat, die Versuchung des heiligen Antonius für das Theater zu bearbeiten; doch gehört dazu ein anderer Kerl als ich es bin. Ich gäbe gern die ganze Sammlung des Moniteur, wenn ich sie be-

Mailand. — Ambrosianische Bibliothek. — Sie ist kalt und feucht; man fühlt die Leere und empfindet, daß alle diese wohlgeordneten Bücher nicht mehr auf die Lebenden wirken. Es waren wenig Leser da, höchstens fünf oder sechs, darunter zwei Kinder. — Der Aufseher, ein kleiner, quabbeliger Mann in blauem Rock mit Metallknöpfen, eine Lederkappe auf dem Kopf, schnupfend und jovial lächelnd. — Der Prefetto: bebrillter Geistlicher, hager und groß; Figur wie ein dünner Infolio; von hinten gleicht er Herrn Potier*). Jeder Beruf drückt dem Menschen seinen Stempel auf. Weite Schuhe machen große Füße, enge Stiefel machen kleine Füße.

Manuskripte: Cicero, aus dem siebenten Jahrhundert; der Vergil Petrarkas, mit Randbemerkungen; Briefe der Lukrezia Borgia in ziemlich leserlicher Kursivschrift, die am Wortende gedrängt erscheint. Der ausgestellte Brief ist an den Kardinal Bembo gerichtet und beginnt: „Caro mio."

Vier Reliefs von Thorwaldsen; ein geflügelter Amor (mit Feigenblatt aus weißem Leder), von dem Bildhauer Schadow; Staub auf den Gemälden; zwei von meinem Breughel, Wasser und Feuer darstellend; eine Jungfrau von Memling, die mit sanftem Blick ihr Kind betrachtet; ein Lukas Cranach, zwei Gestalten; ein Holbein: Mann, der die Hand an den Hut führt. — Skizzen von Leonardo da Vinci, zwei Porträts in gelb und schwarz, links, wenn man hereinkommt, neben dem Karton von Raffael. Der Mann mit Kappe, reichem Haar, ausdrucksvollen Zügen, eckiger Nasenspitze, weit geöffneten, feucht schimmernden Augen. Die Frau ist blond; ihr in der Mitte gescheiteltes und von einem schlichten Bande zurückgehaltenes Haar hängt gleichfalls auf die Schul-

säße, und hunderttausend Franken dazu, um dies Bild zu erwerben, das die meisten Menschen, die es betrachten, sicherlich für schlecht halten." — Flaubert schrieb die erste Fassung seiner „Versuchung" in den Jahren 1848/49 nieder; die zweite entstand 1856, und die dritte, endgültige, von ihm selbst noch veröffentlichte 1870/72. — Von dem höchst merkwürdigen Gemälde in dem seit langem schwer zugänglichen Palazzo Balbi gibt es keinerlei Reproduktionen. Es ähnelt im Stil und der skurrilen Phantastik seiner Gestalten der „Vision des heiligen Antonius" von Breughel in der Wiener Kaiserlichen Gemälde-Galerie (Nr. 753). Antonius sitzt auf dem Genueser Bilde lesend rechts unten in der Ecke, von nackten Frauen umgeben, deren eine ihm ein Diadem aufsetzen will. Hinter ihm bewegt sich ein Zug berittener Figuren von rechts nach links. Im Hintergrunde eine Stadt, rechts die Kirche, davor eine Gruppe von Personen, die eine kranke, in einem Karren liegende Frau umgeben. Neben der Kirche, nach links, der Eingang zur Hölle. Die Linien der Kirche und der Berge des Hintergrundes geben in phantastischer Weise menschliche, fratzenhafte Gesichter wieder. In der Luft geflügelte Ungeheuer. Alle Köpfe sind von höchster Intensität des Ausdrucks, was den unheimlichen und rätselhaften Charakter des Bildes erhöht. (Anm. d. Übers.)

*) Bibliothekar in Rouen. (Anm. d. Übers.)

ter; gesenkte Lider, welche die zwar ausdrucksvollen, doch kaum sichtbaren Augen beinahe verbergen; vollkommenes Oval; ungeheure Leidenschaft unter anscheinender Keuschheit; die Brust nur mit wenigen, im Schatten sich verlierenden Strichen angedeutet; von überwältigender Wirkung durch die Kraft der Zeichnung. —

Die Karikaturen Leonardos geben fast alle denselben Typus wieder: ein vorspringendes und in gerader Linie zur Nase aufsteigendes Kinn. Man beachte die, welche einem Kirchensänger ähnelt; bemerkenswerter Ausdruck von Dummheit und Heuchelei, die volkstümliche Karikatur des Jesuiten. — Karton zu Raffaels Schule von Athen: Ruhe und Geist, Wahrheit und Kraft. Mann der Mitte, der auf den Stufen sitzt; links Gruppe des Mannes, der liest: Schädel von vollkommen durchgeistigter Form; der Greis, der sich nähert, um zuzuschauen; der junge stehende Mann mit langem Haar; links der Mathematiker, der Figuren auf der Erde zeichnet; man sieht seinen Kopf nur von oben; ganz rechts ein großer Bärtiger mit Adlernase. Ein Mann im Mantel und Kranz, von hinten gesehen, mit römischem Faltenwurf, in einer Stellung à la Talma, jedoch noch einfacher und ruhiger. — Unter Glas Haare der Lukrezia, blonde Strähnen, die durch zwei schwarze Bänder zusammengehalten werden, zwischen Dolchen, Jataganen und Petschaften aus roter Koralle.

Monza (zwischen zwei Regenschauern). — Nichts außer der Kirche: Fensterrose, darüber ein großes Viereck, mit einer Umrahmung von reich verzierten Vierecken. — Komposition in Weiß und Schwarz, byzantinisches Portal, ebenso. — Das sächsische (?) Innere schon ein wenig gotisch; ein Mittelschiff und Seitenschiffe; Chor und linker Transept sind voll alter beschädigter Malereien, die von einer gerade darauffallenden, untergehenden Sonne beleuchtet werden müßten, um noch erkenntlich und ausdrucksvoll zu sein. — Der Kirchenschatz: zwei Monstranzen mit Edelsteinen; ein von Berengar gestiftetes, in Gold und Elfenbein gebundenes Missale; ein Kelch von Berengar, drei Büsten aus vergoldetem Silber, Sankt Peter, Sankt Paul und Sankt Ambrosius vorstellend; die beiden vergoldeten Hostien, ein Geschenk Napoleons; drei reich verzierte Reliquienbehälter. Ein mit Rubinen und Smaragden besetztes Kreuz, auf der Brust zu tragen, von Berengar gestiftet; Kamm der Theudelinde, der Gemahlin des Langobardenkönigs Autharich: breiter, kräftiger Rücken mit goldenen Nägeln; Zähne aus gelbem Elfenbein, an einer Seite abgenutzt. Ich hatte den Kamm wieder an seinen Platz gelegt, da faßte mich die Versuchung; ich habe ihn nochmals in die Hand genommen und mich damit gekämmt, wie um ihn zu probieren; und dabei dachte ich an dieses unbekannte Haar, das er einst in einem

königlichen Nacken zusammenhielt. Sie trug den Kopf gewiß stolz und hoch und war von hünenhaftem Wuchs, vom Schlag der Frauen jener barbarischen Könige, von der Art der Fredegunde und Brunhilde; eine Schönheit mit einem Stich ins Antike, gehoben von größerer Blässe und leidenschaftlichem Temperament; germanische Farbe über einer römischen Bronzestatue. In einem Behältnis aus Kupfer liegt auch ihr lederner Fächer.

Die eiserne Krone: zwei Türen und ein Vorhang. Ob sie wohl Karl dem Großen auf den Kopf gepaßt hat? Sie scheint mir klein. Vielleicht setzte man sie nur lose auf. (Die Kronen sitzen in der Tat nicht sehr fest auf dem Kopfe der Könige, es geht diesen wie dem Bürger, der bei heftigem Wind seinen Hut zu verlieren fürchtet; sie pressen sie so fest auf den Kopf, daß die Ohren davon bluten; und im Augenblick, wo sie nicht mehr daran denken, geht sie dann zum Teufel.) Kerzen wurden angezündet und Weihrauch wurde verbrannt. War das des Kreuzes wegen? Oder wegen der Reliquien, die sich dort befinden? Für die eiserne Krone oder das Gedächtnis derer, die sie dorthin gebracht haben? Welchem Abgott opferte der Mensch, der dort kniete? Vielleicht keinem. Und darum ist es dumm, philosophische Betrachtungen darüber anzustellen.

Kartause von Pavia. — Im großen ganzen derselbe Baustil wie beim Dom zu Mailand; der untere Teil Renaissance. Zwei viereckige Fenster, die durch zwei Bögen mit nur einer Unterbrechung geteilt werden; darüber eine große Rose und ein großes Viereck, Arkaden mit reich verzierten Ecken. — Das Innere ganz in Marmor, rubinrot, lapislazuliblau. Die Altäre der Seitenkapellen abwechselnd in Mosaik und Marmorarbeit. — Grabmal des Lodovico il Moro und seiner Gemahlin. Lodovico, ernstes, ruhiges, ziemlich dickes Gesicht mit Hängebacken; sein Fleisch mußte gebräunt und ziemlich schlaff sein; seine Gemahlin mit zwölf Jahren gestorben; Busen, Fußbekleidung, sanft, kindlich, einfach, mit langen Wimpern, schlummernd. — Die Kartäuser kommen einer nach dem anderen, um zu singen. — Der kleine Kreuzgang (halb Marmor, der obere Teil in Terrakotta, romanische Bögen) schöner als der große. — Sonne. — Die darüber liegenden Stockwerke, im selben Stil. — Ein Mönch ging durch das Licht, mager, mit wehendem Gewand, ganz weiß und schnell ausschreitend. — Bewegung bei der Wendung auf der Treppe. — Der, welcher die Lampen zurechtmachte; es ist ein liebliches Geräusch, das die Lampen und Weihrauchfässer machen. — Jeder hat sein kleines Haus und seinen kleinen Garten. Mit welcher Liebe müssen diese armen Seelen ihre Blumen pflegen! Ich habe an einen armen Menschen gedacht, der darin an einem Sommernachmittag weint. — Man weckt sie um elf Uhr nachts. — Klappfenster, durch

das ihnen das Essen gereicht wird. — Der Egoismus muß sich hier entwickeln. — Besucher: ein Alter; ein ehrwürdiger Herr mit seiner interessanten jugendlichen Tochter. Wie schade, daß diese Damen . . .; das würde an Poesie einbüßen und die Röcke würden daran versengen. — Geschäftigkeit unseres Führers. — Unter den Reliefs der Bethlehemitische Kindermord.

Gemäldegalerie. — Ein Porträt des Raphael Mengs von Knoller: weißes Gesicht mit frischen Farben auf Lippen und Augenlidern; lebhafter, etwas erregter Blick; gelblicher Karrik, Palette in der Hand. Von demselben Raphael Mengs rührt ein Porträt eines Musikers her, von vorn gesehen, die rechte Hand auf dem Rande einer Klaviatur; goldgestickte Galaweste des achtzehnten Jahrhunderts, braunes Samthabit; rotes, rundes, weiches, lächelndes Gesicht von italienischem Typus, eine Mischung von Serenade und Madrigal, noch weicher gemacht durch einen Zug ins Pompadour-Höflingshafte.

Prächtiges Porträt eines jungen Mannes in Atlaswams; emporstehende Nase; Samtbarett zurückgeschoben. — Daneben eine Alte von Enrico (Martinger); er hat etwas von van Dyck, ist aber lichter in den Farben bei geringerer Tiefe und größerer Schärfe*). — Eine Alte von Murillo, ganz in Grau; ihr Lächeln zeigt mehr Malice als Heiterkeit; die rechte Hand ist zusammengekrampft. — Vermählung Mariä, von Raffael; merkwürdige Melancholie und packende Naivität. — Abraham und Hagar, von Guercino: links in der Ecke die lächelnde Sara; Hagar weint und blickt auf Abraham; Ismael hält die Fäuste vor die Augen. — Eine Jungfrau, von Guido Reni: Augen und Stirn! Der Knabe ist häßlich wie immer (Christus im Zustand des Bambino liegt vielleicht außerhalb der künstlerischen Möglichkeit; es wird der Gottheit schwer, sich im Symbol der Schwäche zu offenbaren, da sie, vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet, etwas Mystisches ist; wie kann eine übersinnliche, abstrakte Idee unter einer natürlichen Form in Erscheinung treten? Die bildende Kunst kann keine Wunder darstellen, das heißt den Widerspruch zwischen Gedanke und Form, und noch viel weniger das, was nicht sinnlich wahrnehmbar ist). — Kopf eines schlafenden Mönches, von Velasquez. — Tanzende Amoretten, von Albani. Albani scheint mir einer der Ahnen des Rokoko gewesen zu sein. — Ein männliches Porträt, von Hals; weißes Gesicht, dunkles Haar.

Esther und Ahasverus, von Mieris; zu lange Hand. Von den beiden Frauen, die Esther stützen, besonders die große zur Linken bemerkenswert, mit beinahe

*) Es kann sich nur um Nr. 383 und 384 der Brera handeln, zwei Werke von Tanzio da Varallo (Antonio d'Enrico); das eine wahrscheinlich ein Selbstporträt des Malers, das andere ein Bildnis seiner Gattin. (Anm. d. Übers.)

nacktem, üppigem Busen, in bühnenmäßiger und prächtiger Pose; Kopfschmuck; Ahasver erhebt sich von seinem Thron und geht auf die ohnmächtige Königin zu. Bunter türkischer Teppich. Im Hintergrunde zwei Wächter. Die Dienerin erinnert an die Georges in ihren schönen Stellungen.

Mailand bildet den Übergang zwischen Italien und Österreich. — Pracht und Schönheit der Equipagen, die über das ebene Straßenpflaster rollen. Man sieht keine schmutzigen Wagen, aber der Barbar verrät sich an der Dienerschaft; das ist keine Pariser Eleganz mehr. — Allgemeiner Treffpunkt im Stadtpark. Die meisten unserer Orchester spielen nicht so gut als die Regimentskapellen hier. — Mannigfaltige Uniformen der Regimenter; eng anschließende blaue Hosen bei der ungarischen Garde.

Die Skala: großer Saal, große Bühne, besonders bei aufgezogenem Vorhang. Ich bin über die Bühne gegangen und habe dabei die Versenkungen betrachtet und von allen möglichen Stücken und Balletten geträumt; ich bin in zwei Logen getreten und habe daran gedacht, was wohl alles darin gesprochen sein mochte. Ein Theater ist ein Ort, der ebenso heilig ist wie eine Kirche; ich betrete es mit religiösem Schauer, weil auch da der menschliche Geist, seiner selbst überdrüssig, der Wirklichkeit zu entfliehen sucht; weil man hierher kommt, um zu weinen, zu lachen oder zu bewundern, was so ziemlich den ganzen Kreis der menschlichen Empfindungen umschließt.

Marionetten-Theater. — Kleiner, schlecht erleuchteter Saal, besonders am Eingang. Man spielte ein moralisches Stück; der Schuldige bekam, wie in unseren Volksstücken, am Schluß seine Strafe. Die Marionetten sind etwa drei Fuß hoch; die Hauptperson, der verbannte und wieder heimgekehrte Ritter, war, besonders von hinten, von treffender Wahrheit. Die Leute, die in den Kulissen sprachen, schattierten die Stimmen vorzüglich ab. Es ist ein Genre, das ausstirbt; das Publikum zeigte wenig Begeisterung. Donizetti und Herr Scribe machen diesen armen Marionetten zu viel Konkurrenz. Besonders das Ballett war reizend. Der Dickschädel, der Quacksalber, sein Pferd, das stampfte, die Tänzer, die sich anmutig hoben; besonders vom Hintergrunde des Saales aus war die Täuschung vollkommen. Hat man einige Zeit zugeschaut, so nimmt man schließlich alles ernst und glaubt, man habe Menschen vor sich; eine wirkliche Welt von einer anderen Natur ersteht dann vor einem, und indem sie sich mit der unserigen vereinigt, fragt man sich, ob man nicht dasselbe Leben lebt oder ob die dort nicht an unserem teilnehmen. Selbst in den Pausen wird es einem schwer, zu glauben, daß das alles nur Holz ist, und daß diese bunten Gestalten nicht von wirklichem Gefühl beseelt sind; dem Äußeren nach

kann man sich nicht denken, daß kein Herz unter ihrem Kleide schlägt. — Riesenhafte Wirkung der Leute in den Kulissen. Ich war in dem Augenblicke erstaunt, wie groß ein Mensch doch ist. — Doch das Ballett! das Ballett! Miene zweier Spießer, die die Ballgäste vorstellten und sich unterhielten!

Von Mailand nach Como; die Straße geht leicht bergan. Im Hafen von Como (der kein Hafen ist, und gerade das macht seinen Reiz aus) kleine Nachen mit hölzernen Bögen für die Behänge, wie man sie in den Reisealben sieht; das ist Italien in seiner Farbenpracht und malerischen Unordnung; ich weiß nicht, ob die Gondeln Venedigs so schön sind. Ich sehe lieber eines dieser schlechten Boote, als das schönste Linienschiff der Welt. Der See ist sanft, schwärmerisch, italienisch. Steile Vordergründe, warme Töne der Häuser; schneeiger Horizont, mit einem Kranze von entzückenden Villen, die zum Philosophieren und Lieben einzuladen scheinen. — Villa Taglioni, Villa Pasta; auf dem linken Ufer, wenn man von Como kommt. — Villa Sommariva; steinerne Treppe, die bis zum Wasser hinabgeht, zum Einsteigen in die Gondel; hohe Bäume, Rosen, die an einer Fontäne stehen. — Amor und Psyche, von Canova; in der ganzen Galerie habe ich nur das angeschaut; ich bin mehrere Male zurückgekehrt und zuletzt habe ich das ohnmächtige Weib unter die Achsel geküßt, das seine beiden schlanken Marmorarme dem Geliebten entgegenstreckt. Und der Fuß! und der Kopf! und das Profil! Man möge mir verzeihen, das war seit langer Zeit mein erster sinnlicher Kuß; es lag noch mehr darin, ich küßte die Schönheit selbst; dem Genius galt meine glühende Begeisterung. Ich fühlte mich zu der Form hingerissen, fast ohne Gedanken an ihren Inhalt. Erklärt sie mir, ihr ästhetischen Schwätzer, klassifiziert sie, etikettiert sie, putzt eure Brillen gut und sagt mir dann, warum mich das entzückt.

Auf der anderen Seite des Sees nach einem geraden Aufstieg über breite Stufen ein schwarz und weißes Haus: das ist die Villa des Generals Serbelloni.

Blick über die drei Seen. Hier möchte man leben und sterben. Ein Schauspiel, ganz nach Wunsch für die Lust der Augen; hohe Bäume, die in den Abgründen stehen und einem fast bis zur Hand reichen, ein schneegesäumter Horizont mit lieblichen oder kraftvollen Vordergründen, eine Shakespearesche Landschaft, in der sich alles Naturgefühl vereint findet und wo das Große vorherrscht. — Fettpflanzen; mannigfaltige Stauden. — Grotte, aus der man die vom Grün umrahmte Aussicht nach zwei verschiedenen Richtungen hin genießt. — Dampfboot; unsere Engländer. — Nachmittags Spazierfahrt auf dem See.

Kirchen von Como. — Kathedrale; romanisches Portal, Statuen der beiden

Plinius. — Kirche San Fedele mit ihrer alten Saxonne, wie in Avignon*). In einer Kapelle natürliche Totenschädel, von einer Kerze beleuchtet, eine in Como häufige Sitte, die ich noch zweimal angetroffen habe, ohne besonders danach gesucht zu haben.

Varese. — Von einem hochgelegenen großen Garten weite, freie Aussicht auf den Simplon, den See von Varese und den Lago Maggiore; aber das ist nicht mehr der Comer See und noch weniger die unvergleichliche Schönheit der Villa des Generals Serbelloni.

Geschrieben auf dem Simplon. — Rauchender Ofen.

Lago Maggiore (Laveno-Baveno). Weitere, geräumigere und ausgedehntere Landschaft als die des Comer Sees. Das ist nicht mehr so italienisch, so warm. Wenn der See bewegt ist, könnte man ihn für ein Meer halten, aber für ein Binnenmeer; der Eindruck des Unendlichen fehlt. Je länger man ihn übrigens betrachtet, desto größer erscheint er.

Isola Madre: ein irdisches Paradies. Bäume mit Blättern, die golden in der Sonne glänzen. Man erwartet, hinter einem Gebüsch den Sultan im Seidengewande hervortreten zu sehen, mit würdevoller und gütiger Miene, einen reich verzierten Jatagan an der Seite. Es ist die Stelle der Bucht, die den Eindruck höchster Üppigkeit macht; die Natur lockt mit tausend fremdartigen Reizen, man fühlt einen Zustand sinnlicher Erregung und reinsten Behagens. Wenn er anhielte, würde er schmerzlich werden, so neuartig ist er; dann gewöhnt man sich daran, und er geht vorüber wie anderes. — Zwei von Grün umrahmte Durchblicke auf den See. — Bäume aus aller Herren Ländern, Zitronen-, Apfelsinenbäume, Palmen, Buchen usw., deren Wipfel am oberen Rand der schneegekrönten Berge erscheinen.

Ausflug nach Arona. — Dampfboot: fast nur Leute aus der Gegend; eine alte Engländerin, die sich Notizen macht und in ihrem Führer den Namen eines jeden Winkels aufsucht.

Statue des heiligen Carlo Borromeo, groß, schmutzig, fettig unter ihrem Anstrich; große, vom Kopf abstehende Ohren. Häßlicher Gesamteindruck.

Ermüdende Rückkehr nach Baveno.

Isola Bella, am selben Abend. Welch ein Unterschied von der Isola Madre! Der Palast ist groß, ungeheuer, man hat schon zweitausend Personen darin beherbergt. Aber nichts erinnert an Luxus und aristokratisches Gepräge; nicht

*) Unter „sächsischem Stil" dürfte Flaubert die Bauart der frühchristlichen Kunst verstehen, wie sie von germanischen Völkern gepflegt wurde. Dann wäre mit „Saxonne" entweder die alte Basilikenform oder aber nur die Vorhalle (Narthex) gemeint. (Anm. d. Übers.)

eine einzige Marmortreppe noch ein schönes echtes Gemälde. Ein einziger Palast in Genua wäre mir lieber. Liebe ich vielleicht Genua zu sehr? Doch nein, nein, es ist nicht die Wirkung der Ferne, denn ich habe es genossen, als ich dort war.

Domodossola. — Kleines Tal zwischen hohen Bergen, wie in Brieg, aber mit weniger steilen Wänden. Zur Linken, wenn man vom Comer See kommt, großer Kastanienwald. — Weißbärtiger Mönch mit Bettelsack, der zu seinem Kloster emporstieg. — Der Pförtner klein, mit halb ergrautem Bart, von gewöhnlichem Äußeren, ein Mann des Volkes; der Kapuziner, groß, stark, von freimütigem Wesen, häufig von seinem roten Tabak schnupfend. Er fragte uns, ob wir katholisch wären, und als wir bejahten, klopfte er uns auf die Schulter und zeigte uns die Zellen. Sie haben mir keinen so kalten Eindruck gemacht wie die der Jesuiten in Genua. — In einigen Bücher. — In der seinigen angekommen, öffnete er einen kleinen Schrank und bot uns ein Glas Wein an ... „Nun aber auch ein Glas Wein!"

Öffentliche Bibliothek: Bücher unter Verschluß, Bände von Rousseau, Guicciardini ... aus Furcht vor Schaden an der Seele, der unsterblichen Seele. Man darf sie nur mit Dispens des Papstes lesen. — Geschichte des Kaisers, das „Memorial"; er fragte mich, ob das Titelblatt in Paris gezeichnet sei, denn er glaubte, dies sei der Entwurf der genehmigten Reiterstatue. Sobald er hörte, daß wir Franzosen seien: „Hoher Sinn, weites Herz." Ich habe ihm zwei Zigarren gegeben: „Optime padre, optime figlio." — Wieviel Freunde man auf der Reise im Fluge streift und wieder verliert! — Galanterie des Kapuziners. — Abschied. — „Hoffentlich vergessen Sie uns in Frankreich nicht ganz."

Von Domodossola zum Simplon, ständiger Aufstieg, der immer strenger und wilder wird. Die Berge treten näher aneinander, das Tal wird enger, man kommt in Schneegefilde, der Gießbach donnert unablässig. Das Leben hier, nur von diesem ewigen weißen Widerschein erhellt, ist traurig. Es gibt weder Bären noch Wölfe, das Land ist zu öde. — Wirtshaus. — Am Morgen zwei Reisende; eine Dame und ein Herr ohne Nase; die beiden jungen Leute haben eine Polka getanzt. — Es war am Fronleichnamsfest. — Altar des Allerheiligsten. — Der Chausseewärter schlug die Trommel und ein junger Kerl blies mit ernster Miene die Flöte dazu, eine Rose am Hut.

Abfahrt um neun Uhr morgens. — Schneefelder. Die Bäume werden kleiner und hören bald ganz auf; aus dem Schnee ragen nur noch die Stümpfe von Stämmen, die von Lawinen geknickt oder von Holzhauern gefällt sind. — Weite, weiße Wellenlinien von anmutigen Formen. — Weg zwischen zwei

Schneemauern durch; die Naben unseres Wagens streiften den Schnee. — Chausseewärter mit grüner Brille, der vor uns ging, sein Werkzeug auf der Schulter. — Zusammentreffen mit der Post. — Widerwärtiger Mensch, der seinen Kopf aus dem Wagenschlag steckte, grotesk inmitten des Erhabenen, kleines Scheusal inmitten der großen Häßlichkeit (vom klassischen Standpunkte aus), das Garstige im Grauenvollen. — Auf ebener Fläche das Hospiz. — Drei Galerien. — Beim Abstieg wird die Aussicht prächtig: das Tal beginnt zu unseren Füßen und öffnet sich im ungeheuren Winkel nach dem Horizont zu, mit Fichten und Schneefeldern auf den Hängen. — Ein unbeschreiblicher Anblick! Da muß man träumen und sich in die Erinnerung versenken.

Revisailles. — Frühstück. — Brücke von einem Haus zum anderen über die Straße hinweg. — Kräftiges Mädchen der Berge, frisch, rosig, fleischig, mit etwas deutschem Einschlag, in kleinem, rundem Hut mit großem, plissiertem Band; aufgesteckter und von hinten sichtbarer Zopf. — Abstieg über kleine, steile Anhöhe; die Kiefern werden häufiger; Schnee sieht man nur noch oben am Berge; stellenweise ist die Erde mit Felsgestein oder Fichtenrinde bedeckt. Ich wurde an gewisse waldige Hänge Korsikas erinnert (hinter Bocognano auf dem Wege nach Ghisoni). Wie gestern auf der Fahrt von Domo zum Simplon glaubte ich mich fünf Jahre zurückversetzt und in den Pyrenäen zu sein, als ich von Laruns nach Eaux-Bonnes fuhr.

Brieg. — Wieder die kleinen Hüte der Frauen. — Eine dunkle Schönheit lächelnd an ihrem Fenster. — Grüne Zweige für das Fronleichnamsfest die Straßen entlang; grüne Girlanden um die Fenster der Häuser. Die Einwohner haben eine etwas germanische, bäuerische, doch gutartige Höflichkeit. Blonder, gutmütiger Typus; der Wuchs der Frauen ist unelegant, ihr Gesicht dagegen angenehm; weder Zurückhaltung noch Feuer im Blick. — Besitzung des Biedermannes, der ein Geschäft in Turin hat und sich den Kaiser zurückwünscht. — Kirche unten an der Promenade, eine Viertelstunde entfernt, mit schrecklichen Holzschnitzereien. — Leb wohl, Italien! — Bei der Weiterfahrt auf der Linken ein großer Berg; am Fuße Wiesen, dann in der Mitte Schnee und Felsen, und oben ein kahler Gipfel. Das ist wie ein Stück großer Kunst. Da alle Töne ineinander verschmelzen und alle Kontraste vermieden sind, so gibt es keine Härten trotz aller Mannigfaltigkeit.

Geschrieben in Brieg, den 22. Mai, elf Uhr abends.

Von Brieg nach Martigny. — Zur Linken schneebedeckte Berge, grüne Täler, schöne Landschaft, besonders von Sion nach Martigny. Das ist die wahre Schweiz, grün, mit Schnee auf den Bergen und üppiger Vegetation in den

Tälern. — Frühstück in Sierre, bei dem Schwager unserer Wirtin vom Simplon. — Die drei Idioten; pantomimisches Gestenspiel, als ich ihnen Geld geschenkt hatte. — Ausdruck. — Eckiges Gesicht, platte Nase, Kropf. — Sie bezeugten mir ihre Freundschaft durch Zeichen, fuhren mit der Hand über ihr Gesicht. — Ich begegne Verrückten und Tieren mit Achtung; fühlen sie vielleicht, daß ich sie verstehe und an ihrer Welt teilhabe?

Martigny. — Herr und Frau Bonsor. — Verkäuferinnen, die hölzerne Gegenstände feilbieten; schmutzig, schlecht frisiert, in Berner Tracht; Mädchen, die in ihrer kleinen Stadt hoch hinaus möchten. Eine Gitarre, ein Band Gedichte und vielleicht ein Roman (die beiden folgenden Bände) auf ihrem Sofa. — Wasserfall links am Wege; Sprühregen von weißem Wasserschaum, der herabstürzt und in der Luft herumgewirbelt wird wie ein silberner Dunst. Einst kam hierher die Fee durch die Lüfte geschwebt, um ihre alabasterweißen Füße darin zu baden. Der Wasserfall tönt anders als der Bergstrom, der Fluß anders als der See; alle ihre Stimmen vereinigen sich zu einem ewigen Konzert. Ich dachte an das Donnern der Kaskaden im Tal von Lys und sah im Geiste meine Führer aus den Pyrenäen wieder.

Saint-Maurice. — Alte blinde Geisteskranke, die inbrünstig betete; blasses, verfallenes Gesicht. Sie fragte nach dem Stiftsherrn. Wo war der Stiftsherr?

Chillon. — Türmchen am Seeufer. Man durchschreitet zwei gewölbte Gemächer, ein großes und ein kleines, die beinahe unter der Erde liegen, mit Säulen von plumper Gotik, bevor man in das des Gefangenen kommt. Ring einen Fuß hoch über der Erde. Ringsumher ist der Felsen abgetreten von den Schritten, die er ständig im selben Halbkreis gemacht hat. Ein zweiter Ring an einem anderen Pfeiler für einen seiner Brüder. Der Name Byrons steht an dem dritten Pfeiler vom Eingange; das ist der zweite vom Pfeiler des Gefangenen aus; er ist schräg in den Stein gekratzt; ein Strich zieht sich der ganzen Länge nach darüber hin, als wenn man ihn hätte ausstreichen wollen. Die Schrift ist schwarz: ist das etwa die Einwirkung der Zeit? oder hat man ihn mit Tinte nachgezogen, um die Buchstaben wieder kenntlich zu machen? Inmitten all der obskuren Namen, von denen der Stein zerkratzt ist, leuchtet er allein in feurigen Zügen. Ich habe mehr an Byron gedacht als an den Gefangenen. Unterhalb des Namens ist der Stein ein wenig schadhaft, als wenn die gewaltige Hand sich lange darauf gestemmt und ihn abgenutzt hätte. Ich versuchte, mir diese Hand vorzustellen, die sorgfältig fünf Buchstaben einkratzt. Als ich dort eintrat und Byrons Namen erblickte, stellte ich mir vor, wie er sich daran abgemüht hatte; oder eigentlich packte mich beim bloßen

Anblick seines Namens ein großes Entzücken; ich faßte nach meinem Herzen und fühlte, daß es schneller schlug als im Augenblick vorher; dann erst ging ich zum Pfeiler des Gefangenen. — Victor Hugo in wohlgeformten Bleistiftzügen; G. Sand, mit dem Messer eingeritzt, auf dem Pfeiler, der auf denjenigen Byrons folgt, dem Pfeiler des Bruders; auf demselben Pfeiler höher nach der Wand zu, im rohen Fels: Frau Pauline Viardot, geb. Garcia, vollkommen leserlich. — Im Stockwerk darüber ein kleines Arsenal; Blick auf den See. Die Berge spiegelten sich darin; die Stellen, an denen Schnee lag, nahmen sich in diesem Spiegel aus wie weiße Kerzen, die man auf die Höhen gestellt; sie zogen lange, lichte Furchen durch die Schatten. — Hübsches Landhaus mit Blick auf den See; Rasenrund; Kinder in Sommerkleidern beim Spiel unter den Bäumen.

Clarens. — Ungefähr an der Grenze des Bezirks ließ ich den Wagen halten, stieg aus und trat in einen kleinen bepflanzten Hof mit hohem Gras, das gemäht wurde; eine niedrige Mauer trennte ihn von der Straße. Ich ging auf einen Herrn zu, der mir der Besitzer zu sein schien und den ich fragte, ob das Haus der Frau von Warens noch stände. Ohne weiter zu warten, bis ich zu Ende war, und ohne genau zu wissen, was ich eigentlich wollte, wies er mich an einen jungen Mann im Gärtneranzug, der einige Schritte davon das Gras mähte; dieser lächelte bei meiner Frage. Er war blond, hatte etwas Gutmütiges und Sanftes im Wesen, etwa in der Art Jean-Jacques', dem er vielleicht ähnelte. Das Haus der Frau von Warens ist seit langem zerstört; er hat mir die Stelle gezeigt, wo es gestanden hat. Es lag unten an einem kleinen Hügel, an einer Stelle, wo jetzt Bäume stehen, am Hange eines Tals, mit dem Gebirge im Rücken, dem Rundblick über den See, engen Vordergründen und ungeheuren Fernsichten. Der junge Mensch hat es nie gesehen, es ist schon seit langer Zeit niedergerissen; er hat das alles von Älteren erzählen hören. Ich stieg in den Wagen zurück und die Pferde setzten sich wieder in Trab. Die Sonne schien schön, die Luft war milde; es war etwa fünf Uhr abends.

Vevey. — Er kam oft hierher, der Meister des feurigen Wortes; (er hat diesen Weg oft zu Fuß zurückgelegt); hier träumte er von seiner Julie, er hat ihr diesen Namen gegeben. Man möchte sich im Gedanken an ihn unter jeden Baum setzen und jede Wolke betrachten, um etwas von seiner Freundin wiederzufinden.

Hotelterrasse. — Von Vevey nach Lausanne, Wasserfall am Wege. — Weinberge. — Die Straße läuft zwischen zwei Mauern. — Die unmittelbare Umgebung ist dürr und trocken, ohne Großartigkeit, aber der See zur Linken, der See mit den sich darin spiegelnden Bergen ist einzig!

Lausanne. — Schwerfälliger, gutartiger, spießiger und geistloser Menschenschlag. — Häßliche Frauen ohne alle Eleganz. — Nicht eine einzige Elegante. — Die beiden netten, lachenden kleinen Mädchen unter der Tür des Schneiders in der Nähe des Hotels. — Zwei oder drei junge Leute in deutscher Studententracht. — Die Musik unter den hohen Bäumen. — Beim Anblick des Inneren dieser kleinen Stadt fiel mir Fausts Spaziergang mit den Chören der Bürger ein. — Der Kommandant, ein wirklicher Tropf. — Haus des Dr. Mayor; terrassenförmig angelegte Promenade; seine Magd, das schönste Mädchen von Lausanne, mit dunklen Augen, dunklem Haar, von vornehmem, sanftem Wesen. — Blicke gewechselt (mit der Frau des italienischen Krämers). Ich habe nur einmal einen dunklen Nacken, den aber mit prächtigen Flechten, gesehen; inmitten der farblosen (sehr roten) und plumpen Gesichter der Schweizer war das für mich, als wenn Italien mir einen Seufzer über die Berge geschickt hätte. — Besuch des Dr. Mayor während des Essens. — Abends Regen; wir rauchen unsere Zigarre unten an der Treppe und ich schreibe dies zehn Uhr zwanzig abends.

Aus Nyon ist mir nur ein Saal im Erdgeschoß des Hotels in Erinnerung geblieben, wo wir gefrühstückt haben, und der dicke nette Kellner, der uns bediente. Oben in der Stadt schattige Promenade unter großen Bäumen. Ruhige und angenehme Stadt, wo man gut aufgehoben sein muß, wenn man krank ist.

In Coppet schlägt man eine Straße nach links ein (wenn man von Lausanne kommt), um zum Schloß der Frau von Staël zu gelangen. Vor dem Gitter angekommen, das man zur Rechten hat, sieht man hinter sich nach rechts zu eine große Baumallee und einen Park, an dessen Eingang, unter Bäumen versteckt, das Grab der Frau von Staël liegt. Eine alte Frau namens Marie Lemesier führte uns bis dorthin; sie hatte Frau von Staël wie Herrn Necker vier Jahre lang bedient. (In seinen letzten Jahren, erzählte sie uns, war er ungeheuer dick geworden und hatte immer einen Arzt bei sich, den er aus Paris mitgebracht hatte.) Im Erdgeschoß länglich viereckiges Zimmer mit einer Bibliothek in vergitterten Schränken mit grünen Seidenvorhängen; man sieht nicht ein Buch davon; hier spielte Frau von Staël Theater. Porträt eines der Freunde des Herrn von Staël. — Im ersten Stock der Salon, großer, schöner Raum. Frau von Staëls Bildnis, von Gérard, mit rotem Tartan; es ist dasjenige, das ihren Werken vorgedruckt ist; kräftige Nase, vorstehender, großer Mund, der Wein mehr als Liebe zu schätzen scheint, obgleich auch ein wollüstiger Zug darin liegt; Auge stolz, leidenschaftlich, klug. — In einem anderen Saal ein Porträt von David (jugendlich), schien mir häßlich. Daneben dasjenige des

Herrn Necker in der Tracht des achtzehnten Jahrhunderts, gepudert, ähnelt ihr ein wenig; Herr Necker hat den Kopf leicht zurückgeworfen, die Augen halb geschlossen, jedoch ohne Geckenhaftigkeit. Ihr Sohn im Mantel, mit bloßem Kopf; ihr Gatte, gewöhnlicher Mensch, der von seiner Frau in den Schatten gedrängt wurde und Mitleid erregt, wenn man sie nebeneinander betrachtet; ihre Tochter, Frau von Broglie. Diese beiden Frauen trennt eine Welt; die eine ist die Künstlerin und die andere die vollkommene Dame, die hochachtbare Frau in der ganzen Enge ihrer physischen und moralischen Eigenschaften. Man zeigt auch das Porträt des . . ., eines der intimen Freunde der Frau von Staël. — Neben dem Salon liegt das Schlafzimmer, in dem sie einen großen Teil ihrer Werke niedergeschrieben hat; kleiner, schwarzer, viereckiger Tisch; eine Art Möbel mit Pappschubfächern; Schrank, in dem sie ihre Manuskripte einschloß.

Zimmer des Herrn von Broglie: Bett mit Himmel. Von dem Balkon ist die Aussicht prächtig, weit, gedehnt, ohne Abstufungen. Dies schöne Schloß ruft die Erinnerung an die intellektuelle Gesellschaft des Kaiserreiches wach, an etwas Exklusives, Vornehmes, ein wenig Engherziges, geistig Reges und an weiter nichts. Ähnelt Frau von Staël (die ich übrigens wenig kenne) nicht Girodet? Ihr Romantismus scheint mir kein ganz reiner Romantismus, oder wenigstens nicht so, wie wir ihn heute anstreben; der ihrige erscheint wie der Girodets deklamatorisch und gewollt.

Den Hauptmann Rose nicht vergessen. — Blasierter Engländer; Anekdote vom Sohne des Portiers im Hotel Meurice, der ihnen zu sechs den Cancan einstudierte, ohne daß auch nur ein einziger davon ihn jemals begriffen hätte.

Genf. — Rousseau-Insel. — Als ich sie abends betrat, war dort Konzert. Deutsche Musiker spielten auf ihren Instrumenten zart und sehnsuchtsvoll. Er saß unbeweglich auf seinem Sockel, den Kopf nach vorn geneigt, mit klugem, sanftem Ausdruck. — Links Gruppe von drei schlanken Pappeln, deren Gipfel leise rauschten. — Wie er die Musik liebte, dieser arme Jean-Jacques; ich habe viel an ihn gedacht; ich wollte mit ganzer Seele und allen meinen Gedanken bei ihm sein. Als nachher die Fanfaren erklangen, mußte ich an den Abend denken, wo er außer sich durch die Gänge lief . . . Welch ein Mensch! Welch eine Seele! Welche Glut und welche Geisteskraft! Wie witzig sind doch die Leute, die seine Konfessionen unmoralisch finden und Rousseau einen Elenden schelten! Ich habe solche Urteile gehört, habe sie wirklich gehört; man findet, ich sei überempfindlich, und doch lebe ich weiter! — Die Statue von Pradier ist vielleicht sehr schön, was ich indessen nicht mit Bestimmtheit behaupten will;

doch ist das der Eindruck, den sie auf mich machte. Alle Genfer sind erstaunt gewesen, Herrn Rousseau nicht in Schnallenschuhen und französischer Tracht zu sehen. Man hält also bei den Leuten, die man bewundert, sehr auf die Kleidung.

Öffentliche Bibliothek. — Calvins Schrift, unleserlich wie die aus dem sechzehnten Jahrhundert, langgezogen und ineinanderfließend; diejenige Jean-Jacques' nüchtern, knapp, sauber, sehr klar, vorzüglich Linie haltend und wie gestochen. Mehr oder weniger schöne Manuskripte; doch es war die Schrift des Meisters, die mich anzog. — Porträts von berühmten Genfern. — Hölzerne Stühle. — Etwas Wärmeres und Anheimelnderes als die pedantische, totenhafte Starrheit der Ambrosiana, die übrigens schöner ist und mir besser gehalten scheint.

Museum. — Maria Theresia (Pastell) als Frau von etwa fünfundvierzig bis achtundvierzig Jahren, frisch, ziemlich weiches Fleisch, noch rosig, schlaff, feuchtschimmernde und gute Augen; von zu kompliziertem Ausdruck, als daß man ihn beschreiben könnte; eine wunderbare Leistung von intensiver Kraft. — Frau von Epinay (id.), mageres, dunkles Gesicht, dunkle Augen, starker Unterkiefer; Typus der häßlichen Frau, aber einer Frau, die auffällt und die man gewiß heftig liebt, wenn man sie liebt (sie mußte schlecht oder sehr gut riechen), etwas von der Dejazet, aber mit größerem Kopfe, ernster und geistig regsamer*). — Eine Landschaft von Calame, Windstoß; ein Bär links auf dem Bilde. — Porträt eines dunklen Menschen mit kahlem Schädel, in leichter Neigung nach rechts, von van der Helst, ähnelt den van Dycks und ist kaum weniger schön. — David mit dem Haupte Goliaths (von Domenichino?), Bild mit kontrastierenden Lichtern und Schatten. — Rechts Prudhon (?): Bild einer Frau in ganzer Figur, im Profil gesehen, Sandalen mit blauen Bändern, von denen eins zwischen der großen und zweiten Zehe durchgeht. Wie schön ist doch die Sandale! Ist sie nicht ein Symbol? Die Kunst ordnet sich hier der Natur unter, verdeckt sie noch nicht, sondern paßt sich ihr an. — Von Skulpturen eine sehr schöne Gruppe in Gips von Pradier: Venus, Amor tröstend; eine knieende Haïdee mit Amuletten, von schöner ästhetischer Wirkung. — Das ist vielleicht ein wenig flach; aber es befriedigt. — Ein junger Mann zwischen zwei Mädchen, den Liebenswürdigen spielend; hat er gute oder schlechte Absichten? — Die drei Althändler, von verschiedenem Typus: der erste ein Trödler; der zweite ein Bücherantiquar mit Sohn; der dritte groß, mager, weißhaarig, gutmütig, mit Klumpfuß, ohne Ahnung vom Werte seiner Sachen, erregt Mitleid; seine beiden Emailarbeiten von Petitot; reich sein!!

*) Die beiden Porträts sind Werke des Genfer Malers Jean-Etienne Liotard (1702 – 1789). (Anm. d. Übers.)

Ferney. — Das Schloß liegt mitten unter Bäumen, die im Regen hellgrün glänzten. — Anfangs melancholischer Anblick. — Kleines einstöckiges Schloß mit zwei Flügeln und drei Treppen. Die mittlere führt in den Salon, die linke in das Arbeitszimmer Voltaires, das nicht gezeigt wird. — Der Park liegt nach hinten und ist bei der Ankunft nicht sichtbar. Gerade Baumallee (in deren Mitte ein Wasserbecken) vor der Tür des Salons. Besonders auf der Linken und am Ende muß die Aussicht prachtvoll sein: der ganze Genfer See, der Mont-Blanc, und vieles andere noch . . .

Von Voltaire erbaute Kirche. — Die Inschrift „Deo erexit Voltaire" ist nicht mehr zu sehen, sie ist von „den schlechten Menschen" zerstört, hat mir Louis Grandperrey gesagt. Grabmal in Pyramidenform, von einer Urne gekrönt, die Voltaire selbst für sich hatte aufstellen lassen. Kirche und Grabmal sind dürftig und sehen alt aus, ohne den Reiz des Altertümlichen. Es dauerte lange, bis man uns öffnete; eine ungeheure Dogge bellte auf der Schwelle; sie kam zu mir, blickte mich an und war ruhig. — Der Salon ist von viereckiger Form mit abgestumpften Ecken; Wandtapete von roter, durchwirkter Seide, Kopien nach Albani: nackte Musen und Frauen, die Toilette der Venus; gestickte Sessel mit Blumenmuster auf weißlichem Grunde. Rechts der Kamin; sonderbar geformter Ofen. Auf der Tür, die in sein Schlafzimmer führt: die Apotheose Voltaires, von der Wahrheit geleitet und vom Ruhm gekrönt; unten am Boden liegend die Tadler, der Neid, der Fanatismus usw., Aquarell, bunte Gravüre oder farbige Zeichnung, übrigens erbärmlich. — Schlafzimmer: im Hintergrunde das Bett, das wirkliche Bett, in dem der große Mann schlief; man hat die Stoffbespannung abgenommen und man sieht das nackte Holz. Über dem Bett hängt das Porträt Lekains (Pastellbild) im Tituskopf und Lorbeerkranz; rechts ein Porträt (Pastell) des jungen Voltaire, dasselbe wie das der Ausgabe von 1782; links der große Friedrich (in Öl), barhäuptig, im Soldatenrock; lebhafte Gesichtsfarbe, rot geschminkt, magerer und energischer Kopf. Auf den beiden großen Paneelen rechts Frau du Chatelet und Frau Denis; links das Bildnis Katharinas, von ihr selbst gestickt (angefertigt und Herrn von Voltaire geschenkt von Katharina von Rußland). Auf dem Kamin steht eine Art Grabmal, das sein Herz enthielt, mit folgenden zwei Inschriften darauf: „Sein Geist ist überall, und (oder aber?) sein Herz ist hier." — „Meine Manen werden ruhig sein, denn ich weiß, daß ich in eurer Mitte ruhen werde." Zwischen diesem Monument und der Tür ein Pastellbild; darüber das Bild eines Savoyarden.

Die Tapete ist von geblümter gelber Seide. Die Einrichtung dieser beiden Zimmer ist reich, geschmackvoll und lebhaft in den Farben. Man möchte sich da

einen ganzen Tag einschließen lassen und allein darin umhergehen. Traurig und öde drang das grüne fahle Licht der Blätter durch die Scheiben; man wurde von einer sonderbaren Traurigkeit befallen, man dachte mit Bedauern an dieses schöne reiche Leben, an diese geistig so sturmerfüllte Existenz des achtzehnten Jahrhunderts, und man sah im Geiste den Mann die Türen öffnen und von einem Zimmer ins andere gehen ... Louis Grandperrey war fünfzehn Jahre alt, als Voltaire starb; ein kleiner, gewöhnlicher alter Mann im Lederhut, scheint er noch ganz geblendet von dem glanzvollen Andenken seines ehemaligen Herrn. Er hat fünf Jahre in seinen Diensten gestanden; er besorgte ihm seine Einkäufe. „Haben Sie mit ihm gesprochen?" — „O ja, mein Herr, mehrere Male; er war dürr wie Holz, mager, mager." — „War er gut?" — „Ja, mein Herr, aber er duldete keinen Widerspruch, er war aufbrausend, er konnte ärgerlich werden, oh, er konnte wütend werden ... und dann zog er uns an den Ohren; er hat mich öfter an den Ohren gezogen. Er war beliebt. Als er hierher kam, standen hier nur ein oder zwei Häuser. Er war gut, beliebt, freigebig, aber man mußte ihm gehorchen, zum Teufel!" Ich betrachtete begierig diesen Menschen, um zu sehen, ob von Voltaire nicht etwas daran haften geblieben war, was ich hätte mit Händen greifen können.

Les Rousses. — Morez. — Der Wirt und seine Gattin, die Hebamme ist.

Salins. — Besançon. — Nur an den Dächern erkennt man das Altertümliche der Häuser. — Palast des Kardinals Granvella: viereckiger Hof mit leicht gewölbten Arkaden, kein Schmuck, etwas Nüchternes, doch zugleich ein wenig Schwerfälliges. — Mühe, die ich hatte, Victor Hugos Geburtshaus zu finden. Frau von Lelie. — Es liegt am Saint-Quentin-Platz Nr. 140; sein Geburtszimmer getäfelt, hellgrau gestrichen, Alkoven mit einem Bett in der Mitte; großer Salon, Kommode.

Langres. — Hotel; lauter betrunkene Kellner; Aussehen des Wirtes, Festsaal für die Taufe.

Bar-sur-Seine. — Die Herren Kriegsgerichtsräte.

Vandeuvre. — Troyes. — Furcht, die ich hatte, aus Liebe zur Harmonie der Ereignisse und dem Rhythmus des Schicksals. — Der Abbé, sein Seminar, der Pförtner, Kasteiung, Verstumpfung des Charakters.

Nogent. — Courtavent. — Von Courtavent nach la Saussotte. — Nangis. — Norman.

Brie-Comte-Robert. — Die Pächter von la Brie mit einem Schwips vom Frühstück auf dem Wege zur landwirtschaftlichen Prämiierung. — Der Große mit rotem Gesicht; Form seiner Strippen. —

Charenton. — Ankunft in Paris. — Besuch bei Madame Chéronnet*), der ich den Arm bis zu Durand gereicht habe, wo sie speiste. Dieser arme Durand! Ich habe dort drei Mahlzeiten eingenommen, und über jede könnte man Bände schreiben: 1) ein Souper, 2) ein Frühstück, 3) ein Diner. — Champs-Elysées, dreimaliger Besuch am Montag, Dienstag und Mittwoch. — Eine schöne Sache, diese Besuche! Da zeigte sich gleich die Blöße an meiner gepanzerten Seele ebenso wie bei den andern! — Diner bei D'Arcet. — Besuch in Auteuil. — Frau . . . kam in rundem Strohhut und schwarzem Kleide. — Die Poesie des Ehebruchs liegt nur in der völligen Freiheit der Frau und im drohenden Verhängnis. — Am folgenden Tage Frau Hugo. Ich bin neugierig, sie wiederzusehen. — Hygienische Ratschläge Pradiers**). — Die Rothäute: der Onkel brüllend; das Kind; das Auge des Kindes und des Königs beim Bogenschießen; Skalptanz; Sprung der Frau im roten Mantel mit aneinandergelegten Füßen. Die Dame hinter mir lachte viel, lachte immerzu und fand das sehr spaßig. — Der Händedruck der Spießer. — Zwar gelüstete mich's, es ebenso zu machen, doch lag meinem Wunsche ein ganz anderes Motiv zugrunde, und dann wandle ich nicht gern in den ausgetretenen Pfaden anderer.

Rückkehr nach Rouen in einem stickigen Wagen, auf dem Rücksitz in der linken Ecke, wie bei meiner letzten Reise. — Der Herr gegenüber. — Der Alte brach Galle. — Die Engländer, die in Dissel eingestiegen sind.

Und endlich Rouen, der Hafen, der ewige Hafen, der gepflasterte Hof. — Und zuletzt mein Zimmer, die alte Umgebung, die Vergangenheit hinter mir, und wie immer die unbestimmte Hoffnung auf eine blütenreichere Zukunft.

*) Großmutter Maxime Du Camps. (Anm. d. Übers.)

**) Es mag daran erinnert werden, daß Pradier die Bekanntschaft Flauberts mit Louise Colet vermittelte. (Anm. d. Übers.)

---

Korrekturnachtrag zu S. 461, Zeile 13 v. u.

Wie mir der Konservator des Musée Rath in Genf in liebenswürdiger Weise mitteilt, ist Prudhon (1758–1823) niemals mit einem Gemälde in der dortigen Galerie vertreten gewesen. Doch entspricht auf dem Bilde „Triumph Davids", das Domenichino zugeschrieben wird, eine blaugekleidete Frauengestalt der Beschreibung Flauberts, sie dürfte ihn an Prudhons Art erinnert haben. (Anm. d. Übers.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Arthur Kauffmann. Verlag Georg Müller München-Berlin
Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

# August Strindberg

## Ein Vorspiel*)

### Aus dem Nachlaß übersetzt von Emil Schering

### Personen

Bertha Olund. Jacke, Hemdeinsatz, Stehkragen, männliche Halsbinde, kurzes Haar, 23 Jahre, dunkel.

Elin Abel. Kurzgeschorenes Haar; wie Bertha gekleidet, aber der Mantel ist ein „Kutscherrock", 20 Jahre, aschblond.

Dr. Östermark. 50 Jahre, ergrauter Backen- und Schnurrbart, Kneifer; etwas kahl, korpulent.

Herr Willmer. Schriftsteller; Stirnhaar, bartlos, ausgeschnittener Kragen, Kettchen mit Medaillon, klein und zart.

Axel Ahlberg. Maler; aschblond, Schnurr- und Kinnbart; englischer Reiseanzug, Joppe mit Falten und Gürtel; trägt keinen Orden.

Karl Starck. Leutnant der Artillerie; tiefschwarzer Bart; grobgewachsen; Dienstuniform mit Orden.

Ida. Im Dienst bei Bertha.

### Schauplatz

#### Ein schwedischer Speisesaal

Die Wände tragen Tapeten aus gedrucktem Papier, unten weiße Täfelung. Das Türfutter ist weißgestrichen und die Türen (Flügeltüren) braungelb mit Schlössern aus Messing. Im Hintergrunde ein großer flacher Kachelofen mit einer Nische. An der Decke eine Glaskrone von älterer Form. Links: im Vordergrunde ein Anrichteschrank; im Mittelgrunde eine Tür zur Wohnung. Rechts: im Vordergrunde ein Sofa; im Mittelgrunde eine Tür zu Flur und Küche. Im Hintergrunde: ein Brettspieltisch auf jeder Seite des Kachelofens mit Spiegelwandleuchtern. Mitten im Zimmer ein runder, gedeckter Eßtisch. Rohrstühle überall an den Wänden, wo Platz ist. Eine Malerstaffelei mit Palette und Farbenkasten rechts im Vordergrunde, an der Flurtür ein Kleiderständer. Über dem Sofa eine Wanduhr.

*) Geschrieben Herbst 1886 in Gersau am Vierwaldstätter See. Sollte die „Kameraden" einleiten, wurde aber vom Dichter, der die Einheit des Ortes der in Paris spielenden Komödie wahren wollte, gestrichen und ist erst jetzt, aus dem Nachlaß, ans Licht gekommen.

Bertha Olund und Elin Abel sitzen bei Tische und hören gerade mit dem Nachtisch auf, wenn der Vorhang in die Höhe geht

Bertha klingelt mit der Tischglocke

Ida kommt zur Flurtür herein

Bertha — Bring den Kaffee!

Ida — Sind die Herrschaften denn fertig?

Bertha — Ja, bring den Kaffee!

Ida — Soll ich nicht erst abdecken?

Bertha barsch — Das kannst du nachher tun! Bring den Kaffee! Sofort!

Ida geht

Bertha zu Abel — Sie sind schrecklich! Was?

Abel — Sprich nicht von ihnen!

Bertha — Oh, mein Kopf, mein Kopf! Es ist furchtbar! Und dann kann ich auch nicht arbeiten. Ich habe seit acht Tagen keinen Pinsel in die Hand genommen.

Abel — Du müßtest verreisen.

Bertha — Ja, ich müßte, ich! Aber . . .

Abel erhebt sich und nimmt ihren Mantel vom Kleiderständer; aus den Taschen holt sie hervor: ein Paket Tabak, Zigarettenpapier, ein Mundstück, Streichhölzer und ein Messer; worauf sie ihren Platz wieder einnimmt und eine Zigarette rollt.

Bertha liest Brotkrumen vom Tischtuche — Mit dem Tode meiner Mutter hörte die Witwenpension auf, und jetzt stehe ich mittellos da. Was, um Gottes willen, soll ich tun? Malen? Es gibt ja fünfhundert Maler, und alle Stipendien werden an die Herren verteilt, ob sie nun besser oder schlechter als wir malen.

Ida bringt Kaffeebrett und Kognakflasche und Gläser

Bertha gießt ein

Abel — Ja, es sind schwere Zeiten.

Bertha — Ja, weiß Gott! Und was soll daraus werden! — Mach Feuer im Kachelofen, Ida!

Ida — Wir haben kein Holz mehr, Fräulein!

Bertha — Schon verbraucht?

Ida — Ja, ich kann nicht dafür; Holz brennt auf, wenn man es ansteckt

Bertha — Wie naseweise du geworden bist, Ida!

Ida — Ja, wie mag das kommen?

Bertha — Geh, ich will dich nicht sehen!

Ida geht

Bertha — Friert dich, so zieh den Mantel an.

Abel — Danke, mein Kind, das wollte ich gerade tun! — Aber, Olund, wir müssen etwas für dich finden; das kann nicht so weiter gehen! Pause Weißt du, daß Karl und Axel aus dem Kriege heimgekehrt sind?

Bertha — Ich habe es gehört.

Abel — Und Karl ist Leutnant geworden, und eine deutsche illustrierte Zeitung hat Axel für viertausend Mark jährlich als Zeichner angestellt.

Bertha — Nein, was du sagst!

Abel — Und beide sind dekoriert. Wie heißt der Orden doch? Nichan Iftikar, nein, Medjidie ist es!

Bertha — Aber das ist ja schön — für sie. Ich habe die beiden immer gern gehabt; es waren nette Jungens. Jetzt sind sie wohl wie alle andern Männer geworden, so kräftig und derb!

Abel — Axel war immer weich, hatte aber mehr Achtung vor dem Weibe als Karl.

Bertha — Ja, er war eine wirklich liebenswürdige Natur. Karl hatte ja auch seine Verdienste, aber er konnte es nicht lassen, uns als Frauen zu behandeln.

Abel steckt sich eine Zigarette an — Ja, den Fehler hatte er. — Axel würde ein guter Ehemann werden . . .

Bertha — Für mich, meinst du?

Abel — Hm! Für jede, besonders für dich; Männer magst du ja nicht.

Bertha — Nein, männliche Männer kann ich nicht leiden.

Ida kommt — Herr Willmer! Geht

Herr Willmer kommt

Die Damen bleiben sitzen

Bertha grüßt hintenüber — Guten Tag, lieber Gaga, schön, daß du kommst!

Willmer zieht den Überrock aus — Guten Tag, liebe Freunde, ich störe doch nicht? Ich mußte euch einen Augenblick sehen . . .

Bertha — Du bist immer willkommen, du . . .

Willmer küßt Bertha die Hand — Guten Tag, meine liebe Freundin, wie geht es dir heute?

Bertha — Schlecht, offen gesagt.

Willmer — Und dir, liebe Abel?

Abel — Ich danke! Wie geht es dir?

Willmer — Oh, ich bin so nervös, daß ich am ganzen Körper zittere! Hier, Olund. Gibt ihr einen Farbenkasten

Bertha — Nein, sieh, welch schöner Farbenkasten, was kostet der?

Willmer — Nur zweiundzwanzig Kronen!

Bertha — Willst du Ida um ein Glas bitten?

Willmer in der Tür zum Flur — Ida! Gib mir ein Kognakglas. Zu Abel Und hier hast du den Tabak. Legt drei Pakete auf den Tisch

Abel — Nein, eine solche Menge Tabak. Was kostet der?

Willmer nimmt in der Tür zum Flur Ida das Glas ab und füllt es — Eins fünfzig das Paket.

Bertha — Willst du mir eine Zigarette machen, lieber Gaga? Du bist ja immer gefällig!

Willmer — Mit größtem Vergnügen, das weißt du. Nun, hast du heute etwas gemalt?

Bertha — Nein, gar nichts, Lieber!

Abel — Hast du etwas geschrieben heute, Gaga?

Willmer — Zwei Seiten; nur zwei Seiten, aber ich glaube nicht, daß ich meine Arbeit hier vollenden kann. Ich muß bestimmt fortreisen!

Bertha — Willst du uns auch verlassen?

Willmer — Ja, was soll ich tun, was soll ich tun? Ich finde keine Ruhe hier zu Hause, es kommt so viel dazwischen . . . Hör mal, ich finde, es ist sehr kalt hier. Mir frieren die Füße.

Bertha — Findest du? Vielleicht sollen wir heizen?

Willmer — Nein, keineswegs, nicht meinetwegen, nicht meinetwegen . . . keineswegs!

Bertha — Ja, unsertwegen nicht. Aber frierst du, so nimm meinen Schal um. Er liegt auf der Sofalehne, wenn du ihn holen willst.

Willmer — Ich danke dir, Liebe; wenn ich darf, so sage ich nicht nein. Legt sich den Schal um die Schultern

Bertha — So, du willst reisen? . . . Du bist glücklich, du!

Willmer — Ich habe Axel und Karl getroffen! Habt ihr sie gesehen?

Bertha, Abel — Nein! Nun und?

Willmer — Ja, wenn man so will, Karl ist wie immer! Schlechter Ton, rohe Sprache natürlich.

Bertha — Und Axel?

Willmer — Axel ist sich gleich geblieben, das heißt, so ziemlich. Er war immer fein, er hatte etwas Vornehmes an sich, ein gewisses Etwas . . .

Abel — Und jetzt?

Willmer — Er kam mir etwas männlicher vor, wie man es nennt . . .

Bertha — Nennst du es männlich, überlegen sein?

Willmer — Habe ich gesagt, er sei . . .

Bertha — Nein, aber gemeint . . .

Willmer — Wenn ich es gemeint habe, so bitte ich dich darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß ich hinzufügte: „wie man es nennt".

Bertha — Ja, aber das ist nicht männlich. Du bist viel männlicher als alle jene großen Grobiane, die nur das Weib in uns sehen.

Abel — Gaga, du bist ein guter Junge und würdest ein guter Mann werden. — Gib mir ein Streichhölzchen!

Willmer — Bertha, du mußt es nicht so ernst nehmen . . .

Bertha — Du darfst nicht Bertha sagen, du sollst mich beim Familiennamen nennen. Ich will nicht daran erinnert werden, daß ich ein Weib für dich bin. Ich bin dein Freund, und wenn ich Willmer zu dir sage, sollst du Olund zu mir sagen.

Willmer — Ja, aber du sagst Gaga zu mir . . .

Bertha — Ja, das ist nur ein Kosename! Doch disputiere nicht so hartnäckig, ich werde verrückt im Kopfe!

Willmer — Verzeih, aber sei nicht böse auf mich. Du weißt, daß ich nicht leben kann, wenn ich nicht mit euch verkehren darf. Wenn ich nicht jeden Tag ein Weib sehe, werde ich krank. Ich liebe dich, das weißt du, ich liebe euch alle, euer ganzes Geschlecht . . .

Bertha — Still, du Narr!

Es läutet

Ida kommt — Herr Doktor Östermark!

Willmer — Dann gehe ich!

Bertha — Nein, bleib!

Abel — Wer hat den kommen lassen?

Bertha — Ich! Aber geht nicht. Er ist nicht so gefährlich, wie er aussieht; auch kann ich's ihm zurückgeben. Er ist ja mein Nachbar und alter Freund!

Der Doktor kommt — Guten Tag, liebe Mädchen, wie geht es euch? Tritt an Willmer heran, welcher der Tür den Rücken kehrt, und streichelt ihm den Kopf Was ist das für ein Kind? Das habe ich noch nicht gesehen!

Bertha stellt vor — Herr Willmer, Schriftsteller . . .

Der Doktor — Nein, was du sagst, ein Herr? Ich bitte um Entschuldigung, ich habe ihn für ein Mädchen gehalten.

Bertha — Und darum mußtest du unhöflich sein?

Der Doktor — Es war nicht unhöflich, ihm freundlich den Kopf zu

streicheln. So, das ist ein Herrchen! – Nun, guten Tag, Abel, du hast mich nicht begrüßt!

Abel – Guten Tag, Östermark!

Der Doktor – Möchten die Damen einen Augenblick hinausgehen, nein, die Herren ...

Bertha – Geh einen Augenblick ins Schlafzimmer, Abel ...

Willmer – Ich mache eine Besorgung und komme gleich wieder, wenn ich darf.

Bertha – Ach, dann kauf mir zwei Farbentuben. Zwei Rosalack und ein Mangan. Willst du?

Willmer – Gern!

Bertha – Danke, das ist nett!

Willmer und Abel gehen – Auf Wiedersehen, Herr Doktor!

Der Doktor – Auf Wiedersehen, liebe Mädchen, oder Burschen – was ihr nun seid. Setzt sich aufs Sofa Nun?

Bertha – Nun?

Der Doktor – Erzähle, damit wir zur Sache kommen!

Bertha verlegen – Nein, ich kann nicht.

Der Doktor – Warum hast du mich denn holen lassen?

Bertha – Ich glaubte, es sei leichter, als es ist.

Der Doktor – Siehst du!

Bertha – Fängst du wieder an?

Der Doktor – Ja, das tue ich! Aber du brauchst nicht zu erzählen; ich werde fragen. Kopfschmerzen, schlechter Schlaf, keinen Appetit; Unlust bei der Arbeit, Nerven, Lebensekel. Es ist unerträglich. Was?

Bertha – Es ist unleidlich! Ja!

Der Doktor – Siehst du!

Bertha – Sind wir wieder da angelangt?

Der Doktor – Gut, dann etwas Neues! Du mußt heiraten!

Bertha – Niemals!

Der Doktor – Dann leb wohl!

Bertha – Nein, warte! Ist es des Weibes einzige Bestimmung, zu heiraten?

Der Doktor – Vorläufig, ja!

Bertha – Das ist eine niedrige Bestimmung!

Der Doktor – Nein, unter den jetzigen Verhältnissen nicht!

Bertha – Die Frau eines Mannes werden?

Der Doktor — Nicht schlimmer, als der Mann einer Frau werden. Aber du wirst auch Verwalter der Familie, du wirst Erzieherin von Mitbürgern, du wirst das Haupt einer wirtschaftlichen Einrichtung, die allerdings mangelhaft, aber gegenwärtig die einzig mögliche ist.

Bertha — Die gehört ihm! Ich will meine eigene haben!

Der Doktor — Die gegenwärtige Gesellschaft ruht auf der Familie; willst du die auflösen, so löst du die Gesellschaft auf. Willst du das?

Bertha — Nein, ich will die Gesellschaft nicht auflösen!

Der Doktor — Nein, das glaube ich; du willst eine Republik haben, aber die Monarchie behalten! Das geht nicht, meine Liebe!

Bertha — Ich will Gerechtigkeit haben; ich will nicht, daß mein Mann allein über meinen Teil und seinen Teil herrscht!

Der Doktor — Das tut er nicht, mein liebes Kind, das tut er nicht. Er herrscht nicht einmal über seinen Teil.

Bertha — Was wagst du mir zu sagen? Wenn ich verheiratet bin und ein Bild verkaufe, so bestimmt er über mein Geld.

Der Doktor — Nein, das ist nicht so! Der Zusatz zum neunten Kapitel des Familienrechts, über den Ehevertrag, lautet seit 1874 so: „Was eine Ehefrau durch ihre Arbeit erwirbt, darüber kann sie selbst verfügen!" Ja, es ist so!

Bertha — Das lügst du!

Der Doktor — Oh, schäme dich!

Bertha — Schämen? Weil ich ein Weib bin, wagst du mir das zu sagen?

Der Doktor — Nein, wenn du ein Mann wärest und wagtest zu sagen „du lügst", so würde ich dich durchhauen; aber nun bist du ein Weib, und ich bin noch so altmodisch, daß ich glaube, das Weib ist nicht dem Manne gleich.

Bertha — Nicht gleich, nein, das wissen wir wohl.

Der Doktor — Nicht zu vergleichen, meinetwegen! Es sind inkommensurable Größen, siehst du!

Bertha — Und du behauptest, die Ehefrau kann über das, was sie erwirbt, verfügen?

Der Doktor — Ich teile es dir mit in Form einer Tatsache.

Bertha — Warum arbeitet denn der Verein für das Besitzrecht der Ehefrau, um es erst durchzusetzen?

Der Doktor — Frage ihn!

Bertha sieht ihn mit großem Erstaunen an — Du bist der unverschämteste Mensch, den ich kenne.

Der Doktor — Ja, das bin ich auch!

Bertha — Du bist tadellos! Weißt du, daß ich dich bewundere?

Der Doktor — Siehst du! Du möchtest dich vielleicht mit mir verheiraten?

Bertha — Mit dir? Lacht

Der Doktor — Es würde dir gut tun, solch einen Mann zu bekommen. Ich würde dir schon die Flügel beschneiden. O nein, ich würde nett zu dir sein. Siehst du, liebe Bertha, ich bin Witwer, wie du weißt, und doch würde ich wieder heiraten!

Bertha — Doch! Du bist zu verrückt! Wie war es denn, verheiratet sein?

Der Doktor — Oh, für sie war es gut, aber für mich war es soso lala.

Bertha — Und wenn ihr verschiedener Ansicht waret?

Der Doktor — Ja, so verglichen wir uns; siehst du, mein Kind, man muß sich vergleichen.

Bertha — Was heißt sich vergleichen?

Der Doktor — Ich gab natürlich nach!

Bertha — Das glaube ich nicht!

Der Doktor — Nein, man sollte es nicht glauben von einem solchen Kerl, wie ich bin, aber es ist leider wahr.

Bertha — Du unterm Pantoffel?

Der Doktor — Ich!

Bertha — Oh! Lacht Nein, aber ich habe dich gar nicht gefragt, ob du ein Glas haben willst!

Der Doktor — Nein, danke, mein Kind! Übrigens muß ich jetzt gehen! Was ist die Uhr? Halb fünf! Im Ernst, Bertha! Ich habe dir nichts anderes zu sagen! Nichts! Aber einen Rat! Wenn du heiratest, so nimm einen richtigen Mann, nicht einen solchen — wie nennt ihr ihn? — Jungen oder Knirps!

Bertha — Einen Mann, wie du bist!

Der Doktor — Nein, wie ich gewesen bin! Jetzt bin ich alt, liebe Bertha, und tauge zu nichts mehr . . .

Bertha — Hör mal . . . Du bist doch nicht böse auf mich?

Der Doktor — Ich, o nein! Ein alter Freund verträgt viel, siehst du. Aber du nimmst es mir doch nicht übel, Bertha?

Bertha — Nein, wenn du nur nicht an das rührst, was mir heilig ist.

Der Doktor — Heilig? Jeder kanonisiert seine Sache, liebes Kind. Aber du glaubst doch wohl, daß ich recht habe mit dem Eherecht?

Bertha — Nein, das glaube ich nicht früher, als bis ich's gesehen habe.

Der Doktor — Das ist doch — merkwürdig, daß du einem Manne nicht auf sein Wort glaubst!

Bertha — Einem Manne!

Der Doktor — Ja, ja. Du kannst ja den Damen auch glauben, meinetwegen, aber sei vorsichtig. Ich werde wahrhaftig wiederkommen, ehe die Sonne untergeht, und dir das Gesetzbuch zeigen. Jetzt lebe wohl und sei verständig, sei verständig!

Bertha — Du glaubst nicht an das Weib? Ich weiß es.

Der Doktor — Ich glaube nicht an den Mann, ich glaube nicht an Gott, warum sollte ich an euch glauben, falsche Geschöpfe? Leb wohl, Bertha! Ich komme zurück mit dem Gesetzbuch.

Abel kommt — Ist er jetzt gegangen?

Bertha — Ja; hast du etwas gehört?

Abel — Ja, wenn ihr geschrien habt. Das ist ja ein Frauenhasser!

Bertha — Nein, das will ich nicht behaupten. Er haßt keinen Menschen, aber unser Freund ist er nicht.

Abel — Warum gibst du ihm denn nicht den Abschied?

Bertha — Nein, weil ich, trotz allem, ein gewisses Gefallen an seiner offenen Art finde, und außerdem — aber das ist einerlei.

Abel — Was?

Bertha — Ich bin arm! Ich habe nicht die Mittel, mir einen anderen Arzt zu nehmen.

Bertha — Da ist Gaga wieder!

Willmer kommt — Hier bin ich, und hier sind die Farben! Es kommt Besuch!

Bertha — Danke, Freund, leg sie dort in den Kasten.

Willmer — Es kommt Besuch! Ich habe Karl und Arel unten auf der Straße gesehen, und ich glaube, sie kommen hierher!

Bertha — Was sagst du? In der Flurtür Ida! Hol das Kaffeebrett heraus.

Ida kommt, holt den Kaffee und räumt den Tisch auf

Abel — Jetzt gehe ich! Leb wohl, Bertha!

Bertha — Nein, bleib, ich bitte dich! Du darfst jetzt nicht gehen! Hörst du!

Abel — Doch, ich muß. Ich liebe Karl nicht; er ist ebenso roh wie Östermark.

Bertha — Und du willst mich mit all den Herren allein lassen? Du darfst nicht gehen!

Abel — Dir zuliebe will ich bleiben! — Da sind sie! Es läutet

Bertha geht ihnen entgegen — Willkommen, gute Freunde! Wie geht es euch?

Karl — Guten Tag, liebe Bertha! Danke, uns geht es ausgezeichnet. Und dir?

Axel — Guten Tag, Bertha. Wir haben uns lange nicht gesehen.

Bertha — Daß ihr gesund heimgekehrt seid! Ich hätte nicht geglaubt, daß wir euch noch einmal sehen würden! Die Herrschaften kennen sich doch?

Karl — Ja, Fräulein Abel, Herr Willmer! Wir haben uns schon gesehen!

Axel — Ich habe die Ehre . . .

Bertha — Setzt euch doch, ihr könnt die Ruhe gebrauchen, nach einer solchen Reise. War es nicht furchtbar, Menschen auf diese Art sterben zu sehen?

Axel — Es war ja ganz entsetzlich.

Bertha — Und was sagst du, Karl?

Karl — Ich? Ich fand, es war schön, daß sich die Menschen so zeigten, wie sie sind!

Bertha — Pfui!

Karl — Es war nicht pfui, einmal von der Leber weg sprechen zu dürfen. Auge um Auge und Zahn um Zahn!

Bertha — Wie du sprichst!

Karl — Oh, ihr seid nicht so gefühlvoll, wenn es sich darum handelt, einen kleinen unschuldigen Mord zu begehen.

Axel — Karl ist fürchterlich mit seinen Paradoxen! Und er sagt, er sei modern.

Karl — Ja, ist es nicht natürlich, daß man seine Feinde im Kampfe ums Dasein vernichtet? Und ist es nicht veraltet, die rechte Backe hinzuhalten, wenn man einen Schlag auf die linke bekommen hat? Das heißt: ich glaube nicht, daß das jemals ein Mensch getan hat.

Axel — Wollen wir nicht von etwas anderem sprechen?

Bertha — Ja, das finde ich auch!

Stellung: Axel und Bertha. — Karl, Abel und Willmer

Axel zu Bertha — Du hast einen schmerzlichen Verlust erlitten, Bertha, seit wir uns zuletzt gesehen haben.

Bertha — Ja ja, und meine Lage hat sich seitdem verändert . . .

Axel — Du hast keine frohen Tage, ich weiß es, arme Bertha, wie denkst du dir deine Zukunft?

Bertha — Was hilft es zu denken . . .

Sprechen weiter mit leiser Stimme

Karl zu Abel und Willmer — Und dann ließ ich die Kanonen abprotzen. Die Bulgaren krochen auf dem Bauch unten im Tale und wollten unsere Vorposten überraschen. Feuer! sagte ich. Huitsch! klang es und dann lagen sie da wie ein Volk Rebhühner und strampelten mit den Flossen.

Abel – Haben die Rebhühner Flossen?

Karl – Ja, wissen Sie das nicht, Fräulein?

Willmer – War es nicht ein unangenehmes Gefühl, so viele Menschen umkommen zu sehen?

Karl – Nein, es war höchst angenehm!

Willmer – Aber wenn die Kugeln Ihnen um die Ohren pfiffen!

Karl – Ja, dann beugte ich mich nieder.

Willmer – Bange, natürlich?

Karl – Natürlich, aber das durfte man nicht zeigen. Der Gefreite, der an der Lunte stand, wollte sich umdrehen, aber da habe ich ihn mit der Peitsche ins Gesicht geschlagen, klatsch!

Bertha lauscht

Willmer – Eine solche Roheit!

Abel – Das ist ja entsetzlich. Ins Gesicht haben Sie ihn geschlagen?

Karl – Mitten zwischen die Augen! Und das war für ihn, als tränke er einen Schnaps. Er lebte sofort auf und machte kehrt.

Willmer – Und das im neunzehnten Jahrhundert, wo man glaubte, die Zeit der rohen Kraft sei vorbei.

Karl – Die Schwachen hofften es, denn jetzt sind sie in die Höhe gekommen, gegen alle natürlichen und künstlichen Gesetze.

Willmer – Und Sie predigen das Recht des Stärkeren, Herr Leutnant?

Karl – Ich predige nichts, aber ich habe beobachtet, daß wir in einer Zeit des Verfalls leben: das Unbedeutende wird wahre Größe genannt, das Talentlose wird als Ehrlichkeit gepriesen, das Verfaulte ist die Gesundheit selbst, schlechte Nerven sind ein gutes Herz – aber warten Sie, es wird anders werden.

Willmer – Wie wird es denn werden?

Karl – Auf Verfall folgt Umsturz. Was weiß ich und was geht es mich an!

Axel zu Bertha – Und jetzt denkst du nach Paris zu reisen?

Bertha – Ich denke so viel, ob es aber zustande kommt?

Axel – Du mußt einen Ausweg finden. Hier zu Hause kannst du nicht bleiben.

Bertha – Ich weiß es wohl.

Das Gespräch wird mit leiser Stimme fortgesetzt

Karl zu Abel – Warum tragen Sie das Haar kurz?

Abel – Aus demselben Grunde wie Sie, Herr Leutnant.

Karl – Oh, das kann ich nicht glauben. Ich trage kurzes Haar, weil ich nicht für eine Frau gehalten werden will! Aber Sie?

Abel – Warum sollen die Geschlechter sich unterscheiden, wenn es eigentlich keinen Unterschied gibt?

Karl – Nein, höre, Axel, höre! Es soll keinen Unterschied mehr zwischen den Geschlechtern geben. Ja, aber ich weiß, daß es doch einen gibt! Darf ich sagen, was es für einer ist?

Willmer – Ich finde, Sie sind etwas freimütig, Herr Leutnant.

Abel – Laß ihn es sagen!

Karl – Darf ich es wirklich sagen? Darf ich es? – Nein, ich wage es nicht, Sie würden nur böse auf mich werden. Aber vielleicht haben Sie recht? Es werden jetzt wirklich viele Irrtümer begangen!

Abel – Sie sind Frauenhasser!

Karl lacht hell auf – Nein, hörst du, Axel! Bin ich Frauenhasser? Erinnerst du dich an Belgrad?

Axel – Du schwatzest so viel Unsinn!

Karl – Hören Sie, Fräulein, Sie müssen heiraten!

Abel – Nein, das will ich nicht!

Karl – Warum denn nicht? Haben Sie besondere Gründe?

Abel – Sollen denn alle Frauen heiraten?

Karl – Ja, alle, große und kleine! Auf die eine oder die andere Art.

Abel – Warum sind denn so viele unverheiratet?

Karl – Weil sie so hochnäsig sind! Wenn ihr nett wäret, würdet ihr alle Männer finden.

Abel – Ja, aber es werden mehr Frauen als Männer geboren.

Karl – Das ist nicht wahr. Es werden ebenso viele geboren, aber es werden mehr Männer als Frauen totgequält!

Bertha – Ich finde, ihr könntet ein anderes Gespräch wählen!

Karl – Nein, das weiß ich nicht. Dies ist das interessanteste von allen! Warum sollten wir nicht, das heißt ich, darüber sprechen, wenn ihr es dürft? Nun, Bertha, denkst du nicht zu heiraten?

Bertha – Nein, ich denke nicht die Kindergebärerin eines Mannes zu werden.

Karl – Du kannst ja eigene Kinder gebären.

Bertha – Nein, ich will überhaupt keine Kinder gebären!

Karl – Wer soll es denn tun? Noch ist es keinem Manne gelungen, aber vielleicht, aber vielleicht wird eine neue Entwicklung . . .

Bertha – Ich würde heiraten, wenn es einen Mann gäbe, der vergessen könnte, daß ich ein Weib bin; der mir menschliche Rechte gibt.

Karl — Du bist nicht zufrieden mit den göttlichen, die du schon hast? Aber hüte dich vor einem Manne, der vergißt, daß du ein Weib bist!

Axel — Warum? Wenn er sich nur immer erinnert, daß sie seine Freundin ist.

Karl — Freundin! Habt ihr eine Freundschaft gesehen, die länger dauerte als die Liebe?

Bertha — Liebe? Was ist das?

Karl — Oh! Oh! Hast du nie die Liebe kennen gelernt?

Bertha — Nein!

Karl — Oh! Oh! Wenn ich wüßte, wer dein künftiger Mann ist, würde ich ihn warnen! Ja, aber dann bist du nicht wie andere Menschen! — Haben Sie auch nicht die Liebe kennen gelernt, Fräulein Abel?

Abel — Nein!

Karl — Oh, aber das ist schade. Das ist etwas, das können Sie mir glauben! Oh!

Bertha — Du hast sicher kennen gelernt, was Liebe ist!

Karl — Ich? Ja, viele Male! Die Liebe ist ewig — bis zum fünfundfünfzigsten Jahre! Darum wird einem die Leibrente wohl auch erst bei diesem Alter ausgezahlt.

Ida kommt — Es ist jemand da, der Sie sprechen möchte, Fräulein!

Bertha — Wer ist es?

Ida — Ja, es ist — das weiß ich nicht! Vielleicht kommen Sie hinaus.

Bertha wird erregt und geht hinaus — Verzeiht, ich muß euch einen Augenblick verlassen!

Karl — Herr — Willmer, Sie schreiben Bücher?

Willmer — Ja, ich habe einige Versuche in gebundener Form herausgegeben.

Karl — Verse? Pfui Teufel! Ich habe auch Verse geschrieben, als ich auf der Kriegsschule war, aber, hm, behüte! Ich war verliebt!

Abel — Auf Ihre Art!

Karl — Auf meine Art, ja, und ich muß sagen wie das Mütterchen, die alte Art war doch . . . entschuldigen Sie, ich dachte, wir seien allein!

Axel — Karl!

Karl — Hier bin ich! Aber jetzt muß ich gehen. Es ist spät geworden.

Axel — Warte, bis Bertha kommt.

Willmer und Abel erheben sich

Abel — Kommst du mit, Gaga?

Willmer — Ja, ich komme mit dir!

Bertha bleich und erregt — Wollt ihr schon gehen?

Karl — Ja, ich habe eine Verabredung, aber ich werde an einem anderen Tage wiederkommen! Auf Wiedersehen, Bertha.

Bertha — Und ihr auch? Ja, aber du gehst doch nicht, Axel! Bleib noch etwas bei mir!

Axel — Ja, ich habe nichts weiter vor, und wenn du noch nicht müde von meiner Gesellschaft bist . . .

Bertha — Wie du sprichst! Wir haben einander ja eine Ewigkeit nicht gesehen . . . Leb wohl, Karl! Adieu, Abel! Auf Wiedersehen, Gaga!

Karl — Wie heißt der Mann? Gaga? Und sie heißt Abel? Halt das auseinander, wer kann! Auf Wiedersehen, liebe Bertha; werde gesund! Adieu, Axel! Wir treffen uns morgen. Nimmt eine Zigarre. Zu Abel Können Sie mir etwas Feuer geben, Fräulein?

Abel steckt ein Streichholz an — Bitte!

Karl pafft, während Abel das Streichholz hält — Pfui, wie kann man sich das Haar abschneiden lassen, wenn man sonst so hübsch aussieht!

Bertha erregt — Was sagst du, Karl?

Karl — Ich sage, du seist schöner geworden!

Bertha — Schwätzer!

Abel, Willmer, Karl verabschieden sich

Es wird allmählich dämmerig im Zimmer

Bertha — Nun, Axel, du hast ja mein Bild noch nicht gesehen!

Axel — Nein, das ist wahr!

Bertha — Hier ist allerdings nicht viel zu sehen!

Axel — Es ist gut. Du hast Fortschritte gemacht und ich gratuliere dir! Aber warum hast du einen solchen Stoff gewählt? Wie nennst du das Bild?

Bertha — Ich nenne es ganz einfach „Die Stummen".

Axel — Das ist eine moderne Idee und die muß ansprechen. Es ist sehr gut. — Hast du etwas verkauft in der letzten Zeit?

Bertha — Meinst du? Damen verkaufen nichts!

Axel — Das ist sehr ungerecht, aber es wird bald besser werden!

Bertha — Aber sag mir, wie findest du die Farbe.

Axel — Jaa! Ich finde, du solltest der Hauptfigur etwas mehr Farbe geben.

Bertha — Ja, aber das habe ich gerade mit Absicht vermieden, um ihre Zurückhaltung zu charakterisieren.

Axel — Hm! hm! Ja dann muß ich meinen Tadel zurücknehmen.

Bertha — Nun, malſt du jetzt etwas?

Axel — Nein, leider nicht, ich habe nur zeichnen können. Aber jetzt will ich mich umſehen; hoffentlich kann ich etwas für die Pariſer Ausſtellung machen.

Bertha — Willſt du dich nicht ſetzen?

Axel ſetzt ſich aufs Sofa — Danke ſehr! Danke!

Bertha ſetzt ſich neben ihn

Pauſe

Bertha — Es geht ein Engel durchs Zimmer!

Axel — Ja, ſo ſagt man!

Bertha — An was denkſt du?

Axel erhebt ſich und geht zum Kachelofen, an den er den Rücken lehnt — Ach, ich habe ſo viel im Kopfe!

Bertha — Es dämmert, glaube ich, und ich will die Lampe anzünden.

Axel — Ja, ich glaube, es dunkelt ſchon. Die Tage ſind jetzt um Neujahr ſo kurz!

Bertha geht hinaus

Axel allein, ſieht ihr nach und dreht ſeinen Schnurrbart

Pauſe

Bertha kommt mit der Lampe zurück — So, da haben wir Licht! Willſt du nicht deine Zigarre anſtecken?

Axel — Nein danke, nein danke!

Bertha — Jetzt mußt du etwas vom Krieg erzählen!

Axel — Ach nein, bitte mich nicht, vom Kriege zu erzählen! Laß uns von etwas anderem ſprechen.

Bertha — Du biſt ſo nervös. Frierſt du? Vielleicht muß ich Feuer machen laſſen. Geht zur Flurtür und ruft Ida! Flüſtert mit ihr und kommt zurück Du biſt nicht zufrieden mit deiner Reiſe?

Axel — O doch, aber . . .

Bertha — Und du haſt eine gute Anſtellung gefunden, höre ich. Und biſt auch dekoriert! Was fehlt denn?

Axel — Was mir fehlt? Hm? Was fehlt? — Das Beſte! Was iſt das Leben . . .

Ida bringt Holz und macht Feuer im Kachelofen

Bertha — Jetzt wollen wir uns bequem ans Feuer ſetzen und von alten Zeiten plaudern! Komm und ſetz dich! Zieht zwei Stühle an den Kachelofen

Axel — Ja, das wird ſchön werden, hier iſt es wirklich kühl!

Bertha — Wir haben so eifrig gesprochen, daß wir gar nicht gemerkt haben, daß es kalt ist. Beeile dich, Ida!

Ida geht. Bertha und Axel beim Feuer

Bertha — Ist es nicht schön, hier so ruhig zu sitzen?

Axel — Ja, das ist es gewiß! Deine Mutter pflegte immer zu sagen: Wenn die Lampe brennt und das Feuer prasselt, ist das Heim, was es sein muß.

Bertha — Ja, die arme Mama hatte nicht viel Freude in ihrem Heim. Ich will nichts Böses von Papa sagen, er war sehr nett, aber er war nicht der Mann, den sie hätte haben sollen.

Axel — Er war zu bescheiden . . . ja ich meine, er war nichts . . .

Bertha sieht ihn scharf an — Er war ein guter Mann an und für sich, aber er paßte nicht für sie. Nicht alle Frauen lieben nette Männer. Ich dagegen könnte niemals einen Mann leiden, wie zum Beispiel Karl ist.

Axel — Karl ist sehr nett, aber ich glaube nicht, daß er ein Weib glücklich machen könnte.

Bertha — Ist er nett? Das kann ich nicht finden!

Axel — Oh, es ist nichts Böses bei ihm, wenn er auch etwas altmodisch in seinen Ansichten über die Frau ist.

Bertha — Glaubst du an die Frau, Axel?

Axel — Ich glaube, daß die Zukunft ihr gehört, denn sie ist besser als der Mann; sie opfert sich auf, sie ist wahr, und sie ist rein.

Bertha — Hab Dank für diese Worte!

Axel — Ich glaube, die gemeinsame Arbeit von Mann und Weib wird die Menschheit weit bringen, weiter als wir ahnen können; ich glaube, wenn das Weib in Regierung, in Kunst, in Literatur hätte eingreifen können, würde die Welt jetzt anders aussehen.

Bertha — Ja, warum hat sie das nicht dürfen? Warum nicht?

Axel — Das ist die Schuld der Gesellschaft!

Bertha — Und des Mannes!

Axel — Ja, ja, des Mannes auch!

Bertha — Doch nicht aller Männer! Es gibt Ausnahmen!

Pause

Bertha — Ist es nicht schön, an Feuer zu sitzen?

Axel — Doch, doch!

Bertha — Warum bist du eigentlich in den Krieg gezogen? Du verabscheust doch den Krieg!

Axel erhebt sich — Weil ich sterben wollte!

Bertha — Warum wolltest du sterben? Du?

Axel — Weil ich — ein Weib liebte!

Bertha — Muß man deshalb sterben?

Axel — Nein, nicht deshalb, sondern weil man nicht wiedergeliebt wird.

Bertha — Das muß man doch erst wissen.

Axel — Oh, das kann man doch sehen.

Bertha — Man kann auch fragen!

Axel — Nein, danach fragt man nicht. Nur in den Romanen sagt man: Liebst du mich?

Bertha — Angenommen, du liebtest eine, würdest du sie nicht fragen, ehe du dich entschließt zu sterben?

Axel — Das würde ich nicht wagen!

Bertha — Weil du ein Nein fürchtest?

Axel — Ja gewiß! Und ich glaube nicht, daß ich es überleben würde!

Bertha — Ja, aber sie kann doch nicht um dich freien! Du bist so närrisch! Aber ich glaube, die Lampe erlischt! Das wäre noch schöner! Steht auf und schraubt an der Lampe

Axel ermannt sich — Bertha, spielst du mit mir?

Bertha — Spielst? Ich?

Axel — Ich verstehe dich nicht! Wer bist du, Sphinx? Bist du ein Teufel oder ein Engel?

Bertha — Ich bin keins von beiden. Ich bin nur ein gewöhnliches Weib.

Axel — Ich habe dich gesucht; und ich habe dich geflohen; ich hasse dich, aber ich liebe dich!

Bertha — „Ich liebe dich!" Da bist du mitten im Roman! Aber, keine Romantik mit mir, muß ich bitten! Sprich ernst!

Axel — Ich spreche aus der Tiefe meines Herzens, aus vollstem, heiligstem Ernst, wenn ich dich frage: willst du meine Gattin werden?

Bertha — Ich will's mir überlegen.

Axel — Nein, du darfst nicht überlegen; man soll nicht über seine Gefühle nachdenken!

Bertha — Es ist keine Gefühlssache, sich für ein ganzes Leben zu binden.

Axel — Liebst du mich denn nicht? Glaubst du nicht an meine Liebe?

Bertha — Doch, doch; aber erinnere dich, daß das Gesetz dir Rechte über mich gibt; und meine Kunst opfere ich niemals, um die Sklavin eines Mannes zu werden.

Axel kniet — Ich, ich bitte ja, dein Sklave werden zu dürfen; du sollst deine Kunst nicht aufgeben, du sollst sie im Gegenteil ausüben, und ich werde dir helfen, ich werde dich unterstützen!

Bertha — Steh auf vom Boden! Du bist ein guter Mann, und der einzige, mit dem ich eine Ehe einzugehen wage. Hier hast du meine Hand, wenn du versprichst, nie etwas anderes in mir zu sehen als deine Freundin und mich nie als Weib zu behandeln.

Axel will ihre Hand fassen

Bertha zieht sich zurück — Wenn du das versprichst, und wenn du der Welt ein Beispiel geben willst, das Beispiel eines Mannes, der sich für ein Weib geopfert hat!

Axel — Ich verspreche . . .

Bertha — Du versprichst es jetzt, aber wirst du es auch halten, wenn du Spott erleiden mußt? Wenn du hörst, daß du unter dem Pantoffel stehst, daß du kein Mann bist? Gib mir einen Beweis, daß du für mich etwas Unangenehmes zu ertragen wagst. Nimm dieses Armband! Trag es als ein Zeichen unserer Verbindung und als einen Beweis, daß du mich liebst; denn lieben, das ist opfern!

Axel nimmt das Armband, küßt es und legt es um die Handwurzel — Verlangst du weiter nichts von mir, als daß ich deine liebliche Kette trage. Das ist ein Unterpfand . . . ein Beweis . . .

Die Lampe ist am Erlöschen

Der Doktor kommt mit einem Buch, ohne Axel zu sehen — Verzeih! Bist du im Dunkeln? Sieh, hier ist das Gesetzbuch. Familienrecht, neuntes Kapitel, erster Paragraph, königliche Verordnung vom 11. Dezember 1874! Still, still!

Bertha — Komm nicht mit dummen Büchern, siehst du nicht . . .

Der Doktor zeigt ihr das Buch — Dies ist nicht dumm für dich! „Kann die Ehefrau durch eigene Arbeit etwas erwerben, so kann sie darüber auch verfügen!"

Bertha — Ich will nichts hören! Siehst du nicht . . .

Der Doktor faßt sie beim Arm — Du mußt!

Axel — Was bedeutet das? um was handelt es sich?

Der Doktor — Axel! Bist du hier im Dunkeln? Ich habe dich nicht gesehen! Nein, aber meine liebe Bertha!

Bertha stellt sich verwirrt — Was? Ich . . .

Der Doktor — Ein junges Mädchen allein mit einem Herrn in ihrem Zimmer, nachdem es dunkel geworden ist.

Axel — Was willst du damit sagen? Was wagst du anzudeuten?

Der Doktor — Ich will sagen, daß ein Mann um den Ruf einer Frau besorgt sein muß.

Bertha schüchtern — Ja, wir sind etwas unbesonnen gewesen, aber — wechselt Blicke mit Axel — der Ruf einer Frau kann wiederhergestellt werden...

Axel — Kann er? Willst du, Bertha?

Bertha — Axel und ich sind verlobt!

Der Doktor — Was höre ich! — Um so besser! Dann habe ich einen Zeugen, der an der Sache interessiert ist. Lies hier, du! Lies laut! Was steht da?

Bertha zieht Axel am Arm — Kümmere dich nicht um seine Rechtsverdrehung!

Axel — Was gehen uns die Paragraphen an ...

Der Doktor — Nein, aber so hört doch um Christi willen! Gewiß geht es euch an, gerade euch!

Bertha — Wenn wir nicht wollen, brauchen wir deine Paragraphen nicht zu hören!

Der Doktor — Du hast gesagt, ich lüge.

Bertha blickt ins Buch — Ach, es ist ein Druckfehler!

Der Doktor außer sich — O Gott im Himmel, rette meine Vernunft! Es ist ein Druckfehler! Nein, dann höre ich auf! Axel, heirate nicht dieses Weib, sie wird dir das Leben nehmen!

Axel — Das ist gut, dann brauche ich es nicht selbst zu tun!

Der Doktor — Er auch! Oh! Hüte dich, Axel, sie wird dich schlagen!

Axel — Das wird mir gut tun!

Der Doktor — Aber das ist ja furchtbar! Da es aber nicht zu ändern ist, so wünsche ich euch Glück, meine Kinder! Vermehret euch und erfüllet die Erde. Ernst gesprochen: Du tust recht, Bertha, dich zu verheiraten; das ist viel besser, als den Malern ins Handwerk zu pfuschen.

Bertha — Ich denke nicht daran, meine Kunst aufzugeben! Niemals!

Der Doktor — So? So! Nun, wir werden ja sehen!

Bertha — Das wirst du nicht sehen, denn wir reisen sofort nach Paris! Nicht wahr, Axel?

Axel verlegen — Ja, gewiß, und dann lassen wir uns bürgerlich trauen, nach französischem Gesetz!

Der Doktor — Das ist gut, das ist gut! Küßt euch, damit ich es sehe. Es ist schön, junge, glückliche Menschen zu sehen! Ach ja!

Axel nähert sich Bertha, aber sie weicht ihm aus

Der Doktor – Nun! So schüchtern? Aufgepaßt, jetzt schraube ich die Lampe herunter!

Er schraubt die Lampe herunter. Axel und Bertha umarmen sich

Der Doktor schraubt die Lampe wieder hoch – Ja, das ist schön! – Oh! Jugend, Liebe und Torheit!

Bertha macht sich los – Keine Torheiten, muß ich bitten!

Axel – Nur Liebe! Liebe!

# Juristenpredigten im Krieg

## Von Albrecht Mendelssohn Bartholdy

### 3

### Das Gesetz und die Propheten

Vielen Leuten, die ihren Lebtag zwischen dem Schreibtisch und dem Büchergestell spazieren gegangen sind, ist jetzt das Lesen all der guten Dinge vergangen, die älter als heute und gestern sind; der schmächtige kleine David Extrablatt hat ihnen die dickhäutigsten Folianten-Goliathe erschlagen. Aber wo hier und da noch einer ist, dem die alten Bücher und Schriften freund geblieben sind, der greift wohl zuerst in der stillen Stunde am Abend zu denen, die ihm das Herz fest machen und ihm in der Beständigkeit Unterricht geben können; er sucht nach den Zeugnissen alter Zeit, in der sein Volk böse Jahre, Hunger und Krieg und Haß der Nachbarn überstanden hat, im Innern überstanden, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen. Im dreißigjährigen Krieg, im friederizianischen Preußen, in der napoleonischen Zeit: das waren Wege im finsteren Tal, aber der treue Stecken hat sie ausgehalten und zuletzt ist's wieder auf die hellen Höhen hinaufgegangen, zu sonniger Fruchtbarkeit und rechter dankbarer Freude am Leben. Was waren das für Menschen in ihrem Innern, die durch solche Not gegangen sind und den Mut nicht verloren haben? Ich meine nicht die Fürsten und die Heerführer und Staatsmänner, denen wir gemeine Sterbliche doch nicht nachtun können. Aber unsereiner?

Unter alten Familienschriften habe ich, beim Sinnieren und Zusammenstöbern für diese Juristenpredigt, zwei Stücke aus der unruhigen Revolutionszeit gefunden, die mich merkwürdig eindringlich mit ihren verblichenen Augen

angesehen haben. Das eine trägt die Schriftzüge des badischen Landesvaters, unter dessen guten Räten dazumal einer von meinen Vorfahren gewesen ist; von ihm habe ich dieses altväterische Erinnerungsstück übernommen, die „Getreue Nachbildung der urschriftlichen Antwort des verewigten Großherzogs Karl Friedrich von Baden Königlicher Hoheit, auf die Danksagungen seines Landes, nach Aufhebung der Leibeigenschaft und einiger Abgaben im Jahr 1783" und darin lese ich den alten Text wieder, da der Fürst seinen Untertanen einschärft — er ruft sie nicht als Untertanen, sondern als Menschen: „Menschen aller Klassen im Staat" sagt er, „Freunde, Landsleute, Patrioten, freie teutsche Männer, ihr, die ihr einen der fruchtbarsten, gelindesten Himmelsstriche Teutschlands bewohnt" — den alten Text aus dem Testament, das uns nach bald zweitausend Jahren christlicher Zeitrechnung noch immer das Neue ist, wie es den Juden und Griechen, den Franken und Sachsen neu war (denn was dazwischen liegt, das ist zwar christliche Rechnung, aber christliche Zeiten sind es leider nicht gewesen). „Eine Lehre des ersten, größten Sitten-Lehrers, der jemals gewesen ist und seyn wird" sagt der Großherzog Karl Friedrich, „die laßet uns zur Regel unserer Sittlichkeit, unseres Betragens, unserer Nachahmung dienen. Alles was ihr wollet, daß auch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen; denn das ist das Gesetz und die Propheten." Ein würdiger Gottesgelehrter unserer Zeiten sagt von dieser Regel folgendes: „Sie ist eure ganze Weisheit, die beste Staatskunst, Fürsten und Regenten! — die beste Erziehungskunst, Altern! — die weiseste Lehrmethode, Lehrer. Nichts kann Brüderherzen an Brüderherzen, Freunde an Freunde, Ehegenossen an Ehegenossen fester knüpfen als diese Regel." Karl Friedrich war wahrhaftig kein weichherziger Schwärmer; er war ein treuer Hüter und ein kluger Mehrer seines Landes; er war ein gerechter und, am Maß seiner aufgeklärten, gar siebengescheiten Zeit gemessen, ein frommer Mann. Aus eigener Kraft, hat er gemeint, könnten die schwachen Menschen das nicht vollbringen; die Stärke der Religion müsse zu Hülfe genommen werden und die Diener des Worts Gottes sollten vor allem andern ihren Lehrbefohlenen ans Herz rühren, daß sie sie dazu brächten, jedem zu thun wie sie wollten daß ihnen gethan wird.

Hätte der Großherzog aber einen alten Onkel von mir befragt, der damals als geistlicher Schulrat in einem kleinen Städtchen jenes gelindesten Himmelsstrichs deutscher Lande lebte und wirkte, so wäre er von diesem in treuem Gehorsam anders berichtet worden, denn in einem kleinen Losungsbuch dieses wackern Rektors im Baden-Durlachischen lese ich zum gleichen Text, zwischen den Zeilen durch und an den Rändern entlang gekritzelt, diese höchst merk-

würdige Betrachtung: „Ich kenne viele Menschen, dabey wohlverständige Männer von Rang und Amt, die dieser Lehre besser folgeten wenn sie ihnen ohne alle Religion dargeboten würde als was Tugend, ja der Anstand und die Schicklichkeit allein verlangen. Denn diese Männer sagen zu jeder christlichen Regel gern, daß sie nur für den Sonntag gelten möge im Werktag aber nicht Bestand haben; wollten sie allem, was ihnen vom Christentum befohlen, gehorchen, wie möchten sie Krieg führen, strenge Polizei halten, et cetera, ohne das die Welt nicht seyn könne; ob auch einer deren dächte, daß er seine Habe an die Armen gäbe oder sich einen Backenstreich applizieren ließe nachdem er den Nasenstüber vorher angenommen? Das ist ihnen alles viel zu schwer und fügt sich nicht in den Lauf der Welt; darüber werden sie ärger als die Heiden, halten dafür, daß sie ihren Nächsten nicht lieben, ihm auch nicht thun mögen wie ihr Wille ist, daß ihnen von ihm widerfährt, weil das wohl der Herr Jesus vermocht, sie aber als arme Menschenkinder keineswegs. Dann sind sie aber keine Menschen, weder arm noch reich, dumm noch verständig, vom Christlichen nichts zu sagen, das ist jeder Mensch zu halten schuldig, kann es auch wohl die ganze Woche hindurch halten, daß er den Leuten thut wie er von ihnen bethan sein will; ich verordnete solchen, die das nicht halten wollten, als ihr Rezent, daß sie auf allen vieren gehen sollen, oder in das Spinnhaus, wo es sich auch ohne Religion lernt." Wie hat sich die Welt in diesen letzten hundertunddreißig Jahren verändert, wenn man die Herren Naturalisten reden hört; wie prächtig eilends fährt sie in Eisenbahn und Luftschiff daher, wie lügt und betrügt sie meilenweit durch Kabel und Telefon, wie lustig spiegelt sie sich in ihren hunderttausend Lichtspieltheatern, von denen sich weder der Großherzog Karl Friedrich noch sein kluger Schulrektor etwas haben träumen lassen! Aber — wie ganz und gar nicht hat sie sich doch verändert, die Welt! Heute ist's und morgen wird's sein wie vor hundert und tausend Jahren; die alte feige Ausflucht geht um, im Kreis der „wohlverständigen Männer von Rang und Amt" am liebsten, und sagt, wenn du ihnen das einfachste Menschenrecht zumutest: Ei wo kämen wir hin, wenn wir anno 1916 nach der Bergpredigt leben wollten? Das ist für den Sonntag Vormittag, und Werktags für die armen alten Leute im Spittel, meinen Sie nicht auch, Herr Handelskammersyndikus? Ganz Ihrer Ansicht, Herr Geheimer Oberregierungsrat! Mir aus der Seele gesprochen, Herr Domänendirektor! — Ja, man findet auf solche Art mehr bibelfeste Leute, als man denken sollte; sie hören es einem Gebot auf tausend Schritte an, daß es einmal durch den Mund des Herrn gegangen ist, dem sie nur am Sonntag Vormittag dienen; gleich sind sie bei der Hand und

sagen: das ist für einen armen Menschen, einen ganz gewöhnlichen Königlichen Geheimen Oberamts- und Würden-Menschen viel zu schwer! Steht es nicht gar im fünften bis siebenten Kapitel Matthäi und im sechsten Lucä? Da steht auch, daß wir unsere Feinde nicht hassen sondern lieben sollen, daß wir im Verborgenen fasten und beten sollen und nicht vor den Leuten, daß wir leihen sollen, da wir nichts dafür hoffen, daß wir nicht richten sollen, und keine Schätze sammeln auf Erden. Da steht, daß niemand zweien Herren dienen kann!

Freilich, und zum Schluß steht da, im Kapitel 7, Vers 28: Und es begab sich, da Jesus diese Rede vollendet hatte, entsetzte sich das Volk über seine Lehre. Später schrie dasselbe Volk: „Barrabam" und „Kreuzige ihn." Und das ist auch alle Tage neu. Immer wieder entsetzt sich das Volk, wenn es die großen Gebote hört; immer wieder wendet es sich vom Bergprediger ab, „denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten." Immer wieder läßt es sich von den Schriftgelehrten sagen, daß die Welt nicht bestehen kann, wenn die Menschen gut sind und recht handeln. Sie sagen das aber nicht gerade heraus; sie nennen es Schwarmgeisterei, Weichlichkeit und Frömmelei, die einem starken Mann, einem Mann von Welt nicht ansteht.

* * *

Jetzt bleibe ich unter uns Rechtsbeflissenen. Wir haben zum Inbegriff der Stärke auch in der Welt selbst nur das Recht. Wir sehen wie die Macht vergeht. Das Recht aber besteht. Wir sehen, wie Gewalt von Gewalt übertrumpft und ausgestochen wird. Recht aber muß Recht bleiben, das ist unsere Weltreligion, ohne das möchten wir nicht leben. Das ist keine Demut, sondern Stolz, nicht ein gezwungen widerwilliges Dienen, sondern ein guter Kampf für das Beste in unserem menschlichen Teil, und dafür haben wir den Spruch, in dem sich Adel und Tapferkeit, ja wenn ihr wollt auch Herrschsinn und Hochmut für uns Juristen verkörpert, den Wahlspruch unserer Menschengerechtigkeit: Was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen.

Nicht was euch die Leute tun, das wäre ein ärmliches, erbärmliches Recht, das dir die Andern setzen könnten, und wären sie noch so viele tausend und du nur einer allein. Nicht was die Leute dir tun!

Dein Wille, dein eigener freier Wille, ist dein Recht. Was willst du, daß dir die Leute tun? Das kannst du dir wählen, und wie du es wählst, setzest du dir dein Recht, das nun zwischen dir und der ganzen Welt gelten soll. Das ist der tiefe heimliche Sinn des Spruchs, das die Antwort, die du geben kannst, wenn ihn dir der Vorbeter in der Schule vorsagt: Ich habe einen guten Willen zu den anderen Menschen, darum habe ich gutes Recht gegen sie.

Frömmigkeit ist nicht jedem gegeben. Das Dürsten nach der Gerechtigkeit Gottes ist, in gewöhnlichen Zeiten, eins der dunkeln Geheimnisse des Glaubens und oft sehen die Menschen den, der recht sichtbar solchen Durst leidet, für einen Irren und Kranken an. Aber welcher Mensch, und sei er der unfrömmste, will nicht Recht haben? Jeder kann es, und kanns in aller Gesundheit und Weltlichkeit, das ist die fröhliche Weisheit unseres Juristenspruchs. Er braucht nur recht zu wollen, und er hat es schon. Was? Mit aller Kraft seiner Sinne und seiner Seele zu wollen, daß die andern ehrlich und gut, freundlich und wahr, hilfreich und großmütig an ihm handeln, damit übt er sein Menschenrecht aus, sein einfachstes angeboren erstes Recht; aber in dem ist alles Recht bis aufs höchste und letzte beschlossen.

Ein Sturm von Unglauben und Hohn braust auf. „Da wärs freilich leicht, Recht zu haben!" „Wenn es nur auch so einfach wäre, Recht zu behalten." „Bei meinem letzten Prozeß habe ich andere Erfahrungen gemacht." „Daß die Andern gut sind, will natürlich jeder, bloß . . ." (Dieser Zwischenredner hat sich offenbar doch geschämt, seinen Satz bis zu Ende zu sprechen.)

Ich glaube, die wohlverständigen Leute von Rang und Amt, die ihre Weltklugheit in solchem Bedenken spazieren führen, haben doppelt unrecht, denn erstens: es ist gar nicht so ganz leicht, einen klaren Willen über das zu haben, was die andern Leute einem tun sollen. Wer schon einmal versucht hat, ein Gesetz zu schreiben, der weiß das; aber auch im alltäglichen Leben kann es jeder an den dümmsten Kleinigkeiten ausprobieren, und wenn er dann von sich rühmen kann, daß er immer ganz genau gewußt hat, was er von den Andern angetan haben will, so wird er hoffentlich bald auswärtiger oder inwendiger Minister dort drüben überm Wasser, wo man das offenbar nicht so gut versteht. Und zweitens: das, was die wohlverständigen Leute für schwer zu halten scheinen, für über alle Menschenkraft gesund, das ist kinderleicht. Weiß ich einmal, was ich will, und habe mir selbst mein Recht, das ich von den andern fordre, gesetzt, dann kann ich doch eigentlich als halbwegs verständiger Kerl gar nicht anders als nun selbst hingehen und desgleichen tun! Kein Mensch hat etwas, was ihm selber höher und heiliger ist als sein eigener freier Wille: oder wem das zu unphilosophisch ist, der mag auch sagen: als seine Fähigkeit sich vorzustellen, er habe einen Willen. Das ist des gesunden Menschen Stolz und Eigentum; wird er es leichtlich vor die Hunde werfen oder sich von Trieben und Launen, dem blinden windigen Teufelszeug des Zufalls, darum betrügen lassen? Sag dir's vor, Menschenskind „wann d' amme Chrüzweg stohsch un nümme weisch wo's ane geht": Ich hab's gewollt, ich selber. Du müßtest ein

armer Tropf sein, wenn du dich dann selber verließest. Aus dem Juristenstand mußt du cum infamia hinaus, auch wenn du mit einem Staatskonkurs usw. um den Hals hereingekommen bist.

Und noch einmal, weil ein alter Spruch gar so schwer nur zu begreifen ist: Setze dir selbst das Recht, das du von den Andern für dich forderst, und wenn du dieses Recht dann behalten willst, so handle selbst an den Andern danach.

* * *

Der Widersacher, dem vorhin sein Satz im Hals steckengeblieben ist, hat aber noch was dreinzureden. Er findet mich jetzt zur Abwechslung nicht mehr bloß muckerisch und weltfremd, sondern unpatriotisch. Er meint, im Frieden möchten solche Gedanken noch hingehen, im Krieg aber nicht. Umgekehrt ist aber auch gefahren. Ich meine, im Frieden, besonders wenn er recht wohllebig und ein bischen faulenzerisch wird, kann der Mensch leicht die Klarheit des Willens verlieren; im Alltäglichen kann er sich einreden, man brauche nicht jedes Wort, jedes federleichte, und jeden Griff der Hand erst bedenklich prüfen, ob man recht damit tut. Aber der Krieg, denke ich, spannt den Willen an; der Krieg schärft die alte Bauernregel vom Vorgetan und Nachbedacht den Menschen noch ganz anders ein, als ihre alte Erzieherin Natur im Frieden es gekonnt hat. Der Krieg ist recht dazu angetan, den guten Sinn des Satzes zu erhärten, der in unserm Spruch steckt: dein Recht, Mensch, liegt in der Klarheit und Stetigkeit deines Willens.

Man kann die Probe so handgreiflich und nüchtern machen, wie man irgend will; hier muß sie stimmen. Fragt den Krieger, der in den Kampf geht, was für einen Feind er will. Kann sein, daß er sagt: ich will einen Feind, der davonläuft oder sich ergibt, sobald er mich ankommen sieht. So einer hat das Recht des Renommisten oder auch des Straßenräubers, die selber davonlaufen oder das weiße Tüchlein schwenken, wenn sie an einen Starken kommen. Aber der rechte Kämpfer gibt zur Antwort: ich will meinen Feind tapfer haben, und daß er sich mit allen Kräften wehrt, solang er noch ehrliche Waffen hat. Aus solchem gesunden Willen ist das Kriegsrecht erwachsen.

Oder fragt die Geschichte in ihren hundert Kriegen. Kriege sind geführt worden auch im zwanzigsten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung noch, bei denen der Angreifer seinen Willen gar nicht auf das Feindesvolk gerichtet hatte, sondern auf den Gewinn des Goldes, das im Landesboden lag. In solchen Kriegen gedeiht kein Recht, und zwischen den Völkern, die sie führen, kann in aller Ewigkeit kein Recht mehr sein, sondern nur Unterdrückung und

Verrat und jenes unaussprechliche, für das kein anderer Name schlecht genug ist als der eines Menschen: Louis Botha. Aber andere Kriege sind, in denen steht der Starke gegen den Starken, steht in gleicher Rüstung Volk gegen Volk, Menschenwillen gegen Menschenwillen, Recht gegen Recht. Solche Kriege bleiben, in der feurigsten Glut ihres Schreckens, ehrlich und recht, solang jeder dem andern tut nach dem Recht, das er sich im freien Willen gesetzt hat: So wahr ich will, daß der andre mir das tut, tue ich es ihm auch.

Oder geht in euch selbst, ihr Daheimgebliebenen — und freut euch dabei darüber, daß dieses Insichgehen ein deutsches Wort ist, für das die Franzosen und Engländer nichts gleiches haben — und fragt euch: wollt ihr, daß die Daheimgebliebenen im Feindesland von unseren Soldaten glauben, sie seien Mordbrenner, Trunkenbolde, Gotteslästerer, weil es in ihren Zeitungen steht? wollt ihr, daß sie den Schimpf ihrer Wut auf unseren Kaiser häufen oder auf die bösen Preußen, und uns Süddeutschen sagen, wir seien gar nicht so grundschlecht, sondern nur arme Knechtlein des großen Tyrannen und sie wollten uns bald von ihm befreien? wollt ihr, daß sie solches Teufelszeug wirklich recht von Herzensfreud über uns glauben, weil sie immer den vielgelobten Stolz der großen Nation gehabt und statt sich um deutsche Art zu kümmern, Tag und Nacht in den Spiegel ihrer Eitelkeit geguckt haben? wollt ihr, daß sie jede Schändlichkeit ihrer Kriegführung, die aller Welt offenbar ist und darum nicht mehr abgeleugnet werden kann, mit der Allerweltsausflucht decken, sie hätten damit nur Vergeltung geübt? Ihr wollt das alles natürlich nicht, und deshalb meint ihr ja auch, daß sie mit all diesem Denken und Tun gründlich im Unrecht sind. Wollt ihr damit recht behalten, so müßt ihr auch nur den Spruch oft genug hersagen, über den diese Predigt geht; er ist nicht von mir; er steht zweimal im Neuen Testament, 7 Matth. 12 und 6 Luk. 31, und ist das A und O jedes Gesetzes.

* * *

Im Frieden ist das alles gewiß schwerer als im Krieg; aber gehen muß es auch. Am schwersten sind die Gedanken, die freien Vögel der Luft, in der Zucht des Rechts zu halten, und wer nichts zu tun hat, wer kein Arbeiter ist, wer mehr wünscht als will, der hat gar viel Entschuldigung dafür, daß er nicht weiß was recht und Recht ist. Wer andere für sich arbeiten läßt und selbst arbeitet, zu dem redet der Spruch noch deutlich genug, auch im tiefsten Friedensschlaf. Jeder will, daß die Arbeit, die ihm der andere leistet, so gut ist als der irgend vermag. Das versteht sich von selbst; jeder will vom Landwirt gesunde, saubere Nahrung, vom Handwerker dauerhafte und schöne Kleidung

oder Einrichtung für den Haushalt, vom Beamten gründliche und rasche Erledigung der Geschäfte, vom Künstler gar ein Stück seiner Seele in jedem Werk. Warum versteht sich das? Weil du die Arbeit oder das Wort bezahlst? Nein, die Arbeit gibt Recht auf Lohn; nicht der Lohn Recht auf die Arbeit. Dein Wille darauf, daß die Arbeit von jedem andern so gut geleistet wird als er sie zu leisten vermag, gibt dir das Gefühl, daß du ein Recht darauf hast. Recht behalten wirst du aber damit nur, wenn du dem Andern tust, wie du willst, daß er dir tue, wenn du deine eigene Arbeit in jedem kleinen Stück so gut tust als du irgend kannst.

* * *

Der Wille des Menschen ist das einzige Sichere, was er auf der Welt hat. Kein böser Nächster kann ihn hindern, in Frieden zu leben; Trost und Willen können seine Schätze fressen; jeder Mächtigere kann ihm Gewalt tun. Aber sein Recht kann ihm nicht fehlen, solange er seinen Willen hat und danach handelt. Das Bewußtsein davon ist die einzige Sicherheit, die er wiederum für sein Recht hat; aber eine festere kann ihm auch kein Unrecht und keine Gerichtsherrlichkeit der Welt geben.

Ist das ein Geringes? Ich höre heute die Zeitungsschreiber, wenn sie sich besonders schön zum Tänzchen unterm Strich schmücken, viel zum Lob und Preis der Unsicherheit reden. Das ist das wahrhaft Große, ruft so eine Abendblattschönheit, am Krieg, daß er uns das träge Gefühl der Sicherheit genommen hat. Ich erinnere mich noch, wie das Lied vor einem halben Jahr ging; da war das wahrhaft Große am Krieg, daß er uns schlichte, einfache Gedanken eingab und die Geschwätzigkeit der „Ästheten" verstummen ließ. Hat sich der Kriegswind gedreht? Mir scheint die Lust an der Unsicherheit ein reichlich „ästhetisches" Gefühl im Stil von 1913 zu sein. Oder ist sie das Grinsen der Verzweiflung eines Bankangestellten, der englische Pfundnoten und deutsche Reichsmarkstücke für Denkmäler der Sicherheit angesehen hatte und nun sieht, wie sonderbar veränderlich sie sind? Oder ein letztes Aufflackern der alten Liebe zum Lande Italien, dem erst der Krieg erlaubt hat, sich im voll erblühten Reiz seiner Unsicherheit zu zeigen?

Vor langen Jahren lebte ein Mann im Lande Uz, der hieß Hiob, der hatte Reichtum und Macht, gesunden Leib und schöne Kinder, das verlor er alles, und ward aussätzig, saß in der Asche und schabte sich mit Scherben. Hiob hat von der Unsicherheit der irdischen Dinge ein Wort zu reden gewußt. „Der Reiche, wenn er sich legt, wird er es nicht mitraffen; er wird seine Augen auftun, und da wird nichts sein. Der Ostwind wird ihn wegführen, daß er dahin-

fähret, und Ungestüm wird ihn von seinem Ort treiben. Er wird solches über ihn führen, und wird seiner nicht schonen; es wird ihm alles aus seinen Händen entfliehen. Man wird über ihn mit den Händen klappen, und über ihn zischen, da er gewesen ist." Wem Ungewitter und Hungersnot, Krieg und Pestilenz Hab und Gut zerstört und die Glieder vom gesunden Leib geschlagen hat, der dankt diesem gestrengen Herren nicht gern für die liebe Unsicherheit, die sie ihm gebracht haben. Aber ihm ist zum Trost gesagt, wie dem Hiob, daß der unsichere Schein nur seine Sinne trüge und daß er sicher sein soll in der Seele.

Denn er verletzet, und verbindet; er zerschmeißet, und seine Hand heilet.

Aus sechs Trübsalen wird er dich erretten, und in der siebenten wird dich kein Übel rühren.

In der Teurung wird er dich vom Tode erlösen, und im Kriege von des Schwertes Hand.

Im Verderben und Hunger wirst du lachen, und dich vor den wilden Tieren im Lande nicht fürchten.

Sondern dein Bund wird sein mit den Steinen auf dem Felde, und die wilden Tiere auf dem Lande werden Frieden mit dir halten.

Und wirst erfahren, daß deine Hütte Frieden hat —

Und wirst im Alter zu Grabe kommen, wie Garben eingeführet werden zu seiner Zeit.

Siehe, das haben wir erforschet, und ist also; dem gehorche, und merke du dir's.

Das war von Hiob im Unglück gesagt, als er in der Asche saß und sich mit Scherben schabte. Und dann war es doch also, ganz sicher und gewißlich; Hiob fand seine Herden wieder und sein Haus und sah Kinder und Kindeskinder bis ins vierte Glied und starb alt und Lebens satt.

Ist auch die Geschichte zu jüdisch und ihre Verheißung nicht sicher genug? Ist euch auch gleichgiltig, daß Recht nicht ohne Sicherheit sein kann — dann hat euch eben der Krieg mit der langeweiligen Sicherheit auch die ledernen Juristen vom Hals geschafft? —

Die Sicherheit ist aber nicht nur mit dem Recht verschwistert, sondern auch mit der Treue, und die ist, denke ich, eine deutsche Tugend.

* * *

Des Menschen Wille kann ihm sein Recht setzen gegen die anderen Menschen; sein Recht vor Gott ist ein ander Ding. Wer das Vaterunser spricht, der bittet, daß ihm geschehe wie er an seinen Schuldern tut; er fordert es nicht. Wer die Bergpredigt hören und bewahren will, der nimmt schwerere Pflichten auf sich als wer sich der Gerechtigkeit in unseren Spruch gelobt. Den Feind lieben,

und ihn so lieben, daß er dadurch bezwungen und selbst vom Haß befreit wird, das muß der gute Christ können. Wer aber den anderen Menschen nicht das tut was er will, daß sie ihm tun, der hält nicht einmal das Gesetz. Und wer als Richter oder Vater das Gesetz anwenden oder lehren will, der muß es zuerst, als ein guter Jurist, halten können. Für ihn gilt die Ausflucht nicht, daß er zuerst einmal von dem anderen Recht erlangen wolle, ehe er selber damit anfängt recht zu tun. Denn für ihn hat das Gesetz einen noch viel strengeren und reineren Sinn als den, der sich jedem Laien zeigt; für ihn ist das Gesetz nicht bloß Hüter der Ordnung, Beschützer vor Gewalttat und Förderer der Wohlfahrt; für ihn ist es vor allen Dingen nicht ein Haufen von Regeln, deren Befolgung er, der Jurist, dem gemeinen Haufen der Laien beizubringen und nötigenfalls mit dem Polizeistock einzuschärfen hätte; für ihn ist das Gesetz tägliches Brot, ohne das er nicht leben kann. Wie könnte einer sonst die Last dieses Berufs tragen, wenn er nicht zuerst selbst und aus allen seinen Kräften Recht tut? Seine oberste Tugend ist die Unabhängigkeit — oder ich will es anders sagen, weil das ein bloßes doktrinäres Wort ist, nach Parteiprogrammen und Feststreben und überhaupt nach Lumpenpapiergewäsch klingt — seine oberste Tugend ist, daß er keine Menschenfurcht hat. Aber dem „Scheue niemand" geht im Wahlspruch das andere voraus: „Tue recht!"

In der vorigen Juristenpredigt steht ein Satz über das Strafen, der mir sehr ernst war; aber wie es dann gerade geht, wenn es einem am meisten ernst mit etwas ist: er klingt schroff, vielleicht gar böse, und die ganze Wahrheit steckt in ihm so wenig wie in irgend einem andern Satz von ein paar Dutzend Worten, mag ihn ein blindes Huhn wie ich oder ein großer Sterngucker gefunden haben. Also versuche ich jetzt gut zu machen, was dort böse ist, und das Strafrecht über die anderen Jurisprudenzen zu preisen und zu segnen: Ich sehe jetzt nicht mehr, was es dem Delinquenten tut, nicht auf sein Schwert und Henkerbeil, ich sehe daß auch die Strafgerechtigkeit eine Wage trägt. Was liegt in der einen Schale? Das Unrecht dessen, der auf dem Armsünderbänkchen sitzt und seines Urteils gewärtig ist. Was in der anderen Schale? Das Unrecht aller Anderen und oben auf das Unrecht seiner Richter. Nur wenn seine Schale sinkt, wird er gerecht verurteilt.

Das auch wieder einer von den Gedanken, die der alte Herr gehabt haben mag, als er sich die unheimliche Erfahrung mit den wohlanständigen Leuten in sein Losungsbuch notierte: sie haben von Einem gehört, der zu den Richtern seines Volkes gesagt hat, wer unter ihnen ohne Sünde ist, soll den ersten Stein auf die Ehebrecherin werfen; weil aber der Eine, der das gesagt hat, ihr Herr

und Heiland ist, sehen sie sein Wort als einen Predigttext an, der von Montag bis zum Sonnabend nichts gilt, am allerwenigsten in den Amtsstuben zur Bureauzeit. Solcherweise verstoßen sie nicht nur gegen ihre Christenpflicht, die eben doch auch keine Werktagsruhe kennen dürfte, sondern sie verblenden sich auch gegen die einfachsten Gesetze der Sittlichkeit und gegen die Ehre ihres Berufs, wie es die wüstesten Heiden auch nicht ärger tun können. Sie lassen ihrer Gerechtigkeit das Schwert und die Binde, aber sie nehmen ihr die Wage oder tun falsches Gewicht darauf. Sie sehen im Gesetz die notwendige Folge des Übels, den „Fluch der bösen Tat" und nicht die Zucht zum Guten. Im besten Fall erscheint ihnen das Strafgesetz als eine Einrichtung, die um ihrer selbst willen da ist. Wie halten sie es nur aus, Juristen zu sein!

Der rechte Richter und wer sonst dem Recht dient, muß zu jeder Stunde diese Selbstprüfung mit sich herumtragen, diese Wage in seinem Gewissen haben: bin ich rein genug, um den Fehler eines andern nicht nur zu erkennen, sondern auch zu rügen? Habe ich, nach meinen menschlichen Kräften recht gehandelt, so daß ich nun richten darf? Nimm das Strafrecht nicht als Drohung und Verbot gegen die andern, sondern als Gebot für dich selbst, dann hast du seinen inneren Sinn. Sag dir, als Jurist: Das Gesetz ist der Koran meines irdischen Denkens und Handelns — denn ich bin der letzte unter den Verworfenen, wenn ich, das Bewußtsein meiner heimlichen Ungerechtigkeit in der Seele, über die aufgespürte — die von meiner Polizei, von meinen Spähern aufgeführte, in meine Fallen gegangene — Ungerechtigkeit eines Andern zu Gericht sitze.

Das sollte sich freilich jeder Mensch gesagt sein lassen, der über den Sinn des gemeinsamen Lebens im Staat nachdenkt; jedem sollte das Gefühl unerträglich sein, daß einer seiner Nachbarn gestraft worden ist und hinter Schloß und Riegel sitzt, unter demselben Gesetz, gegen das der frei herumlaufende Ehrenmann sich in sicherer Heimlichkeit durch Handeln oder Wollen vergangen hat. Für jeden sollte das Strafrecht diese Bedeutung haben, daß er sich unablässig prüft und in der Zucht hält — nicht mit der Angst davor, daß er beim Freveln erwischt und gestraft werden könnte — vielmehr sich prüft und in der Zucht hält mit dem Bewußtsein davon, daß auch in seinem Namen und für die Schuldrechnung seiner Seele die vom Gerichte Gefängnis, Zuchthaus, Verlust der Ehrenrechte und Verlust des Lebens verhängen, und daß er es ist, der mit der Gerechtigkeit seines Handelns und seines Willens in der anderen Schale der Wage liegt. Kein Mensch kann sich damit vor dieser Verantwortlichkeit freimachen, daß er sie dem Gesetz und den Richtern ins Gewissen schiebt.

Aber, was unter den Laien nur ein nachdenklicher und gewissenhafter Verstandesmensch sieht, das muß allerdings jeder wissen und täglich nur an sich selbst erleben, der im Dienst des Rechts steht. Für den Richter und für alle, die ihm beim Finden des Urteils helfen, ist dieses Gebot das strengste: Reinige dich, eh du strafst. Denn wenn er das verletzt, so geschieht ihm von Rechtswegen dasselbe, was dem Christen geschieht, der ungläubig das Abendmahl nimmt. Das ist ein finsteres, furchtbares Wort, das die Kirche über ihrem Sakrament spricht: wer davon ißt und trinkt und glaubt nicht, der ißt sich selbst den Tod. Es ist kein Wort für Kinder, und die Wenigsten werden es begreifen, wenn sie es zum erstenmal hören. Aber es ist eins von den Worten, die in ihrer unergründlichen Dunkelheit die Wahrheit bergen, nicht die Gassen- und Staats-Wahrheit des Alltags, die so reich verkleidet ist, daß man sie auch im hellsten Licht ohne Blinzeln betrachten und bereden kann, sondern eine von den ewigen Wahrheiten, die nackt und bloß gehen und sich darum in Dunkel hüllen, denn die Menschen ertrügen sonst ihren Anblick nicht, und müßten umkommen vor Scham, weil ihnen, im Angesicht der nackten Wahrheit auch ihre Kleiderfetzenpracht abfällt, Perrücken und Talare, Tellerkrausen und Bäffchen und aller andere Schmuck und Tand vom adligsten Wappenschild vor der Brust bis zum gemeinen Feigenblatt, und die Ohren dröhnen ihnen von der stummen Frage, die aus der Dunkelheit hervorkommt: habt ihr den Leuten getan, was ihr wollt, daß sie euch tun sollen?

* * *

Als Kind habe ich den Spruch oft von einer alten Frau sagen hören; sie hatte den einfachen klaren Verstand der Leute, die ihr Leben in einem äußerlich kleinen Bezirk, ohne viel Aufregung und Zerstreuung, ohne Ehe, ohne Amt hingebracht haben. Fragten wir Kleinen, denen sie immer gern auf ihre neugierigen Fragen Rede stand, was das heißen sollte: das Gesetz und die Propheten, so gab sie zur Antwort: „Das müßt Ihr Euch so denken, daß das Gesetz die Gebote sind, die Ihr halten sollt, und die Propheten sind die Verheißung des Segens, den Ihr empfangt, wenn Ihr die Gebote haltet."

Als wir dann größer und unmäßig klug wurden, lernten wir es anders. Der Lehrer sagte: das Gesetz und die Propheten das ist eine kurze Benennung der religiösen Schriften des Judentums. Er eröffnete uns auch die Aussicht darauf, daß wir später lernen würden, wie ungenau die Übersetzungen der Bibel in die neuen Sprachen seien; höchstwahrscheinlich hätten schon die Verfasser der Evangelien nicht recht gewußt, was sich die Hebräer unter dem Gesetz vorstellten und wer in ihren Augen ein Prophet gewesen sei; sicherlich habe

Martin Luther dann schon gar nicht gewußt, was die Evangelienschreiber für einen Sinn mit diesen Siegelworten verbunden, und erst die heutige Wissenschaft könne genauestens feststellen, wie alle diese Leute vor vierhundert und achtzehnhundert und zweitausend und einigen hundert Jahren sich im Ausdruck für ihre Begriffe verfehlt und untereinander mißverstanden haben, ganz zu schweigen davon, daß es diese Leute vielleicht garnicht gegeben hat, woraus dann wieder folgen würde, daß sie sich auch nichts beim Gesetz und den Propheten gedacht haben können. Da gingen uns freilich die Augen groß auf!

Noch später hat sich der eine oder andere von uns dann wirklich in die alten Sprachen vertieft und da ist ihm gekommen, daß Kinderglaube oft mehr wert ist als Schulweisheit. Zwischen dem Tohu und Bohu, die miteinander die ganze Schöpfung in ihrem Durcheinander einschließen, und dem A und O, in denen alle Gedanken der Menschen inbegriffen sind, zwischen „Gott und der Welt" (von denen der Herr Lehrer nichts gewußt hat) und „Himmel und Erde" stellt er dann auch das Gesetz und die Propheten an seinen rechten Platz; jetzt ist es freilich kein verkürzter Ausdruck mehr — den lieben ja auch die höchst entwickelten Sprachen der Neuen und Allerneuesten Welt in ihrer kaufmännischen Sparsamkeit mehr als die Kindersprachen aus der Umgegend des Paradieses taten — jetzt ist es eine Umschreibung für den Begriff, der zu schwer und hoch ist, als daß man ihn geradezu denken und nennen möchte. Überall sind uns Vielheiten erkennbar, überall sind die Dinge zweierlei. Willst du das Eine haben, das All, so mußt du es aus Zweien zusammenfügen, wie aus Zukunft und Vergangenheit das Ewige, wie aus dir selbst und allem was außer dir ist, den Raum, wie aus A und O das Abbild jedes Gedankens.

Das ist das Gesetz und die Propheten: Setze dir selbst dein Recht in dem, was du willst, daß dir die Leute tun; tust du ihnen auch danach, so wirst du Recht haben und behalten.

# Ferien

## Eine Novelle von Emil Alphons Rheinhardt

Unvermerkt breitete der Sommer sich aus in dem weiten, kaum begangenen Parke und zog sich in die schattigen Zimmer des Schlosses. Auf dem gelben Kies des Vorgartens lagen die Hunde in der Sonne und rekelten sich im warmen Dämmern in den Sommer hinein. Aus ihrem Frie-

den wurden sie nur gestört, wenn nachmittags die Baronin zu ihren Freundinnen fuhr und wenn der Arzt kam. Bis eines Morgens eine gelinde Unruhe die Trägen blinzeln und den Kies ein wenig stieben machte, und der junge Erlen aus dem Wagen hell in Heimat und Ferien hineinsprang, ein wenig stubenfarbig zwar, aber lachend, wach und im ganzen Glücke langer Ferien, doppelt schöner, hinter denen sich keine Schule mehr aufrichten konnte. Die Mutter, fein und wie verknittert, empfing ihn mit ihrer maßvollen Zärtlichkeit, der Vater, der wieder vor einer Reise war, mit der Frage, ob er mit wolle ans Meer. Otto dankte und sagte, er wolle daheim diese Zeit nach der Prüfung genießen und habe sich drei Freunde eingeladen. Ob sie kommen dürften? Man bejahte es ihm, der Vater doppelt erfreut, der ein Stückchen Verantwortung gut von sich genommen fühlte, und drei Tage später waren die Freunde im Schlosse. Jetzt lief und lachte es durchs Haus. Sie hatten den Vordertrakt ganz für sich, und in dem hallenden Treppenhause rieselte und rumorte es von Schritten, Laufen und Rufen. Es galt, vieles nachzuholen. Und sie beeilten sich. Frühmorgens klappten die Pferde auf dem Hofpflaster, und sie hetzten hinaus in den blitzblanken Tag, schwammen drüben im See, kamen heim und aßen armlange Butterbrote, Hauskäse und große Kirschen, holten die Gewehre und Hunde und strichen durch die Felder. Nachmittags lagen sie allein oder zu zweien, Otto immer mit Heinrich Bülte, seinem liebsten Freunde, im großen, großen Parke, schliefen, atmeten die grüngoldige Nachmittagsstille, sahen die Fleckchen tieferen Blaus durch die alten Bäume, und waren so ferienfroh im Herzen, wie es vor der Sehnsucht der Reifgewordenen als Bild aller Jugendsüße schön und schwermütig zu stehen pflegt. Heinrich lag mit dem Rücken gegen den Park, zur Parkseite des Schlosses blickend: „Gehören die zugedeckten Fenster deiner Schwester?“ „Ja Heinz, weiß Gott, es geht ihr nicht ein bißl besser. Und sie ist so geduldig. Schad um das Mädel. Wie wir klein waren, war es so schön, da zu spielen. Ich vergeß ganz, zu ihr zu schauen.“ Der Diener brachte kühle sauere Milch. „Ist etwas Neues bei meiner Schwester?“ „Nein, Herr Otto, der Doktor ist grad weggegangen.“ Unwillkürlich sah Heinrich wieder zu den Fenstern. Ihm war, als hätte sich ein Vorhang bewegt.

Immer reicher wurde der Sommer. Die Blüte des nahen Klees war braun und die jungen Rebhühner bekamen Farbe. Wie's zu gehen pflegt mit Jünglingsfreundschaften, trieben es auch die vier mit Bevorzugung, Eifersucht, Vertrauen und Absonderung. Doch hatte sich jeder nach Anlage und Liebhaberei einen eigeneren Tagesgang zurechtgelegt, abenteuerte durch die Wälder,

fischte im See, lief wie Franz, der Jüngste, einem Dorfmädel nach oder lag wie Heinrich mit einem Buche im Park. Nichtsdestoweniger hatten ihre Erlebnisse erst den rechten Wert und Geschmack, wenn sie den anderen erzählt und mit leisem Neid, Spott, Mitfreude oder Ungläubigkeit gewürzt wieder zu ihren Stammherzen zurückkehrten. Sie hatten gelernt, hauszuhalten mit der Geselligkeit, die sie in der ersten Zeit reichlich aus- und abgenützt hatten. Und ihre Abende waren schön in Ottos großem alten Zimmer, wenn bei Wein und freundlichem Tabakrauche jedes einzelnen Tag nochmals aufstand mit Waldwegen und leisen Herzenswirrnissen, die jeden anrührten. Hinter den unbeholfenen Parentheſen zu den Tatsächlichkeiten spürten sie das eigene Dunkel und hatten einander lieb um ihrer Geheimnisse willen. Der Morgen badete ihre Herzen in eine schöne Kühle, daß sie über die sentimentalen Abende lachten, bis diese wiederkamen und sie den Morgen nicht mehr verstanden. Eines solchen Morgens hörte Heinrich im Stiegenhause die Beschließerin dem Diener sagen: „Heute hat die Baronesse wieder eine böse Nacht gehabt. Jetzt erst ist der Doktor weggegangen.“ Er fragte Otto: „Mein Gott, es ist nicht ärger als sonst. Aber sag den andern, sie sollen heute im Torweg beim Parke nicht johlen.“ Doch beim Mittagessen war alles wie sonst, die Baronin gleichmütig freundlich, und so vergaß Heinrich das ganze. Nachmittags las er und trieb dann im Boot auf dem baumversteckten Teiche. Er war mitten in Wasserrosen, bückte sich nach einer und dabei fiel ihm das kranke Mädchen ein. Und er holte eine Menge Knospen und Rosen herauf und wand sie zusammen. Konnte er sie ihr aber schicken? Er kannte sie doch gar nicht. Sicher, er war doch jetzt so lang im Hause. Es ging gegen Abend. Er suchte die Beschließerin. Er hatte auf seine Karte geschrieben: „Ein Freund von Otto wünscht Ihnen recht baldige Genesung.“ Und schickte die Blumen hinauf. Er hatte etwas Herzklopfen dabei. Abends in Ottos Zimmer war er mehrmals versucht, dem Freunde davon zu erzählen; aber immer kam es ihm wie eine Unkeuschheit vor und so ließ er es. Es wollte kein rechtes Gespräch entstehen und sie gingen bald in ihre Zimmer. Heinrich lag im Bette und las. Es freute ihn nicht recht. Ein leises Durcheinander war in ihm und er suchte unter den Sätzen, die er aufnahm, nach einem Angriffspunkte. Da klopfte es leicht an der Tür. „Otto“ dachte er und sagte „herein“. Ein Mädchen stand in der Tür, ein blondes, ganz mageres. Heinrich richtete sich auf. Das Mädchen sagte verlegen: „Sind Sie Herr Heinrich? ... die Baronesse schickt mich, Ihnen für die schönen Blumen zu danken.“ „Sagen Sie bitte der Baronesse, daß ich mich furchtbar freue, wenn sie ihr angenehm waren; es tut mir doch so leid, daß sie krank

ist, daß sie nicht mit uns den Sommer genießen kann." Das Mädchen trat einen Schritt näher, in den Lichtkreis der Lampe; es war recht bleich und seine Augen waren schön, glänzend und groß. Heinrich merkte es, und daß es eine Art Morgenrock anhatte. Er dachte an die Kranke oben, war glücklich und verwirrt, stürzte in tausend Bilder, Träume und Hoffnungen, indes das Mädchen noch immer neben seinem Bette wie wartend stand. Er sah sie an, weil ihm vorkam, sie hätte spüren müssen, was in ihm vorging, und fragte fast rauh: „Sollen Sie mir noch etwas sagen?" Sie erschrak: „Nein . . ." Sie wandte sich zum Gehen, kehrte sich aber nochmals zu ihm: „Doch, ich soll sagen, daß die Baronesse bitten läßt, Sie mögen keinem Menschen etwas von dem Heutigen sagen, kein Wort!" Er war beleidigt: „Sagen Sie dem gnädigen Fräulein, daß ich das auf keinen Fall getan hätte." Es fiel ihm ein, daß ja ein Dienstmädchen vor ihm stehe, und er fügte hinzu: „Übrigens wäre es ja doch nicht zum Erzählen gewesen." Die Hand an der Türklinke, flüsterte das Mädchen noch in das Zimmer hinein: „Ja, die Baronesse meinte, weil Sie doch so jung sind . . . Gute Nacht." „Bitte." Aber sie war schon fort. Er hatte die Worte doch verstanden. In einem wachsenden Unlustgefühl begann er, das Gespräch in sich zu ordnen. Aber es wollte nicht gehen. Die wunderliche Weise der hergestellten Verbindung, das durch keine Wirklichkeit gestützte Bild jenes Mädchens, die Ungewißheit des Kommenden und vor allem die Bedrängnis von innen heraus, die das Erlebnis noch fiebriger gemacht hatte, warfen ihn in ein Gewirr von Gefühlen, in dem er nur klar eine sinnlose Scham und die Sehnsucht fassen konnte, die sich aus aller Welt auf dieses eine noch eben bildhafte und schon in eine Wirklichkeit getretene Wesen zu sammeln begann. Sein Schlaf war anders als sonst, nur eine Unterbrechung, keine Bereicherung wie nach anderen Nächten. Sein erstes Nachdenken galt Möglichkeiten, sich den Tag abgesondert halten zu können. Was sonst selbstverständlich war, schien nun plötzlich schwer und gefährlich, gleichwie jeder Wunsch, von Otto etwas über die Schwester zu erfahren. Er suchte Otto vorerst in seinem Zimmer auf, bei sich den Vorwand erwägend, sich Bücher für einen Tagesausflug zu leihen. Das Zimmer war leer. Heinrich ging zum Bücherständer. Dabei fiel ihm ein, sich gründlich umzusehen, ob sich nicht ein Bild fände, das die Schwester darstellen könne. Doch auf dem Schreibtische stand nur das Jungen traditionelle Schillerbildnis; sonst war das Gewirr von Dingen dort zu finden, das lediglich Tagesbedürfnissen dient, die noch nicht entschieden sind, wie es ja diesem Alter eigentümlich ist, dem auch das Bedürfnis noch nicht zur Erfahrung und damit zu einer, wenn auch kleinen, Lebenseinrichtung ge-

worden ist. Enttäuscht ging Heinrich mit ein paar wahllos genommenen Büchern den Korridor hinunter. Auf der Stiege erreichten ihn die zwei Mitgäste, Franz, klein, eilig, überquellend, Richard, mit einer vorläufigen Männlichkeit ohne rechtes Material selbstzufrieden. Und sie redeten auf ihn ein, er müsse heute als an dem ersten Fasanenjagdtage mit ihnen hinaus. Heinrich erinnerte sich, daß Otto gestern davon gesprochen habe. Gestern: er fühlte sich von einem Schicksal angerührt in Gedanken an seinen Besitz an Gefühlen. Er versprach den Drängenden, mittags nachkommen zu wollen, bat sie, Otto zu verständigen, und vereinbarte einen Ort mit ihnen, indem er vorschützte, er habe sich vorgenommen, einige Bücherstellen zu einem bestimmten Zwecke aufzusuchen, was sie ihm um so eher glaubten, da sie ihn im vertrauten Umgange mit Büchern kannten. Er eilte dem Parke zu, froh, Otto nicht gesehen zu haben, dem gegenüber ihm das Lügen zufolge seiner innigeren Vertrautheit viel schwerer gefallen wäre. Unter der großen Linde, von wo aus er noch ein Stück des Parktraktes des Schlosses, jenes mit den verhüllten Fenstern, sehen konnte, ohne vom Torweg gesehen zu werden, ließ er sich nieder. Wunderlich blühte der Tag in sein Herz hinein, und in wunderlicheren Gedanken trieb er, Leben geworden, aus. Pläne, sich zur Baronesse hinaufzuschleichen, ihr Briefe zu schreiben und von Liebe zu reden, warf eine brennende Scheu ins Dunkle zurück. Bruchstücke von Bildern, Vorsätzen und Sätzen aus ersehnten Gesprächen hetzten durch sein Denken und er erschrak und frohlockte vor der Wandlung, die in ihm geschehen war. Die Hoffnung, sie könnte am Fenster erscheinen, ließ ihn immer wieder sich aus seinem Lager von Salbei und Thymian aufrichten. Das Surren der Bienen sang durch den Park, die starkfarbigen Blumen des hohen Sommers rochen wilder, und er saß und wartete, daß sein Bild im Herzen dort oben im Fenster Wirklichkeit werde. Aber als sich ein Vorhang bewegte, erschrak er doppelt, weil es geschah und weil seine Leseaugen nicht langten, das Bild dem Denken darzureichen. Und dann trieb ihn die Furcht, man könne ihn doch sehen und etwas ahnen, tief in den Park hinein, ließ ihn durch die waldhaften Stämme laufen und legte ihn endlich in der Abgeschiedenheit der fernsten Lichtung ins hohe Gras, allein mit dem Aufruhr seines Herzens, den Blick im schönen Weiß der Sommerwölkchen. Er lag. Entfernte Dorfglocken und nicht minder der junge Leibeshunger meldeten ihm den Mittag, den er jedoch, dem Hunger zum Trotz, draußen zu bleiben beschloß, da er den Anschein zu erwecken die Absicht hatte, als sei er im Felde gewesen und hätte die Freunde draußen verfehlt. Eine Schwarzamsel schreckte ihn auf mit ihrem Kollern, Kichern und Rascheln im ersten dürren Laub. Er sah sich um und die

welken Blätter hinter ihm weckten die Angst vor dem Herbste und dem notwendigen Verlassen der Geliebten. Verwirrt, trübe und sorgenvoll legte er sein Gesicht auf die Knie. Und darein plagte ihn der Hunger, dessen er sich furchtbar schämte und den all sein Seelenweh nicht wegscheuchen konnte. Und da fielen ihm die Himbeeren drüben beim Teiche ein und er schlich beschämt hinüber, legte sich unter die Büsche und zog eine nach der anderen von den großen überreifen Früchten in den Mund, zuletzt mit seinen Gedanken wieder weg vom Essen, das sich indes von selber weitertrieb. Als er schon wieder still dem Denken sich gebend am Waldrand lag, wollte sich jenes Gefühl abkühlender Beschämung wieder melden und plötzlich vermeinte er zu verstehen, daß das mit der gestrigen von dem Mädchen überbrachten Bemerkung, er sei so jung, zusammenhänge. Er wehrte sich mit allem Verstand dagegen. Doch es mochte nicht weichen und die gelinde Jämmerlichkeit hielt allem Selbstlobe stand. Bald fiel ihm bitterlich ein, wie die Himbeeren ihn gelockt hatten; und wiewohl er sich sagte, daß es ja gar nicht um eine Probe seiner Männlichkeit gegangen sei, die er an Schwererem zu erweisen bereit und fähig sei, war er sich selber gegenüber unsicher geworden, da ja jedem Menschen das tiefste Wissen um das Ich und seine Grenzen körperlich empfindbar im Blute geht und meist in den Anstürmen der von Eitelkeit getriebenen Seelenkunde unverrückbar bestehen bleibt. Der Laut ferner Schüsse klang zuweilen herüber und beruhigte ihn in der Hoffnung, allein bleiben zu können. Der Nachmittag ging hin unter den Wechselfällen einer allzu unsicheren Liebe. Der nahende Abend, tieferes Gold der Sonne auf dunkleren Wipfeln, das völlig reingewordene selige Blau des späten Himmels und nicht minder der schwere süße Geruch des überreifen Sommers überfüllten ihn mit Fühlen, das in wehen Augenblicken Qual und Ichfurcht, in den besten aber fast eine schöne Wehmut war.

Sein Platz war abgedunkelt, die Blumen schwärzlich und naß, als er sich endlich zur Rückkehr ins Schloß entschließen mußte. Er nahm seine feuchtgewordenen Bücher auf und zog sich zögernd vor der Notwendigkeit glaubhafter Vorwände und seiner Unsicherheit dem Torgange zu. Ein Blick auf die erregenden Fenster zeigte ihm alles still und dunkel. Es gelang ihm, unbemerkt ins Haus zu kommen. Er kleidete sich um, lag noch eine Weile im Finstern und zwang sich endlich, zu Otto hinüberzugehen. Er fand die Baronin in dessen Zimmer, ein immerhin höchst seltenes Ereignis, das ihm die Ausrede erleichtern zu wollen schien. Er merkte sofort, daß die beiden ein Gespräch unfertig abgebrochen hatten, und wollte wieder gehen, als er sein Sprüchlein angebracht hatte. Man hinderte ihn jedoch: es seien keine bedeutsamen Dinge

gewesen, lediglich ein paar kleine Sorgen in Wirtschaft und Hausgetriebe. Die Baronin ging bald. Heinrich fand Otto gedrückt, fragte nach Gründen und war doch fast froh über die ausweichende Antwort. Sie saßen sich schweigend eine Weile gegenüber, bis der lärmende Eintritt Franzens Gespräch und kleine Interessen aufwirbelte, Erzählungen von dem heutigen Jagdtage, Schlußerfolge, Hunde- und Trägerstückchen, die allemal in das Bedauern ausmündeten, daß Heinrich das versäumt habe. Richard kam noch dazu, elegant und überlegen. Man rief zum Abendessen, das auch Otto ein wenig zu ermuntern schien. Es waren zwei Gäste da, Freunde des Hauses und Gutsnachbarn, die durch ihr Gespräch mit der Baronin den jungen Leuten ein beschränktes Untersichsein ermöglichten, so daß Otto wieder heiterer wurde und den Jagdtag nach seiner scherzhaften Seite hin auszunützen begann, als ein Diener die Baronin wegrief, die sich mit der Entschuldigung, daß man ihrer bedürfe, entfernte. Otto war wieder unruhig und führte mühsam ein Gespräch mit den Gästen über Wildstand, Jagdwetter und die Reisen des Vaters. Endlich, noch bevor das Abendessen zu Ende war, kam die Baronin zurück, schien unbefangen und besprach mit den Gästen ein übliches Kartenspiel. Bevor die jungen Leute in Ottos Zimmer hinübergingen, sagte die Mutter Otto noch ein paar Worte, die ihn zu beruhigen schienen. Unten rollte ein Wagen fort und sie traten in den freundlichen Raum, wo schon Wein bereit stand. Bald gab es ein Gespräch mit Herbstplänen, die Heinrich weh taten, großen Lebensprogrammen, Erwägungen über zu wählende Universitätsstädte, Schulerinnerungen, die einen nie mehr so entrückt anmuten als zwei Monate nachher. Vom Leben redeten sie mit jener bedeutsamen Endgültigkeit, die sich nur die leisten können, die noch hundert andere vor sich haben, auf die alle sie noch schwören werden. Wieder mußten alle Ansichten und Widersprüche hervor, das Lächeln über Schiller, das neudeutsche Edeltum, das leider so bald sich mit neuen Argumentationen alter Weisheiten begnügen lernt, und nicht zuletzt Gottesglaube und Naturwissenschaft. Heinrich, der sonst ein Hauptsprecher dieser Reden zu sein pflegte, verhielt sich heute schweigend; und nur zu krasse Widersprüche mit seinen Meinungen, oder was er bei dieser Gleichheit der Anschauungen dafür hielt, vermochten ihn zu einer Gegenrede zu reizen, die dann so unwirsch ausfiel, daß er selber erschrak. Man begann leise zu spotten, was ihn in seiner Unsicherheit dem eigenen Selbst gegenüber doppelt traf. Er versuchte einzulenken. Richard gähnte. Der Abend war erschöpft.

Heinrich kam klopfenden Herzens in sein Zimmer. Es schien ihm sicher und notwendig, daß der Abend noch etwas bringen müsse, und er beschloß, nicht

zu Bett zu gehen. Er saß lange beim Tische, hörte die letzten Geräusche des einschlafenden Hauses, die wachsende Stille, die ganz an ihn herantrat und ihn beklommen machte. Er sah sich da sehnsüchtig sitzend, wartend, wurde sich selber Gestalt und Bild, tauchte wieder unter in das bewegte Ich, um abermals emporzusteigen zur Warte des Beurteilers dieser tragischen Person. Langsam befiel ihn die Müdigkeit und schon im Halbschlummer riß ihn dasselbe leise Klopfen an der Tür empor. Er öffnete und ließ das Weiße vom dunklen Korridor eintreten. Sie fragte gleich: „Sie haben auf eine Nachricht gewartet? Warum?" Er stotterte: „Ich dachte . . . nein." „Warum haben Sie nicht nachfragen lassen, wie es der Baronesse geht?" Sie blieb im Türschatten, sprach ganz leise. Er erschrak: „Sie hat es mir doch selbst verboten und dann, wie hätt ich es tun sollen?" „Sie fragen? Sie können es ja jetzt noch immer tun. Sie können mir alles sagen. Ich bin die Vertraute der Baronesse. Die einzige!" Er dachte fieberhaft nach: „Ich hab so viel an sie gedacht." „An wen?" „An die Baronesse." „Wie heißt denn die Baronesse eigentlich?" Eine böse Scham durchfuhr ihn. Er wußte es nicht. Otto hatte immer nur „meine Schwester" gesagt. Er versuchte sich gegen die Fragen dieses Dienstmädchens zu empören: „Warum stellen Sie solche Fragen?!" Sie sagte ganz leise: „Die . . . Baronesse hat mich beauftragt." Er fühlte sich in seiner ganzen Größe vor dem kleinen Dienstmädchen da verloren. Sie stand eine Weile still. Dann trat sie wie gestern einen Schritt zu ihm. Aber heute blieb ihr Gesicht im Schatten des Lampenschirms. Und sie fragte mit derselben leisen, etwas heiseren Eindringlichkeit weiter: „Warum fragen Sie nach nichts, was die Baronesse angeht? Sie brauchen es nicht als unlautere Vertraulichkeit zu fürchten. Ich komme ja zu diesem Zweck her. Ich soll . . ." Sie hielt inne, atmete tief und lehnte sich an den alten, großen Wandschrank. Heinrich saß vornübergebeugt, halb von ihr abgewandt, und suchte aus dem Brennen von Erregung und Beschämung Sätze zu formen. Aus einem Schweigen, das ihm bald selber unheimlich vorzukommen anfing, begann er verschreckt im Halse eine Frage zu bilden, als sie ihm heiser darein sprang: „Sie glauben die Baronesse zu lieben?" „Ja," sagte er überlaut und ein wenig erlöst. „Das ist nicht wahr." „Wie können Sie das sagen!" „Sie hätten es ja schreiben können!" „Ja ja, schreiben. Kommen Sie morgen, ich will Ihnen einen langen Brief geben." „Morgen, morgen . . . schreiben Sie gleich!" Er gehorchte willenlos und stammelte hilflose, verliebte Sätze auf ein Blatt Papier. Er wollte es in ein Kuvert schließen. Sie nahm es ihm aus der Hand und begann es, in ihrem Halbdunkel dareingebeugt, zu lesen. „Warum lesen Sie es?" Sie hörte nicht auf ihn. Da stieg ein Zorn wie

über eine Entweihung in ihm auf: „Sie dürfen es aber nicht lesen!“ Sie kam näher und gab es zurück: „Da haben Sie's wieder. Ich will es der Baronesse aus dem Kopf wiederholen.“ „Das können Sie doch nicht!“ Sie schob sich langsam zur Tür, würgte ein wenig und sagte, die Hand an der Klinke: „Ich kann's schon. Es ist wie alle Briefe und ist an alle Frauen.“ „Was meinen Sie? Was ist . . .“ Die Tür schloß sich. Er wollte nach, fühlte sich dunkel betrogen, hörte sie leise den langen Korridor hineilen und dann plötzlich ein Schnarren und Schlingen wie von einem bösen Husten. Als es still war, trat er armselig und dem Weinen nahe ins Zimmer zurück, warf sich aufs Bett und suchte tausend Wege, sich zu entkommen. Aber auf jedem kam oder eilte er zu sich und zu seinem unfaßbaren Jammer zurück. Daß noch einmal dieser Juli wäre! Daß noch einmal das ganze neu begonnen werden könnte! Zu den Wasserrosen jagte sein Denken hinunter und verstörte die sanfte Welt der Gärten, in denen er sie in sich verfehlt hatte. Hilflos kehrte die ganze Jünglingszeit wieder mit Hoffnungen und ersten Sicherheiten im Denken, Winterabende mit Büchern und Gesprächen, der Vater, der so überlegen getan hatte — O hatte er nicht recht gehabt? Würde dieses Kind nie aufrecht sein können? Dieses Kind, dieses Ich. Wie sicher alle waren. Dieses Dienstmädchen — wie er sich schämte, o wie . . . Aber doch gelang es allmählich, Seitenwege zu finden, die wegführten von dem da, bis ihn einer hineinwies in den Schlaf, einen unruhigen, ungerechten Schlaf, durch den Traumfetzen und Erwachen ununterschieden trieben. Einmal vermeinte er, eilige Schritte und Rufen durch die Gänge, einen ratternden Wagen zu hören. Aber der Traum forderte es für sich und Heinrich gab sich ihm hin.

Der neue Tag hing grau und mit Regenrauschen vor den Fenstern. Heinrich erwachte und fühlte fröstelnd, daß etwas anders geworden sei. Mißmutig sah er die Kastanienblätter draußen sich biegen und kleine Wasserstürze abschütten und versuchte vergeblich, während er den dunklen wärmeren Rock anzog, jenes heimliche Sommerregenbehagen in sich zu wecken, das nach vielen goldenen Tagen gerne einmal ein wenig Winter spielt und sich am ungewohnten Daheimsein gütlich tut, sich selber zublinzelnd im versteckten Denken an den Morgen voll Sonne. Feuchte Kühle kam durchs Fenster und Heinrich dachte, wie herbstlich das nun sei, ohne sich aber über diesen Gedanken und seinen Anhang bei sich auszulassen. Er trat auf den Korridor. Von oben her schlürfte die alte Bedienerin und trug einen klappernden Kübel voll Eis, den zur Hälfte ein blutiges Tuch deckte. Sie fragte Heinrich im Vorübergehen: „Wissen Sie schon, junger Herr, unsere Baronesse ist in der Nacht gestorben.“ „Was?“ . . . Sie

war schon weiter. Er ging ins Zimmer zurück, legte die Hände vor die Augen und war arm und elend. Ein sinnloser Haß stieg in ihm auf. So hatte er es erfahren müssen! Wie häßlich das war! Er stand beim Fenster und Regen sprühte in sein Gesicht. So war es, Herbst, lauter, lauter Herbst. Und er hatte nicht einmal ihre Hand geküßt. Ihm war sie fortgestorben, ihm, die anderen hatten sich ja gar nicht um sie gekümmert. Aber, etwas wehrte ihm sehr und er vermochte das nicht weiterzudenken. Eine fröstelnde Leere wuchs in ihm. Ob das Mädchen ihr noch den Brief gesagt hatte? Da klopfte es. Er erschrak bis ins Herz. Otto war es. Er schrie ihm entgegen: „Du, ist es wirklich wahr?" „Du weißt es schon? Ja. Sie war die letzten Tage manchmal schon recht schlecht. Aber gerade gestern schien es besser um sie zu stehen. Aber da kam in der Nacht der Blutsturz." „Also wirklich!" Und es war ihr Blut gewesen. Otto setzte sich: „Sie hat so viel ausgestanden. Jetzt ist sie darüber hinaus. Man muß es um ihretwillen leichter ertragen. Sie hat schon kaum mehr schlafen, kaum mehr reden können." Nach einer Weile fügte er hinzu: „Du, ich bin mit einer Bitte gekommen. Die Andern werden ja jetzt abreisen. Aber du sollst bei mir bleiben. Ich werde es gerade in den nächsten Tagen recht schwer haben. Papa ist ja so weit fort. So muß ich mich um alles kümmern. Und ich möchte nicht gern allein sein." „Wenn's dir besser tut, bleib ich natürlich." Aber er wehrte sich furchtbar. Der Gedanke an das Fortgehen war so tröstlich gewesen. Wie Schweres man ihm zu seinem Leide noch zu tragen gab.

Trübselig und kümmerlich wurde dieser Tag aufgebraucht mit Geschäftigkeit, deren bösen Sinn er seinem Bewußtsein zu verschweigen versuchte. Nachmittags fuhren die Freunde fort und es gab einen verstimmten Abschied mit gehasteten Wiedersehensversprechungen bis ins Kleinste, denen das Innere keinen rechten Glauben schenken mochte. Dann vom Bahnhof weg bittere Wege in der kleinen Stadt. Er konnte doch nicht fassen, worum es gehe, klagte Otto an und war schon zufrieden, wenn er nur wiederkam und ihn nicht länger im Wagen allein ließ. Endlich saßen sie zu zweit in Ottos Zimmer, verspürten die fehlenden Freunde mit im Gefühl vom Tode und wußten nichts miteinander zu beginnen. Zu reden wie sonst hatten sie nicht den rechten Mut und so würgten sie an der Zeit, die nicht gehen wollte. Und doch fürchteten sie allein zu sein. Endlich schlich Otto zur Mutter hinauf, die mit zwei eilig gekommenen Verwandten aus der Nachbarschaft ihre wohltemperierte Trauer besprach. Und Heinrich war in sein Zimmer verwiesen. Er trat hinein, zog frierend das Fenster zu und saß unvermerkt im Sessel wie gestern. Aber dann riß es ihn doch hoch und sein Blut erschrak vor der Erkenntnis, daß alles Warten sinnlos sei. Aber wenn vielleicht

das Mädchen doch käme! Vielleicht wollte sie ihm berichten, vielleicht sollte sie ihm doch noch etwas sagen! Mein Gott, wozu aber hätte sie Botschaft bringen sollen, nun alles, alles aus war. Er fühlte, daß es ihm doch nicht recht einginge, so ganz stark, was zu Ende sein denn heiße. Und er mühte sich darum, als ob er damit eine Schuld tilgen könnte. Aber das menschliche Herz wehrt sich wild und mit aller Vernunft gegen das rechte Wissen vom Tode. Unverständlich zog sich etwas um ihn zusammen, aus dem er keinen Ausweg sah und das doch nicht so sehr das Geschehene an diesem einen Menschen als die dadurch kenntlich gemachte Ohnmacht des inneren Lebens zu sein schien. Nun würde sie gewiß nicht mehr kommen. Was hätte sie bei ihm auch sollen? Was war er gewesen? Was war das Ganze überhaupt gewesen? Ein winziger Anfang, kaum so viel als ein Zulächeln, eine unverhältnismäßige Aufbauschung, ein wildes Mißverstehen seines hungrigen Herzens. Aber die Fülle und Macht der rege gewordenen Kräfte bewies ihm mit ihrem Dasein, daß etwas Größeres geschehen sei. Endlich entschloß er sich, zu Bett zu gehen und die Nacht zu versuchen. Aber das erst Erwachte kümmerte sich nicht um Zeit und Wollen und forderte sein Leben. So lag er in dem sinnlosen Kreisen um das unverständlich gewordene Ich, das nur mehr schwach getönt war von Tod und Liebe und richterhaft mählich auf ein noch nicht verstandenes Gefühl von arger Schuld zu weisen begann, die in ihrer bitteren Erstmaligkeit selbst der Ermattung Trotz bot. Immer wieder fuhr er auf und begann mit dem Gedanken an sein Sterben zu rechnen. Aber es war zu viel Spiel darin, zu viel vom süßen Jünglingstodtraum, der sich mit der Herzenswunde an der Treppe der Geliebten liegen sieht und alles Unausgleichbare der Knabenbedrängnis in diesem milden Verströmen einzuwiegen sucht. Zu bald begann ihn dieses Spiel schöner Todesromantik zu würgen und ungetröstet sehnte er sich nur mehr nach einer Krankheit, die ihn entrücken sollte. Doch mit dem Grauen des Tages wußte er, kühler geworden, daß irgendein harter Ernst hinter diesem Gewebe von Gedanken und Wirklichkeit stehe, der ausgetragen und gelebt werden müsse. Doch als er vor dem Spiegel die Krawatte umlegte, sah er den großen Jungen so übernächtig und elend da sitzen, die blonden Haare verwirrt, als ob sie nie mehr geordnet werden könnten, und schnell waren ein paar heiße Tränen da und eine arme Sehnsucht nach Geschütztsein und Daheim, daß er eiligst fortgelaufen wäre, hätte er sich das Bubenherz damit wieder erlaufen können. Zeitig war Otto bei ihm und zeigte sich wieder ausgeglichen. „Heinrich, möchtest du an meiner Stelle mit meiner Mutter und den Verwandten bleiben? Ich muß mich um die Aufbahrung kümmern. Und es werden bald die Besuche kommen."

Heinrich saß nun oben mit der Baronin und den zwei Verwandten, die über Nacht geblieben waren, redete nüchtern und wie ausgetrocknet schwerfällige Sätze, mühte sich allgemeingültige Dinge zu sagen und verschwand hinter den erfrorenen Phrasen, die ein Gespräch vertraten. Bald kamen die Kondolenzbesucher. Wagen rollten, Schritte und Räuspern widerhallten im Stiegenhause und würdige gutgesetzte Trostsprüche begannen das Zimmer zu füllen. Die Baronin nickte sichtlich zufrieden bei jedem neuen Namen, der gemeldet wurde, ging jedem Neuankommenden je nach seinem Range drei oder mehr Schritte entgegen, und bald wußte Heinrich, in dem ein kühles Grauen sich ausbreitete, ihren ganzen Wortschatz. Der Salon hatte sich mit Menschen gefüllt, die darauf warteten, in das Aufbahrungszimmer geführt zu werden, um der Sitte zu genügen und ein Stücklein Grausen zu der Freude an dem eigenen Nochvorhandensein dazuzuschlagen. Die Älteren saßen steif in ihren Sesseln und nahmen, auf sich bezogen, die Zeremonie recht ernst. Die Jüngeren sahen zum Fenster in das bleiche Regnen hinaus mit einem mißmutigen, beleidigten Gesicht. Die Baronesse war so lange krank gewesen, daß man ihre Zugehörigkeit derweil vergessen hatte. Endlich kam Otto und bat um Verzeihung wegen des Wartens: der Gärtner sei nicht fertig geworden. Alle erhoben sich und Otto führte über Treppen und Korridore. Heinrich war noch nicht recht zum Bewußtsein gekommen, als ihn ein Geruch von Tuberosen aufriß und sein Herz zu einem wilden, rasenden, erstickenden Klopfen aufrüttelte. Er hörte nicht die Fragen, die ein junger Mann, der mit ihm gegangen war, an ihn richtete. Er lehnte sich neben der Tür, durch die nun die Ersten in das Sterbezimmer eintraten, halb versteckt zwischen Oleander, an die Wand und konnte sein Herz nicht zur Ruhe bringen. Er spürte den Mull der schwarzen Portiere an seinen Händen, roch den starken und beengenden Duft der vielen Blumen und fühlte sich in dem Zittern und Rütteln seines Herzens erwachen. Langsam begannen die Menschen da, die hohen Girandolen, die Kugellorbeerbäume und ein gleichmäßiges Murmeln in sein Wachsein einzutreten, und von der jähen Wirklichkeit gezwungen, trat er aus seinem Zufluchtswinkel zu den Andern und wurde in das Totenzimmer gedrängt. Zwei Nonnen knieten neben dem kerzenhellen blausilbernen Gerüste und neben sich hörte Heinrich flüstern: „Wir waren miteinander im Kloster, die Gretl und ich, und die Schwestern sind von dort, Notre Dame de Sion.“ Er sah zwei große Mädchen nun vor dem Sarge stehen. Und dann war die Reihe an ihm. In lauter Weiß, ein silbernes Kruzifix in die gefalteten Hände gedrückt, lag sie da, bleich und schwach entschlafen, auf die er gestern noch gewartet hatte: das Dienstmädchen. Er starrte sie an und

etwas Brennendes quoll auf in ihm, sich zu rechtfertigen für alles: „Du totes Mädchen sei nicht so schlecht zu mir! Ich hab ja nicht so viel getan! Ich will dir alles sagen. Ich hab ja nicht gewußt . . .“ Aber da war er weggedrängt und nahe der Tür, noch immer das Gesicht zum Sarge gewandt. Und da versagte sein Atmen und er preßte sich hinaus, schnell schnell, flog die Stiegen hinunter und jagte in den Park. Das feine Regnen und die Kühle taten ihm wohl. Und er versuchte den Gedanken an diese letzte Erfahrung. Aber es wehrte sich noch. O Leben, Leben, warum hast du mir's so schwer gemacht! Wie schön, wie süß empfangen dich die Andern, wenn du als die große Verwandlung kommst. Warum? Und ich, ich . . . Aber das Ich wollte ins Wissen, endlich. Und als ein Fieber durchdrang ihn das Erkennen, daß wohl das Geschehene da zum Ich gehöre und auch das Leben sei. Das Geschehene. Ja es war geschehen, alles das, für immer geschehen, unauslöschlich. Was sollte er tun? Konnte man denn leben mit dem? Und er begann als neue Anklage die ganze Scham zu verstehen, die ihn aufgewühlt hatte, als noch nicht alles zu spät war. Ja es hätte noch gut werden können, trotz des Schicksals und Todes, wenn nur er anders gewesen wäre. Aber wie, wie hätte er sein sollen? Wenn er sie geliebt hätte, hätte er sie erkennen müssen. War's nicht Liebe gewesen? Warum jetzt Kampf und Anklage? Er konnte es doch noch nicht fassen und sein Gedächtnis trug quälerisch alle Erinnerungen der letzten Tage zusammen wie für einen Gerichtstag.

Das Leichenbegängnis, das einer Langgestorbenen galt, mit seinem lästigen Prunke, dem eilig herbeigerufenen Vater, dem mißmutigen, um den noch das verlassene Vergnügen ferner Seeorte zu sein schien, und den leeren Gebärden der Trauer, brachte keinen lösenden Schmerz. Und nach ein paar Tagen reiste er heim. Ein kleiner, langsamer Zug trug ihn durch die verwandelten Wälder, durch neues Rot und Braun. Und er versuchte vergeblich die versöhnliche Herbstschwermut, die er aus geläuterten Dichtern früher in seine verwirrte Jugend zu tragen vermochte. Bitterlich sehnte er sich nach einem schönen Schmerz und der Wehmut um eine geliebte Tote. Doch Scham und peinvolle Erinnerung des Gewesenen antwortete. Er kam heim. Die väterlich überlegenen Scherze, die ihn empfingen, waren plötzlich fremd, einem Anderen geltend, und, ohne sein Dazutun, empfand der Vater in wenigen Tagen den Verwandelten neu. Wenn er auch ererbtes Recht und ersessene Autorität nicht so leichtiglich aufzugeben geneigt war, so war in seinen Sticheleien die Überlegenheit doch eher respektvoll geworden und damit der Monat, den Heinrich noch bis zum Beginn des Universitätsjahres daheim verbringen sollte, erträglicher. Alte Freunde

suchten ihn, Mädchen von eh und neue kamen, von einer flackernden Sinnlichkeit für einen Augenblick gegrüßt, die doch immer neu von Angsten und Zweifeln verschüttet wurde. Aufmunternde Blicke streiften den ungemäß Ernsten, wie es ja meist zu sein scheint, daß dem am wenigsten Begehrenden das Glück sich zuwendet. Er suchte die Kameraden kaum, streifte viel durch die Wälder, die sich um die kleine Heimatstadt breiteten, und hatte einige heimliche Winkel der Kindheit, denen er durch das lange Fernesein der Gymnasialzeit fremd geworden war, wiederentdeckt und füllte die alte Zärtlichkeit bang mit seinem neuen Schicksal an. Doch oft riß es ihn wild aus schwachversuchten Träumereien, daß er sich zur Erde warf, sinnlos zornig und betrübt zugleich, und dann auf dem Heimwege bei einem Gemurmel wirrer Reden von Bekannten ertappt, doppelt unselig und ausgestoßen nach Hause schlich. Dann kamen die langen, trüben Regentage. Heimliches Lampenlicht und Bücher, bis zum Rande voll lockender Welt, verhießen Tröstung. Doch vom Lesen emporgerissen, lag er auf seinem Sofa und quälte sich, einen Gedanken, der ihm Hilfe schien, festzuhalten und über die Lächerlichkeit, in die er vor sich hineingewachsen war, logisch hinwegzukommen. Und eines Tages fand er sich bei dem Gedanken, daß ihm sein Erlebnis so weit fortgerückt schien und nur noch er selber, wie aus sich verwundet, mit sich rang. An diesem Tage hatte er mit einem Mädchen, das, seines Alters und Gespielin von einst, an der gleichen Universität wie er studieren sollte, einen Ausflug unternommen. Doch dem Oktobermorgen, der sich schön und sommertäuschend angelassen hatte, folgte ein verwölkter Nachmittag, der eine große Wolke zum Regnen führte, ehe die beiden irgend Unterkunft finden konnten. Unter einem Baume mit niedrigen Ästen, die durch die darüber gebreiteten Regenmäntel ein leidliches Zelt abgaben, saßen die beiden, näher aneinander, als sie es im Innern waren, die nach ausgetauschten ein wenig blassen Kindheitserinnerungen und einigen vagen Zukunftsdingen nur ihre ungewisse Jugend zueinander zu bringen hatten. Ein Gespräch, das ihnen notwendig schien, mußte das Mädchen zuletzt allein bestreiten. Denn Heinrich war in sein Brüten geraten, obwohl ihn für einen Augenblick eine Berührung dieses Mädchenkörpers hell erregt hatte. Bei einigen von ihr fortgeknurrten und hervorgestoßenen Worten merkte sie die jähe Entfernung dieses Jünglings, der ihr nahe lieb und erwünscht war, nahm unvermutet seine Hand und sagte: „Heinrich, was treibst du denn mit dir?!“ Und getroffen und ertappt, begann er eine Erzählung, die er tragisch exponierte, aber die ihm, da er ja nicht Herr des Erlebten war, allgemach ins Wahrhaftige und Beschämende hinüberglitt. Und als er sich plötzlich auf dem ihm so ungewissen Boden und in all

seiner Hilflosigkeit fand, warf ihn die Unklarheit seines Herzens zugleich mit der ganz zerschlagenen Eitelkeit in ein plötzliches kinderheißes Weinen, aus dem ihm das ergriffene Mädchen den Kopf in seinen Schoß zog, wo er, noch eine Weile von Schluchzen geschüttelt, langsam still ward, und endlich, von einem liebkosenden Streicheln über sein Haar wunderlich getröstet, in zwei gütig überlegene Augen aufsah, die ihm in ihrem schönen Ernst eine erste Sicherheit wiedergaben. Bald versuchte sich ein Gespräch, das, von schnellen, kleinen Zärtlichkeiten unterbrochen, doch einem Rechten zustrebte, da das Mädchen, sich an die Stelle der Verstorbenen setzend, klar Heinrichs Schuld erkannt hatte und ihm vorsichtig verständlich zu machen suchte, wie ein gut Stück Schicksal mit dabei gewesen sei, daß dieses Erlebnis vor aller Läuterung geendigt und ihn in seinen schuldbeladenen Kummer verstoßen habe. Eine kleine Rache für ihr Geschlecht mochte sie bei aller Zärtlichkeit nicht missen und so zeigte sie ihm nach und nach, um ihn nicht zu verstören, seine der angeblich geliebten Person so ferne Eitelkeit, sein Unverständnis, ja seine Fühllosigkeit für die Tragik jenes Mädchens, und allmählich zu dem lebendigen Ich überleitend, erklärte sie ihm, in der Liebe sei Mißachtung des Persönlichen das schwerste Verbrechen. Auf dem Heimwege, liebgeschmiegt nach dem Regnen im abendlichen Walde, empfand sie ihn ein wenig vertraut mit einigen ihrer kleinen Eigenheiten und war auch ihrerseits schön getröstet und hoffnungsvoll. Die nächsten Tage nützte sie, ihr Werk zu befestigen, dem noch manche Dunkelheit Gefahr und Rückfall drohte. Bis sie wußte, daß Heinrich auf dem Wege war, was von der zarten Toten in ihm Leben hatte, mit ihrer Gestalt zu verweben und der süßen Sehnsucht nach dem Leben ihren Namen zu geben.

Im Gewirr seiner Abreise stand sie auf dem kleinen Bahnsteige, neben den erregten Eltern, leise lächelnd, gab ihm ein paar Astern und herbstliche Blumen ins Wagenfenster und sagte dem bange Scheidenden ein zufriedenes und sicheres Auf Wiedersehen nach.

Aus einem unruhigen Schlummer weckte ihn das Poltern des Zuges auf einer Brücke. Durch das vom Hauch gesäuberte Fenster sah er vom Flusse fort die Morgennebel auf und nieder steigen. Dann hoben sich aus ihnen blutrot in erster Sonne Schlöte und Türme. Er öffnete das Fenster. Der Zug fuhr in die Stadt ein. Ein ungeheures Sausen begrüßte den Erwachten. Menschenmassen drängten in die Fabriken, Sirenen und Glocken gellten durcheinander und zischend fuhr der Zug in die Halle. Und Heinrich trug seinen Astern-strauß stolz lächelnd wie ein Eroberer durch das Gewühl von Körpern und Händen, die nach ihm griffen.

# Den Toten

Von Gottfried Kölwel

Ihr saht im seligen Vorübergehn
den blauen Himmel und den blanken Teich,
saht ferne Fenster, abendsonnenreich,
und tausend Blütenbäume schwellend stehn.

Ihr habt den Heimflug schlummermüder Vögel,
die Quelle, die am Hügel ewig rauscht,
ihr habt das Reffen noch am späten Segel
und noch den letzten Hauch der Nacht belauscht.

Im Schlaf noch, der euch liebeswarm umfing,
berauschte euch der Duft des Traumgewands;
wie da die Schönheit noch viel bunter hing,
Verheißung eines unbekannten Lands!

Da öffnete sich plötzlich weh das Tor
und nahm, was alles Himmel in euch war,
der ehdem Kleinste selbst trat riesig vor
und opferte sich auf und wurde starr.

Wohl schleiert schwarze Trauer um uns her,
und Tränen lösen sich aus dunkelm Grund,
wir atmen alpbeschwert und schlafen schwer
und öffnen, fast erstickend, weit den Mund.

Jedoch, wenn wir am himmelblauen Tag
die Welt und ihre süßen Wunder sehn,
so alles, was einst selig in euch lag,
befreit uns plötzlich frühlingsfrisches Wehn:

Ein Fest, an Liebe reich, steht vor uns auf,
pfingstlicher Glanz, der Hoffnungen verheißt,
wir fühlen segnend euern heiligen Geist,
der groß sich ausgoß in den ewigen Lauf.

# Oliver Cromwell und die Anfänge des Imperialismus*)

Von Emil Wolff

Es war kurz nach der Eröffnung des denkwürdigen Parlaments, das in der Geschichte als „das lange" berühmt geworden ist, an einem Montagmorgen im November 1640. Die Debatte war schon im Gang, als ein junges Mitglied des Unterhauses, Philipp Warwick, den Saal betrat und eine kleine, aber empfindliche Enttäuschung erlebte.

„Ich kam in das Haus, gut angezogen, denn wir Hofleute legten damals viel Wert auf sorgfältige Kleidung — und bemerkte, daß ein Gentleman sprach, den ich nicht kannte. Er war sehr gewöhnlich gekleidet — in einen Anzug aus einfachem Tuch, dem Anschein nach von einem schlechten Schneider auf dem Lande gefertigt; seine Wäsche war einfach und nicht sehr rein; ich erinnere mich an einen oder zwei Blutflecken auf seiner schmalen Halskrause, die nicht viel breiter war als sein Kragen. Sein Hut war ohne Band. Seine Gestalt war stattlich; sein Degen hing dicht an seiner Seite; sein Gesicht gedunsen und rötlich; seine Stimme scharf und ohne Wohlklang, und seine Beredsamkeit des Eifers voll. Viel ruhige Vernunft hätte der Gegenstand auch nicht vertragen; es handelte sich um einen Diener Mr. Prynnes, der Schmähschriften verbreitet hatte gegen die Königin, des Tanzens und anderer unschuldiger und höfischer Vergnügungen wegen. Er machte so viel Aufhebens und Wesens von der Verhaftung dieses Menschen, daß man hätte glauben können, der Staat selbst sei dadurch in große Gefahr geraten. Ich gestehe aufrichtig, die Szene verminderte meine Achtung vor jener großen Versammlung sehr bedeutend; denn er fand aufmerksames Gehör."

Der Gentleman, der mit so unangebrachtem Eifer, mit ans Komische streifendem Ernst für die Sache Mr. Prynnes eintrat, für den Verfasser der wütendsten aller Anklageschriften gegen das Theater, den grimmigsten Gegner der freien Entfaltung des Lebens, die im englischen Renaissancedrama, dem Drama Shakespeares, ihren höchsten künstlerischen Ausdruck gefunden hatte, dieser Gentleman von so wenig einnehmendem Wesen, so gänzlich jeglichen

*) Kriegsvortrag, gehalten an der Universität München am 25. Januar 1916.

Sinnes für äußere Form und innere Haltung ermangelnd, war Oliver Cromwell.

Wenn sich Mr. Warwick an diesem Tage oder gelegentlich bei seinen Freunden näher nach den Lebensumständen und der Vergangenheit des Mannes erkundigte, dem das Unterhaus eine so befremdende Beachtung schenkte, so hat er wohl nicht viel Merkwürdiges erfahren. Noch war das Leben des Einundvierzigjährigen nicht reich an äußeren Geschehnissen; die Geheimnisse und Wunder seiner inneren Geschichte aber durften nur wenige, solcher Offenbarung Würdige, ahnen.

Die äußere Gestalt seines Daseins in der Zeit, als er noch nicht, wie er in einer seiner großen Reden später sagt, „im Feuer lebte", hat er einmal selbst in einem Satz von stolz-bescheidener Knappheit umrissen. „Ich war ein Gentleman von Geburt, weder auf sonderlicher Höhe, noch gänzlich im Dunkeln lebend." Der Sohn Robert Cromwells, eines mäßig wohlhabenden Grundbesitzers in Huntingdon, entstammt er in gerader Linie einer Schwester Thomas Cromwells, Earls of Esser, des geschmeidigen, sich offen zu Machiavelli bekennenden Ministers Heinrichs VIII. und gewalttätigen Zerstörers der mittelalterlichen Kirche in England.

Enteignetes Klosterland, von Thomas Cromwell seinem Neffen Richard, dem Urgroßvater Olivers, verliehen, hatte den Wohlstand der Familie begründet, die sich nach dem Sturz ihres mächtigen Gönners in der Gunst Heinrichs VIII. behauptet hatte, und unter Elisabeth durch Sir Henry, dem seine verschwenderische Prachtliebe den Beinamen der „goldene Ritter" eintrug, glänzend vertreten worden war. Cromwells Bildungsgang war der eines Gentleman. Er besuchte die grammar school seiner Heimatstadt und bezog dann für kurze Zeit die Universität Cambridge. Nach dem Tode seines Vaters, 1617, übernahm er die Verwaltung des ererbten Besitzes. Während eines juristischen Studien gewidmeten Aufenthalts in der Hauptstadt vermählte er sich 1622 mit Elisabeth Bourchier, der Tochter eines reichen Londoner Kaufmannes.

Acht Jahre später ward der erst Neunundzwanzigjährige als Abgeordneter für die Stadt Huntingdon ins Unterhaus gewählt; die lange und bewegte Tagung des Jahres 1628 ging vorüber, ohne daß er das Wort ergriff. Erst kurz nach Wiederzusammentritt des Parlaments, im Februar 1629, fand er Veranlassung, mit der knappen Feststellung einer ihm zufällig bekannten, die erhobenen Anklagen gegen einen katholischer Neigungen verdächtigten Prälaten bekräftigenden Tatsache sein Schweigen zu brechen. Wenige Wochen später war das Parlament aufgelöst. Bis zu seinem Wiederzusammentreten sollten elf Jahre vergehen. Cromwell lebt in stiller Zurückgezogenheit, den Gang der Dinge mit

schmerzlich-zorniger Teilnahme verfolgend. Nur hie und da erhebt er, leidenschaftlich und gewaltsam, seine Stimme, immer um bedrohte Rechte der kleinen Leute in seiner Umgebung zu schützen. „War er doch", wie es in einer schönen zeitgenössischen Schilderung seines Wesens heißt, „dem Unglück anderer gegenüber mitleidig bis zur Weichlichkeit." Langsam reift er dem schicksalsschweren Jahr 1640 entgegen, dem großen Wendepunkt in der Geschichte Englands und in seinem eigenen Leben. Schweigend nimmt er, als Abgeordneter für Cambridge, im April an den Sitzungen des „kurzen Parlaments" teil. Wenig mehr als ein halbes Jahr später lauscht ein aufmerksames Haus seinen ungestüm dahinstürzenden, von zornigem Eifer durchglühten Sätzen.

Die große Auseinandersetzung zwischen Krone und Parlament, zwischen Staatskirche und Puritanismus näherte sich ihrem Höhepunkt.

Der Geist des englischen Volkes aber war in einen neuen und schicksalsvollen Abschnitt seines Daseins eingetreten. Verblichen war der Glanz der Renaissance. Der in der Entwicklung jedes Volkes einzige und nie wiederkehrende Augenblick war vorübergezogen, da die höchsten schöpferischen Kräfte frei werden, da die innere Bewegtheit des Lebens stark genug ist, auf der hochgewölbten Spannung ihrer Oberfläche alle Widersprüche zu tragen, mögen sie zeitlos im Wesen des Menschen selbst wurzeln, oder sich aus den geschichtlichen Voraussetzungen des Zeitalters notwendig ergeben. So mußte für eine kurze Weile unter der Regierung Elisabeths in den letzten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts die schöne Einheit des geistigen und religiösen, kirchlichen und staatlichen Lebens in England gesichert scheinen. In dem Epos Spensers hatten sich christliche Frömmigkeit und antike Philosophie, mittelalterliche Romantik und klassische Klarheit der Form versöhnt. Hooker schien in seiner „Ecclesiastical Policy" eine Form anglikanischen Kirchentums gefunden zu haben, die einen Ausgleich zwischen den Extremen Roms und Calvins, zwischen Tradition und Reform ermöglichte. Shakespeare feierte in seinem „Kaufmann von Venedig" die freie und reine Schönheit einer sicher in sich selbst ruhenden edlen Menschlichkeit oder schuf in Heinrich V. einen königlichen Helden, der in Spiel und Ernst festen Schritts den ganzen Kreis des Lebens durchmißt, klar bewußt seinen schmeichelnden Schein durchdringend und doch es zu bewältigen fähig mit ungehemmter Kraft des Willens und der Tat.

Dieser Haltung des Geistes, der sich, eine kurze Weile von den Schwingen lichtgeblendeten Lebens getragen, frei schwebend über die in der Tiefe nach Formung ringenden Gegensätze erhob, entsprach ein klug bemessenes Gleichgewicht des staatlichen Lebens, das höchste Kraftentfaltung nach außen und

feste Ordnung im Inneren glücklich vereinte. Die beiden ersten Tudorkönige hatten die Macht der großen mittelalterlichen Gewalten im Staat, des Feudaladels und der Kirche, gebrochen und der Krone eine herrschende Stellung geschaffen, die auch durch das Parlament keine ernstliche Einschränkung erfuhr. An diesem Verhältnis ward auch unter Elisabeth nichts Wesentliches geändert.

Das englische Volk hatte mit Spanien und den verbündeten Mächten der Gegenreformation einen Kampf ums Dasein auszufechten, indem es ebensosehr seine politische Freiheit als seinen protestantischen Glauben verteidigte, zugleich zu rücksichtslosem Angriff fortgerissen von stürmischem Drang nach gewaltsamer Ausbreitung britischer Macht und britischen Handels, kühn ins Weite strebender Abenteuerlust und jäh entfesselter Gier nach den Schätzen der Neuen Welt. Die politischen, religiösen und wirtschaftlichen Interessen wiesen nach einer und derselben Richtung. Und eine Regierung, die, kraftvoll und entschlossen, die Führung übernahm, war der Gefolgschaft eines in stolzem Nationalgefühl und religiöser Begeisterung einigen Volkes sicher.

Auf ihre vom Gesamtwillen des Volkes getragene äußere Politik gestützt, konnte Elisabeth dem Parlament gegenüber den Absolutismus der Krone behaupten. Die festgegründete Autorität der Staatsgewalt und ihre Rolle als Beschützerin protestantischer Freiheit gegen Rom und Spanien ermöglichten die Durchführung einer Kirchenpolitik, die jeden Versuch calvinistischer oder sektiererischer Auflehnung gegen die Episkopalverfassung und die aus alter katholischer Überlieferung stammenden Dogmen und Formen der Staatskirche mit harter Unduldsamkeit unterdrückte.

Eine tiefe geistige Wandlung hatte schon in den letzten Jahren Elisabeths eingesetzt. Die englische Renaissance hatte den Punkt erreicht, wo sie, in klarster und schmerzlichster Selbstbesinnung, sich aus eigener Kraft zu verinnerlichter Bewußtheit erheben, sich in sinnlicher und verstandesmäßiger Veräußerlichung verlieren oder endlich, an sich selbst verzweifelnd, sich aufgeben und um den Preis einer gänzlichen äußeren Verarmung des Lebens in der Einseitigkeit rein innerlicher Religiosität das bedrohte seelische Sein retten mußte. Die französische Renaissance war auf ihrem Weg von dem jubelnden Lebensüberschwang des Rabelais zur ernüchterten und doch feinsten Lebensvollen Reife Montaignes fortgeschritten, um sich in die Gegensätze libertinistischen Spiels mit dem Leben und jansenistischer, tiefinnerlichster Religiosität zu spalten. In England ging ein einziger, einsam, unverstanden bis auf den heutigen Tag, Shakespeare, den Weg eigener freier Reife bis zum Ende. Er hat eine wesentlichste seelische Wirklichkeit gestaltet, deren Weite, Tiefe und Fülle auch die letzten und innerlichsten Erfah-

rungen einer in ererbten Formen verharrenden Religiosität noch zu einer in trügerischen Schein gebannten Halbheit herabsinken läßt. Die Gesamtheit verfällt dem unvermeidlichen Schicksal, das den Verlauf geistiger Bewegungen bestimmt: aus einer Verblendung enttäuscht erwachend, sucht sie in einer neuen, gegenwärtigen, Halt und Seinsgewißheit, wo Inhalt und Bewegung des Lebens noch stark genug sind, die Form des Daseins zu bestimmen. Erschöpftes Leben aber verfällt, zum toten Gegenstand oder zu eitlem Spiel erniedrigt, der Herrschaft einer leeren Bewußtheit, die ebenso das ernste Antlitz entsagenden Wissens wie die gefällige Maske des überlegenen Weltmanns tragen kann. So erwächst das geistige Doppelantlitz der Zeit in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts, langsam vorbereitet unter Jakob I., zu scharfen Umrissen durchgebildet unter seinem Nachfolger Karl I. Auf das zuversichtliche Sichhingeben an den äußeren und inneren Reichtum der Welt und der Seele folgt bei den feinsten und beweglichsten Geistern eine müde und ernüchterte Einkehr, ein Sammeln und Zusammenfassen seelischer Kraft zu einem in der Verbindung mit dem Göttlichen ruhenden Sein: so entsteht eine starke, an Port Royal in Frankreich von ferne erinnernde, religiös vertiefte Strömung innerhalb der anglikanischen Kirche. Sie erfaßt gerade die Hauptträger der Renaissancebildung und setzt in poetischer Fruchtbarkeit und in der Liebe zu edler äußerer Form des religiösen Lebens wie in ihrer weitherzigen Versöhnung katholischen und protestantischen Christentums die Renaissance fort, auf die sie sich folgerichtig aufbaut. Zugleich aber wird der innere Gegensatz in aller Härte offenbar, in den Renaissance und Reformation notwendig geraten müssen, wenn jede der beiden Bewegungen ihren eigenen Weg bis zum Ende geht. Die aus gröberem Stoff gewebten Geister, die nur den ungebrochenen engen Ernst gebundener Sittlichkeit und geknechteten Lasters kennen, denen jede Möglichkeit frei hingegebenen Spiels und sich wieder zurücknehmender Vergeistigung versagt ist, hatten sich von Anfang in schroff-feindseliger Einseitigkeit dem mutig sich dem Leben öffnenden und nach seiner ganzen Fülle greifenden Streben der Renaissance verschlossen. Sie hatten Halt und Sicherheit gefunden in derjenigen Form reformierter Lehre, die in so seltsamer Mischung die letzte Willkür des allen Forderungen der Vernunft trotzenden und ein gefühltes Unbedingtes kühn behauptenden religiösen Denkens zu der unerbittlichsten verstandesmäßigen Ernüchterung in der ganzen äußeren Gestaltung des religiösen Lebens fügt, in der Lehre Calvins. Wie bei jedem Fortschreiten des Geistes bis zum Äußersten, berühren sich bei der Verwirklichung dieser Lehre zwei entgegengesetzte Möglichkeiten. Die Lehre Calvins von der willkürlichen Erwählung, die vom Anfang

der Zeiten an nur einzelne Seelen aus dem Ganzen der verlorenen Menschheit aussondert und durch das Walten der Gnade zur Kraft zum Guten und zur Seligkeit hinleitet, wird Menschen, die ganz und gar aufs Wesentliche gerichtet sind, denen Ernst höchste seelische Fülle und reinste Entfaltung lebendigen Seins bedeutet, durch alle Abgründe der Verzweiflung hindurch zu einer strahlenden Gewißheit eines in Gott wurzelnden Seins führen. In den seltenen Fällen, in denen die Möglichkeiten zum Aufbau einer Persönlichkeit gegeben sind, wird diese zur äußersten Vereinzelung fortschreitende Form des Christentums die Quelle verdichtetster Innerlichkeit und fruchtbarster Vertiefung werden. Bei der großen Mehrzahl aber wird die notwendige Veräußerlichung und Verarmung dieser die reichsten innersten Lebensquellen fordernden Lehre eine Enge und Starrheit des Geistes zur Folge haben, mit der auch eine durch rein äußerliche, sittliche Gebundenheit bedingte Lebenstüchtigkeit nicht versöhnen kann.

Je mehr nun die Renaissance innerlich erlahmte, je mehr das Leben sich in glänzender Oberflächlichkeit zu verlieren schien, um so breiter und tiefer mußte der puritanische Einfluß auf die enttäuschten, fester Inhalte bedürftigen Schichten des englischen Volkes werden, die nicht, wie die höfischen Kreise in zierlichem, bald geistig überlegenem, bald sinnlichem Spiel dahingleitend, die sich öffnende Leere des Daseins vergessen konnten. Zwei Gegner also hatte der Puritanismus zu bekämpfen: eine ihm verhaßte, sündige Lebensform und eine herrschende Kirche, deren bischöfliche Verfassung, deren Festhalten an katholischen, gottesdienstlichen Formen, deren innerster Geist, auf die Vermittlung der Gegensätze gerichtet und dem religiösen Erleben des Einzelnen die Gesamtheit christlicher Erfahrung gegenüberstellend, in schärfstem Widerspruch zu seinen Grundforderungen und seinem letzten Wesen standen. Die Staatskirche, zum Bewußtsein der ihr drohenden Gefahr erwachend, innerlich gestärkt durch die neuen Regungen religiösen Lebens, begann alsbald ihre eigenen Ideale schärfer zu umreißen und um die Erhaltung der bedrohten kirchlichen Einheit mit immer sich steigernder Gewaltsamkeit zu kämpfen. Sie hat die Weite des Gesichtskreises, die etwas ernüchterte Einsicht in die durchschnittliche geistige Beschaffenheit des Menschen, das Streben nach einem Ausgleich zwischen den großen Grundrichtungen des Lebens in Staat und Kirche, Denken und Kunst, sie hat die Fähigkeit zu besonnener Duldung auf ihrer Seite. Aber sie ist aufgebaut auf vermittelnde, in der Bedingtheit verharrende Grundsätze, und das leichthin ordnende Walten des sie beherrschenden, sich in seinen Grenzen bescheidenden Verstandes vermag das Chaos nicht zu bändigen, das in der Seele tobt, die nur Form und Gestalt finden kann, wenn sie, ganz und gar an ein Unbedingtes

hingegeben, die Gewißheit des Seins in immer erneuerter innerer Bewegung ergriffen hat. Es ist der alte Gegensatz zwischen Luther und Erasmus, wie er in der großen Kontroverse „de libero arbitrio" und „de servo arbitrio", „über den freien und den geknechteten Willen" offenbar wird, derselbe Gegensatz, der den großen Kampf innerhalb der in der Gegenreformation erneuerten katholischen Welt zwischen den Jansenisten und den Jesuiten bestimmt. Letzten Endes aber kommt auch in ihm nur der tiefste Widerspruch im Dasein des Geistes überhaupt zur Erscheinung: der Widerspruch zwischen dem in der Einzelseele nach unmittelbarster Verwirklichung und nach der Fülle ursprünglichen Seins drängenden Leben und dem Streben des Denkens nach einer Begründung des Seins durch allgemeine, über die Willkür des Einzellebens hinausgreifende, das Dasein mittelbar und von außen her ordnende Gesetze.

Mit der geistigen und religiösen wird unter den Stuarts auch die politische Einheit des englischen Volkes zerrissen. Die Regierung Jakobs I. zerstört mit grober Hand das kunstvolle, von der elisabethanischen Staatskunst so sorgfältig bewahrte Gleichgewicht. Die Krone verfolgt nach außen hin, in unsicher tastendem Fortschreiten, im wesentlichen dynastische Interessen, im Inneren betont sie mit eigensinniger Rücksichtslosigkeit mehr und mehr den Grundsatz, daß die königliche Gewalt die Quelle aller Macht im Staate ist. Durch ihre Annäherung an Spanien verliert sie das Vertrauen der kraftvollsten Volksschichten, die ihre protestantische Stimmung und ihr Drang nach wirtschaftspolitischer Ausbreitung in der immer noch führenden katholischen und der stärksten Kolonialmacht den Feind schlechthin sehen heißt. Ihre schroffe Haltung gegenüber der Frage nach dem Anteil des Parlaments an der Staatsgewalt mußte diesem als ein Streben nach einer den überlieferten Grundlagen der englischen Verfassung widerstrebenden Erweiterung der königlichen Macht erscheinen und die Vertreter des Volks zu einem immer bewußteren und entschiedeneren Eintreten für die eigenen Rechte zwingen.

Das Wesen Karls I. ist bestimmt durch den schneidenden Widerspruch zwischen seinem starren, die höchsten Ansprüche erhebenden königlichen Macht- und Rechtsbewußtsein und der Unfähigkeit, seinen aufs Unbedingte gerichteten Forderungen eine sichere Grundlage im Bereich des politisch Möglichen zu geben. Ganz und gar in die Enge seines eigenen, spröden Willens gebannt und an Ziele geklammert, die nur als fremder Zwang von außen her aufgedrängt werden, nicht aber als überzeugende Notwendigkeiten das Gesamtbewußtsein des Volkes innerlich ergreifen können, gewinnt er in seinem Handeln nie ein klares und sicheres Verhältnis zur Wirklichkeit. Wesen und Gesetze des Stoffes,

den er bilden soll, bleiben ihm dunkel. Er kann im höheren Sinne nur spielen, nicht gestalten. Erst in dem Augenblick, da er, von unverstandenen äußeren Mächten überwältigt, die Arme sinken läßt und stolz ergeben, ganz in sich beschlossen, sich leidend behauptet, vollendet sich das Maß des Seins und des Ernstes, das ihm beschieden ist.

Seine ersten Regierungsjahre sind ausgefüllt von unglücklichen und kostspieligen Abenteuern in der äußeren, von erbitternden, die Gegensätze mehr und mehr verschärfenden Kämpfen um Verfassungs- und Religionsfragen in der inneren Politik. Die Parlamentstagung von 1629 endet mit einer offnen Auflehnung des Unterhauses gegen die Krone, und klingt, in einer stürmischen Schlußsitzung, aus in einen leidenschaftlichen Protest gegen die neue staatskirchliche Gesinnung und jede Verletzung des parlamentarischen Steuerbewilligungsrechts. Der erste Führer des Unterhauses, ein Redner von bis dahin unerhörter hinreißender Kraft, Sir John Eliot, starb drei Jahre später, langsam dahinsiechend, weil er sich nicht durch eine die Privilegien des Hauses preisgebende Unterwerfung die Freiheit erkaufen wollte, im Tower. Er war der Träger eines politischen Idealismus gewesen, in dem sich, wie in keinem anderen englischen Staatsmann, der Geist der Renaissance in edelster Gestalt offenbarte: aus einer überreichen Fülle klassischer Bildung schöpfend, träumte er von einem Staat, der in seinem Aufbau die Harmonie und Schönheit der sittlich vollendeten Persönlichkeit verwirklicht. In ungebrochener Einheit des Lebens vermählt er christliche Frömmigkeit mit antikem Denken, den heroischen Willen des politischen Kämpfers mit dem philosophischen Streben nach geistiger Gestaltung. Die englische Renaissance hatte in ihrer Jugend Sir Thomas More, den Verfasser der „Utopia", hervorgebracht, in dem sich der Geist in anmutiger Beweglichkeit und unbekümmerter Freiheit, losgelöst von allen überlieferten Bindungen, zu heiter-ernstem Spiel entfaltete, um dann mit höchstem Kraftaufwand sich ganz zu einem Ernst, der kein Ausweichen kennt, zu verdichten, zu jenem Ernst, der More mit der überlegenen Ruhe des antiken Weisen den Märtyrertod des Christen aus freier Wahl sterben heißt. So schwebt der Schatten des Sokrates über ihrem Aufgang und über ihrem Ende.

Und nun war ihr Tag vorüber. Es folgen elf Jahre persönlichen Regiments, äußeren höfischen Glanzes, dumpf gärender innerer Unzufriedenheit. Gestützt auf den königlichen Willen, und auf ihn allein, sucht Erzbischof Laud, einzelne widerstrebende Puritaner mit grausamer Härte unterdrückend, der Kirche starke Einheit und das ehrwürdige Gewand alter edler Formen wiederzugeben. Der Versuch, auch dem bis ins Mark calvinistischen schottischen Volk die Regeln der

englischen Staatskirche aufzuzwingen, führt in kurzer Zeit zu einem völligen Zusammenbruch des neuen politischen und kirchlichen Systems auch in England. Mit grimmiger Entschlossenheit treten die Schotten in offenem Aufruhr ihrem König gegenüber. Englands Grenzen sind unmittelbar bedroht. Karl, völlig in die Enge getrieben — die Staatskassen leer, die Armee in kläglichem Zustand — entschließt sich Ende 1639, das Parlament zu berufen. Er folgt dem Rat des Staatsmannes, der vielleicht allein über den unbeugsamen Willen und die eiserne Kraft verfügt hätte, die letzten Ziele Karls auch jetzt noch mit rücksichtsloser Gewaltsamkeit zu verwirklichen — Thomas Wentworths, Earls of Strafford. Strafford besaß die Fähigkeit, eine Lage klar zu überschauen, und den entschlossenen Mut, alle, auch die äußersten, Mittel zu ihrer Gestaltung und Bewältigung zu ergreifen. In ihm lebte — wie in Bismarck, mit dem dessen Gegner in der Konfliktszeit ihn drohend zu vergleichen liebten — die große politische Leidenschaft, die sich, wie Bismarck einmal schreibt, „die Scheide wegwerfend", in den Kampf stürzt und die allein dem aus gegebenem Stoffe schaffenden Staatsmann den höchsten Adel verleiht, weil sie ihn zwingt, sich ganz einzusetzen mit dem letzten, tödlichen Ernst des Künstlers, dem sein Werk zum Schicksal wird; denn Strafford war Staatsmann in dem reinen Sinn, daß ihm jeder Gedanke an eine Unterordnung der Politik an irgendwelche ihren unmittelbaren Zwecken fremde Ideen fernlag. Der Staat, als Inbegriff der Macht, war ihm alles. Zu Anfang 1640 tritt das neue Parlament zusammen, weigert sich, den König in seinem Kampf gegen die Schotten zu unterstützen, und wird nach drei Wochen aufgelöst. Atemraubend in ihren unermüdlichen wiederholten Anstürmen dämonischer Willenskraft folgt nun die großartige Anstrengung Straffords, den König zu entschlossenem, jede letzte Möglichkeit an sich raffendem Handeln mitzureißen. Vergeblich. Karl vergleicht sich mit den Schotten, deren Truppen auf englischem Boden stehen bleiben, und beruft abermals ein Parlament. Es versammelt sich am 3. November 1640.

Noch redet Cromwell. Aber die Stunde ist nah, da seine Kraft ganz frei werden, da er ganz er selbst sein wird: die Stunde der Tat. Diese Kraft, die sich in straffer Entschlossenheit ballt, um sich in einem Handeln von unfehlbarer Sicherheit zu lösen, bestimmt zum Teil seine Größe; denn sie begründet ein klares Verhältnis zur äußeren Wirklichkeit des Geschehens. Aber er gehört nicht zu den Menschen, die nur sind als ein Glied dieses Geschehens, die sich ganz nach außen werfen, deren Leben völlig in der Bewegtheit des schaffenden Augenblicks aufgeht. Er weiß, was eine höhere, innere Wirklichkeit ist; und der Strom seines Handelns bricht aus dem festen Grunde eines seelischen Seins

hervor, das er sich in gewaltigem inneren Geschehen, geheimnisvollen Notwendigkeiten folgend, gebaut und gestaltet hat. Äußere Einflüsse der Erziehung: seine Mutter, die Schule, die Universität, haben die Form dieses Seins geprägt — die Form puritanischen Christentums — und den Weg vorgezeichnet, auf dem seine über die chaotische oder leere Nichtigkeit des bloßen Daseins hinausdrängende Seele die höchste Fülle und die tiefste Gewißheit des Lebens finden sollte: sie mußte versinken in der letzten vernichtenden Not ihrer eigenen Verlassenheit und Ohnmacht, um dann emporgehoben zu werden durch das Wunder der sie in Gnade ergreifenden und sich auf ewig ihr vereinenden göttlichen Liebe. In einem der frühesten Briefe, die wir von ihm haben, 1638, schreibt er: „Wahrlich, keine arme Kreatur hat mehr Ursache, für die Sache ihres Gottes einzutreten, als ich. Ich habe reichen Lohn gehabt im voraus und bin gewiß, ich werde nie das kleinste Teil davon verdienen. Der Herr nehme mich an in Seinem Sohn, und gebe mir zu wandeln im Licht, und gebe uns zu wandeln im Licht; denn Er ist das Licht. Er ist es, der unsere Dunkelheit, unsere Finsternis erleuchtet. Ich wage nicht zu sagen, Er verbirgt Sein Angesicht vor mir. Er gibt mir Licht zu sehen in Seinem Licht. Ein Strahl an einem dunklen Ort hat über die Maßen viel Erfrischung in sich: gepriesen sei Sein Name dafür, daß er auf ein so dunkles Herz scheint, wie das meine. Ihr wißt, wie meine Art zu leben gewesen ist. Oh, ich lebte im Finsteren und liebte das Dunkel und haßte das Licht; ich war ein Haupt, das Haupt der Sünder. Dies ist wahr: Ich haßte die Frömmigkeit, und Gott hatte Erbarmen mit mir. O des Reichtums Seiner Gnade. Preist Ihn für mich, betet für mich, daß Er, der ein gutes Werk begonnen hat, es vollenden möge auf den Tag Christi." Ein Brief eines Freundes aus späterer Zeit liefert eine wertvolle Ergänzung: „Dieser große Mann ist aus einem sehr elenden und kummervollen Zustand emporgestiegen; er hat viele Qualen der Seele erleiden müssen, hat lange unter grimmigen Schreckniſſen und Versuchungen gelegen . . . Durch diese Schule der Prüfungen ward er geführt, bis er die Lehre des Kreuzes gelernt hatte, bis sein Wille gebrochen war in Unterwerfung unter den Willen Gottes." „Mit Hammer und Feuer ward die Religion in seine Seele geschmiedet. Sie zog nicht nur durch die Erleuchtung des Verstandes ein." Zwei Zeugnisse von Ärzten lassen seinen Seelenzustand in der Zeit vor der großen beseligenden Klärung ahnen: „sehr hypochondrisch und voll von Einbildungen", sagt der eine; „valde melancholicus", urteilt der andere.

Die Art und Weise, wie sich die befreiende Wandlung, die Bekehrung in der Seele Cromwells vollzogen hat, bleibt ins Dunkel gehüllt. Viele sind in

seiner Zeit einen ähnlichen Weg gegangen. Langsam, in peinlicher Selbstbeobachtung, und in Angst und Qual bemüht, eine Bekehrung nach allen Regeln der theologischen Bücher zu erleben: Richard Baxter, der liebenswürdige Theologe, der darüber klagt, daß seine Natur „zu stumpf und der Melancholie zu fern war, um leicht zur rechten Sorge um ihr Heil gebracht zu werden". Jahrelang von allen Schrecken unentrinnbarer Verworfenheit gemartert, von drohenden und fürchterlichen Gesichten einer kraftvoll bildenden Phantasie gejagt, immer wieder emporgetragen zum seligen Schauen des Erlösers, um alsbald wieder hinabzusteigen in einen neuen Abgrund selbstquälerischer Verzweiflung, bis eines Tages „die Ketten von seinen Beinen fallen" und er sich eins fühlt mit Christus und auf ewig geborgen in ihm: so erzählt der größte puritanische Künstler, der zugleich ein innerlichst religiöser Mensch ist, John Bunyan, die Geschichte seiner Bekehrung in dem Buch, das da handelt: von der „Überfülle der Gnade für das Haupt der Sünder".

John Winthrope, der spätere Gouverneur von Massachusetts und Gründer von Boston, wird jahrelang durch seine innere religiöse Unsicherheit völlig in seinem äußeren Leben gelähmt, bis, wie es scheint etwa gleichzeitig mit einer glücklichen Heirat, ein jäher Wandel eintritt: „Der Herr offenbart ihm Christum. Er kann nicht mehr zurückblicken auf das, was er gewesen oder getan; ist nicht mehr unzufrieden mit seinem Mangel an Kraft und Sicherheit; seine Augen sind nur auf die freispendende Gnade Gottes in Jesu Christo gerichtet."

Es ist eine enge Welt, in der sich diese Kämpfe abspielen. Auch für Cromwell hat sich die Welt wohl nie im höchsten Sinne geweitet: denn die freischaltende Beweglichkeit des Geistes hat seiner Natur gefehlt, die, im Zwiespalt mit dem lebendigen Reichtum der Seele, erst die letzten Möglichkeiten des Leidens, sich ihm versöhnend, den Weg zur tiefsten und umfassendsten Reife erschließt. Er hat die unmittelbare Not der Seele gekannt, die erzeugt wird, wenn die Sehnsucht nach dem Getragensein durch eine unbedingte und letzte Sicherheit, nach gelöster befreiender Hingabe an eine unerschöpfliche Quelle immer neuer bewegter Lebensfülle im Kampfe liegt mit dem harten Drängen einer von schwellenden Kräften strotzenden, männlichen Natur, die nach Gegenständen strebt, sie zu fassen und zu bewältigen. Diese beiden Grundrichtungen stehen sich in ihm in unvermittelter, gebundener Starrheit gegenüber. Da ist kein Zwischenreich eines herauf- und hinabsteigenden, vielgewandten Geistes, der die Gegensätze mildert, indem er die Enge des Gefühls durch klärende Bewußtheit weitet und den schlichten weißen Ernst in bunte Farben bricht, oder indem er in seinem eigenen willkürlichen Spiel den Schein der freien Überlegenheit ge-

nießt und über die dumpfe Wirklichkeit eines immerwährend auf der Oberfläche leise bewegten, in der Tiefe aber in drohend ruhiger Gestaltlosigkeit lauernden Trieblebens unbekümmert hinweggleitet. So sind seiner Natur die tausendfältigen Möglichkeiten eines durch die bildende und abschwächende Wirkung des Geistes vermittelten künstlichen Gleichgewichts verschlossen. Sein Wesen kann sich nicht spalten: es muß in seiner Ganzheit von innen her gestaltet oder nach außen gerissen werden. Er kann sich nur ganz finden oder ganz verlieren. So wird ihm die Grundfrage nach dem Sein eine sittliche und damit, in dem Vorstellungskreis, in den er gebannt ist, eine rein religiöse Frage. Er hat diesen Vorstellungskreis kaum jemals denkend durchbrochen. Harte Männlichkeit bedeutet für ihn nicht einen Drang nach beherrschender, auf sich stehender Erkenntnis, der mit dem Sehnen seiner Seele nach tragender Hingabe zu ringen hätte. „Sein Wissensdurst war leicht gestillt," sagt ein allerdings nicht wohlwollender Biograph über seine Universitätszeit. „Er hatte viel mehr Freude am Reiten und an körperlichen Übungen im Freien." Eine Bemerkung, die von seinem Tutor in Cambridge berichtet wird, bestätigt dieses Urteil. Er findet Cromwell viel weniger zum Nachdenken als zum Handeln neigend. Er selbst hat später, in einem Brief an seinen Sohn, seine Anschauung über Sinn und Wesen des wahren Wissens klar ausgesprochen: Sein letztes Ziel ist die Erkenntnis Gottes in Christo. „Denn wahres Wissen ist nicht dem Buchstaben nach, oder rein betrachtend, sondern innerlich, es verwandelt den Geist in sich." Er kennt also keinen Zwiespalt zwischen Denken und Sein. Wirkliches Wissen fällt mit dem wahren Sein in eins zusammen, soweit es die höchsten und letzten Gegenstände umfaßt. Das Wissen aber, das sich nach außen wendet und Welt und Dinge zu seinem Inhalt hat, ist ihm nur wertvoll im Dienste des Lebens und des Handelns: Richard Cromwell soll Geschichte lesen, Mathematik und Geographie studieren. „Diese Dinge schulen für den öffentlichen Dienst, zu dem ein Mann geboren ist."

So zeichnen sich die Grenzen in aller Schärfe. Die Bekehrung bedeutet eine Begründung geistigen Seins, und zwar eines beschränkten und nur teilweise verwirklichten geistigen Seins. Denn es gibt einen unbedingten Maßstab, der den Grad der Vollendung eines in einer Persönlichkeit verwirklichten geistigen Seins bestimmt. Er mißt die Tiefe seiner lebendigen Inhalte und die Weite der sie als Form umspannenden und gestaltend durchdringenden Bewußtheit, er prüft es auf die in ihm waltende Fähigkeit zu einer immer wieder über sich hinauswachsenden, fortschreitenden Reife, auf die ihm innewohnende Kraft zur Bewegung nach dem Unendlichen hin.

An diesem höchsten Maßstabe gemessen, tritt die Beschränktheit der durch die Bekehrung geschaffenen Seinsgestalt klar zutage. Sie liegt in ihrer Gebundenheit an geschichtlich bedingte Denkweisen, in der Einengung des lebendigen Inhalts, durch die die seelische Hochspannung erkauft wird.

Innerhalb dieses so umgrenzten Rahmens bietet nun die geschichtliche Erfahrung zwei in äußerste Gegensätze auseinanderstrebende Richtungen der Seinsgestaltung dar. Die Bekehrung vollzieht sich unter im wesentlichen gleichen theologischen Voraussetzungen, in ganz ähnlichen Formen, bei englischen Puritanern und französischen Jansenisten. Dann aber streben die Wege in unendliche Fernen auseinander. Für die großen Jansenisten bedeutet das entscheidende Erlebnis den Beginn einer alle Kräfte des Lebens zur Steigerung und Vervollkommnung des geistigen Seins zusammenfassenden Innerlichkeit; die Welt versinkt ihnen, es ist die Reife des Todes, die ihre Seelen sich in härteste Einsamkeit verschließen und um die unbedingte Reinheit und Fülle des in Gott ruhenden Seins ringen läßt. Auch für die feinsten und seelisch reichsten Puritaner wird die Bekehrung zu einem Vorgang, der ihre bis dahin durch geistigen Zwiespalt gebundenen Kräfte frei werden läßt für das äußere Leben. Sie haben in stärkster unmittelbarer Erfahrung den Sinn des Daseins ergriffen und damit jene Aussöhnung mit dem Ganzen des Lebens, soweit es ihnen überhaupt Wirklichkeit werden kann, vollzogen, die als geheimste Sehnsucht allem Protestantismus innewohnt, wenn sie sich auch nur in der Gemütlichkeit des deutschen Protestantismus ganz hat durchsetzen können. In der starken Rüstung einer festen Form, mit dem Urgrunde des Seins durch eine endgültige Beziehung verbunden, steht die Persönlichkeit nun der Welt gegenüber, die ihr ein Gegenstand ist, den sie, von mutigem Vertrauen erfüllt, in ihrem Sinne meistern zu können glaubt. Es gibt keinen letzten Zwiespalt mehr; die beglückende, den Weg zu erlösendem Handeln öffnende Einheit des Lebens scheint gewonnen. Handeln aber ist nun nichts anderes als die Betätigung der Kraft, die einer aus göttlicher Quelle genährten Innerlichkeit entspringt, in einer Richtung, die bestimmt wird durch immer erneuerte Erfahrung des gläubigen Gemüts, durch seine innere und äußere Erfahrung. Unendlich einfach erscheint diese Lösung in ihrer unbekümmerten Geradlinigkeit; wie jugendlich unreif sie ist, welch einen erschütternden Bruch der geschichtlichen Stetigkeit sie darstellt, das zeigt ein Blick auf die „Pensées" Pascals. Auch er, der größte und deshalb über ihn hinausgehende Vertreter des Jansenismus, hat in einem ungeheuren Erlebnis, von der göttlichen Gnade ergriffen, Frieden gefunden, den Frieden der an sich verzweifelnden klaren und reifen Bewußtheit. Er hat, ihn beherr-

schend, den großen Zwiespalt mit herübergenommen in die großartige Enge seines neuen Lebens und ihn geformt in dem die innere Tragik des Geistes in ungemilderter Härte enthüllenden Gegensatz zwischen der Größe und der Nichtigkeit des Menschen. Die Erinnerung an Bismarck drängt sich auf. Auch er hat sich der ungeduldigen Forderung seiner ungestüm nach Sicherheit und klarer Richtung verlangenden Natur, auf edle langsame Reife verzichtend, gefügt und den Reichtum seiner Seele in dem ehrwürdigen Schrein christlicher Überlieferung beschlossen. Ihm aber steht zwischen seiner innerlichsten Welt, solange sie in edler Fülle lebendig bleibt, und dem äußeren Dasein, dem er handelnd angehört, die Gegensätze mit überschauender Klarheit ernst herausheben und lächelnd vermittelnd: ein frei in sich ruhender Geist, der in stolz überlegener Bewußtheit das Leben in unversöhnliche Widersprüche zerfallen sieht und sie, sicher der eigenen beweglichen Kraft und geborgen in dem Gefühl des Besitzes einer unangreifbaren seelischen Innerlichkeit, fest ins Auge faßt. Er ist geistig genug, um spielen zu können, und daher des freien, großen Ernstes fähig, der in den größten Augenblicken alle geschichtliche, äußerliche Gebundenheit des Geistes durchbricht und zu den letzten Wirklichkeiten vordringt, die nur dem Künstler erreichbar sind. Eine einzige Briefstelle möge dafür zeugen. Er schreibt 1859 aus Petersburg: „Heute begruben wir oder leichenfeierten wir mit Kaiser und Parade 1 alten Fürsten Hohenlohe. In der schwarzbehangenen Kirche, als sie leer war, blieb ich mit Gortschakow (dem Kanzler) auf dem Katafalk und der Totenkopfdecke von Samt sitzen, und politisierten, d. h. arbeitend, nicht schwatzend. Der Prediger hatte über den Vergänglichkeitspsalm (Gras, Wind, verdorrt) geredet, und wir planten und plotteten, als stürbe man nie." Es fehlt in jener Zeit seiner reichsten inneren Fülle nicht an Äußerungen Bismarcks, aus denen das Bangen vor einem Sichverlieren an die Nichtigkeit der Welt zu hören ist. Es ist hier von wesentlichen Menschen die Rede, von Menschen, die Sinn für Wirkliches haben und die Kraft, es innerlich oder äußerlich in höherer oder niederer Form zu ergreifen. Das unerbittliche Schicksal des wesentlichen Menschen ist es aber, daß er einmal sich einer letzten Wirklichkeit gegenüber sieht, die ihn zwingt, wenn er sich selbst treu bleiben will, sein Leben auf die in entsagender Einsamkeit beschlossene, in sich selbst allein begründete Seinsgewißheit des eigenen Geistes zu bauen. Von diesem Punkt allein aus ist eine Befreiung möglich, die hinwegführt über den sonst unvermeidlichen Zwiespalt zwischen den Forderungen nach innerlich unabhängigem Sein und den Ansprüchen, die sich gerade aus einer wesentlichen Verknüpfung mit der äußeren Wirklichkeit ergeben. Wo der lebendige Geist diesem seinem

härteſten und erhabenſten Geſetz ausweicht, indem er in ſeiner Sehnſucht nach letzter und ſicherer Wirklichkeit, von dem Drang des Lebens nach verſöhnender Erfüllung ſeiner ſelbſt verlockt, ein Unbedingtes ergreift, das ihm verſagt iſt, wo alſo ein Widerſpruch eintritt zwiſchen der auf das Weſen gerichteten Geſinnung und dem Scheininhalt, bei dem ſie ſich beruhigt: da wird das Leben in tragiſchem Widerſpruch zerbrechen müſſen, weil ihm die Möglichkeit genommen iſt, in immer neuen Formen über ſich hinaus zu reifen und ſeine immer weiter ſich rundenden Kreiſe mit geiſtiger Bewältigung zu umſpannen. Damit iſt das Schickſal Cromwells vorgezeichnet — von ihm erlebt als eine göttliche Komödie ohnegleichen, für den in beſonnener Anteilnahme miterlebenden Betrachter eine Tragödie menſchlichen Geiſtes, die in dem Rahmen eines großartigen Einzellebens die geiſtige Tragödie eines großen Volkes ſpiegelt.

Cromwells Aufſtieg beginnt in dem Parlament, das ſich im November 1640 verſammelt hat. Die erſte große Entſcheidung fällt, als Pym, der Führer des Unterhauſes, in einem Kampf auf Leben und Tod mit Strafford den Sieg behält. Von ſeinem hilfloſen König verlaſſen, ſtirbt Strafford am 12. Mai 1641 auf dem Schafott. Erzbiſchof Laud, ſchon in Haft, wird in kaum zwei Jahren den gleichen Weg gehen. Im Triumph ziehen die befreiten puritaniſchen Märtyrer durch London.

Das Parlament erzwingt ſich, nicht ohne Mitwirkung Cromwells, das Recht, ſich ſelbſt aufzulöſen und zu vertagen, und das Recht, mindeſtens alle drei Jahre zuſammenzutreten; die entſchiedenſten Puritaner, Cromwell unter ihnen, beantragen die Beſeitigung der Biſchöfe mit Stumpf und Stiel. Es iſt dieſe Frage, die zur erſten deutlichen Parteibildung im Unterhauſe führt. Von nun an ſtehen ſich Royaliſten und Puritaner, Cavaliers und Roundheads gegenüber. Die Erregung erreicht ihren Höhepunkt Ende 1641: die katholiſchen Iren haben ſich empört, haben die Proteſtanten in Ulſter grauſam hingeſchlachtet. Da bricht der furor protestanticus los. Das Parlament verlangt die Kontrolle über die Armee, die nach Irland gehen ſoll. Und Cromwell beantragt, einen Teil der bewaffneten Macht in England zur Verfügung des Parlaments zu ſtellen. Hier reckt er ſich zum erſtenmal drohend auf. Es folgt der letzte, alle Klagen zuſammenfaſſende Appell des Unterhauſes an Volk und König: die große Remonſtranz. Karl antwortet mit einem Gewaltſtreich gegen das Unterhaus, dringt am 4. Januar 1642 mit einer bewaffneten Schar ins Unterhaus ein, um ſeine wichtigſten Gegner zu verhaften. Er findet ſie nicht mehr. Geſchlagen, verläßt er eine Woche ſpäter London. Drei Tage darauf legt Cromwell die Hand an den Degen: er beantragt die Einſetzung eines Ausſchuſſes,

der das Königreich in Verteidigungszustand versetzt. Im Grunde kämpfen König und Untertanen jetzt um die Souveränität. Am 6. Juli beschließt das Parlament, zehntausend Mann aufzustellen, am 9. Juli ernennt es den Earl of Essex zu seinem General.

Am 22. August entfaltet Karl in Nottingham seine Standarte und ruft seine Getreuen zu den Waffen.

Cromwell wirft sich mit voller leidenschaftlicher Kraft in den Kampf. Aus eigenem Recht, ohne weitere Vollmacht, sichert er seiner Partei durch blitzschnelles Handeln eine Reihe kleiner Vorteile; Ende August stößt er, an der Spitze von einhundertsechzig Reitern, zur Armee des Earls of Essex. Er ficht bei Edgehill in einem der Regimenter, die eine fast besiegelte Niederlage im letzten Augenblick abwenden. Die Einsicht in die Minderwertigkeit der rasch angeworbenen Truppen zwingt sich ihm auf. „Ihr müßt Männer haben eines Geistes, der das Zeug hat, so weit zu gehen, wie Gentlemen gehen, oder ihr werdet immer wieder geschlagen werden," sagt er zu seinem Vetter Hampden. Hampden zuckt die Achseln: ein guter Gedanke, aber unausführbar. Cromwell nimmt Urlaub und geht in die östlichen Grafschaften, Männer auszuheben, „die die Furcht Gottes vor sich haben und sich ein Gewissen aus dem machen, was sie tun".

Es ist Cromwells Geist und Wille, der in kurzer Zeit eine kleine auserlesene Kerntruppe schafft, der im Laufe der nächsten Jahre das ganze Heer bildend ergreift und es in ein gewaltiges Werkzeug verwandelt, das nur der sicheren Hand des großen Feldherrn harrt, um unwiderstehlich zu werden. Dieser Feldherr ist er selbst. Er offenbart sich 1644 bei Marston Moor, hinreißend in der Wucht alles vor sich niederwerfenden Angriffs und kühl besonnen zugleich, mit klarem Blick die Gesamtlage übersehend, gesammelt zu jähen, mit dämonischem Griff den Sieg erraffenden Entschlüssen. Hier, wie 1645 bei Naseby ist es Cromwell, der an der Spitze seiner Reiter eingreifend den Tag entscheidet. Im Sommer 1646 gibt es kein Heer des Königs mehr. Karl selbst hat sich in die Hände der immer noch mit seinen englischen Gegnern verbündeten Schotten gegeben. Die Sieger sind unter sich durch scharfe Gegensätze gespalten; Parlament und Armee, ein die unbedingte Alleinherrschaft fordernder Calvinismus und eine freie, den religiösen Individualismus folgerichtig weiterbildende Richtung stehen sich gegenüber: Presbyterianer und Independente. Neue, aus der Revolution geborene, durch die Verschiedenheit der religiösen Überzeugungen genährte Grundsätze treten hervor: gegen die Souveränität des Parlaments erhebt sich die Souveränität des ganzen Volkes, die

Autorität des Geschichtlich-Gewordenen wird bedroht durch die Berufung auf ein natürliches Recht, das sich allein auf die Vernunft gründet. Cromwells Weg ist klar vorgezeichnet durch eine in seinem tiefsten Wesen wurzelnde Duldsamkeit. Seine gläubige Gewißheit ruht auf eigenster und unmittelbarster Erfahrung; seine höchste Kraft fließt aus einer lebendigen und fruchtbaren Beziehung zu dem Urgrund aller Dinge. Religion ist ihm das innerlichste, eigenste Geheimnis der einzelnen Seele, das sie nur mit ihrem sie in seiner Gnade umfangenden Schöpfer teilt. So kann die christliche Gemeinschaft nichts anderes sein, als die freie Verbindung der Seelen, die ein im Wesen gleichartiges, in der Form der Natur des einzelnen gemäßes Erleben des Göttlichen in Liebe verknüpft. Eine solche Duldsamkeit hat ihre notwendige Beschränkung: sie setzt den Glauben an Christus den Erlöser voraus und sie zieht eine scharfe Grenze gegenüber einer Auffassung, die das Eigenrecht des Einzelgewissens und damit die Grundvoraussetzung echter Frömmigkeit verneint. Für die römische Kirche hat sie keinen Raum. Cromwells politisches Handeln war in seinen Augen bisher gerechtfertigt worden durch die Autorität des englischen Parlaments, für dessen bedrohte, altererbte Freiheiten er das Schwert gezogen hatte. Als er 1644 in die Kathedrale von Ely eintrat, den Hut auf dem Kopf, an der Spitze eines Trupps Soldaten, um einem Ärgernis erregenden hochkirchlichen Gottesdienst ein Ende zu machen, geschah es mit den Worten: „Ich bin ein Mann unter höherer Gewalt." Diese klare und feste Grundlage seines politischen Lebens wird ihm während des ersten Bürgerkriegs und in den folgenden Jahren jener äußersten Verwirrung, wie sie aus dem Zerbrechen aller staatlichen Formen zu entstehen pflegt, langsam, aber mit unausweichlicher Notwendigkeit entzogen. Er ist nicht politischer Künstler in dem Sinn, daß er eine bestimmte Idee gestaltend verwirklicht. Was ihm eine einzigartige Stellung in dieser Zeit verleiht, ist vielmehr seine Fähigkeit, allmählich an den Ereignissen zu reifen, sein Denken den Forderungen der Stunde anzupassen und, während ihn Theoretiker und Dogmatiker, Doktrinäre und Schwärmer aller Richtungen umtoben, die, der Not der drängenden Gegenwart vergessend, einem fernen Unbedingten entgegenstürmen, auf dem Gegebenen festzustehen und nur vorsichtig, wenn der Boden zu wanken beginnt, seine Schritte weiterzutragen, nur so weit hinein in das Gebiet des Neuen und Unbekannten, als es erhellt wird von einem inneren Licht, dessen Strahlen ihm nur den Kreis des unmittelbar notwendigen Handelns für den Augenblick klar und scharf umgrenzen.

Bellièvre, der französische Gesandte, erhält bei einem feinen diplomatischen

Versuch, in Cromwells letzte Absichten einzudringen, eine Antwort von metaphysischer Tiefe und Größe: „Keiner steigt so hoch wie der, der nicht weiß, wohin er geht."

Solange es irgend möglich ist, sucht er zwischen Heer und Parlament, zwischen König und Volk zu vermitteln, hofft er auf einen Wiederaufbau des Staates im Sinn des Geschichtlich-Gewordenen. Mit der Armee kämpft er gegen die Presbyterianer um die Gewissensfreiheit, vor dem Bruch mit dem Parlament hält ihn immer wieder die Furcht vor der Zerstörung der letzten staatlichen Autorität zurück. Im Unterhaus, in den Versammlungen der Soldaten, im Rat der Offiziere wird geredet ohne Ende. Der König spinnt unterdessen seine Fäden und spielt in kurzsichtiger Schlauheit seine uneinigen Feinde gegeneinander aus: Engländer und Schotten, Politiker und Soldaten, Presbyterianer und Independente. Schwarmgeister erzeugen unter den untätigen, in die Politik hineingerissenen Truppen eine drohende Gärung. Er steht allein: alle werden irre an ihm. Ihn ficht es nicht an: „Wenn jemand sagt, daß wir in unserem Handeln den eigenen Vorteil suchen, so möge er sich an solchen Gedanken laben. Mich wird es nicht von meinem Wege abbringen." Allen Verfassungsentwürfen und unbedingte Geltung fordernden Grundsätzen steht er mit der kühlen Gleichgültigkeit des gesunden Menschenverstandes gegenüber. „Er und seine Freunde hüllen sich in Wolken", hören wir klagen, „und entscheiden sich nicht für eine monarchische, aristokratische oder demokratische Staatsform. Jede könnte an sich gut sein, wenn die Vorsehung sie uns bestimmt." Hie und da leuchtet tiefe Weisheit in seinen Worten auf: „Die Hauptsache ist, ob Sinn und Stimmung des Volkes für eine geplante Umbildung des Staats zu haben sind." Dann flüchtet er in die Geborgenheit seiner inneren Welt: „Verwirklicht die beste aller Verfassungen, was habt ihr gewonnen? Den Sieg einer Idee. An Christus gemessen ist dies alles nur Spreu und Mist. Wollte jeder einzelne Mann im Königreich darauf bestehen, für die Verwirklichung der Regierungsform zu fechten, die er für die beste hält: welch trostlose Aussicht für den Staat." Drei Tage lang liegt er, mit seinen Soldaten vereint, in inbrünstigem Gebet vor Gott, in Tränen aufgelöst, eine rettende Offenbarung erflehend. Dann wieder schließt er eine fruchtlose Auseinandersetzung damit, daß er einem Offizier ein Kissen an den Kopf wirft und die Treppe hinunterstürmt. Meuternde Regimenter bändigt er durch sein bloßes Erscheinen, mit blankem Degen in sie hineinreitend. Nichts scheut er mehr als eine gewaltsame Lösung: „Dinge, die mit Gewalt erreicht werden, seien sie noch so gut an sich selbst, würden unserer Ehre schaden und nicht von Dauer sein." „Wahrhaftig,

ihr könnt haben, was ihr wollt, aber was ihr nur durch Gewalt haben könnt, achte ich für nichts." „Was uns freiwillig gegeben wird, ist besser als das doppelte mit Gewalt erzwungen, und wird uns und unseren Nachkommen viel sicherer gehören."

Unterdessen ringt sein Geist mit den großen Fragen, die ihn umschwärmen. Er sucht festen Grund. Jedem Vorschlag sieht er scharf ins Gesicht — und er ist als Schatten enthüllt. Einen Augenblick besticht ihn der Gedanke, auf irgendeinem Wege die Entscheidung des ganzen Volkes oder der Mehrheit des Volkes anzurufen. Immer wieder kehrt er zu der für ihn wesentlichen Frage zurück: „Gebt mir das Gesicht der Autorität, und wäre es nur ein Hase, der auf der Themse schwimmt, und ich will mich daran halten."

Das Ende ist, daß die Armee, unter Billigung und Mitwirkung Cromwells, den Kampf mit dem Parlament um die Macht im Staat durch Gewalt entscheidet. Vor Cromwell und den Seinen fliehen jetzt die elf Führer der Presbyterianer im Unterhaus, wie einst die fünf Abgeordneten vor Karl geflohen sind, wenn auch der Schein der Freiwilligkeit gewahrt bleibt. Und einige Monate später, am 20. August, faßt das Haus seine Beschlüsse unter dem Druck der stummen Drohung eines Reiterregiments, das auf Cromwells Befehl in Hydepark steht. Seine Stimmung in diesen Tagen wird beleuchtet durch zwei Aussprüche: „Diese Leute (die elf Abgeordneten, die zurückgekehrt waren) werden nicht gehen, ehe die Armee sie bei den Ohren hinauszieht," und: „Ich wüßte nicht, was dagegen spräche, daß ich ebenso fähig bin das Königreich zu regieren wie einer von ihnen."

So war der große Schritt ins Leere getan. Cromwell hat die Einheit seines Wesens und Lebens durch eine Wendung seines Denkens von grundlegender Wichtigkeit gerettet: „Seht zu, ob dieses Heer nicht eine rechtmäßige Gewalt ist, von Gott berufen, Widerstand zu leisten und gegen den König zu fechten um gewisse bestimmte Grundsätze, und ob, da sie einmal Gewalt hat zu solchen Zwecken, sie nicht im Dienst dieser Zwecke einem Namen der Autorität ebensogut widerstehen darf wie einem anderen — denn nicht die äußere Autorität, die es rief, hat durch ihre Gewalt den Streit zu einem rechtmäßigen gemacht, sondern der Streit war an und für sich rechtmäßig." Damit ist der Weg betreten, vor dem Cromwell so lange gezaudert hatte. Während er noch suchte, hatte er einmal gesagt: „Ich weiß, man kann alle Schwierigkeiten mit dem Glauben lösen, und der Glaube wird sie lösen, wo er wirklich ist; aber wir sind alle geneigt, das Glauben zu nennen, was vielleicht nur fleischliche Einbildung und fleischliches Denken ist." Der Wille

Gottes allein ist nun die Grundlage, auf die er sein Handeln aufbaut. Die Not der politischen Lage, die ihn sein echter Wirklichkeitssinn klar erkennen ließ, und der daraus fließende Zwang, zu handeln, hatten ihn zu dieser neuen Einstellung getrieben. Sein Selbstbewußtsein ist mächtig gewachsen — aber die Einsamkeit der aus eigenem Recht schaltenden, in sich ruhenden Persönlichkeit ist ihm unerträglich. Er braucht das Gesicht der Autorität. Die Bestätigung aber liegt nun mehr und mehr allein im äußeren Erfolg. Je wunderbarer dieser äußere Erfolg sich steigern wird, desto lebendiger und sicherer wird das Gefühl für den so Begnadigten werden, ein Träger göttlicher Vollmacht zu sein; je weiter der Kreis des Handelns, je verschlungener seine Linien, je lastender die Verantwortung, desto größer das Bedürfnis, Halt und Rechtfertigung bei dieser, der geheimen Willkür dunkler Mächte in der eigenen Seele unterworfenen Autorität zu finden, desto größer die Versuchung für den in gewaltiges äußeres Geschehen Hinausgerissenen, die wesentliche Einheit seines Seins an den Schein eines den inneren Bruch verhüllenden Denkens zu verraten. Hier liegen also die Keime des tragischen Zwiespalts in Cromwells Leben, hier liegen die Wurzeln seines Imperialismus.

Beim Versagen des Parlaments hatte Cromwell seine letzten Hoffnungen auf den König gesetzt. Er ward grimmig enttäuscht. Noch einmal muß er das Schwert ziehen, um gegen die mit dem gefangenen König verbündeten schottischen Presbyterianer zu fechten. Er läßt ihnen — seine genialste strategische Leistung — die Straße nach London offen und zwingt sie, ihnen den Rückweg nach Schottland abschneidend, am 17. August 1648 in der Umgegend von Preston zur Schlacht. Besiegt werden sie an den folgenden Tagen nach Süden gedrängt. Am 25. August ist die an Zahl weit überlegene schottische Armee teils vernichtet, teils gefangen oder zersprengt.

Damit ist das Schicksal Karls besiegelt. Mag das Parlament sich aufs neue um eine Verständigung bemühen: die Armee und Cromwell mit ihr ist entschlossen, furchtbares Gericht über ihn zu halten. In diesen Tagen schreibt er den langen Brief an Oberst Robert Hammond (25. November 1648), den merkwürdigsten vielleicht, den wir von ihm haben. Es ist von inneren Erfahrungen und äußeren Fügungen die Rede, und religiöse Innerlichkeit und politische Vernunft fließen in der seltsamen Weise durcheinander. Die „salus populi" wird als leitender Grundsatz aufgestellt, die Notwendigkeit, die erkämpften Güter zu schützen, gefordert, die Armee als Trägerin göttlicher Vollmacht erkannt. Aber dies alles mag nur fleischliches Denken sein, die Rechtfertigung, die es begründet, nur in foro humano bestehen. „Laßt uns die

Fügungen der Vorsehung betrachten; gewißlich, sie bedeuten etwas. Sie sind so zusammenhängend; sie waren so beständig, so klar und durch keine Wolke verhüllt." Es ist von der inneren Stimme die Rede, die sie richtig zu deuten vermag: „Laß den Herrn in deinem Herzen sprechen und gebieten." So wird zwischen äußerer und innerer Erfahrung vermittelt.

Das feinste Gewebe seines Denkens liegt offen da. Und die geheimsten Triebkräfte seines Lebens in der Welt lassen sich ahnen, wenn er vorsichtig die Frage berührt: Unrecht leiden oder Unrecht tun? „Bosheit, geschwollene Bosheit gegen Gottes Volk, jetzt die Heiligen genannt, sie mit der Wurzel auszurotten; und doch sie, diese armen Heiligen, durch die Vorsehung in Waffen und dadurch mit Verteidigung und mehr gesegnet. Ich wünschte, daß wer für den Grundsatz des geduldigen Ertragens ist, dies nicht zu sehr außer acht ließe. Ich verachte den nicht, der so denkt: aber seien wir auf der Hut, daß nicht fleischliches Denken mehr Sicherheit im Gebrauch dieses Grundsatzes sehe als im Handeln. Wer handelt, und ist nicht entschlossen, um Gottes willen alles aufzugeben? Unsere Herzen sind sehr trügerisch, zur Rechten und zur Linken." Und an einer anderen Stelle: „Gott versuchen heißt nicht den Schwierigkeiten entgegengehen; es heißt handeln, bevor der rechte Glaube da ist, und ohne Glauben. Wenn der Herr in irgendeinem Maße sein Volk überzeugt hat, wie er es allgemein getan hat, von der Rechtmäßigkeit, ja von der Pflicht, dann ist diese Überzeugung, die das Herz beherrscht, Glaube, uud daraufhin handeln ist im Glauben handeln, und je mehr Schwierigkeiten sind, desto mehr Glaube."

Er muß handeln, und er muß dieses Handeln mit seinem Sein versöhnen.

Endlich noch die dunkel-furchtbare Drohung gegen den König: Es gibt noch Leute, die Gutes von ihm erwarten. „Gutes von dem Mann, gegen den der Herr gezeugt hat, und den du kennst!" Und, in wundervoller Klarheit, die scharfe Scheidung zwischen lebendig erwachsener Überzeugung und lebensfremdem Denken: „Ist es in ihren Herzen, oder ist es ausgedacht, hineingezwungen?"

Die Ereignisse überstürzen sich. Am 5. Dezember besetzt die Armee die Eingänge des Parlaments. Hundertdreiundvierzig Abgeordnete werden gewaltsam vom Eintritt abgehalten oder aus dem Hause entfernt. Cromwell, am Abend in London eintreffend, billigt das Geschehene und ist bereit, dafür einzustehen. Er wird nun, anfänglich zögernd, mitgerissen. Bei der Debatte über die Errichtung eines Gerichtshofs, der an dem König Vergeltung üben soll, im Januar sagt er noch: „Wenn irgend jemand sich mit dem Plane getragen hat, den König abzusetzen und seine Nachkommenschaft zu enterben, oder wenn

jemand noch eine solche Absicht hegte, wäre er der größte Rebell und Verräter in der Welt. Aber da die Vorsehung Gottes und die Notwendigkeit uns dies auferlegt hat, will ich zu Gott beten, unsere Beratungen zu segnen, obwohl ich augenblicklich nicht imstande bin, Euch einen Rat zu geben." Nicht lange nachher bricht er, als ein gewissenhafter Vertreter des formalen Rechts die Möglichkeit verneint, den König zu richten, wütend los: „Ich sage dir, wir werden ihm den Kopf abschneiden mit der Krone darauf." Am 30. Januar 1649 fällt das Haupt des Königs. Ein Jahr später bezeichnet Cromwell in einer Rede an seine Offiziere „als die große Frucht des Krieges die exemplarische Vollstreckung der Gerechtigkeit an dem Hauptanstifter des ganzen Streits". In den folgenden Jahren unterwirft Cromwell als Feldherr des Commonwealth Irland und Schottland und stellt die bedrohte Einheit des großbritannischen Reiches unter der Vorherrschaft Englands wieder her. Irland war in hellem Aufruhr und als Ausgangspunkt royalistischer Angriffe unmittelbar gefährlich. Cromwell landet am 13. August 1649 in Dublin. Er hat die Unterwerfung Irlands mit rücksichtsloser Härte begonnen, andere haben sie, als ihn im Mai 1650 der Ausbruch des Krieges mit Schottland zurückrief, vollendet. In diesem Kriege offenbart sich eine furchtbare Möglichkeit seiner Natur. Und sie lehrt uns ihn vielleicht erst ganz verstehen. Wir lernen die Notwendigkeit der festen Form, in die er sich preßte, begreifen, wir ahnen, was er zu bändigen hatte, und ermessen, was die schwer errungene Geborgenheit in einer weiblich zarten innerlichen Welt für ihn bedeutet hat. Wir fühlen endlich die geheime Angst, die bei der Gestaltung seiner Seele und bei dem Aufbau seines Denkens waltet. Es gibt einen Tag, an dem die Dämme durchbrochen werden, an dem er sich verliert — verliert in hemmungsloser Grausamkeit. Es ist der Tag von Drogheda. Am 11. September nahm er, nach zweimaligem vergeblichen Anlauf, selbst in die Bresche springend, die Festung im Sturm. Es ward auf seinen ausdrücklichen Befehl kein Pardon gegeben. Sein eigener Bericht lautet: „Ein Teil des Feindes zog sich auf den Mill Mount zurück: einen starken und schwer zugänglichen Platz, außerordentlich hoch, mit gutem Graben und starken Palisaden. Der Gouverneur . . . und verschiedene höhere Offiziere waren dort. Als unsere Leute zu ihnen hinaufkamen, erhielten sie von mir den Befehl, alle niederzumachen. Und, in der Hitze des Gefechts, verbot ich ihnen, irgendeinen Bewaffneten in der Stadt zu schonen. Ich denke, in dieser Nacht machten sie zweitausend Mann nieder." Er erzählt, wie sich etwa hundert Offiziere und Soldaten auf einen Kirchturm flüchteten und sich nicht ergeben wollen. Der Turm wird in Brand gesteckt, und sie kommen in den Flammen um. In der

Kirche von St. Peter wurden gegen tausend niedergemacht, die schutzsuchend dahin geflohen waren. „Ich glaube, allen Mönchen ohne Unterschied, mit Ausnahme von zweien, ward der Schädel eingeschlagen." Cromwell hat das Bedürfnis, sich zu rechtfertigen. Er erinnert an die Greuel der Iren im Jahre 1641, er hofft, die abschreckende Wirkung werde künftiges Blutvergießen ersparen. Endlich aber verliert er sich in einem religiösen Gedankengang: „Und nun erlaubt mir zu sagen, wie es gekommen ist, daß dieses Werk vollbracht worden ist. Es war einigen von uns ins Herz gesetzt, daß ein großes Ding geschehen sollte, nicht durch Gewalt und Macht, sondern durch den Geist Gottes. Und ist es so nicht klar? Das, was Eure Leute so mutig stürmen ließ, war der Geist Gottes, der Euren Männern Mut gab, und ihn wieder hinwegnahm; und er gab dem Feind Mut und nahm ihn wieder hinweg; und er gab Euren Leuten wieder Mut, und damit diesen glücklichen Erfolg. Und deshalb ist es gut, daß Gott allein allen Ruhm habe." — — —

Nicht ganz ein Jahr ist vergangen. Am 3. September führt Cromwell im Morgengrauen bei Dunbar seine Truppen zum Angriff gegen die Schotten; eine Sturm- und Regennacht voll äußerster Spannung war vorausgegangen. Schwere und bange Tage, drohender Gefahren voll, lagen hinter ihm. Weithin über das Feld tobte der Kampf. Da stieg im Rücken der Engländer aus dem Meere die Sonne empor. Und die Seinen hören Cromwell sagen: „Jetzt laß Gott sich erheben, und seine Feinde werden zerstieben." Nach einer Stunde ist einer der glänzendsten Siege Cromwells erfochten, und der Kampf um die Vorherrschaft auf der britischen Insel, der Kampf zwischen starrem Calvinismus und evangelischer Freiheit, zugunsten Englands und der Freiheit entschieden. Im Sommer 1651 zieht Karl II. an der Spitze eines schottischen Heeres über die Grenze: Wieder hat Cromwell dem Feind den Weg nach England geöffnet. Bei Worcester greift er, am Jahrestage von Dunbar, am 3. September an: kein schottisches Regiment hat die Heimat wiedererreicht, und der König irrte wochenlang allein in England umher, bis es ihm gelang, nach Frankreich zu entkommen. Cromwell selbst hat diesen Sieg die „krönende Gnade" genannt. Seine unmittelbare Folge war das Ende der Unabhängigkeit Schottlands. Zum erstenmal in seiner Geschichte steht nun Großbritannien als straff geeintes Staatsgebilde in der Welt. Die Zeit der größten Aufgaben Cromwells ist gekommen. Es galt, dem äußerlich geeinten Staat feste und dauernde innere Gestalt zu geben, und es galt, die starken durch den Frieden freigewordenen Kräfte nach außen zu richten und die Stellung Englands in Europa und in der Welt zu bestimmen.

Es ist Cromwell nicht gelungen, die erste der beiden Aufgaben zu lösen. Träger der Staatsgewalt in der Republik war der Rest des immer noch tagenden Parlaments von 1640. Jeder gestaltenden Kraft entbehrend, klammert es sich mit eigensinniger Zähigkeit an die Macht. Da reißt Cromwell allmählich die Geduld. Es fällt in einem Gespräch das schicksalschwere Wort: „Und wenn ein Mann auf sich nähme, König zu sein?" Ein Verfassungsentwurf des Parlaments, der seinen gegenwärtigen Mitgliedern dauernd den Besitz der Macht sichern sollte, führt zum endgültigen Bruch. Am 20. April 1653 löst er, in einer in allen Einzelheiten überlieferten Szene von unvergleichlicher Großartigkeit, das Parlament gewaltsam auf. Er hat einen der schwersten Entschlüsse seines Lebens vollzogen: „Ihr seid es, die mich dazu gezwungen haben, denn ich habe den Herrn Tag und Nacht gesucht, daß er mich lieber erschlage, als mir dieses Werk auferlege." Es gab nun nur noch eine wirkliche Grundlage der Staatsgewalt: den Besitz der tatsächlichen Macht. Sie lag in Cromwells Hand. Tiefer wird er in die Einsamkeit ungeteilter Größe und Verantwortung gedrängt. Immer stärker klammert er sich an den einzigen Halt, der ihm bleibt: die lebendige Überzeugung, das auserwählte Rüstzeug der Vorsehung zu sein. Die stolzeste Fassung hat dieses Bewußtsein in der großen Rede vom 12. September 1654 gefunden: „Ich sage, ich weiß nicht, warum ich nicht dieses Zeugnis der Vorsehung im Angesichte Gottes mit jedem ererbten Anspruch sollte gleichstellen können; denn es ist weniger den Sprüngen und Rissen unterworfen, denen jene gewöhnlich ausgesetzt sind." Die neugebildete Verfassung stellt ihn als Lord Protektor an die Spitze des Staats. Die fünf Jahre seiner Regierung sind ausgefüllt durch aufreibende Kämpfe mit einander ablösenden Parlamenten. Er scheitert an der Aufgabe, seine äußerlich behauptete Machtstellung auf ein aus der freien Anerkennung durch das ganze Volk fließendes Recht zu gründen. Die Kunst, politische Versammlungen durch geistige Mittel zu lenken, bleibt ihm versagt. Stets aufs neue ist er zu einer gewaltsamen Lösung gezwungen. Nicht daß ihm die Kraft des Wortes gefehlt hätte. Aber die einzigartige Macht seiner Reden beruht viel mehr darauf, daß sie der Ausdruck seines einheitlichen, ungebrochenen Wesens und der Stimmung sind, von der er sich tragen läßt oder in die er sich selbst, inneren Zwiespalt zu verhüten, hineinreißt, als auf seiner Fähigkeit, mit dem Worte in freier geistiger Willkür zu spielen und zu schalten. Hier tritt vielleicht die Verschiedenheit seines geistigen Aufbaues von dem Bismarcks am deutlichsten zutage. Die beiden stehen sich gegenüber wie ein Naturgebilde, das in der Fülle und Großartigkeit seines unbewußten Daseins zum tief erregenden Gegenstand

künstlerischen Erlebens wird, und wie der seinen Gegenstand bewältigende, überlegen schaffende Künstler. Die höchsten Wirkungen der Beredsamkeit Cromwells gleichen Feuergarben, die glühend einem Vulkan entsteigen. Seine feinsten Worte erinnern in ihrer edlen Schlichtheit an die rührende Anmut der Blumen des Feldes. Bismarcks Reden sind mehr als die unmittelbare Äußerung eines reichen und heftig bewegten Lebens. Sie sind die fest und klar geformten Gebilde eines seine aus unerschöpflichen Quellen emporströmenden Inhalte mit dämonischer Sicherheit gestaltenden Geistes.

Dieser Gegensatz setzt sich in das politische Wirken der beiden Staatsmänner hinein fort. Der Eigenart Bismarcks, die, auf die Selbstbeschränkung der Form gerichtet, das eigene Leben und die als Gegenstand künstlerischen Schaffens beherrschte Welt des Handelns scharf zu trennen weiß, steht das Wesen Cromwells gegenüber mit seinem Drängen nach geschlossener Einheit unmittelbaren Lebens, das den ganzen Bereich des äußeren Geschehens in seine eigenen Kreise hineinzieht. Seinem Grundverlangen nach ist das innere Leben der Seele auf ungemessene Erweiterung und Steigerung seiner selbst gerichtet.

Handeln aber ist für diese Daseinsform nur der unmittelbare Ausdruck seelischen Lebens und seine triumphierende Entfaltung. Mit der Steigerung der inneren lebendigen Spannung wird also auch die entladende Gebärde immer kühner und weiter ausholen. Die machtvolle Gebärde aber, die dem in Gott gegründeten, durch wunderbare Erfahrungen ungeheuer erstarkten Selbstbewußtsein Cromwells und des hinter ihm stehenden Volkes entspricht, ist der Imperialismus.

Und an ihm zerbricht die Einheit des Lebens mit tragischer Notwendigkeit; denn nunmehr sprengt das Leben der Seele die sittlichen und religiösen Formen, die ihm die gehaltene und gebundene Fülle des Seins geschaffen haben, und wandelt sich in die hemmungslose Triebhaftigkeit des gestaltlos sich ausbreitenden Begehrens. Die in sich gesammelte, wesentliche Innerlichkeit aber löst sich auf und wird zur äußerlichen Bewegung einer die Persönlichkeit über sich hinausreißenden und sich selbst entfremdenden Stimmung. Zugleich prallen die unbedingten Forderungen religiösen und sittlichen Seins in unversöhnlichem Widerspruch auf die starren Bedingtheiten der Außenwelt. Alles scheint zusammenzustürzen. Da greift das Leben mit einer seiner geheimnisvollen, selbstrettenden Wirkungsmöglichkeiten ein. Auf halbem Wege innehaltend, beleuchtet die Bewußtheit aus vorsichtiger Ferne die harten Umrisse des Wirklichen und läßt Licht und Schatten mit verschwimmenden Grenzen ineinanderfließen. Das Leben aber, der mild verschleiernden Dämmerung froh, taumelt, mit heftiger Gebärde ins Leere greifend, auf seinem vielverschlungenen Wege weiter.

Kein europäischer Staat mußte dem aus dem Kampf um politische und religiöse Freiheit geborenen Commonwealth wesensverwandter erscheinen als die protestantische Republik der Niederlande. Und im vierten Jahre seines Bestehens liegt er mit den vereinigten Provinzen in erbittertem Kampf. Die letzte bewegende Ursache zu diesem Krieg läßt sich kurz in den Worten eines Redners im langen Parlament zusammenfassen: „Wir eifern um eine schöne Geliebte — den Handel." Ein empfindlicher Schlag gegen den Durchgangshandel, eine Hauptquelle holländischen Reichtums, war noch im Frieden, 1651, vorhergegangen: die Navigationsakte. Als Cromwell die Führung der auswärtigen Politik übernahm — 1653 —, waren die Niederländer geschlagen und die Engländer Herren der See. In den im Laufe des Jahres geführten Verhandlungen tritt sofort der eine große Leitgedanke seiner Politik: die Vereinigung aller protestantischen Mächte unter englischer Führung zu Verteidigung und Angriff hervor. Am großartigsten und kühnsten in einem im September den Holländern vorgelegten Entwurf. Er sieht ein Bündnis vor zwischen England, den Niederlanden, Dänemark, Schweden, den nicht „papistischen" und den deutschen Fürsten, die sich nicht der Inquisition bedienen. Frankreich wird zugelassen, wenn es den Reformierten Religionsfreiheit einräumt. England und Holland gewähren sich gegenseitig die offene Tür. Die Welt wird zwischen England und Holland geteilt. Asien fällt den Niederländern, Amerika mit Ausnahme von Brasilien England zu. Die Holländer verpflichten sich, die Engländer mit fünfundzwanzig Schiffen bei der Eroberung all der Flüsse, Städte, Häfen und Schlösser, die sie außerhalb Brasiliens zu besetzen wünschen, zu unterstützen.

Die Namen der großen katholischen Kolonialmächte, Spanien und Portugal, werden nicht genannt. Allein es ist klar, daß es sich um ein Angriffsbündnis gegen sie handelt. Der letzte Vorschlag sagt, daß Missionare zu allen Völkern geschickt werden sollen, „die bereit sind, sie zu empfangen, um ihnen die Wahrheit Jesu Christi und das heilige Evangelium einzupflanzen".

Der Friede mit den Niederlanden ist schließlich — 1654 — auf einer viel bescheideneren Grundlage geschlossen worden. Den Gedanken einer protestantischen Union aber hat Cromwell bis zu seinem Ende immer wieder zu verwirklichen versucht. Der Drang nach einer Erweiterung des englischen Reiches in der Neuen Welt hat schließlich seine Stellungnahme in dem großen, den Dreißigjährigen Krieg überdauernden Entscheidungskampf zwischen Frankreich und Spanien bestimmt. Beide Mächte bemühten sich um ein Bündnis mit England. Sein Eingreifen zugunsten einer Partei mußte dieser das Übergewicht verschaffen. Lange hat Cromwell mit beiden Staaten zugleich verhandelt,

schwankend, ob er mit Spanien um den Preis von Calais die französischen Protestanten gegen ihren König, der den Stuarts Asyl gewährte, unterstützen oder, mit der französischen Krone verbündet, sich gegen den katholischen Erbfeind und die größte Kolonialmacht wenden sollte.

Noch im Mai 1654 bietet er Spanien ein Angriffsbündnis gegen Frankreich an. Im Juli bereitet sich eine Wendung vor, die die Frage im Sinne der elisabethanischen Politik löst: er will, in Europa Frieden wahrend, Spanien in seinen Kolonien angreifen. Die rücksichtslose Behauptung des spanischen Anspruchs auf ein Monopol in der Neuen Welt und die daraus entspringenden Übergriffe sollten ein solches Verfahren als Vergeltungsmaßregel rechtfertigen. Ein vorsichtiger Warner im Staatsrat, der auf die Fülle der Aufgaben zu Hause hinweist, erhielt eine Antwort, die den Imperialismus Cromwells in einem Satz zusammenfaßt: „Gott hat uns dahin gebracht, wo wir sind, damit wir ebenso an unsere Aufgabe in der Welt denken sollen, wie an die zu Hause." Eine spanische Niederlage in Flandern gibt den Ausschlag. In aller Heimlichkeit werden die Rüstungen betrieben; Gerüchte werden verbreitet, Spanien über ihren Zweck zu täuschen und in Sicherheit zu wiegen: und im Winter 1654 ist eine Flotte nach dem spanischen Westindien unterwegs.

Der alte elisabethanische Drang nach Ausbreitung in der Neuen Welt und der alte elisabethanische Hunger nach den reichen Schätzen jener gesegneten Länder, sie sind in ursprünglicher Kraft wiedererwacht und betätigen sich in den alten räuberischen Formen. Nur hatte die Regierung Elisabeths niemals so offen hinter einem mitten im Frieden ausgeführten Überfall gestanden, wie die Regierung Cromwells hinter dem „westlichen Plan".

In der Voraussetzung, der Kampf werde wie zu Elisabeths Zeiten auf die Kolonien beschränkt bleiben, hat Cromwell noch bis in den Sommer 1655 hinein mit Spanien verhandelt, während seine Truppen in Westindien, nach einem schweren Mißerfolg in San Domingo, Jamaica wegnahmen.

Im Oktober bricht der Krieg mit Spanien aus, im Grunde von Englands Seite ein Krieg um die Freiheit der Meere, der einer inneren politischen Berechtigung sicher nicht entbehrte. Aber Cromwell bedurfte der tragenden Idee, und so verwandelt sich ihm der Kampf, den letzten Endes englischer Drang nach Ausbreitung zu Lande und zur See heraufbeschworen hat, zu einem großen Ringen zwischen der von Gott berufenen Vormacht des protestantischen Christentums und den Staaten, die im Bann des römischen Antichrists schmachten und sich mit dunklen Anschlägen gegen die Freiheit des Evangeliums tragen.

Die überragende Stellung, zu der England in wenigen Jahren emporgestiegen war, und der Grad von Berechtigung, der seinem Anspruch, die führende protestantische Macht zu sein, innewohnte, treten vielleicht am hellsten ins Licht, wenn Cromwell sich im Mai 1654 für die von dem Herzog von Savoyen mit schwerer Verfolgung heimgesuchten Waldenser von Piemont verwendet und, im Bunde mit den protestantischen Schweizern und den Niederlanden, die politische Gesamtlage klug ausnützend, Frankreich zu vermittelndem Eingreifen zwingt, das den reformierten Untertanen einen günstigen Frieden mit ihrem Landesherrn erwirkt. Das Unbedingte allerdings, Vergeltung an den Schuldigen, war auch hier nicht zu erreichen. Cromwells Staatssekretär Milton mußte sie in einem Sonett vom Himmel erflehen. Um jene Zeit etwa sind die Verse Edmund Wallers entstanden, in denen die weltliche Größe des Protektorats ihre stolzeste Verherrlichung, seine Ansprüche ihren anmaßendsten Ausdruck finden:

Die See ist unser. Alle Völker grüßen
Die Segel senkend unsrer Flotten Schiffe,
So weit reicht deine Macht, wie Winde wehn,
Schützt jedes Segel auf den fernsten Meeren.

Der Himmel lächelt uns. Von ihm bestellt
Gibt diese Insel Gleichgewicht Europen,
Gibt das Gesetz, und ihre Staaten neigen
Dem größten Führer sich, der größten Insel.

Hier soll die Zuflucht der Bedrückten sein,
Dein Hof soll ihnen Recht und Hilfe bieten:
Und Seine Hoheit wird nicht unser nur,
Er wird der ganzen Welt Protektor heißen.

Der Krieg mit Spanien drängt England in das Bündnis mit Frankreich. Mazarin, der kühlste und sachlichste aller Staatsmänner, der Minister Ludwigs XIV., und Cromwell, der Königsmörder, dem Haß und Liebe Leben sind, finden sich im gemeinsamen Handeln. Die wichtigste Bestimmung des Vertrags ist der Plan einer gemeinsamen Eroberung Dünkirchens, das in englischen Händen verbleiben soll. Cromwells Truppen kämpfen 1658 Schulter an Schulter mit den Soldaten Turennes. Im Juni fällt Dünkirchen. England hat den Stützpunkt auf dem Festland, den es genau hundert Jahre früher mit

Calais verloren hatte, wiedergewonnen. Das Eingreifen Englands aber hatte den uralten Kampf zwischen Frankreich und Spanien zugunsten Frankreichs entschieden. Die Zeit Ludwigs XIV. naht heran, und Cromwell hat ihr den Weg geebnet.

Seine Hoffnungen für eine einheitliche, der Verteidigung und der Verbreitung der wahren Lehre dienende Politik aller protestantischen Staaten hatte Cromwell vor allem auf Karl X. von Schweden gebaut. Er sollte, an seiner Seite kämpfend, die Grundgedanken Gustav Adolfs erneuern, und ein schwedisch-englisches Bündnis sollte der Kern der umfassenden Vereinigung aller protestantischen Staaten werden. Als Karl 1654 das katholische Polen angriff, sah er ihn im Geiste weiter und weiter nach Süden dringen und, während England Spanien niederwarf, die zweite große katholische Macht, Österreich, bedrohen. Auch dieser Plan zerbricht an harten realpolitischen Gegensätzen. Holland, um seinen Handel in der Ostsee besorgt, hinter Dänemark stehend, kann die Ausbreitung schwedischer Macht nicht dulden. Englands eigene Interessen in der Ostsee werden durch das Anwachsen der schwedischen Macht bedroht. Das protestantische Brandenburg wird, um sich vor einer Umklammerung durch Schweden zu schützen, auf die Seite Österreichs gedrängt. Der Ausbruch des Krieges zwischen Dänemark und Schweden zerreißt die Einheit des protestantischen Nordens endgültig. Trotzdem stellt sich Cromwell in seiner letzten Rede über die auswärtige Lage Europa immer noch als ein Schlachtfeld vor, wo die geistigen Gewalten der gegensätzlichen Formen des Christentums auf Tod und Leben miteinander ringen. Er sieht das apokalyptische Ungetüm katholischer Macht, vom Papst gelenkt, sich drohend zum Sprung auf England recken; die Grundfrage, alles andere in Schatten stellend, bleibt: „Soll die christliche Welt ganz des Papstes sein, oder liebt Gott die protestantische Sache in der Welt, und sollen wir sie in brüderlicher Gesinnung lieben?" Und was soll England tun? „Ihr schätzt Euch glücklich, weil Ihr durch einen breiten Graben von aller Welt geschieden seid. Wahrhaftig, Ihr werdet nicht imstande sein, Euren Graben zu halten und Eure Schiffahrt zu bewahren, wenn Ihr nicht Eure Schiffe und Eure Schiffahrt in Reiterschwadronen und Haufen Fußvolks verwandelt und, Euch zu verteidigen, in terra firma fechtet."

Ein halbes Jahr später, am 3. September 1658, ist Cromwell gestorben, in seinen letzten Tagen ganz und gar versinkend in dem heiligen Dunkel seiner inneren Welt; noch einmal schließt sich der Kreis seines Seins in beseligender Einheit. Die Worte: „Ich bin ein Eroberer, mehr als ein Eroberer, durch Christum, der mich stärkt", fallen von seinen Lippen — und die Welt entschwindet in ferner, verschwimmender Tiefe.

Sein Staat zerfällt nach seinem Tode. Ein verworfenes Geschlecht treibt mit seiner Leiche grausen Spott. Fast zweihundert Jahre lang lebt er, abscheulich verzerrt, verkannt und mißverstanden, im Gedächtnis der Menschen. Dann tritt sein Bild immer reiner und klarer heraus, verklärt durch die ohnmächtige Sehnsucht eines romantischen Epigonen — Carlyles — nach der tragenden Fülle und der sicheren Enge seines Lebens.

Und noch einmal erfüllt sich, mit finsterer Notwendigkeit, weit jenseits des Grabes, die Tragödie seines Daseins:

Der moderne Imperialismus — seinem wahren Wesen so fremd wie die Hölle dem Licht — feiert ihn als seinen Propheten und Helden.

# Bemerkungen über Frankreich

## Von Ferdinand Lion

Es mag schwer festzustellen sein, inwieweit der Glaube Bismarcks an die Unversöhnbarkeit Frankreichs diese mitzuschaffen erst geholfen hat, und wie sehr diese ihm zu Anfang als Hintergrund der neuen deutschen Einheit und Kondiment derselben geradezu willkommen war. Jedenfalls aber spann er daneben noch einen anderen Faden. Und sein Versuch, Frankreich für das verlorene Kontinentalgebiet durch einen Freipaß in Kolonialerwerbungen zu entschädigen, wird berühmt bleiben als ein Beispiel hoher realistischer Politik und darüber hinaus höchster politischer Moral. Ja, wie er 1866 durch das Nichtannektieren eine glatte Rechnung mit Österreich, eine Nullgleichung schuf, so wollte er ein ebensolches Aufgehen der Gleichung im Verhältnis zu Frankreich erreichen.

Frankreich selbst profitierte von der bismarckischen Erlaubnis. Es schuf sich im Laufe von vierzig Jahren jenes ganze Kolonialreich neu, welches es unter Ludwig XV. und Napoleon verloren hatte. So daß, seltsam genug, es spät, besiegt, das erreichte, woran es einmal seine besten Kräfte vergebens gesetzt hatte.

Aber das Elsaß blieb trotzdem unvergessen. Zutiefst aus einem Grund, welchen Frankreich mit allen europäischen Kontinentalstaaten gemein hat: nämlich der Überschätzung des europäischen Bodens. Alle Kolonien der Welt können eben in der Phantasie dieser Staaten nicht ein Stückchen, nicht ein paar Quadratkilometer dieses kostbaren Bodens aufwiegen.

Immerhin, jener bismarckische Kalkül hätte doch günstige Ergebnisse für Deutschland haben können. Indem nämlich Frankreich dazu gelenkt wurde, seine Kolonialtradition nicht zu vergessen, war die Möglichkeit gegeben, daß es, während Deutschland selbst damals kolonial noch uninteressiert war, mit den Kolonialstaaten kollidierte. So geschah es in Tunis mit Italien. So mußte es vor allem mit seinem traditionellen Kolonialgegner England zusammenstoßen. 1880 begann der ägyptische Konflikt, dessen Höhepunkt 1898 Faschoda war. Welche Perspektive, wenn damals in diesem Jahr 1898 der englisch-deutsche Gegensatz schon reif genug gewesen wäre, um sich mit diesem französisch-englischen Gegensatz zu verbinden!

Dieser Moment verstrich ungenützt. Und dann, ein paar Jahre später, in überaus seltsamer Umkehrung der Dinge, ergab sich aus jener bismarckischen Kolonialerlaubnis, welche doch eine Versöhnung mit Frankreich bezwecken wollte, gerade das Gegenteil: eine neue Entzweiung. Und die elsässische französische Wunde, welche mit der Zeit auszuheilen vielleicht anfing, geriet, von Marokko aus rückwirkend, in neues Fieber.

*

Die dritte Republik war aus einer Niederlage geboren. Ein Geburtsfehler, der ihr anhaften blieb und sie verhinderte, zur vollkommenen Gestalt auszuwachsen. Denn ihre äußere Politik war starr, an ein Ziel gebunden, von einer Kontinuität, die keine Monarchie in den letzten fünfundvierzig Jahren aufzuweisen hat, eigentlich durchaus ancien régime, während indessen im Inneren die Minister und Parteien republikanisch bewegt wechselten. Oder die Diplomatie blieb auf die Revanche, also auf ein primitives Gefühl eingestellt, während die Republik selbst als Fortsetzung der 1789er Ideen ein durchaus rationalistisches Gebilde sein wollte. Kurzum, in jeder Beziehung bildeten äußere und innere Politik einen Widerspruch. Oft war dieses Auseinanderzerren direkt staatsgefährlich. Es mochte scheinen, als ob zwei ganz verschiedene und sich nicht kennende Mächte zugleich regierten.

Die große Persönlichkeit, welche beide Politiken vereint hätte, blieb aus. Es war, als ob das Schicksal des Volkes selbst sich nicht zu entscheiden wüßte. Boulanger, der ganz der äußeren Politik, daher dem Cäsarismus zutrieb, ging kläglich unter. Waldeck-Rousseau, der eine große Harmonie versuchte, starb früh. Und Caillaux, der ganz nach der republikanischen, sozialen Seite steuerte, fiel auf seltsame Weise, indirekt durch einen Mord.

Dieser ganze Konflikt bekam in der Dreyfusaffäre seine dramatisch zugespitzte Form: auf der einen Seite die Intellektuellen, die Fortsetzer des rationalistischen

achtzehnten Jahrhunderts, die Revolutionären und Sozialisten, die Republikaner, die Leute der inneren Politik, auf der anderen die Instinktiven, die Cäsaristen, die Leute der äußeren Politik. Der Sieg schien den ersteren zu gehören. Aber schon kurz nach dem Tode Zolas wurde sein eigentlichster Gegner Barrès allgemein als der geistige Führer angesehen. So schwankte es hin und her.

Es ist dieser Doppelgeist der dritten Republik, der in den Widersprüchen von Clémenceau steckt. Ein Träger des Regimes, sein Vorkämpfer, der Schöpfer, der Gott, — und zugleich der Diabolos, der fortwährende Verleumder, der Teufel. In Opposition gegen alles? Nein, schlimmer noch, in Opposition gegen sich selbst.

Freilich für die Franzosen hat diese Doppelheit gerade jetzt ihre Vorteile gehabt. Sie gab ihnen ein gutes Gewissen. Denn sie berufen sich, um jede Schuld am Krieg abzuwälzen, laut und vor sich selbst, auf ihre Republik, auf ihre innere Politik. Und es bleibt verschwiegen, daß man nebenbei auch anders gewollt hat. Und wie leidenschaftlich!

*

Das dominierende Gefühl von Frankreich in der Tiefe ist die Angst. Und zwar nicht die Angst vor einem Feind draußen, etwa die Sorge des 37-Millionen-Volkes vor dem 70-Millionen-Volk neben ihm. Denn sonst müßte Deutschland die gleiche Unsicherheit gegenüber seinem Nachbarn, dem russischen 100-Millionen-Volk, empfunden haben. Die Angst Frankreichs ist vielmehr vor sich selbst, vor dem eigenen entschwindenden Leben.

Daher vor ein paar Jahren plötzlich die von einem bekehrten Dekadenten, Barrès, geführte „Renaissance". Man behauptete fieberhaft, daß es einem gut ginge. Daher das endlose Bedürfnis nach Ausdehnung, nach Kolonien, eine Selbsttäuschung, als ob man, während man das eigene Land nicht mehr bevölkern konnte, Millionen Menschen auszusenden hätte. Daher zum guten Teil das Beharren bei der Sehnsucht nach dem Elsaß. Denn gegen alle auflösende Skepsis, gegen die aufkommende Wunschlosigkeit, bedeutete dies wenigstens einen Halt. Barrès nannte es un excitant. Ein Erzitant braucht ein Kranker, wenn das Leben entschwindet.

Und welches Mißtrauen gegen Deutschland, gegen das wirklich anschwellende Leben! Welche seltsame Heirat dann gerade mit dem plumpsten Leben, mit Rußland! Vielleicht um so, auf Um- und Schleichwegen, Deutschland, das Leben, zu erschlagen, um sich hierdurch zu dokumentieren, daß man selbst das Leben sei.

*

Das Zeichen des entschwindenden Lebens ist die Erstarrung.

„Aber", protestiert der Künstler, „in Frankreich bewegt sich im Gegenteil alles. Gibt es etwas Unbyzantinischeres in der Haltung als eine Gestalt von Degas? Da ist nichts erstarrt. Und es flimmern impressionistische Farben, es drängen sich vorwärts die Massen des Naturalismus, Rodinsche Körper wellen sich, der letzte französische Philosoph hat die Zeit, das eigentlich bewegende Lebenselement, wieder zu Ehren gebracht. Und in einem berühmten Roman aus der Mitte des letzten Jahrhunderts ist die Atmung, die leiseste, des Lebens selbst."

Gut! Aber wer ist der Träger dieses sich bewegenden Lebens? Ist da noch ein Zentrum, ein Mensch? Das Leben ist aktiver als je, der Mensch ist dagegen passiv geworden. Naturalismus und Impressionismus sind ohne Held. — Wissenschaftlich kam dieses Lebensgefühl in der Milieutheorie zum Ausdruck, wonach das Milieu wechselt, sich bewegt; aber der Mensch sitzt in der Mitte, machtlos, unbeweglich. Er ist gefangen, er schläft inmitten des Lebens.

Wie bei einem Gefangenen, wie bei einem Schlafenden, fängt dann alles ringsum an, Bedeutung zu bekommen: Dinge, die jedem aktiven Menschen unhörbar, unsichtbar bleiben würden, geheime Spiegelungen des Lichts, zerstäubende Springbrunnen von Musik . . . Läßt sich nicht auch von Wirklichkeit träumen? Und sie kam deutlich, auffässig, gewaltig, rücksichtslos brutal, wie sie einem im Traum entgegentritt.

Dies alles ist weit vom achtzehnten Jahrhundert, wo Frankreich so viel Mut, Kraft des Enthusiasmus und Glauben gehabt hatte, die Welt auf den Kopf stellen zu können. Sein geschichtliches Erlebnis von 1789 bis 1815, eine der größten Aktivitäten, die je ein Volk erlebt, zerstörte diesen Glauben. Denn 1815 findet es sich auf dem gleichen Fleck, wo es 1789 ansetzte. Also warum sich regen? Alles hilft nichts. Das Leben trägt einen.

So, während sich Deutschland vom Traum zum Leben verwandelte, ging Frankreich den umgekehrten Weg, vom Leben zum Traum.

*

Die Beweglichkeit der französischen Regimewechsel im letzten Jahrhundert ist ein Schein. Man lüfte die Masken. Und überall seit 1830 zeigt sich ein gleicher Träger der Regimes. Der Bourgeois herrscht. Nur auf verschiedene Weise: absolut unter Louis Philippe, dann im zweiten Kaiserreich administrativ durch die Notabeln, und in der dritten Republik konstitutionell, vom Parlament kontrolliert.

Zweimal war diese bourgeoise Macht nahe daran, gebrochen zu werden. Das erste Mal in der 1848er Revolution. Und, man mag über Sozialismus denken, wie man will — damals, durch die Schaffung einer weiten Arbeiterrepublik, war vielleicht die letzte Gelegenheit für Frankreich, irgend etwas Großes, Neues hinzustellen. Wäre dies gelungen, so wäre es wohl kaum zum Krieg von 1870 gekommen, oder zum mindesten wäre dann, anstatt des Gespenstes des zweiten Kaiserreiches, der großen deutschen Gestalt eine verschiedene, ebenbürtige gegenübergestanden. — Das zweite Mal war es, als Waldeck-Rousseau, um die Republik zu erweitern, einen Sozialisten in die Regierung aufnahm. Aber es geschah das Seltsame, daß diese Sozialisten nicht das Neue brachten, sondern sich im Gegenteil bourgeoisierten.

Und, alles ist bourgeois: der Bauer strebt danach, es zu sein, und der Adlige ist ein Gentilhomme-Bourgeois; Joffre sieht gemütlich bürgerlich aus, und jener ephemere Held Boulanger war nur ein entgleister Bourgeois, der mitten in einem Staatsstreich mit seiner Mätresse davonlief.

Wäre also das Bourgeoise etwas überaus Französisches? Es läßt sich im Gegenteil nichts Unbourgeoiseres als das französische Rokoko oder die napoleonischen Züge denken. Das französische Genie hat im neunzehnten Jahrhundert laut genug dagegen protestiert. Flaubert schuf in seinem Homais eine dunkel bedrohliche Gestalt, wie Molière in seinem Tartuffe. Aber bei Molière war es ein definitiver Sieg über die Gefahr, während vor Flaubert der Bourgeois immer weiter wuchs, er sah ihn schließlich in Riesengestalten, er fühlte sich besiegt.

Mit der Entstehung und Entwicklung dieses Typus in Frankreich sind übrigens auswärtige Einflüsse verbunden. Nicht von Spanien her, das im Gegenteil gerade den anderen französischen Typ, den chevaleresk-bravoureusen, unterstützte. Auch Deutschland hat etwas anderes gegeben: das Romantische. Der französische Bourgeois steht in Verbindung mit England. Unter Louis Philippe war zum ersten Mal das Wort entente cordiale zu hören; man ist englisch geworden. Und die dritte Republik enthüllte mit der Neuschöpfung dieser Entente ihre bürgerliche Seele.

*

Frankreich beruft sich gern auf seine Erbschaft der Antike. Seitdem es auf den Titel der ältesten Tochter der Kirche verzichtet hat, kehrt es gern seine Latinität, seine Verwandtschaft mit dem klassischen Rom, hervor.

Zweimal ist es diesem begegnet. Das erste Mal, als es unter Cäsar Provinz und zwar bald eine der aufmerksamsten, klügsten, empfänglichsten römi-

schen Provinzen wurde. Es war eine Begegnung direkt mit der Spätantike, während die zweite Begegnung, durch die Renaissance vermittelt, indirekt war. Aber auch diese gab vornehmlich Spätantikes.

Die Renaissance nun wurde in Italien durch politische Wirren unterbrochen, sie fand in England und Deutschland ein Hindernis an der Reformation. Nur in Frankreich entwickelte sie sich in einem breiten Strom, von Franz I. ab zwei Jahrhunderte lang, so daß tatsächlich von einer Art Erbschaft geredet werden kann. — Daher wohl jene fast beängstigende Höhe, die ein Voltaire erreichte. Eine sehr späte Kultur war eben in einer Linie, ohne Abbiegung immer höher geführt worden. Am Schluß aber des esprit classique, letztes Geschenk Italiens an Frankreich, steht Napoleon-Cäsar.

In Deutschland dagegen fand mit Lessing eine Reformation der Antike statt, ein Zurückgehen auf deren Quellen, und man ging immer tiefer, bis man auf die Götter, auf Dionysos stieß.

Wer trägt nun den echten Ring der Antike, Frankreich oder Deutschland? Je nachdem die Früh- oder die Spätantike die echte ist, ist die Antwort zu geben. Und es ließe sich endlos streiten.

*

Es ist ein merkwürdiges Geschick, daß Deutschland mit Spanien lange Zeit zu einem Reich verbunden war, ohne daß ein großer Kultureinfluß von Spanien auf Deutschland herüberströmte, während Frankreich, der politische Gegner Spaniens, dessen geistige Erbschaft übernahm. Und zwar so sehr, daß es sich vielleicht mit größerem Recht auf seine Hispanität als auf seine Latinität berufen sollte.

Denn so viel Französisches von der ersten Tragödie, dem Cid, bis zur letzten Komödie, dem Cyrano, diesem lachenden Don Quijote, ist spanisch! Und Gil Blas ist es, und Figaro, und Carmen! So übermittelte Frankreich an das übrige Europa ein Spanien, ein leichteres, zugänglicheres, agileres.

Aber über und durch Spanien — und vielleicht ist dieses noch bedeutsamer — kam Orientwind nach Frankreich. Weiß man, wie viel von der französischen leichten Graziosität oder von der Spitzfindigkeit in der Liebe durch Spanien hindurchgewehter arabischer Einfluß ist? Jedenfalls dieser Einfluß sowie die Kreuzzüge sind die beiden eigentlichen Erlebnisse Frankreichs mit dem Orient. Beides durchaus Begegnungen mit dem Spätorient — während für Deutschland das eigentliche orientalische Erlebnis die Bibel war.

So hat man hier das Gleiche wie bei der Antike: daß Frankreich eine Spät-

kultur in sich aufnahm, daher auch das Linde seiner Kultur, das Zarte, Spielerische, aber auch oft das müde, plötzlich unendlich alt anmutende Gesicht. Während Deutschland die Frühantike, den Frühorient in sich aufnahm, dunkle Stärke erster Zeiten.

*

Frankreich hat politisch-geographisch eine äußerst glückliche Lage. Denn seit dem Entstehen des modernen Europa, welches seinen Charakter dadurch bekam, daß es zwischen der Antike und der Neuen Welt, zwischen dem Mittelmeer und dem Atlantischen Ozean stand, ist es die eigentlich wünschenswerte Stellung, möglichst beidseitig mit diesen beiden Meeren verbunden zu sein. So durfte Spanien die eigentlich europäische Epoche beginnen. Aber es hatte den Nachteil, durch die Pyrenäen allzusehr von dem übrigen Kontinent abgetrennt zu sein. Frankreich hingegen war in seiner Meeresposition (die lange Küste dem Ozean zu, die kleinere dem Bassin der Antike zu) noch glücklicher proportioniert und zugleich in seinem Osten auf weiter offener Fläche mit dem Kontinent verbunden.

Wie steht es aber mit Deutschland? Europäisch gesehen hat es die allerunglücklichste Lage, die sich vorstellen läßt und die es unbedingt sprengen mußte. Man denke: im Süden (wenn man Österreich dazu rechnet) Triest, ein Fenster auf einen Nebenarm des Mittelmeers, und im Norden nicht den direkten Ozean, sondern Nord- und Ostsee. Eigentlich eine lächerliche Stellung; Nähe, Ahnung, Verlockung des Meers, aber ohne Erfüllung.

Wogegen es freilich, als Vorteil, das, was Frankreich in seinem Osten hat, noch in viel höherem Maße besitzt. Während nämlich das französische Landgrenzgebiet von Anfang an dicht besiedelt oder gleich hoch kultiviert war, so daß eine französische Bodengewinnung nur Fuß an Fuß vorschreiten konnte und an der Grenze vielumstrittene Figuren, wie die Belgier, entstanden, hatte es Deutschland in seinem Osten besser. Es entstand dort eine Kolonialrasse: Preußen, durch den Widerstand stärker, strenger als die deutsche Hauptmasse.

Dies ist aber ein ganz einziger Vorteil, den Deutschland hiermit hatte, daß es diese seine Kolonie nah und in sich fließend bei sich behielt. England selbst, der große Kolonialstaat, hat seine eigentliche Blutkolonie, Amerika, verloren. Man stelle sich einmal vor, wie das heutige England aussähe, wenn es, ohne See, mit Amerika direkt verbunden wäre, es wäre lebhafter, neuer, jünger. Dieses Glück ist Deutschland zuteil geworden, sein Amerika, Preußen, hat es politisch gerettet.

*

Die Entscheidung des Krieges für jedes Volk wird nicht durch das Manns-werk des Sichschlagens selbst, sondern durch das Mütterliche eines jeden Volkes nach dem Krieg fallen. Da wird sich mehr als durch alle politischen Gestaltungen zeigen, wer zum Leben berufen ist, wer nicht. Das Tempo der Bevölkerungs-zunahme, jedes Vorschreiten, jedes Zurückbleiben wird viel bedeutsamer werden als vor dem Krieg.

In den letzten Jahren schon war der Geburtsstillstand in Frankreich etwas über das eigene Land hinaus Erschreckendes. Aber seltsam, wie unter allen Gründen, die dafür genannt wurden, die Frau selbst verschont blieb. Als ob nicht schließlich sie, die Mutter, der eigentliche Grund sein müßte. Dieser Respekt, dieses allgemeine Schweigen, dieses Mitleid mit der Frau, selbst dann, wenn sie nicht mehr die Weltschaffende, sondern die Weltzerstörende ist, ist etwas ausschließlich Französisches.

Gegen die Helena geht durch die ganze Ilias eine Ranküne. Überall bei den Orientalen, bei den Germanen, wird die Frau-Zerstörerin mit Haß, mit Ver-achtung, oft (wie kürzlich bei Strindberg) mit Wut bestraft. In Frankreich dagegen wird dieser Frau verziehen. Gegen Phèdre, Manon, Carmen, die Bo-vary, um die doch alles stirbt, verfault, versinkt, wird kein Wort der Anklage laut. Vielleicht weil diese Frauen nicht wie Helena mit Schönheit, also mit einer Kraft, bewaffnet, sondern fast immer nur mit hilfloser Grazie umkleidet sind. Vielleicht auch, weil ihre männlichen Gegenspieler allzu gering, uneben-bürtig ihnen gegenüberstehen. Vielleicht aber auch, weil, während Helena ewig sich verwandelt, die Manon, Carmen, Bovary sterben. Und es erhebt sich dann anstatt der Anklage unendliche Klage.

# Die Militarisierung des geistigen Menschen

## Von Max Hildebert Boehm

Dieser Krieg mit seiner ungeheuren militärischen Machtentfaltung auf deutscher Seite ist in weitestem Maße ein Krieg des nichtkriegerischen Menschen. Das ist eine der erstaunlichsten Einsichten, die uns sein bisheriger Verlauf aufzwingt. Wir wollen die Leistung des Berufsmilitärs, wie es die leitenden Organe des Heeres zumal beherrscht, gewiß nicht herabsetzen. Aber je größere Bedeutung im Rahmen des Ganzen der Stellungskrieg etwa gewinnt, desto wichtiger wird auch die auf sich selbst gestellte Leistung der niederen Exekutivorgane des Offizierskorps und der Masse der Mannschaften. Und wenn die Angabe zutreffen sollte, ungefähr vier Fünftel der Subalternoffiziere gehören zur Reserve und Landwehr, so wären diese nicht ganz im Unrecht, wenn sie den Krieg als ihre Leistung in Anspruch nähmen. Vollends ist die breite Menge der Mannschaften in überwältigender Mehrheit aus bürgerlichen Berufen herausgerissen worden.

Es wäre nun gewiß eine vorschnelle und äußerliche Meinung, wenn wir ohne weiteres alle diese nicht beruflichen Soldaten als nichtkriegerische Menschen in Anspruch nähmen. Denn es ist nicht einmal ausgemacht, ob der Soldatenstand, der sich seit langem zu einer durchaus friedlichen, voluntaristisch-leiblichen Volkserziehungsanstalt hinausentwickelt hatte, ohne Hinblick auf den für uns unerwarteten Krieg noch eine besondere Anziehungskraft auf den wesenhaft kriegerischen Menschen ausgeübt hat. Es scheint danach sehr wohl denkbar, daß wir die echten Krieger in den letzten Jahren in ganz anderen Berufen zu suchen gehabt hätten. Dieser Gedanke leitete uns bereits bei unserer früheren Überlegung, wie der Krieg einen ganzen Menschentypus, dem die friedlich-bürgerliche Lebensform nicht gemäß war, eigens bewährte und damit gewissermaßen an die Reihe brachte. Gewiß sind zahlenmäßige Abschätzungen hier eine fatale Sache. Immerhin wird man doch vermuten können, daß die wesenhaften Krieger an Zahl weit hinter denen zurückstehen, denen der Krieg jedenfalls keine notwendige Erfüllung ihres Wesens bedeutet.

Dabei sind diese nichtkriegerischen Menschen nicht von vornherein als unkriegerisch zu betrachten. Solche Dekadenz wollen wir bei unserem Volke nicht voraussetzen. Denn es wird anerkannt werden müssen, daß das Kriegertum

mit dem Wesen des Mannes aufs engste verknüpft ist. Und wenn so im Mann überhaupt der Krieger steckt, so ist auch der Krieg schlechthin als der Tag des echten Mannes aufzufassen. Jedem einzelnen ist dann in seiner Mannheit ein Stück Bewährung durch den Krieg beschieden. Angesichts der furchtbaren Mechanisierung im Dasein eines an die Zivilisation verknechteten Lebens, wie es ein Bureaubeamter oder ein Fabrikarbeiter führt, bedeutet gerade für den zivilisatorischen Menschen der Krieg in jedem Fall eine Erhöhung seines Daseins in vitaler Hinsicht. Freilich bleibt dabei unbeachtet, daß gerade eine vitale Bindung im Reservisten oder Landwehrmann das ursprungshaft männliche Kriegertum eindämmt: seine Stellung zur Familie. Das Verantwortungsgefühl für Weib und Kind ist es in allererster Linie, das der Entfaltung der vollen kriegerischen Daseinsfreude in unserem Heer bei all seiner prachtvollen Männlichkeit entgegenwirkt. Während die Fortführung des Berufs im großen und ganzen als zufällig und belanglos empfunden wird, während sich der einzelne im bürgerlich-zivilisatorischen Gefüge durchaus ersetzlich weiß, konzentrieren sich ihm Sinn und Hoffnung des Überlebens auf seine Rolle im bürgerlich-vitalen Gefüge, die ihm als Familienvater, als Erzeuger, Ernährer und Erzieher seiner Kinder zugewiesen ist. Dieses Bewußtsein ist metaphysisch durchaus im Recht.

Gerade in der vitalen Schicht der kriegerischen Einzelexistenz äußert sich also heute etwas wie eine Antinomie, die sich aus der Struktur eines Volksheeres mit Notwendigkeit ergibt. So erlebt den Krieg die breite Menge der zivilisatorischen Menschen. An Zahl weit hinter ihnen zurück steht nun der Kreis derer, deren Leben nicht an die Zivilisation, sondern an die Kultur verpflichtet ist. Und vollends ist es eine kleine Schar, bei denen diese Verpflichtung im eigentlichen Sinne als schöpferisch anerkannt werden muß. Bei diesen geistigen Menschen, die im individuellen Werk die Erfüllung ihres Lebenssinnes sehen, kann sich jene allgemein-bürgerliche Antinomie des modernen Kriegers gewiß auch vorfinden. Darüber hinaus aber muß hier ein Konflikt auftreten, der an unerbittlicher Tragik alles übertrifft, was der Krieg an Dissonanzen aus sich gebiert. So muß gerade die Militarisierung des geistigen Menschen dem Phänomenologen und Metaphysiker des Lebens eine besonders reizvolle, wenn schon unendlich schwierige und im Resultat nie letztlich befriedigende Aufgabe darbieten.

I

Sicher scheint zunächst dieses, daß dem geistig schöpferischen Menschen nicht wie dem zivilisatorischen eine Erhöhung durch den Eintritt in ein wesentlich

vital erfülltes Dasein zuteil wird, sondern daß darin von ihm ein Herabsteigen verlangt wird. Von der Schau und Gestaltung der reinen Formen kommt er her. Dort fühlte er sich einer werklichen Verpflichtung verbunden, die sich an ihn als national verwurzeltes Individuum wandte. In ihrem Vollzug hatte er seine letzten Möglichkeiten in der kulturellen Leistung zu bewähren. Nun sieht er sich vor eine Aufgabe gestellt, die ihn kaum recht als Individuum, wenigstens nicht als geistige Individualität angeht, die in ihm vielleicht den Mann überhaupt jenseits seiner persönlichen Differenzierung anspricht. In dieser Übergehung seiner individuellen Sonderart, an die andere Berufsklassen im zivilisatorischen Mechanismus längst gewöhnt wurden, fühlt er noch eine schwer erträgliche Entwürdigung. Und in dieser Entindividualisierung einerseits, in der Erniedrigung seines Wirkens aus der geistigen Sphäre in die niedere Schicht rein leiblicher Verrichtungen andererseits liegt das beschlossen, was sich ihm als ein Herabsteigen darstellt.

So unanfechtbar diese Erwägung mir zu sein scheint, sie erschöpft eben doch keineswegs den Sachverhalt. Zunächst muß daran erinnert werden, daß die Entrückung des Lebens aus der vitalen Schicht in die helle aber auch dünne Luft reiner Geistigkeit keineswegs eine unbedingte Erfüllung oder Bejahung der individuellen Person bedeutet, sondern daß sie ungeheure persönliche Opfer in dem Verzicht auf vitale Vollmenschlichkeit fordert. Die Erhöhung der Person ist erkauft durch eine Vereinseitigung, die als Verkümmerung wertvoller Kräfte eben im leiblich-vitalen Bereich sich äußern kann. Wie solche durch geistige Hypertrophie bedingte vitale Unzulänglichkeit als drückendes Geschick empfunden werden kann, zeigt das Grundproblem der dichterischen Dialektik Thomas Manns. Tonio Kröger fühlt sich gerade als geistiger Mensch vom Leben verstoßen. Es könnte jedoch immerhin gedacht werden, daß ihm — von rein subjektiven Hemmungen abgesehen — nur ein Erleben fehlte, das mit solcher Wucht vor ihn hinträte, daß ihm der unwillkürliche zage Schritt nach rückwärts, der ihm die verhaßte Distanz verschafft, nicht mehr gelänge. So kann der Zwang zum Untertauchen in der vitalen Sphäre undiskutierbarer, überimpressionistischer Erlebnisse, wie sie die stete Nachbarschaft des Todes bietet, gerade für den an seiner geistigen Losgelöstheit Leidenden sich als Erlösung gestalten. Die aufgedrungene kriegerische Daseinsform kann die Verdichtung der Existenz gewähren, die gerade der geistig schöpferische Mensch nötig hat.

Denn wenn uns Tonio Kröger, Aschenbach oder sonst wer glauben machen wollen, diese psychisch-vitale Verkümmerung sei gerade die Bestätigung, der harte Erweis ihres Künstlertumes, so wissen sie dabei doch — wenngleich viel-

leicht unter der Oberschicht ihres theoretisch sich auseinanderlegenden Bewußtseins —, daß diese vitale Unzulänglichkeit zugleich eine künstlerische, eine geistige Unzulänglichkeit bleibt. Sie wissen, daß auch ihrem Schöpfertume so lange eine letzte Erfüllung versagt ist, als seine sehnsüchtig zum Erdreich des Lebens hinstrebenden Wurzeln sich dort nicht wirklich einzubetten und festzusaugen vermögen. Dazu aber kann der Krieg den Mitkämpfenden verhelfen. Denn er erlaubt es nicht, den Gehalt des Lebens als distanzierte Impression von vornherein vom innersten Erleben abzurücken und fernzuhalten. Indem die eigene Existenz jeden Augenblick in Frage steht, müssen diese Inhalte: Tod, Rausch, Leid, Jubel, Liebe zu wesenhaften, von keiner Skepsis zernagbaren Realitäten, ja Entitäten werden. Damit aber muß ein seelischer Gehalt gewonnen sein, der weit über das bloß Gegenständlich-Stoffliche hinaus der künstlerischen oder ideellen Gestaltung die Bausteine darreichen kann. In Umformungen, denen kein philologischer Spürsinn mehr nachkommen wird und die dem schöpferischen Bewußtsein selbst völlig verborgen bleiben müssen, wird der Erlebnisgehalt des Krieges die kulturell gestaltende Tätigkeit der Mitkämpfer gerade von der Inhaltsseite her befruchten. Der erzwungene Kontakt mit den seelischen Urwirklichkeiten des Lebens wird dem geistigen Menschen gerade in seiner freischwebenden Geistigkeit zum Heile sein.

Dabei ist dieser vollwirkliche Erlebnisgehalt, der sich jedem einzelnen Mitkämpfer aufzwingt, doch im wahren Sinne gemeinschaftlich. Ein Sturm, der für den nächsten Morgen angesetzt ist, ist nicht ein Schicksal, das die einzelnen Soldaten, sondern das die Kompagnie, das Regiment angeht. Hier finden sich nicht zufällig einige Individuen in gleichartigem Erleben zusammen, sondern ein und derselbe Erlebnisgehalt wendet sich an den Einzelnen nur als Glied dieser Gemeinschaft. Dabei ist individuellen Differenzen in der seelischen Aufnahme dieses Gehalts gewiß breiter Raum gegeben, aber sie werden unwesentlich vor der übermächtigen Gemeinschaftlichkeit dieses Gehalts, die sich um so entschiedener bemerkbar machen muß, je mehr der Gehalt vom Gegenstand der Erwartung zu einfach daseiender Wirklichkeit wird. Solche echte Gemeinschaftlichkeit aber kennt der moderne geistige Mensch kaum mehr, wie der antike, in der geistigen Welt, wieviel weniger noch im Vitalen! Indem das kulturelle Werk immer mehr zum Selbstzweck wurde, ja vielleicht gar zum Tyrannen, der sich den Schaffenden selber dienstbar machte, wurde es diesem immer unwesentlicher, einen einem ganzen Volke gemeinschaftlichen Gehalt zu gestalten und dadurch auch zu einem ganzen Volke zu sprechen. Das Kulturwerk wirkte als ungeheuer vereinsamende Kraft; statt den Genius mit der nationalen Gemeinde zu verbinden,

löste es ihn vielmehr von dieser los. Es entfremdete ihn der nationalen Bildung. Und soweit die Bildung nicht zum Schibboleth geistelnder Cliquen wurde, blieb sie leicht und gern den Geistern dritten Ranges überlassen. Bürgerliche und intellektuelle Geistigkeit traten in einen im Grunde wesenlosen Gegensatz. Und der weihräuchernde Kultus der letzteren genügte den Schaffenden als Ersatz für den verlorenen Kontakt mit ihrer Nation. Daß eine gemeinsame Not ein Volk schaffe, diese Einsicht Lagardes läßt sich unter solchen Umständen heute als Forderung wenden: daß die verlorene Berührung des Individuums mit dem Geist seines Volkes in der gemeinsamen völkischen Not zurückerworben werden muß.

Und von hier aus wird es zu verstehen sein, wenn vom Krieg eine befruchtende Wirkung auf die nationale Kultur erhofft wird. Es ist eine Entstellung dieses Sachverhalts, wie sie bei denen zumal im Schwange ist, die diese Meinung bekämpfen wollen, daß der kulturelle Wert des Krieges in grobstofflicher Bereicherung der Kunst in der Richtung auf eine dem allgemeinen Bewußtsein gemeinsame Gegenständlichkeit zu suchen sei. Die eigentlich aufbauende Wirkung ist vielmehr die Erfahrung, daß ein Erleben, welches namentlich im Hinblick auf die eigene Todesmöglichkeit als unerhört individuell gegeben war, dennoch nicht den einzelnen isolierte, sondern ihn eine zunächst ganz außergeistige Gemeinschaft eines ganzen Volkes erleben ließ, aus der ein Wille zur Gemeinschaft auch im Geiste geboren werden kann. Und nicht nur die Hoffnung auf eine solche engere kulturelle Annäherung der Volksgenossen schafft der Krieg, sondern er gibt im gemeinschaftlichen Erlebnisgehalt zugleich deren erste und wesentlichste Voraussetzung. Er militarisiert die geistigen Menschen und reißt sie aus ihrer Welt des Schaffens heraus. Aber im neuen Gehalt schenkt er ihnen zugleich die Anwartschaft auf eine neue Gemeinde.

2

All solche Erwägungen aber treffen mehr das Motiv einer nachträglichen Versöhnung des geistigen Menschen mit seiner längst erfüllten und abgeschlossenen militärischen Aufgabe, als die Wege des Hineinfindens in diese Militarisierung selber. Freilich geht es uns hier nicht sowohl auf eine Psychologie solcher Militarisierung, als auf eine metaphysisch gerichtete Aufdeckung ihres Sinnes, der sich dem Bewußtsein der ins kriegerische Dasein hineingerissenen geistigen Menschen nicht ohne weiteres tatsächlich zu erschließen braucht. Gerade das muß ja, obgleich es nicht für jede Erscheinungsform des modernen Krieges zutreffen mag, als ein Segen für sie gebucht werden, daß der Drang und der

letzte Ernst der Erlebnisse sie von der gewohnten zerfasernden Selbstanalyse abhält und sie das Sichverlieren in Willenszielen lehrt, das uns Modernen so unendlich schwer wird. Immerhin wird es für den ins Feld Ziehenden zu einer vagen, durch nichts verbürgten Möglichkeit, ob diese seine Erlebnisse einem späteren Schaffen noch werden dienen können. Und die ungeheure innere Schwierigkeit ist die: der schöpferische Mensch, der sich einem noch unerfüllten Werk verpflichtet weiß und sein Leben als Kontinuität nur oder in vornehmstem Betracht um dessentwillen zu sichern sucht, ist nunmehr genötigt, alle diese Sicherungen aus der Hand zu geben, seine Individualität sozusagen fahren zu lassen und sich in eine Existenzform hineinzustürzen, die den Fortbestand seines Lebens jeden Augenblick zu gefährden, ja geradezu zu opfern verlangen kann.

Nun sieht vielleicht gerade er, der Seelenkundige und viele Geschicke Ausfühlende und Ausdenkende, daß diesem soldatischen Leben recht eigentlich eine Haltung gemäß ist, der zufolge am Leben nur der Augenblick, nicht die Zukunft, nicht das Statisch-Werkliche, das Gestalthaft-Überdauernde, sondern das Dynamisch-Verfließende geliebt wird. Und während dem bürgerlich-zivilisatorischen Menschen dies Abenteurertum der Seele gänzlich unfaßlich, unvollziehbar ist, hat der geniale hierzu viel eher einen Zugang. Der Geist der ängstlichen Vorsicht, der die rationalen Sicherungen der Zivilisation geboren hat, ist ihm fremd und feindlich. Auch er lebt im schöpferischen Augenblick, seine Liebe gilt dem Rausch der Produktivität, der genialen Schau in ihrer ekstatischen Entrücktheit. Und nur notgedrungen, nicht wesenhaft bejaht er die Zeit, die verbürgte Dauer, weil nur sie ihm Ausgestaltung seines Werks ermöglicht, in welchem er sich an die Geschichte der Menschheit verschenkt. So lebt auch er in einem Widerstreit zur bürgerlichen Form des Lebens als ein Ritter des Geistes, der sein Ich bewahrt, gerade indem er es nobel aus der Hand gibt. Hier sind die Fäden, die ihn mit der kriegerischen Haltung verknüpfen.

Dennoch: im Willen zum Werk, zum Überdauern in der kulturellen Leistung hatte der diskontinuierliche Augenblicks- und Ewigkeitsmensch in ihm resigniert. Damit hatte er sich der bürgerlichen Lebensform preisgegeben und anvertraut. Er ist nicht nur als vitale, sondern auch als schöpferisch-geniale Person zum Bürger geworden. In leistungsmäßigen Formen, als Plan, Entwurf, Vorsatz, erstreckt sich vor seinem Blick sein Werk weit in eine Zukunft hinein, die vermöge der zivilisatorischen Sicherungen schon irgendwie in die Gegenwart hineingenommen, von ihr aus vorweggreifend überschaubar sein muß, um dieses mit einer Zukunft fest rechnende Schaffen zu ermöglichen. Um einer als Sendung empfundenen Aufgabe zu dienen, hat sich der geniale Mensch dieser Entfrem-

dung von seiner ursprungshaften Haltung zur Zeit gefügt. So ist ihm jedenfalls die Befreiung durch den Krieg nicht ohne weiteres eine Erlösung aus einer engen Lebenssicherung, aber dieser läßt andererseits doch wieder auch ihm etwas wie eine letzte Gerechtigkeit widerfahren.

Es ist doch vielleicht nur eine die Produktivität anstachelnde Täuschung, daß das Werk des genialen Menschen der Abrundung, der wirklichen Vollendung zustrebe. Wenigen begnadeten Genien, wie Goethe, mag das beschieden sein, die Regel bleibt ein unermüdliches Herausstellen neuer kultureller Ausformungen, ein Aufreihen des werdenden Werks, nicht seine abschließende Rundung. Dann aber scheint es schon nicht mehr im selben Sinn letzte metaphysische Notwendigkeit, daß das Leben überdauere. Oder der Tod ist doch an jeder Stelle im Leben von gleicher Tragik, die eine Stufe der noch völlig auf Hoffnungen vertrauenden, noch gar nicht in der Leistung bewährten Jugend vielleicht ausgenommen. Wenn das Gesamtwerk in jedem Fall dazu verurteilt ist, Torso zu bleiben, dann ist es nicht mehr von äußerstem Belang, an welchem Punkt der Abbruch erfolgt. Der Gedanke, morgen vielleicht sterben zu müssen, der zudem durch den Krieg nur eine Steigerung an akuter Bewußtheit erfährt, nicht durch ihn geschaffen wird, bedeutet dann nicht mehr die absolute Verzweiflung in werklichem Betracht.

So mag der seiner Berufenheit zum Werk Sichere immerhin die Möglichkeit haben, die feste Gewähr des Weiterschaffens getrost aus der Hand zu geben. Viel mehr noch trifft dies für denjenigen geistigen Menschen zu, der diese innere Sicherheit noch nicht gewann, der sich in Zweifeln darüber zerquält, ob ihm die Gnade des Schöpferischen wirklich verliehen wurde. Hier kann sich dann jene Erscheinung äußern, die gerade den irrationalen, den nicht zivilisatorischen Menschen kennzeichnet: daß er mit der eigenen Person eine Art Gottesurteil vom Schicksal erzwingen will: die Rettung aus der großen Gefahr, die Gnade des Überlebens soll ihm als Gewähr für die Berufenheit zum Werk dienen.

Was in beiden Fällen zugrunde liegt, ist nicht eigentlich das klarbewußte, schlicht-kindliche Vertrauen in die liebende Fürsorge eines gütigen Weltenlenkers, der das Einzelgeschick seinem höchsten Ziele zuführt. Es ist wohl vielmehr ein dunkleres, irrationales kosmisches Vertrauen, das sich gewiß zu jener religiösen Bildlichkeit verdichten, ebensowohl aber auch in der Schicht einer kaum bewußten Motivation des Handelns, eines uneingestandenen und unreflektierten Lebensregulativs bleiben kann. Wenn dieser Mut einer vertrauenden Preisgabe des Selbst, gerade um es zu erhalten und zu erhöhen, auch noch nicht selber Religion genannt zu werden braucht, so liegt diese Haltung doch durchaus in ihrer

Richtung. Und es wird an diesem Punkt verständlich, warum dem Menschen des Augenblicks der Weg zu Gott weniger verbaut ist als dem zivilisatorischen Menschen, der die Sicherung seiner Zukunft hybride in die eigene Hand genommen hat.

3

Wir gingen bisher einem der Wege nach, die die Militarisierung des geistigen Menschen einschlagen kann. Es war der Weg der unvernünftig-übervernünftigen Lebensbejahung mit ihrem freudigen Sichhineinstürzen in die Strudel des mächtigen Lebens im tiefen Bewußtsein, gerade dadurch den eigenen inneren schöpferischen Möglichkeiten zu dienen und mit der ursprungshaften genialen Haltung im Einklang zu bleiben. Freilich ist hierbei der Krieg als rein amoralisches Phänomen, als bloßer Tummelplatz letzter seelischer Kontraste, als das Kampffeld von Tod und Leben genommen. In ganz andere Richtung weist die Auffassung des Krieges als national-ethischer Erforderlichkeit. Auf ganz anderen dialektischen Wegen muß hier die Militarisierung auch des geistigen Menschen vor sich gehen. Zunächst scheint dieser hier keine Ausnahme zu bedeuten. Ihm wie jedem anderen ist — die leibliche Eignung vorausgesetzt — der Schutz des Vaterlandes, das Einsetzen selbst des Lebens für diese bürgerliche Aufgabe einfache und gar nicht irgendwie fragliche Pflicht. Und vor der breiten Masse seiner Kameraden mag er höchstens dies voraushaben: was vielen von ihnen als rein disziplinarischer Zwang erscheint, das kann sich ihm zur einsichtigen persönlich-sittlichen Forderung läutern. Zudem adelt ihn das Vorrecht eines überragenden Opfers in seinem Werkverzicht.

In der Tat dürfte dieser Weg einer ethischen Auffassung der kriegerischen Leistung, wie er wohl überhaupt weitaus der Mehrzahl das Hineinfinden in den neuartigen Wirkungskreis und die Ertragung der unerhörten Opfer und Mühsale möglich macht, auch für den geistigen Menschen der geläufigste sein. Jedenfalls drängt sich seine Dialektik am ehesten an die Oberfläche des Bewußtseins, wie sie auch um ihrer schlichten Eindeutigkeit willen für das allgemein-soldatische Fühlen besonders zugänglich ist. Trotzdem darf doch das Problem auftauchen, ob nicht gerade dem geistigen Menschen diese scheinbar so überzeugende sittliche Forderung irgendwie fragwürdig werden könne. Das ist in der Tat der Fall, insofern seine Beziehung zum Staat immer in Gefahr ist, sich zu lockern und schließlich ganz zu lösen. Die viel erörterten Fragen nach dem Verhältnis von Kultur und Nation, von Nation und Staat und damit dann auch von Kultur und Staat sollen hier nicht noch einmal durchgesprochen werden. Vielleicht bedurfte es wirklich der unerhörten Alternative von natio-

nalem Sein oder Nichtsein, wie sie uns dieser Krieg vor Augen stellte, um dem geistigen Menschen den Belang des Staates und seiner Macht auch für die Kultur und ihr auf sich selbst gestelltes Gedeihen einleuchtend zu machen. Jedenfalls hat die Einsicht sich durchgesetzt, daß das Leben der Kultur von dem des Staates nicht zu trennen ist. Mag es noch immer fragwürdig sein, ob jedes Gedeihen des Staates der Kultur zuträglich sei, mag auch ebenso eine Hypertrophie der Staatlichkeit als eine nationale Gefahr angesehen werden wie eine Loslösung der geistigen Kultur von den robusteren Instinkten eines seelisch gesunden Volkes: die Gleichgültigkeit beider Lebenskreise gegeneinander ist jedenfalls geschwunden.

Von da aus muß dann die Entscheidung fallen, ob ein real vorliegender Krieg als ein lediglich politisches Unternehmen angesehen werden darf oder ob er als eine Entscheidungsstunde der gesamten nationalen Existenz gelten muß. Als solche ist dieser Krieg in weitesten Kreisen auch der geistigen Menschen von vornherein begriffen worden. Damit ist auch für sie jedes innere Schwanken unmöglich: es geht hier nicht um Erhaltung des deutschen Staates allein, sondern um Sein oder Nichtsein eines autonomen nationalen Kulturlebens, wie es in der Epoche, in die wir hineinwachsen, von staatlicher Machtentfaltung so wenig zu trennen sein wird, wie es etwa unsere mittelalterliche Kultur von der Blüte des alten Reichs war. Damit ist der Krieg zu einem Ereignis von geistigem Belang geworden, für das der geistige Mensch ohne inneren Widerspruch seine Kraft einsetzen kann, soweit er sein eigenes Schaffen auf dem Hintergrund einer schöpferischen nationalen Geistigkeit sieht. Dieser Dienst stellt ihn in Reih und Glied mit Menschen, deren Leben sich in zivilisatorischen und vitalen Zwecksetzungen erschöpfte. Schon das soldatische Ethos bildet hier eine Brücke. Aber diese Angleichung in der kriegerischen Moralität zieht ihn keineswegs herab, sondern — im Ethischen so wenig wie im Vitalen stehenbleibend — hebt sie alle zusammen empor in eine Höhe demütiger Selbstbehauptung der Person, die eine so erhabene Stufe menschlicher Vollkommenheit darstellt, daß alle von der Leistungsart hergeleiteten Rangsetzungen dahinter zurücktreten. So mündet die vitalistische wie die moralistische Überlegung in dasselbe Ziel. Aller individuell zugespitzte Lebenssinn erscheint wie eine Brücke, die im Rücken abgebrochen wird, gegenüber dieser übervitalen wie übersittlichen Hingabe an einen kosmischen Sinn, in welchem das Individuum seine höchste Erhöhung findet, indem es sich in ihm verliert.

# Zur Kritik des bürgerlichen Menschen

## Von Kuno Mittenzwey

Es ist eine banale Feststellung, daß die Zeit des extremen Individualismus vorüber ist. Täuschen wir uns nicht, so gehen wir einer Zeit entgegen, da bald jeder jüngste Literat seine Broschüre „Gegen Ibsen" schreiben wird. Die individualistische Bewegung, die uns den Sturm und Drang der neunziger Jahre brachte, hat sich ausgeschwungen und ist beinahe in ihr Gegenteil umgeschlagen.

Ist nun damit gesagt, daß die Intellektuellen restlos den Anschluß an die Bürgerlichkeit hergestellt haben? Fast will es so scheinen. Für die Persönlichkeiten von damals trifft es sicherlich vielfach zu. Gar mancher von jenen, die in den neunziger Jahren die dämonischen Revolutionäre spielten, hat inzwischen seinen fünfzigsten Geburtstag als wohlbeleibter Bourgeois gefeiert.

Aber diese Kurve beschränkt sich nicht nur auf die einzelnen Persönlichkeiten. Man betrachte z. B. unser modernes Kunstgewerbe. Kann es eigentlich eine kläglichere Entwicklung geben, als die von der Zeit der ersten Werkstättenbewegung, in der doch immerhin, von Ruskin hergeleitet, sehr viel soziales Ethos steckte, bis zum Warenbuch des deutschen Werkbundes? Als auf der Kölner Werkbundtagung 1914 Muthesius seine Thesen aufstellte, da sprach der Künstler, der Großkaufmann und Imperialist geworden ist, und als Van de Velde seinen individualistischen Protest formulierte, da hatte man das Gefühl, daß eigentlich die vorige Generation spreche.

Es ließen sich noch eine Menge Symptome anführen, die alle in derselben Richtung zusammengehen. Das Entscheidende scheint mir, wie sehr unsere junge Generation von der Erfolgswertung durchdrungen ist. Das stellt alles gleich aus, wird gedruckt, aufgeführt; gerade als ob sie alle Angst hätten, die Jugend, aus der sie zum guten Teil das Recht zur absurden Gebärde ableiten, könnte vergoren sein, bevor sie „herauskommen". Ein Peter Hille wäre in unseren Tagen bereits unmöglich. Mag in solcher Regsamkeit manches Plus enthalten sein gegenüber der ökonomischen Indolenz der vorigen Generation, die aus ihrem geschäftlichen Ungeschick gern eine Pose machte, so ist doch die häufige Gefahr gegeben, daß das Werk selbst nur aus dieser Betriebsamkeit zur Entstehung kommt.

Ermißt man alle diese hier angedeuteten Dinge, so muß man wirklich den Eindruck gewinnen, daß die Distanznahme des „Künstlers" vom „Bürger", die z. B. noch bei Rudolf Kassner eine so entscheidende Rolle spielt, ein veraltetes Thema sei. Und der Pessimist könnte sagen, daß die Bourgeoisie endgültig gesiegt habe. Nimmt man noch den großen Betrag an moralischem Pathos dazu, das durch den Krieg mobil geworden ist, so könnte man wirklich dabei resignieren, daß wir einer Zeit der absoluten Verbürgerlichung entgegengehen, in der jede Welle individueller Regung in der großen Fläche des ökonomischen Mechanismus alsbald sich totläuft.

*

Und doch wäre dieses Urteil einseitig und falsch. Denn in derselben Zeit ist uns, angeregt durch die Arbeiten von Sombart, den Brüdern Weber, Troeltsch, der bürgerliche Mensch in viel tieferem Sinne zum Problem geworden, als wie es die Anhänger Ruskins und seiner Deklamationen gegen das „Maschinenzeitalter" oder etwa die Mitglieder der Friedrichshagener Gemeinschaft zu begreifen vermochten.

Jene Zeit der neunziger Jahre, oder wie wir sie hinfort kurz nennen wollen, die sezessionistische Zeit (weil die Bildung der sezessionistischen Gruppen für sie äußerlich charakteristisch ist) war bei ihrer Wendung gegen die Bürgerlichkeit von damals doch immer selbst Partei. Ihr Kampf war ein Akt der Emanzipation, um sich zunächst einmal selbst zu gewinnen. Sie konnte den Bürger noch nicht erkennen, weil sie noch nicht die nötige Distanz dazu hatte, weil sie sich erst einmal selbst Luftraum verschaffen mußte.

Dabei war ihre ganze Haltung beseelt von einem tiefen Mißtrauen gegen alle bindenden Mächte. Das war ihre Grundüberzeugung, daß alle seelischen Bindungen des Individuums nur Konventionen seien. Als Überschrift über diese ganze Zeit stand die Gleichsetzung: Bürgerlichkeit = gesellschaftliche Konvention im Moralischen = Akademizismus im Ästhetischen.

Der positive Gegenwert, den sie der Konvention entgegensetzte, war das Individuum. Man braucht das Individuum nur auf sich selbst zu stellen, ihm den Mut zur „eigenen Form" zu geben, um sofort zu einem eigenen Ausdruck der Zeit zu gelangen.

Der Erfolg zeigte, daß das ein Irrtum war. Wir wissen jetzt, daß die Form keine Angelegenheit des individuellen Willens ist. Wenn das Individuum sich in sein Einzeldasein zurückgräbt, werden die Empfindungen klein, differenziert, voller Übergänge, verlieren die Kontur. Alles Pathos kann nur daraus erwachsen, daß die großen Lebensbezüge des Einzelnen stärker ergriffen werden.

Und sicherlich hat genau in diesem Punkte, in der Schätzung der überindividuellen Bindungen des Individuums, eine entscheidende Wendung stattgefunden. — Nicht etwa erst infolge des Krieges. Der Krieg hat vermutlich auch hier nur deutlich gemacht, was sich schon längst vorbereitete. —

*

Es ist schwer, von diesen seelischen Dingen abstrakt zu sprechen, ohne daß es verblasen klingt, denn der verfügbare Wortschatz ist gering. Wir wollen darum einen Augenblick zusehen, wie sich der Verlauf in der Entwicklung des bildnerischen Ausdrucks gestaltet hat. Denn hier können wir doch an dem sinnlichen Niederschlag der Dinge demonstrieren.

Jenes Mißtrauen gegen die Mächte der überindividuellen Bindung, von dem wir sprachen, beherrscht auch die Kunstübung, in der die sezessionistische Zeit sich ausdrückte, die impressionistische. Wenn man den Heuschober oder Dunghaufen in seinen momentanen Beleuchtungen aufsuchte, gewissermaßen auf das Zeitatom seines Daseins zurückging, so geschah das doch nicht aus sportlichem Interesse an der neugewonnenen Aufgabe. Wenn es auch in zahlreichen Entwicklungsgeschichten des Impressionismus so dargestellt wird. Sondern auch hier war das Malerische durch das Göttliche bestimmt, durch das Göttliche, an das diese Zeit glaubte. Und diese Zeit hatte den Glauben, daß das Göttliche in dieser Welt, das allein des Malens wert ist, sich nur im Augenblicklichen, im Transitorischen erschließe. Durch eine tiefe Kluft fühlte sich das Subjekt von den Dingen getrennt, und nur in der Berührung des augenblicklichen Sehaktes werde die Einheit mit dem Seienden momentan wiederhergestellt. Alles, was mehr ist als der Augenblick, alles, was Gestalt, bleibend ist, das erschien bereits als unwahr, als Zutat, von den Konventionen des Sehens verfälscht.

Die zeitgenössische Malerei zeigt, wie die Entwicklung weitertreibt. Das Wort „Expressionismus" ist zwar aus dem Gegensatz gebildet und schielt nach rückwärts, aber wir werden es wohl nicht wieder loswerden. Wenn die gegenwärtige Malerei sich von dem Prozeß des Sehens ablöst und wieder auf die Momente von Linie und Volum zurückgeht, so geschieht das wiederum nicht aus bloß technischem Interesse, um nun wieder einmal diese Elemente „mehr zu berücksichtigen". Sondern wiederum liegt hier Glaube zugrunde. Der Glaube, daß sich die Poesie der Augendinge nicht in ihrem Gesehenwerden erschöpft, sondern daß jedes Ding sein eigenes ausdrucksvolles Dasein führt. Und daß dieses Dasein nicht nur in der Berührung mit einem sehenden Subjekt zum Aufleuchten kommt, sondern daß es noch viel unmittelbarere, aktivere

Möglichkeiten gibt, daran teilzunehmen. Und wie sich nun unsere Kunst wieder um das Eigenleben der Dinge bemüht, stellen sich ganz von selbst Linie und Volum als die Strukturelemente ein, darin sich das überzeitliche Wesen der Dinge konstituiert.

*

Diese Sachen sind nicht neu, und es war nicht die Absicht, Neues zu geben. Sie sollten nur das Folgende vorbereiten, das im Grunde ein Gleiches ist. Denn braucht man ausdrücklich zu versichern, daß auf dem Gebiete des abstrakten Denkens die Lage dieselbe ist? Im zeitlichen Querschnitt geschieht doch immer überall auf allen Gebieten dasselbe, von einer identischen Grundbewegung des Geistes hervorgetrieben.

Die Form ist ja nicht nur eine ästhetische Angelegenheit, eine Aufgabe des darstellenden Bildens. Sondern wir können Form nur hervorbringen, indem wir dem Individuum selbst mehr Form gewinnen. Ihm eine verschärfte Architektur nach den Grundorientierungen des Daseins geben. Die großen Achsen des Lebens wieder herausstellen, hinter die die vorige Generation mit so viel Behagen ihr Fragezeichen setzte.

Auch im seelischen Gebiet hatte die sezessionistische Zeit ihre große Scheu gegen alle bindenden Formen, die über den Moment hinausgreifen. Auch hier fühlte der Mensch sich von sich selbst getrennt, war sich selbst verdächtig und vermochte nur augenblicksweise wieder zur Einheit zu gelangen im „Erlebnis". „Im Erlebnis glaubte ich etwas ganz Sicheres in mir oder den anderen zu besitzen" heißt es in der Einleitung zu Kassners „Moral der Musik". Heute hat das Erlebnis diese Echtheitsgewißheit Gott sei Dank verloren, und wer heute in den Krieg zöge, um den Krieg zu „erleben", würde uns wahrscheinlich höchst verdächtig vorkommen. Vielleicht würde er auch dem Gott des Krieges verdächtig vorkommen, und dieser würde ihn vermutlich enttäuschen.

Im rein wissenschaftlichen Psychologiebetrieb stellte sich die gleiche Grundrichtung dar als die Suche nach dem „unmittelbar Gegebenen". Heute weiß man, daß ein unmittelbar Gegebenes in diesem Verstande nicht erfaßbar ist. Gerade bei der Bemühung um den rein unmittelbaren Bewußtseinsbestand drängten sich die großen Einheitsformen des Bewußtseins auf, die in jedem Augenblick formgebend anwesend sind.

Heute gilt unser Bemühen wieder den großen Strukturformen des Daseins. Man will sich nicht mehr den Blick verwirren lassen von der Vielheit, die der Historismus aufweist. Daß alles schon irgendwann einmal in der Geschichte dagewesen ist, und daß alle Formen im Wandel der Zeiten sich geändert haben,

interessiert uns gar nicht mehr. Wir wollen wieder wissen, ob nicht hinter allem Wandel der Formen ein gleichbleibender Sinn aufweisbar ist. Sogar von Stuhl und Tisch wissen unsere Architekten heute, daß es eine Wesensform des Stuhles, des Tisches gibt, die unter allen Umständen zunächst einmal gewahrt werden muß: sollte es nicht auch für das Dasein des Einzelnen solche Wesensbezüge geben, die über allem Wechsel des historischen Gewandes dieselben sind?

Um solche Fragen mit den Mitteln des bewußten Denkens in Angriff zu nehmen, bedurfte es der Ausbildung einer neuen Methode. Husserl hat die entscheidende Arbeit geleistet. Er begann bei einer Analyse der Wortbedeutung. Er zeigte, daß, wenn wir die Bedeutung eines Wortes verstehend vernehmen, mehr vorhanden ist als nur der Klang des Wortes und eine Reihe von assoziativen Inhalten, die das Bedeutungsgebiet des Wortes andeutend repräsentieren. Die Bedeutung eines Wortes ist eine Sinneseinheit, die sich nicht auf die „repräsentativen Elemente" des Wortzeichens und der Inhaltsassoziationen zurückführen läßt.

Das klingt nun recht akademisch und ganz eine Angelegenheit für Gelehrte. Und doch sind darin die Grundlagen enthalten, die befähigen, über den Relativismus und Historismus hinauszukommen.

Welch großen Raum nimmt z. B. in der relativistischen Beweisführung der Hinweis auf die Sitten der Naturvölker ein. Es ist ja fast kaum der Tatbestand eines Deliktes ausdenkbar, der nicht irgendwo bei irgendeinem Volk als sittlich gefordert, womöglich gar mit der Sanktion des Rituellen umkleidet, nachweisbar wäre. Also, lautet die relativistische Argumentation, ist offenbar, daß Gut und Böse nur relativ und von der jeweiligen sozialen Satzung abhängig sind. Die phänomenologische Analyse erfaßt den Tatbestand tiefer. Sie begnügt sich angesichts etwa des Menschenopfers nicht mit der simplen Auffassung, daß hier die vorsätzliche überlegte Tötung eines Nebenmenschen, also eine uns sittlich verwerflich erscheinende Handlung, positiv gewertet werde. Sondern sie geht auf die Intention der Handlung zurück, erfaßt die Handlung von ihrer Opferintention aus und weist nach, daß die ethische Haltung opfernder Entäußerung unter allem Wechsel der Formen identisch geblieben ist.

*

Geht man in dieser Weise die Vielheit der Wertungen und die Mannigfaltigkeit der Lebensformen durch, indem man stets hinter die Tatbestandsfassade zurückgreift auf die zugrunde liegende Intention, so erlebt man das Wunder, daß die Dinge wieder einfach werden. Plötzlich steht das Individuum wieder

in seinen elementaren Lebensbezügen und seinen wiederkehrenden Lebenstypen da, die über alle Variationen der Jahrhunderte die wesensgleichen geblieben sind.

Geht man nun aber von unserer gegenwärtigen Situation aus auf die Grundbindungen zurück, so wird uns die moderne bürgerliche Kultur in neuem Sinne fragwürdig. Wieder steht uns der Bürger im Wege, aber in anderem Sinne, nun nicht mehr als der befangene, konventionelle, sondern als der zu lockere, abgelöste, rechnerische.

Denn das ist ja das Wesen des modernen kapitalistischen Bürgertums (welches von dem handwerklichen Bürgertum des Mittelalters absolut zu scheiden ist): daß es das Kapital dem Individuum übergeordnet hat. Darum hat das Bürgertum die ständischen Bindungen gesprengt, damit die Summe des vom Einzelnen beherrschten Kapitals prinzipiell ins Unbegrenzte ausdehnbar sei. Die Augustnacht wurde von Bürgern gemacht; die individuelle Freiheit, die über dem Tor der neuen Zeit geschrieben ist, ist wesentlich Gewerbefreiheit, wenn auch ihre ersten Verkünder sie mit dem Wortschatz des humanitären Ideals empfahlen. Und zur selben Zeit, da jene Pioniere der bürgerlichen Freiheit die ständische Abhängigkeit zerbrachen, errichteten sie, sich selber unbewußt, eine neue Abhängigkeit, die für beide, Besitzende und Besitzlose, gleich wirklich ist: die Abhängigkeit von der Anonymität der Firma, von der Unpersönlichkeit des Kapitals, das mit einer merkwürdigen Zwanghaftigkeit, als ob es ein Wissen davon hätte, daß sein Genius nur im Quantitativen liegt, Anlage heischt und seine Rente haben will.

Daß der zugehörige Mensch möglich wurde, der mit einer fast ergreifenden Fragiosigkeit dem quantitativen Mehrwerden seines Kapitals dient, auch als Besitzender ein Besessener — das konnte nur durch eine große Verkümmerung und Vereinseitigung geschehen. Denn das eine wissen wir ganz bestimmt: der Mensch des kapitalistischen Bürgertums ist nicht etwa der runde Mensch, der ausgefüllte Mensch, wenn ihn auch die Frühzeit des Bürgertums mit naivem Idealismus sich so gedacht haben mag, als sie den Wortschatz des Menschheitsglaubens jener Zeit für ihre Befreiung des dritten Standes in Anspruch nahm. Sondern er ist ein ganz beschränkter, ein ganz nach einer Seite gespannter Mensch. Mitunter hat man den Eindruck, als ob gewissermaßen einmal die Feder zurückschnellt. Wenn amerikanische Milliardäre im Tode ihr Vermögen charitativen Stiftungen vermachen, das im Leben zu gleichen Zwecken zu verteilen ihnen als Verbrechen gegen ihr Geschäft erschienen wäre: hat man da nicht den Eindruck, als ob etwas wie eine Besinnung nach dem Zweck des

Ganzen nachträglich sich rege, welche auszuschalten die erste Vorbedingung der rastlosen geschäftlichen Tüchtigkeit war?

Den Bürger in seiner Begrenztheit richtig zu sehen, wird erst möglich sein, wenn die erforderlichen Begriffe ausgebildet sind; alle Stellungnahme aus Gefühlen heraus, sei sie kulturpessimistisch oder fortschrittsoptimistisch, verfälscht den Blick. Wesentliche Arbeit hat Scheler geleistet. In vielfachen Untersuchungen hat er die phänomenologische Methode von ganz aktuellen Themen her auf die Gegenwart angewendet. Und immer wieder kommt er in eine kritische Position gegenüber der bürgerlichen Kultur und den geisteswissenschaftlichen Lehrmeinungen, die auf ihrem besonderen Boden erwachsen sind. Seine zwei Bände „Abhandlungen und Aufsätze", die jetzt gesammelt vorliegen (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig), könnten beinahe den Sammeltitel führen „Zur Kritik des bürgerlichen Menschen". Denn immer wieder nimmt er die Wendung gegen unsere bürgerliche Zeit, nicht nur in den letzten drei Aufsätzen, die ausdrücklich dem „Bourgeois" gewidmet sind, sondern auch in den Aufsätzen über viel allgemeinere Gegenstände; sei es nun, wenn er in dem Aufsatz „Zur Rehabilitierung der Tugend" eindringlich macht, wie die Haltung der Demut und der Ehrfurcht unserer rationalistischen Zeit abhanden gekommen sei, oder wenn er in dem Aufsatz „Zur Idee des Menschen" durch die Natureinheit der Gattung Mensch den überraschenden Wesensschnitt legt zwischen dem Gottsucher und dem homo faber. „Zwischen dem ‚Wiedergeborenen' und dem ‚alten Adam', zwischen dem ‚Kind Gottes' und dem Verfertiger von Werkzeugen und Maschinen (homo faber) besteht ein unüberbrückbarer Wesensunterschied; zwischen Tier und homo faber hingegen besteht ein Gradunterschied." Immer wieder bricht der Gedanke durch, daß das bürgerliche Ressentiment es sei, welches unsere Wertungen umgebogen und von da aus auch die bewußte Einschätzung des Menschen in der modernen Wissenschaft verfälscht habe. Denn das ist die Grundthese Schelers: das Ressentiment, die große Umkehr der unmittelbaren Gefühlsbezogenheit, dem Nietzsche die Entstehung des Christentums zuschreibt, sei erst ein bürgerliches Produkt; ihm sei nicht die Idee der christlichen Liebe, welche von Ressentiment frei, wohl aber deren Verfälschung in der modernen Menschenliebe schuld zu geben.

*

Es ist nicht unsere Aufgabe, diese Dinge zur Diskussion zu stellen und speziell zu den Schelerschen Thesen Stellung zu nehmen. Wir wollten nur andeuten, wie sich die ganze Gedankenrichtung in einen größeren Zusammenhang einordnet.

Was ist nicht alles über die Überwindung des Kapitalismus gedacht und geschrieben worden. Ganz sicher stimmt nicht die sozialistische These, welche alles von einem Ende des kapitalistischen Wirtschaftsmechanismus erwartet. Die materialistische Geschichtstheorie enthält zugleich auch die Grenzen der sozialistischen Auffassung vom Bürger, seinem Heraufkommen und seiner Zukunft.

Man mußte zunächst erkennen, daß auch der Kapitalismus „Geist" ist, daß er auf einer Gesinnung beruht. Wenn auch auf einer Art Gegenwendung des Geistes, darin der Geist sich seines Primates vor sich selbst begibt. Der kapitalistische Geist wird eines Tages aufhören, ohne daß sich darum in der äußeren Organisation vorerst viel zu ändern braucht, weil es der Mensch nicht ertragen kann, ewig in der Fläche zu leben. Eines Tages wird die Feder zurückschnellen. Bei dem Einzelnen schnellt sie hie und da schon heute zurück. Aber das bleibt alles im Bereich der gefühlsmäßigen Entzweiung, der Hysterie. Daß die Wendung eine allgemeine werde und in einem wirklichen Einssein mit sich selbst geschehe, nicht in einem Getrenntsein von der Zeit, das ist nur auf dem Wege über das bewußte Erkennen möglich.

Wieder muß alle Arbeit im Gegensatz zum Bürger geschehen. Aber von der anderen Seite aus. Die Generation der neunziger Jahre erhob sich gegen den Bürger, weil er ihr zu unfrei war, weil er ihr nicht gestattete, sich „auszuleben". Heute spricht kein Mensch mehr vom Ausleben. Wir trennen uns von ihm, weil er uns zu locker und unbestimmt ist, weil er keinen Mut zu einer Bindung auf Grund der Liebe hat, weil er alle Bindungen in numerische Werte umrechnet. Jene wendeten sich gegen ihn, weil er einem altgewordenen Akademizismus anhing und seine Augen den Bildern des Naturalismus nicht öffnen wollte; wir trennen uns von ihm, weil seine Tradition bei einem verblaßten Renaissanceideal zu Ende geht und er kein Verhältnis zu der stilisierenden Kraft der alten Meister hat. Damals waren wir *vor* der Renaissance und mußten uns mit naturalistischer Emanzipation von ihr losringen; was wir auf diesem Wege gelernt haben, führt uns weit *hinter* sie zurück und lehrt uns die Kräfte der Stilbildung ehrend zurückverfolgen bis zu den Uranfängen der Kunst. Damals war uns die Renaissance zu stilisiert, heute ist sie uns zu naturalistisch. Dies Beispiel ist ganz lehrreich und in tieferem Sinne beziehungsvoll; denn das Renaissanceideal steht irgendwie in einer symbolischen Beziehung zum Bürger. Man sieht: die Distanz ist dieselbe, aber nach der Gegenseite.

# Nachtlied

Von Gottfried Kölwel

Nichts als Himmel, Mond und Sterne,
endlos kreisend für und für
in verzitternd blauer Ferne,
tönten leise über mir.

Mondnacht, die der Frühling brachte,
warst mir wonniglich begrüßt,
was mich dumpf und bitter machte,
ward in dir erhellt, versüßt.

In dem Bogen deiner Weiten,
Wunder, was da oft geschah,
alles Kleine kam ins Gleiten
und das Große war mir nah!

Seligster von allen Söhnen,
Bruder auch dem fernsten Ding,
aufgelöst zu lauter Tönen,
schwebte ich im blauen Ring.

Immer näher meiner Ferne,
suchend, süße Nacht, in dir,
kam ein Hauch aus einem Sterne
wie aus Gottes offner Tür.

# Der Krieg

## Von Erich Unger

### Zweites Gespräch zwischen einem Feldgrauen und einem dauernd Untauglichen

Der Feldgraue – Aber es ist jetzt nicht Zeit, etwas anderes zu denken oder zu wollen als diese einzige Rechtfertigung des maßlosen Sterbens: den Sieg.

Der dauernd Untaugliche – Du vergißt: Der schöpferische Wille, der, welcher realisieren soll, der freie Wille, ist undeterminiert von den Gegebenheiten des Raumes und der Zeit. Er kann sich von diesen nichts „geben" lassen (es sei denn Form, Methode). Auch die gewaltigste Zeit kann ihm das Endziel weder setzen noch vertagen. Dieser Krieg ist so riesenhaft aufgeflammt über der Erde, daß der Schein seiner Feuer – wie immer das lohendste Licht das Hier und Dort bestimmt – Richtungsort geworden ist für alles. Aber der Krieg, der auftritt, als sei er mit allen Gewalten des Seins geladen, ist es nicht. Er ist ein so ungeheures Ding geworden, daß sich schon zu sagen lohnt: Verwechselt ihn nicht mit der Macht des Lebendigen selbst. Dieser Krieg, der sich gebärdet, als sei er der Herr der Werte, vergißt, daß er ja nur – Empirie ist, wenngleich die Empirie allerorten alles schon derart überheult, als sei sie das einzig Wirkliche: Denn da der aprioriſche Ursprung des Lebendigen unhörbar rauscht, kann es leicht scheinen, als seien die Erdbeben und knatternden Flammenmeere die letzthin die Dinge entscheidende Wirklichkeit. – Aber „entscheiden" ist Sache der letzten Instanz und das ist auch die feuerspeiendste Erfahrungswelt nicht. Schon lohnt dem Kriege gegenüber die Drohung: Du bist nicht die Macht des Aprioriſchen, des Unformulierbaren, aber Zugrundeliegenden, dem nahekommen muß, wer Macht sein und entscheiden will.

Der Feldgraue – Gerade darin irrst du: Der Krieg ist mehr als alles andere von der Macht des Aprioriſchen. Er ist über dem Individuum wie Geburt und Tod. Wieso liege ich plötzlich in einer fremden Höhle, die ich nie gesehen, nie geträumt, von verdorrtem Gras umweht, und starre in eine fremde Nacht? – Es ist jenseits von mir gehandelt worden: wie bei Geburt und Tod.

Der dauernd Untaugliche – Ja, aber hier kennst du die Handelnden: es sind Menschen wie du und ich.

Der Feldgraue – Es ist nicht wahr: es sind nicht Menschen wie du und ich, noch überhaupt menschliche Wesen, noch Begriffe: Volk, Staat, Vaterland, die erhebende Einigkeit einer ganzen Nation; wollen wir kalt auf die Dinge blicken, so müssen wir ängstlich der Vorstellungen der Begeisterten entraten, wir werden vielleicht nachher um so rasender sein – du weißt: Begriffe – fast alle sind zu nichts da, als die Probleme zu eskamotieren, damit einem nicht vor sonst ringsum plötzlich emporflutendem Unbekannten und alle Formen abschüttelndem Wahnsinn das Herz stehenbleibt – – aber leben muß man – so lebt man einstweilen; ohne Orientierung – und so durch die Jahrtausende –. Wer hat mich plötzlich in dieses nasse Erdloch versetzt, daß ich in hundert schwarzen Regennächten nichts als die rissigen Bretter fühle, mit denen man das Moor zurückhält?

Wenn ich eine Antwort gebe und spreche den Begriff „Volk" aus, so, weißt du, ich sage nichts, sondern decke einen Abgrund zu.

Der dauernd Untaugliche – Wo führt er hinab?

Der Feldgraue – Ich müßte weit vom Schlachtfeld abschweifen. Aber ich will dir sagen, woher der Krieg heraufkommt, wenn du der Aufklärungen über den Militarismus Deutschlands und die Gemeinheit Englands überdrüssig bist, wenn dich die höhnische, starrende Beziehungslosigkeit zwischen diesen Vorstellungen und der vor einem Lehmhaufen zusammengekrümmten Gestalt eines Einzelnen, der seine Hände auf den blutverschmierten Riß seiner Soldatenkleider preßt, anwidert, wenn dir das Toben des Jammers eine größere Intensität des Ursachenerlebnisses zu erfordern scheint – wenn dir scheint, als dürfe gerade das fernste Denken näher an diese Wunde herangehen und sei würdiger, in die klaffende Unüberbrückbarkeit der Geschehnisse einzutreten – denn im äußersten Ernstfall mußte noch immer mit dem Anfang der Welt begonnen werden –

Der dauernd Untaugliche – Ich erfülle deine Voraussetzungen. Du sprachst von einem Abgrund. Wohin führt der?

Der Feldgraue – Dorthin, wo das Volk noch real existiert, aber die Einzelnen nicht mehr, aus denen es besteht.

Der dauernd Untaugliche – Ist die Lokalisation „dorthin" mehr als ein Bild?

Der Feldgraue – ... Behaupten will ich: Die Einzelnen und das Volk sind nicht identisch, denn das Volk ist eine Realität für sich, die in den

Einzelnen, den Millionen, aus denen es besteht, nicht restlos aufgeht. Volk ist nicht ein bloßer Begriff, nicht ein bloßes In-Beziehung-setzen der allein existierenden Einzelnen, sondern ein unabhängig von seinen Gliedern erfaßbares Existierendes, eine Realität und Gewalt für sich. Sie beweist sich wie jede Macht: an ihren Äußerungen. Erstlich logisch: Der Einzelne für sich ist gar keine Begreifbarkeit, eine solche Unmöglichkeit wie die Vorstellung, es gebe von allen Zahlen nur die 3. Eine Zahl setzt alle voraus. Die Existenz des Einzelnen hängt ab von der bereits vorausgesetzten Existenz der Vielheit, die Existenz des Einzelnen setzt die Existenz des Volkes voraus: das Volk ist das Aprioriſche.

Genauer: Den Einzelnen gibt es überhaupt nicht, es gibt nur die Einzelnen. Daraus folgt: Daß es unzulässig ist, die Einzelnen logisch so zu gewinnen, daß man den „ursprünglich gegebenen" Einzelnen zum anderen addiert und so fort, denn dies bedeutete die logische Superiorität, Apriorität des Einzelnen. Die Umkehrung ist wirklich, aber die Realität Volk ist keine empirische; die empirische Wahrheit ist eine matte „Beziehung" (nämlich die Addition der Einzelnen zueinander) und „Beziehungen" sind immer die abgeblaßten Überbleibsel nicht mehr erfaßbarer Wirklichkeiten. Das Volk, nicht als Zusammengesetztes, sondern als Einheit, ist eine Realität, die deswegen, weil sie als diese Einheit nicht empirisch wahrgenommen wird, nicht weniger da ist. Ja, in ihren Äußerungen wird sie wahrgenommen, denn wenn es, um nur ein Symptom zu nennen, möglich ist, das Bewußtsein des Einzelnen, und so ihn selbst, so auszulöschen, daß er, wie tausend Zeugnisse des Schlachtfeldes beweisen, sich nicht mehr fühlt und, während er als Einzelner notwendig Tod und Grauen unterstehen müßte, über diesen steht, so heißt das nichts anderes, als daß hier eine Macht agiert, die nur so gefaßt werden kann, daß „Alle zusammen" etwas Neues, Drittes sind — aber ein Existierendes und kein Gedachtes, keine Beziehung, und nicht ein durch das Zusammen erst Entstandenes, sondern vor diesen Einzelnen bereits Gegebenes — ein Aprioriſches.

Hier aber ist auch der Ort der Werte und hier und nirgends sonst sind die Gesetze des Lebens zu suchen. Und da der Krieg aus dieser Tiefe, die du ihm absprachst, hervorbricht, aus der er die Zeichen des Endgültigen emporwirft, so ist er befugt, das letzten Endes Gültige aufzurichten. Nicht nur durch die chaotische Kompetenz der Gewalt, sondern durch sein Heraufkommen und seine Berührung mit dem Grund der Werte selbst.

Der dauernd Untaugliche — Es ist nicht eine zu große Phantastik des Gedankens, die ich dir vorwerfe (wie du vielleicht erwartest), sondern eine zu geringe. Denn trübe und unscharfe Gedankenbilder erzeugt die Phantasie

nur dann, wenn sie, vorzeitig gehemmt durch diese lähmende Sicherheits-Angst, nicht radikal, nicht ausschweifend genug ausfällt. Ich glaube, daß die extremste Phantastik in die Wirklichkeit einmündet, und daß das dunkle Nichts, in das die Gedanken unmittelbar vor den letzten Problemen abbrechen, eben die Ohnmacht zu einer in Wahrheit rasenden Phantasie ist, die hier adäquat wäre.

Phantasterei ist unterwegs zusammenbrechende und daher nicht mehr exakt werdende Phantasie.

Aber für die Richtung, in die du gehst, entscheide ich mich auch. Du hast erfahren, daß kein Hochgefühl ausreicht, die Aufhebung des Individuums, die der Krieg erzwingt, zu begreifen, daß sie etwas so Schweres, ja Unfaßbares ist, daß ihre Erklärung bis an die zuletzt sichtbare Form des Lebendigen herabgehen muß.

Noch mehr: Auch ich halte es für an der Zeit, die Lösung der wichtigsten Dinge einmal nicht im Menschen (dessen Eigenschaft als Endpunkt, „Krone" der Schöpfung man noch nicht anzuzweifeln wagte) zu suchen, geschweige denn noch niederere Stufen danach zu durchforschen, sondern zu sehen, ob es nicht oberhalb seiner existierende und lebendige Einheiten gebe (und Andeutungen solcher in den begrifflich umfassenderen Formen zu erkennen, nicht hegelisch das Reale selbst).

Gleichwohl scheint mir die einfache Umkehrung der gewohnten Anschauung: Statt des Einzelnen nun das Volk als das Zugrundeliegende, Primäre anzusehen, in Verwirrung zu enden.

Richtig hast du die Vielheit als ein Nicht-Sekundäres erkannt, aber sie darum zur Existenzgrundlage des Einzelnen, gar Apriorischen zu machen, geht nicht an. Falsch war, wie man bisher tat, das Volk aus den Einzelnen aufzubauen und den Akzent auf den Einzelnen zu legen, als das zugrunde liegende Element der Gesamtheit, während die Vielheit genau so ein ursprüngliches Element ist wie der Einzelne und diesen Einzelnen genau so bedingt wie dieser die Vielheit. Du kennst Friedlaenders Warnung vor dem „halben Blick", der den einen Pol eines Gegensatz-Paares seit Ewigkeiten übersieht. Nun: man hat den Pol-Charakter der Vielheit, des Volkes verkannt, und in ihr ein Zusammengesetztes, Sekundäres, aus der Einzelheit Aufzubauendes, Ableitbares gesehen, während sie gleichberechtet originär ist und beide sich bedingen wie schwarz und weiß. Der Augenschein, der das Volk aus den Einzelnen entstehen läßt, ist die Täuschung durch eine den heutigen Geist beinahe bedingende Sucht: Die allbeherrschende „Entwicklung" zu sehen. Das Volk ist kein „Entwicklungsresultat", sondern ebenso „von Anbeginn", zeitlich gesprochen, gleichzeitig

mit dem Einzelnen gegeben. Das heißt aber, daß beide nicht aprioriſch ſein können, auch die Vielheit nicht, auch das Volk nicht.

Aprioriſch (wenn man ſo nennt, was dem Begreifen der Exiſtenz zugrunde liegt) iſt eine Größe, die dieſe Vielheit in Einem, ſingulariſch, enthält. Das aber iſt kein einzelner Menſch, wiewohl es exiſtieren muß, da anders weder die Exiſtenz eines Einzelnen noch die Vieler ein Begreifbares iſt.

Hier iſt die Erſcheinung, durch die ſich die Komplexe, die wir „Völkerleben" nennen, entwirren, aber hier beginnt auch die Ebene, da die Bilder aufhören, Gleichniſſe, und anheben, wie ſchon einmal, die Sprache des Wirklichen zu ſein. Darum müſſen wir ohne eine methodologiſche Neuorientierung hier innehalten.

Es iſt notwendig, von allem Symboliſchen, Metaphoriſchen loszukommen und die exiſtierende Realität dieſer lebendigen Größe zu ſehen, deren Inhalt durch die Vielheit beſtimmt und deren Form der Einzelne iſt.

Das iſt die Gewalt, die einzige, die kompetent iſt, dem Einzelnen das Leben abzufordern.

Es iſt wahr: wer könnte wagen, vor den Einzelnen hinzutreten und ſein Leben zu verlangen? Seinesgleichen? Andere Einzelne? Alle Einzelnen? Man beſinne ſich: Wer von wem? Der Einzelne wird aufgehoben. Aber hier ſteckt ein unheimlicheres Rätſel, als in der Luft der begeiſterten Rede, die ſich ſo ähnlich anhört, bemerkt wird. Bedenke: Ein Volk wolle den Krieg nicht, die Einzelnen wollen nicht ſterben. (Man hatte unter unſeren Feinden den Fall.) Und doch folgen die Millionen den wenigen Befehlenden in Entſetzen und Vernichtung. Was iſt das für ein gar nicht erklärbarer Zwang? Es iſt nicht die Furcht vor den eigenen Bajonetten und Maſchinengewehren, die ſie ſelbſt in Händen haben. Warum fällt jene allerprimitivſte Überlegung, daß ihnen, die die Waffen tragen, niemand befehlen könne, ſo vollſtändig weg? Es iſt nötig, dieſes Unbegreiflichen überhaupt erſt innezuwerden, ehe man erklären kann: Die wenigen Befehlenden ſind objektiv mehr als die Millionen, die gehorchen: Denn hinter ihnen ſteht eine lebendige Gewalt, die die Lebensurſache des und der Einzelnen iſt. Wenn dieſe ſich dem Kriege entgegenbewegt, ſo fällt die Macht in die Hände des Einzelnen, der den Krieg bejaht.

Weil dieſes Weſen, das nicht nur in Wirklichkeit die Leben der Einzelnen trägt, die exiſtieren, ſondern mit der gleichſam potentiellen Energie der Kommenden geladen iſt, die Individuen tiefer, leiblicher beherrſcht, als deren eigenes Bewußtſein, ſo ſpricht der, der deſſen Bewegungen zu formulieren vermag, eine Bannformel aus. Und alle Einzelnen zuſammen widerſtünden dieſem Einen nicht.

Ein Überindividuelles kommt im sichtbaren Volk nicht zum Vorschein. Denn es existieren nur die empirisch gegebenen Individuen, und alles, was deren Bindung zum Ausdruck bringt, ist je nach der Intensität entweder leere Abstraktion, Beziehung, Begriff oder — die lebendige Ursache. Die erscheint nicht, aber ohne sie sind die Vorgänge der Menschheitsbewegungen, insonderheit die Aufhebung des Einzelnen — durch den Einzelnen nicht nur sinnlos, sondern unmöglich.

Hier nun ist nicht mehr der Schauplatz der Erfahrung und hier entsteht der über die Millionen (Befehlende so sehr wie Befohlene) kommende dunkle Zwang zum Kriege.

Die Gestalt des Lebendigen eines Volkes, die wir zu zeichnen versuchten, besteht aber zu jeder Zeit — der Krieg macht diese Situation nur evident, beweisbar, weil nur in ihm die auch anders gegebene Spannung Volk-Einzelner bis zu jenem Endpunkt getrieben wird, an dem die beinahe undenkbare Tatsache der Aufhebung des Einzelnen steht, und weil kein Begriff der Welt das zuwege bringen könnte — weil der Eintritt jenes Unsagbaren: der Verneinung des Einzelnen, eines ganzen Pols der Menschheit, nur unter der einzigen Bedingung möglich ist, daß dieser Einzelne, nicht nur dem Begriff nach, sondern wirklich und leiblich, mit einer noch außerhalb seiner lebenden Realität identisch ist, die sich den Krieg leisten kann, weil sie an ihm nicht stirbt.

Aber es ist ein sprunghafter Schluß, den Geist des Krieges, als so entstandenen und mit einem metaphysischen Zeichen behafteten, darum als den letzten Gesetzgeber anzuerkennen.

Ob der Krieg heilig oder teuflich sei, ist logisch nicht auszumachen.

Sage mir, wer du bist, und ich werde dir sagen, was du für Kriege führst.

Krieg und Tod müssen losgelassen werden, wenn der Gegensatz so unheilbar geworden ist, daß die Gegner sich in ihrer Ganzheit hassen und am meisten in dem, was sie am schärfsten ausdrückt: in ihrem Geist.

Aber die Geister der Europäervölker stehen sich nicht mehr gegenüber wie die Götter der Griechen und Perser und sie betrachten einander nicht wie tückische Wesen aus anderen Welten. — Mir ist immer unheimlich geworden, wenn ich so viel Haß gegen die feindlichen Handelsabsichten und so wenig Haß gegen die feindliche Geistigkeit vernahm. —

# Die Silberwanze

## Eine Erinnerung an Belgrad

Von Franziska Gräfin zu Reventlow

Wir waren auch einmal in Belgrad, kamen jedoch nicht dazu, es uns näher anzusehen, weil unser Interesse durch andere Dinge abgelenkt wurde und . . . aber eben das soll hier erzählt werden.

Man langte gegen Abend an, um am nächsten Tage donauabwärts weiter zu fahren. Wir hatten uns alle erst im Speisewagen kennen gelernt und wollten bis Bukarest zusammenbleiben.

„Das also ist Belgrad," sagte der Professor, als der Zug hielt, und begann verschiedene Dinge aufzuzählen, die man unbedingt sehen müsse. Aber er wurde gleich unterbrochen, denn nun kam die Gepäckrevision, welche sich sehr umständlich gestaltete. So hatte eben der Professor — er war Zoologe — einen fliegenden Fisch in Spiritus bei seinem Handgepäck, den er am Ägäischen Meer mit anderen fliegenden Fischen vergleichen wollte. Dieser wurde zum Gegenstand endloser Diskussionen, denn die Beamten waren mehr neugierig als bureaukratisch und wollten durchaus wissen, was es damit auf sich habe und wozu er ihn brauche. Ferner war da eine junge Frau, die ein Baby und viele Koffer mit sich führte. Die Verhandlungen waren schon der Sprache wegen schwierig und wären sicher nie zu Ende gekommen, wenn nicht der Damenimitator aus Budapest Russisch gekonnt hätte. Er selbst hatte außer einer Geige nur eine Hutschachtel mit Trikots und Flitterröckchen bei sich. Diese Garderobestücke gaben ebenfalls Anlaß zu endlosen Fragen, und während er ihre Berechtigung eingehend darlegte, hatte ein zigeunerartiges Subjekt, dessen Funktionen uns unklar blieben, sich seiner Geige bemächtigt und begann eine schwermütige Weise zu spielen. Es war eigentlich ganz stimmungsvoll, aber der Imitator hatte dafür keinen Sinn und brüllte das Subjekt im höchsten Sopran an. Damit und mit seinem Russisch imponierte er uns so, daß wir ihn gewissermaßen zu unserem Oberhaupt erwählten.

Die Revision dauerte eine volle Stunde. Draußen an den Fenstern der Halle lauerte eine Schar von Strolchen auf uns, sie drückten sich die Gesichter an

den Scheiben platt und folgten jeder Bewegung mit aufgerissenen Augen. Es waren die Packträger von Belgrad, die sich, als wir den Raum verließen, wie Wahnsinnige auf uns stürzten. Jeder erfaßte ein Gepäckstück, einer sogar das Baby, dann stoben sie auseinander, jeder nach einem anderen Wagen. Wir hinterher, jeder seinem Eigentum nach, Frau Pollacek folgte dem Strolch, der ihr Kind trug, der Damenimitator seinen Flitterröckchen und der Professor dem fliegenden Fisch.

Die Kutscher knallten mit der Peitsche und wollten sofort losfahren. Es war entschieden so gemeint, daß auf jedes Stück Gepäck und auf jede Person ein Extrafuhrwerk kommen sollte. Auf diese Weise hätten wir mindestens ein Dutzend Wagen gebraucht. Außerdem wußten wir ja nicht einmal, wohin die Fahrt gehen sollte. Man fiel also den Pferden in die Zügel, schrie, gestikulierte, sträubte sich, bis endlich Koffer und Personen in zwei Fiakern untergebracht waren. Nunmehr verlangten wir ein gutes Hotel in der Nähe des Hafens. Die Strolche unternahmen eine nochmalige Sturmattacke und wollten fürstlich belohnt werden. Der, welcher das Kind getragen hatte, verlangte geradezu ein Lösegeld.

Endlich rollten wir dem Hotel zu und nach dem Souper wollten wir die Stadt ansehen. Man fuhr endlos durch dunkle Gassen, an Mauern und Zäunen entlang und hielt schließlich vor einer unwahrscheinlichen Spelunke. Der Wirt war in Hemdsärmeln und wenig vertrauenerweckend. Der Professor wurde ängstlich. Frau Pollacek beschwor uns wieder umzukehren, aber der Damenimitator hatte Mut und fand, bei unserer geringen Ortskenntnis habe es keinen Zweck, weiter zu suchen, wir würden nur unsere kostbare Zeit verlieren.

Es gab eine Art Abendessen, von dem wir nur das Notwendigste zu uns nahmen, und dann gingen wir die Stadt betrachten, hatten aber keinen Plan und fanden sie nicht. Es war zu dunkel. Stundenlang irrten wir durch Gassen, an Bretterwänden, Winkeln und Zäunen entlang und kehrten endlich todmüde zurück. Die Haustür stand offen, aber es war niemand zu sehen. Ratlos tappten wir im Dunkeln herum und stießen an einer Ecke des Flurs auf einen schlafenden Hausknecht. Er wollte durchaus nicht aufstehen und sagte, wir sollten nur die Treppe hinaufgehen und die Zimmer selbst aussuchen. Der Damenimitator ging mit einem Licht voran, aber in allen Betten lagen schon Leute. Bis wir zuletzt ein unbewohntes Gelaß mit vielen Betten und einem zerrissenen Ledersofa entdeckten. Endgültig verzweifelt beschloß man hier zu biwakieren. Die ganze Sache, vor allem die Leute, die wir in den anderen Zimmern gesehen, wirkte so unheimlich, daß es uns lieber war, zusammenzu-

bleiben. Es wurde eine ungemütliche Nacht. Die einzige Kerze brannte bald herunter und alle wälzten sich schlaflos. Zuletzt dämmerten wir doch noch ein, und es war schon Morgen, als Frau Pollacek uns mit einem gellenden Schrei weckte. Dann jammerte sie halb im Schlaf vor sich hin — es sei nicht mehr zum Aushalten — hätte sie nur diese unselige Reise nicht unternommen und so weiter . . .

Ja, um Gottes willen, was denn los sei? — — Sie ermunterte sich jetzt völlig: Es habe sie etwas ganz Fürchterliches gestochen . . . Damit stand sie auf und gebärdete sich wie eine Verzweifelte. Allgemeine Panik. Der Professor sprach von den in den Balkanländern vorkommenden Skorpionarten, die in größerer Anzahl selbst Erwachsenen gefährlich werden könnten. Alle wurden blaß vor Schrecken, nur der mutige Damenimitator schritt zur Tat, untersuchte das eben verlassene Bett und konstatierte, nachdem er alle Decken auseinandergeschlagen hatte, Skorpione in größerer Anzahl seien jedenfalls nicht vorhanden. Uns fiel ein Stein vom Herzen.

Die junge Frau hatte sich inzwischen etwas beruhigt und war ebenfalls herangetreten. Plötzlich schrie sie wieder auf:

„Da — schauen Sie her!"

Alles drängte sich um das Bett, und nun erblickte man ein schimmerndes rundes Tier von der Größe einer mittleren Kaffeebohne, welches sich langsam den Bettrand entlangschob und, als es die vielen forschenden Blicke auf sich gerichtet fühlte, sichtlich betreten stehen blieb.

Der Professor setzte seine Brille auf und suchte mittels eines Stückes Papier seiner habhaft zu werden. Es gelang. Dann betrachtete er es eingehend, schüttelte den Kopf und meinte, er fühle sich versucht, es als eine gemeine Bettwanze — Cimex lectuarius — anzusprechen, nur was die silbergraue Färbung und die anscheinend durch den Biß hervorgerufene psychische Erregung beträfe, stehe er vor einem Rätsel . . .

Es folgte nun eine Art naturwissenschaftliche Sitzung. Mit dem Schlafen war es sowieso vorbei, man saß fröstelnd herum und besprach das Ereignis, tauschte Reiseabenteuer, Kenntnisse, Beobachtungen und Erlebnisse mit gewöhnlichen Wanzen aus, die ja in den südlichen Ländern keinem erspart bleiben — immerhin, ein Insekt wie dieses, dem serbischen Boden entsprossene, hatte noch keiner gesehen oder je davon gehört.

Die Sonne stand schon am Himmel, als der Professor sich erhob und in einer längeren Rede erklärte, er danke den verehrten Anwesenden herzlich für ihr Bestreben, an der Lösung des Problems mitzuwirken. Man sei demselben

ein gutes Stück näher gekommen und er beschließe daher, falls es uns recht sei, dem Tier, das seiner Ansicht nach eine wichtige Entdeckung bedeute, den Namen Cimex argenteus, zu deutsch Silberwanze, beizulegen und seiner Fakultät sofort Mitteilung darüber zu machen.

Wir stimmten ihm einmütig bei. Inzwischen war es Zeit zum Aufbruch geworden und zu spät, um Stadt und Festung Belgrad noch in Augenschein zu nehmen. In diesem Moment hatte auch niemand mehr Interesse dafür.

Während wir nunmehr unser Gepäck zusammensuchten, saßen Frau Pollacek und der Damenimitator immer noch nebeneinander auf dem Bettrand. Sie sprachen leise und es schien uns, daß sie sich manchmal verstohlen die Hand drückten.

Und das wird wohl so gewesen sein. Wir machten vor Bukarest noch einmal Station, übernachteten in einem normalen Hotel, wo jeder sein Zimmer für sich hatte, aber am nächsten Morgen, als man weiterfahren wollte, waren jene beiden einfach verschwunden und kamen auch nicht mehr zum Vorschein. Wir fuhren also ohne sie, und während der Zug dahinrollte, sannen wir den verschlungenen Fäden des Lebens nach. Hier waren unversehens zwei Menschen, die man flüchtig kannte, glücklich geworden und ein unbekannter Dritter (nämlich der Herr Pollacek) unglücklich — — oder auch umgekehrt, wer konnte das wissen? Und das alles war das Werk einer schlichten Silberwanze, die bis dahin in Belgrad ein obskures Dasein fristete.

Der Professor aber lächelte abgeklärt, murmelte vor sich hin: „Cimex argenteus" und meinte dann, es habe noch jede wissenschaftliche Entdeckung ihre Opfer gefordert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Arthur Kauffmann. Verlag Georg Müller München-Berlin
Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

# Kriegsbetrachtung II

## Von August Mayer

Das Buch Friedrich Naumanns ist ohne Zweifel ein zeitgemäßes; denn es lenkt die Aufmerksamkeit weiter Kreise mit den eindringlichen Mitteln der politischen Populärschriftstellerei auf ein Thema, das mit Notwendigkeit eben jetzt zum Thema des Tages geworden ist. Denn was Naumann behandelt, ist ein, ist das innere Kriegsziel: unser künftiges Verhältnis zu Österreich-Ungarn.

Vielleicht sind zunächst ein paar Worte über den Begriff des „inneren Kriegsziels" nicht überflüssig. Mindestens muß auf die Bedeutsamkeit der Tatsache hingewiesen werden, daß die allgemeine Aufmerksamkeit jetzt anders orientiert ist als zu Beginn des Krieges, da sein Verlauf noch übersehbar erschien und man noch versucht sein konnte, die Maße für das Wünsch- und Erreichbare innerhalb der bisher üblichen politischen Kategorien zu suchen. Damals hätten die meisten gern von den äußeren Kriegszielen geredet — nicht nur aus eitler Lust daran, dem erst zu Erringenden eine trügerische Wirklichkeit zu leihen, sondern auch deshalb, weil nicht nur das primitive Denken sich vor der verwirrenden Fülle und Neuheit des Geschehens durch ein möglichst rasches und entschlossenes Schematisieren zu retten sucht: und so glaubte man, den Sinn auch dieses Krieges sich nicht anders vorstellen zu können, als durch eine Antizipation seines ganzen Verlaufes, bei welcher seine gerechte Ursache und sein begründeter Zweck, beide notgedrungen in schematischer Reduktion, in einer möglichst sinnvollen und realpolitisch und moralisch gleich befriedigenden Beziehung zu stehen hatten.

Nun braucht nicht des näheren ausgeführt zu werden, wie sehr gerade der jetzige Krieg einer solchen Vereinfachung widerstrebt und wie aussichtslos daher von vornherein der Versuch war, das Maß dessen abzusehen, was eine sich nach so vielen Richtungen gleichzeitig entwickelnde Aktivität zu verwirklichen imstande sein würde.

Die mehrdimensional entfaltete Wirkung dieses Krieges ist es eben, was ihn vor allen seinen Vorgängern auszeichnet. Die früheren Kriege heben sich von einander doch nur als verschiedene Stufen ein und desselben Maßes ab; ihnen kommt bei aller Ausbreitung, im ganzen doch eine einheitliche Bewegungs-

richtung zu. Und wir haben in dem Maße darauf verzichten gelernt, einer nach allen Weltgegenden hin sich bewegenden Kraft körperlich begrenzte Ziele vorzuschreiben, als der Krieg von einem Anfall immer mehr zu einem Zustand geworden ist. Denn immer deutlicher hat er die Merkmale einer krisenhaften, auf das Momentane zugespitzten Bewegung, welche viele anfangs für die einzig denkbare Form seines Ablaufs hielten, abgelegt und begonnen, seine Kraft, statt sie an einzelnen Punkten plötzlich und entscheidend hervorbrechen zu lassen, auf Landstriche und Jahreszeiten flächenhaft zu verteilen. Darum haben wir auch den Gedanken aufgegeben, der früher so nahe lag, einen Anhalt für seine Entwicklung und Dauer in dem Verlauf unserer letzten Abrechnung mit Frankreich zu suchen. Denn jetzt wissen wir alle, daß dieser Krieg seinem Vorgänger gegenüber nicht bloß eine Steigerung innerhalb der alten Maße bedeutet: zu diesen sind vielmehr neue, bisher unerhörte, hinzugetreten.

Daß wir diesen Dingen, so wenig bequem es in vieler Hinsicht ist, damit rechnen zu müssen, ruhig ins Auge sehen können, kommt natürlich daher, daß wir sicher sind, die feindlichen Absichten bereits in unwiderruflicher Weise vereitelt zu haben und die Initiative bei der Fortführung des Krieges und damit die Gewißheit des endgültigen Sieges in Händen zu halten. Denn auf eine unseren Gegnern noch immer rätselhafte Weise ist die Vielheit der Kriegsschauplätze, welche zunächst als die Hauptgefahr für Deutschland erschien, je länger der Krieg dauerte, immer mehr zu einem Vorteil für uns geworden, so daß wir ihre Zahl zuletzt aus freiem Entschlusse vermehren konnten: und tatsächlich erscheinen damit unsere Möglichkeiten, den Feind zu treffen, in demselben Maße gesteigert, wie sich die seinen verringert haben. Auf ganz ähnliche Weise schien die Zeit zunächst der beste Bundesgenosse der Entente zu sein, während sich jetzt zeigt, daß die erste Phase des Krieges die für unsere Feinde unvergleichlich günstigste war: denn nur damals waren wenigstens Anstalten dazu gemacht, Deutschland einen fremden Willen aufzuzwingen, während unsere Entschlußfreiheit nie so groß war und nie so bedrohlich für den Gegner wie eben jetzt.

Zweifellos ist es eben diese Beruhigung über den prinzipiellen Ausgang des Krieges, die uns befähigt hat, uns von den äußeren Kriegszielen den inneren zuzuwenden. Ja es hieße überhaupt an unserer Kraft verzweifeln, wenn wir ihr von vornherein ein Ziel setzen wollten; denn das hieße schon, sie begrenzen. Keinem Ernsthaften kann aber der Gedanke kommen, die innere Schwere, mit der sich der Krieg gesetzmäßig fortbewegt, durch eine Bannformel, durch eine mit Worten vorzeitig aufgerichtete Schranke aufzuhalten; und auch das ist nicht

die Frage, ob wir länger „aushalten" werden als unsere Gegner: die Vorstellung der materiellen, physischen Unmöglichkeit einer weiteren Kriegführung ist ein Bestandteil gewisser schiefer Gedankengänge, wie sie für das feindliche und einen Teil des neutralen Auslands typisch sind — hier in der Form, daß der Krieg durch gegenseitige Erschöpfung sein Ende finden wird, dort als ein Ausdruck der geheimen Hoffnung, daß Deutschland zwar den Krieg gewinnen, die Entente aber auf einem künftigen Friedenskongreß das entscheidende Geschäft machen werde. Es handelt sich in Wahrheit nur darum, ob unsere bisherige kriegerische Überlegenheit auf wesentlichen Ursachen beruht oder nicht. Wenn das erstere der Fall ist (und daran zweifelt heute eigentlich niemand mehr), dann kann auch das bisherige Ergebnis nicht mehr in sein Gegenteil umschlagen, wenn anders es durch keine Mittel als durch kriegerische zu beeinflussen ist. Damit aber verliert die Diskussion über das äußere Kriegsziel eigentlich jeden Sinn: denn der Krieg breitet sich zwar für unser Auge flächenhaft aus, seine Dauer bedeutet jedoch nicht bloß eine meßbare äußerliche Ausdehnung, sondern auch ein wesenhaftes inneres Wachstum, ein neues, das aus einem ursprünglichen Kerne entsteht; daher wird sich erst von seiner letzten Front aus, die zugleich sein endgültiges Gesicht zeigen muß, übersehen lassen, über welche Punkte wir schließlich mit den Gegnern abzurechnen haben werden.

Es ist aber vielleicht, je weniger wir wissen können, wo unsere Fronten am Schlusse des Krieges stehen und inwiefern sie die künftigen Grenzen bedeuten werden, desto notwendiger, uns über die Gestaltung unserer Welt innerhalb jener Grenzen rechtzeitig zu verständigen. Denn es ist einleuchtend (und das ist die eindrucksvollste Formulierung in Naumanns Buch), daß die künftigen Grenzen auch wiederum die Schützengräben des künftigen bewaffneten Friedens und seines eventuellen (wie einige glauben, unvermeidlichen) Nachfolgers, des kommenden Krieges, sein werden. Eben deshalb ist es des weiteren klar, daß diese neuen Limeswälle nicht bloß Einzelstaaten, sondern ganze Staatensysteme umfassen werden; denn die jetzige Gruppierung der Staaten im Kriege wird, wenn man nicht mit dem wenig wahrscheinlichen Fall einer Verständigung mit einem unserer Gegner rechnen will, auch im Frieden ihren dauernden Ausdruck finden in einem zentralen Block, der von seinen mit ihm nicht verbundenen, eventuell also feindlichen, Nachbarstaaten peripherisch umlagert sein wird. Innerhalb des zentralen Blockes aber wird (und das ist die Grundvoraussetzung Naumanns) in militärischer und politischer Hinsicht ein prinzipieller Unterschied gemacht werden müssen zwischen denjenigen Grenzen, wo zwei verbündete Staaten aneinanderstoßen, und denjenigen, welche dem even-

tuellen künftigen Feind zugewendet sind. Damit wird von selbst die erstere Art zur inneren, zur Landesgrenze, die letztere zur Abwehrgrenze, zur Staatengrenze im alten Sinn, zum limes.

Wenn dies richtig ist, dann erwachsen die weiteren Fragen: inwieweit diese, zunächst bloß negative, Eigenschaft, daß zwei Staaten ihre Grenzen gegeneinander in militärischer Hinsicht nicht betonen (ein Zustand, der in der Geschichte ja schon öfters als Ausdruck einer vorübergehenden Konstellation da war, nun aber ein typischer und dauernder werden soll), im Einzelnen bestimmte positive Folgen zeitigen soll und kann, das heißt: inwieweit das beschriebene Verhältnis eine innere, politische und kulturelle, Annäherung zweier bestimmter Staaten mit sich zu bringen überhaupt imstande ist, dann aber, in welchen Fällen ein solcher Prozeß wünschenswert und durch welche Mittel er zu erreichen ist.

* * *

Je mehr Deutschland und Österreich im Kriege zusammenwachsen, desto dringender wird die Verpflichtung, sich darüber klar zu werden, was denn das Schicksal eigentlich gemeint hat, indem es die beiden Staaten in einem entscheidenden geschichtlichen Augenblick so eng aufeinander angewiesen sein ließ. Gewiß mehr, als daß uns dieser Krieg zur Richtschnur für unser zukünftiges gegenseitiges Verhalten dienen soll, also mehr als einfach die Betonung der alten Erkenntnis, daß wir aufeinander angewiesen sind: denn das wäre nicht mehr als eine platte Selbstverständlichkeit für denjenigen, der annimmt, daß West und Ost uns nach dem Kriege gleichmäßig feindlich bleiben werden. Wer aber an die Möglichkeit eines Ausgleichs mit einem unserer jetzigen Gegner denkt, das heißt sich vorstellt, daß ein Staat so einsichtig sein wird, unter wirklicher Anerkennung der neugeschaffenen Machtverhältnisse sich mit uns zu verständigen, für den kann die Anschauung nicht so ohne weiteres einleuchtend sein, daß ein für bestimmte Voraussetzungen geschaffenes und nur unter eben diesen Voraussetzungen (allerdings in ihrem extremsten denkbaren Fall) erprobtes politisches Bündnis auch im Falle einer europäischen Umorientierung unentbehrlich sein müsse — solange man nämlich bei der Beurteilung des deutsch-österreichischen Verhältnisses allein von dem Bündnisvertrag des Jahres 1879 ausgeht, der ja technisch genommen das einzige Band ist, das zurzeit zwischen den beiden Staaten besteht: ein Stück Papier, das für bestimmte praktische Zwecke den beiden Teilen bestimmte Verpflichtungen auferlegt.

Das Bezeichnendste an der Situation und zugleich das, was sie so problematisch macht, ist nun der Umstand, daß jener alte starre Begriff für uns schon

längst durch die eindrucksvolle Macht der Tatsachen und das Bewußtsein des gemeinsamen Kampfes überholt ist: ja, wie man richtig oft hervorgehoben hat, ist dieser Krieg ja gar nicht in juristisch faßbarer Weise aus dem Wortlaut des Bundesvertrages entsprungen, indem der casus foederis wohl dem Geiste, aber nicht dem Buchstaben nach eingetreten ist. Eben deshalb ist sicher, daß eine neue wesenhafte Wirklichkeit nicht zwischen, sondern aus den beiden Staaten sich bilden will, und so ist der Wunsch begreiflich, dieses zunächst unfaßbare Neue einzuordnen und zu gestalten, es für unsern politischen Tagesgebrauch zu reduzieren durch einen Begriff, der umfassender und dehnbarer als das alte Verhältnis sein, aber dennoch womöglich die Anziehungskraft einer Formel haben soll.

Der Eigentümlichkeit des Problems läßt sich vielleicht auch durch folgende Erwägung näher kommen: in dem jetzigen Kampfe stehen uns zwei weitere Bundesgenossen zur Seite, die Türkei und Bulgarien. Diese beiden Staaten hat Naumann mit sichtlicher Gleichgültigkeit für das eigentliche „mitteländische" Problem von der Betrachtung ausgeschieden; aber es ist kein Zweifel, daß gerade in dieser Umgrenzung des Themas ein richtiges Gefühl dafür liegt, daß das Problem „Deutschland und Österreich" nicht nur das für unsere Zukunft wichtigste ist, sondern auch auf einem ganz besonderen Gebiete kulminiert, so daß der Versuch, es mit anderen, ähnlichen zusammenstellen, von vornherein den Blick von dem Wesentlichen, ihm allein Eigentümlichen abziehen würde. Denn hier frägt sichs nicht allein nach der Möglichkeit und Nützlichkeit eines politischen und wirtschaftlichen Kontraktes, sondern nach einer gemeinsamen inneren Grundlage für das ganze Dasein, nach dem intimsten und entscheidendsten Maßstab, an dem zwei Staaten überhaupt gemessen werden können, nämlich nach ihrem geistigen Zustand und letzten Endes nach ihrem Ideal.

Worin nun das Prinzipielle dieses Unterschiedes besteht, scheint mir der Hervorhebung um so dringender zu bedürfen, als Naumann gerade an diesen empfindlichsten und schwierigsten Punkt des Problems nur obenhin zu rühren sich begnügt hat: was nicht nur für den Wert seines Buches ins Gewicht fällt, sondern auch dessen Wirkung Eintrag tun muß. Denn überhaupt fühlt sich der Leser, je mehr das Buch ins Einzelne geht und je mehr dabei die technische Sachkenntnis und der von außen her den Dingen sich nähernde Verstand des Verfassers in Erscheinung tritt (lauter Eigenschaften also, die auf dem Gebiet der bloßen politischen Empirie das Gefühl erzeugen müßten, von einer sichern Hand geführt zu werden), desto mehr, sage ich, fühlt der Leser, daß sein Vertrauen zu den einzelnen Thesen des Verfassers abnimmt. Diesen Ein-

druck weiß er vor sich selbst sachlich zunächst nicht zu rechtfertigen; bis er endlich merkt, daß der ganze Aufbau des Buches zwar eine zunftmäßige Solidität hat, insofern als die Konstruktion des Verfassers die Richtigkeit ihrer eigenen Regeln besitzt, aber eben nur rationell probabel und deshalb völlig in der Luft schwebend, in der Welt der Wirklichkeit nirgends behaust ist; im eigenen Innern des Lesers fehlt ihr danach jede Grundlage der Überzeugung, indem nämlich fortwährend von den äußeren, technischen, materiellen, rechtlichen Bedingungen einer Gestaltung die Rede ist, die bei dem Autor selbst nirgends sinnlich vorhanden ist, zu deren anschaulicher Belebung, zu deren Überführung aus dem Gebiet der Diskussion sekundärer Möglichkeiten zu einer bildhaften Existenz und damit zu einer primären Geltung auch nicht der Versuch gemacht ist.

Wenn man über die Ursachen dieses Mangels des näheren nachdenkt, so ergibt sich, daß das Problem, welches eigentlich zu behandeln war, nicht nur auf dem Gebiet der politisch-technischen Empirie, sondern auf dem des inneren Schauens, der schöpferischen und seelenhaften Gestaltung liegt und daß eben hier die Grenzen von Naumanns Wesen liegen. So merkwürdig es klingt, er hat eigentlich nirgends wirklich mit den Mächten gerechnet, die doch die materia prima aller politischen Versuche sind, mit den Menschen und ihrem Geist.

Gerade hier aber liegt der prinzipielle Unterschied des deutsch-österreichischen Problems, als eines innern, von dem mitteländischen, als einem weltpolitischen. Die Abmachungen, die wir mit der Türkei und Bulgarien zu treffen haben werden, sind desto sekundärer, je ferner uns diese Länder bisher gestanden haben. Mit Österreich verbindet uns nicht nur eine lange, leidensvolle Geschichte; über dem, was äußerlich aufgezeigt werden kann, waltet das Geheimnis des Blutes; und so entscheiden auch nicht wir allein mit unserm bewußten Willen; die ersten Fäden des Gewebes laufen in den Händen der Ahnen zusammen.

So läßt sich die heutige Frage nach dem künftigen Verhältnis der beiden Staaten nicht nur an ihre unmittelbare Vorstufe, den Widerstreit zwischen den kleindeutschen und großdeutschen Vorschlägen zur Einigungsfrage anknüpfen, vielmehr zeigt sich das aktuelle Problem in dem entscheidend richtigen Licht erst von einem Standpunkt aus, der die gemeinsame treibende Kraft durch alle Phasen des deutschen Wandels erkennen läßt und somit auch die Richtung anzeigen wird, in der wir uns weiter bewegen müssen. Man kann die heutige Situation nicht loslösen von dem eigentümlichen deutschen Prozeß der Selbstbesinnung und Selbstgestaltung, des Strebens von einem bewußtlosen, naturhaften und zerstreuten Dasein zu einer geformten und persönlichen Einheit

und damit zu einer endgültigen Wirkung. Denn es liegt für jeden Nachdenkenden klar zutage, daß die augenblicklich verhandelten Fragen nichts anderes darstellen als die entscheidende Phase der inneren deutschen Sendung, die Ausfüllung einer vorbezeichneten Form bis zum äußersten, die Verwirklichung der letzten Möglichkeiten, die Anerkennung der schwersten Pflichten.

Es gilt also, Geist und Willen von vornherein auf das Entscheidende hinzulenken: die Frage, auf die es vor allem ankommt, nämlich die, ob die Seelensituation Deutschlands mit der Österreichs überhaupt kommensurabel ist, bedeutet nicht etwa bloß ein den wirtschaftlichen und technischen Fragen gleichgeordnetes Einzelproblem, sondern gemäß der ursächlichen Überlegenheit der geistigen über den materiellen Bedingungen liegt hier allein die Entscheidung darüber, ob alle „konkreten" Vorschläge für eine Zusammenfassung der bisher mit begrenzten Zwecken getroffenen Anstalten zu einer gemeinsamen Wirkung mehr sind als Konstruktionen einer utilitarischen Phantastik, denen der lebendige Gegenwert — das Bestehen einer geistigen Gemeinsamkeit — und damit nicht nur die Aussichten auf Verwirklichung fehlt, sondern auch jeder Anspruch auf unsere Teilnahme.

Wer will aber von dem Kern der Frage selbst reden, von der Möglichkeit, aus Deutschen und Österreichern eine neue lebendige Wirklichkeit nicht etwa mechanisch zu mischen, sondern geistig zu erzeugen? Wer will sich nur an die scheinbar einfache und doch von allen Politikern gemiedene Aufgabe heranwagen, das Charakterbild des Deutschen und des Österreichers zu umreißen? Man gewinnt, nicht nur bei der Lektüre Naumanns, den bestimmten Eindruck, daß die Deutschen von Österreich reden, ohne die Dinge zu berühren, die ihnen doch innerlich am klarsten und gegenwärtigsten sein müssen. In der Tat hat niemand versucht, dem sonderbaren Gefühl von Fremdheit auf den Grund zu gehen, das jeden deutschen Reisenden bei dem Betreten österreichischen Bodens befällt und das etwas Tieferes sein muß als sonst regionale Verschiedenheiten sind. Tausende von Einzelzügen sind in aller Munde und wenn sie auch das Tatsächliche übertreiben (was das gute Recht der Anekdote ist), so tragen sie doch für jeden den Stempel der inneren Wahrheit auf der Stirne, weil sie das Typische treffen. Aber niemand wagt es, diese Erfahrung für die politische Überlegung nutzbar zu machen, denn die Anekdote ist bei den ernsten Leuten verachtet. Aber wie soll das Menschliche erkannt werden, als durch lebendige Beobachtung? Und ist denn alles vermittelnde Gerede über österreichischen und deutschen Geist, das jetzt zu hören ist, nicht ebenso impressionistisch, wie das Bild, das sich in aller Einfachheit der Nachbar vom Nachbarn macht? Und

wem das Einzelne zu verwirrend ist, wer darauf verzichten will, den österreichischen Beamten oder Kaufmann auf Grund seiner persönlichen Erfahrung ein für allemal zu werten, der darf doch wenigstens an den Phänomenen nicht vorübergehen, in denen sich öffentliches Leben und geistiger Zustand unmittelbar aussprechen. Denn wer imstande ist, hinter den Dingen die Menschen, hinter den Schlagworten die Gesinnungen und in der Entfaltung des politischen Apparats die Zeichen der inneren Entwicklung zu suchen, dem wird das zum lebendigen Gesicht, was als ein unfaßbares Chaos den Beamten abstumpft und den Volksmann zum hilflosen Scheinwesen werden läßt. Und die stummen Massen enthüllen ihre Seele: wie sie dem verführerischen Anreiz unterliegen, der von dem Schein der Persönlichkeit und Begabung ausgeht; wie sie in stummer Duldung für die Unfähigkeit nur ein überlegenes, für den spielerischen Übermut ein verstehendes Lächeln haben. Und neben der unverschämten Negation alles Geistes, die sich als Einzelner zur repräsentativen Führerrolle erhöhen darf, besteht die anonyme Herrschaft der papierenen Phrase, die ihren Gläubigen jede Möglichkeit selbständigen Denkens, moralischer Unterscheidung und persönlichen Glaubens genommen hat.

Niemand, der bisher von der künftigen Gestaltung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern geredet hat, ist auf eine weitere Frage eingegangen, welche zu der obengenannten das Korrelat bildet, nämlich, wohin eigentlich die geforderte innigere Verknüpfung uns in geistiger Hinsicht führen soll. Nun wird man meinen, über diese Dinge herrsche eine unausgesprochene Übereinkunft und es sei schon an sich von Übel, über Selbstverständlichkeiten zu reden, und gar erst bei Dingen, deren prinzipielle Erörterung nur schlummernde Empfindlichkeiten wecken kann und also eine der beabsichtigten Klärung entgegengesetzte Wirkung hervorrufen muß. Wir hoffen, daß jene stille Harmonie tatsächlich besteht, aber es ist doch vielleicht lehrreich zu erfahren, daß unsere Feinde anders denken, daß sie sich die Frage „Deutschland oder Österreich" nicht nur gestellt haben, sondern sie auch in einem von der bei uns gangbaren Anschauung völlig verschiedenen Sinne beantwortet haben. Ein römischer Publizist hat kurz vor Beginn des italienischen Krieges von einem „Inaustriacamento della Germania" geredet: er behauptet, daß im Verlauf des Krieges Deutschland bereits dasjenige Prinzip habe aufgeben müssen, auf dem (nach der Meinung des Redenden) seine Wesenseigentümlichkeit und damit die Wurzel seiner Kraft und seines inneren Bestandes beruht, nämlich den Willen, sich als national geschlossener Staat weiter zu entwickeln, dem nach außen die Bereitwilligkeit entspreche, das gleiche Recht auch für die übrigen Nationen (z. B. also für

Italien!) anzuerkennen. Dieser Harmonie von Kraft und Gerechtigkeit habe sich Deutschland in dem Augenblick begeben, wo es mit den Waffen für die Erhaltung und Stärkung Österreichs, des verkörperten bösen Prinzips in den Augen aller nationalistischen Theorie, eintrat. Die politische Notwendigkeit, dies zu tun, habe Deutschland unmerklich eine geistige Neuorientierung aufgezwungen. Damit sollte uns offenbar das Jahr 1866 als ein verlorener Gnadenzustand unseres politischen Seelenlebens vor Augen geführt werden und noch im allerletzten Augenblick der Versuch gemacht werden, ob wir nicht doch wieder reuig zu dem Kinderglauben an den alleinseligmachenden nationalen Einheitsstaat zurückkehren möchten. Aber eben weil die Italiener ihr nationales Dasein bloß der Passivität des doktrinären Nationalliberalismus und der trügerischen Realisierung seiner Phrasen mit Hilfe der „combinazione" des italienischen deus ex machina verdanken, sind sie in der Entwicklung der Idee des Staates zurückgeblieben, und weil sie noch heute in überlebten Idealen stecken, so ist die reichlich verspätete Fortsetzung des Risorgimento, die sie jetzt in Szene gesetzt haben, auch realpolitisch eine Absurdität.

Die italienische Vorstellung von der „Verösterreicherung" Deutschlands könnte somit auf sich beruhen bleiben, wenn nicht eben das Buch, das als die repräsentative Darlegung der einschlägigen Materie auch im Ausland angesehen werden wird, diesen Verkehrtheiten recht zu geben schiene. Naumann glaubt gerade an dem Punkt, wo die Maximen der beiden Staaten bisher mit Notwendigkeit am meisten auseinandergingen, in der Behandlung nationaler Fragen, Deutschland die politischen Methoden Österreichs als Vorbild hinstellen zu müssen*). Man sieht an diesem Beispiel, daß das politische Tagesgeschäft den Geist verwirrt und die nationalliberale Doktrin ihn nicht aufhellt. Denn hier vereinigt sich der Widerwille gegen das, was in der Sprache der Rednerbühne „Unterdrückung" heißt, mit der Sorge um das von der lärmenden Unruhe unzufriedener Minoritäten ungestörte Klappern der parlamentarischen Mühle zur Anpreisung eines Systems des unendlichen Kuhhandels, der moralisch nicht einwandfrei und in der Praxis ein schlechtes Geschäft ist. Denn was man bei der Eintauschung behördlicher Begünstigungen gegen politisches Entgegenkommen der nationalen Führer, ohne es zu merken, stückweise dahingibt, ist die staatliche Autorität; und deren Wert zu ermessen, scheinen die deutschen Demokraten auch in diesem Kriege nicht gelernt zu haben.

Das österreichische Verfassungsleben hat sich bekanntlich fünf Monate vor

*) Mitteleuropa von Friedrich Naumann. (Berlin 1915. Druck und Verlag von Georg Reimer.) S. 73.

Ausbruch des Krieges wieder einmal selbst ad absurdum geführt: auch ein höheres Verantwortlichkeitsgefühl und eine größere Geschicklichkeit als die der bestellten und erwählten Unterhändler mußten an einer Aufgabe scheitern, die an sich selbst so widerspruchsvoll und unklar ist wie die gesetzliche Abgrenzung nationaler „Rechte" gegeneinander. (Die Ausgabe der österreichischen Verfassungsgesetze von Eduard Bernatzik zeigt die Unlösbarkeit des Problems mit den bisherigen Mitteln nicht nur aus dem historischen Material, sondern auch von der prinzipiellen Seite her.) Es ist ein Unding, Geltung und Entwicklung eines lebendigen und vor allem eines geistigen Seins durch eine Bannformel fassen zu wollen.

Das österreichische Hauptproblem, die Frage nach der Möglichkeit eines übernationalen Großstaates, ist bisher lediglich vom Standpunkt der Nationen, nicht vom Standpunkt des Staates aus gestellt worden.

Damit ist gesagt, daß Österreich nicht dort anknüpfen kann, wo es vor dem Kriege innerlich gestanden hat; denn sein letzter Zustand bedeutete eigentlich bloß das passive Abwarten einer Krisis. Die Krisis ist gekommen, langwieriger und drohender vielleicht in ihrer aufregendsten Phase, als es der Fall gewesen wäre, wenn ein Teil der Kräfte des Staates nicht hätte brach liegen müssen. Aber in der Krisis lag auch das einzige Heil; denn sie war die alleinige Möglichkeit für einen neuen Anfang. Deutschland bedarf eines solchen neuen Anfangs nicht; es hat sich während des Krieges wesentlich als dasselbe Staatswesen manifestiert, als das es alle Welt im Frieden gekannt hat. In Österreich bewahrt auch diesmal allein die Armee ihre Ständigkeit: alles übrige hat sich unter der Losung „in silentio et quiete proficit anima" neu zu bilden, denn selbst die Presse führt ihr bisheriges Dasein zwar scheinbar weiter, aber eigentlich nur die begleitenden Unarten ihres alten Handwerks sind ihr geblieben; so verfolgt sie nun die großen Ereignisse als ihr lächerlicher Widerhall, ohne Ahnung, ob da etwas für oder gegen sie geschieht, und deshalb von geheimer Angst erfüllt. Also im ganzen ein status nascens gegenüber einem völlig ausgestalteten Gebilde. Eine ungleichere Situation ist nicht denkbar; und wer daher sein „Mitteleuropa" im wesentlichen mit Hilfe des vorkriegerischen Österreich aufbaut, hat das Nächstliegende nicht bedacht.

* * *

Man stößt hier und da in Rede und Schrift auf Äußerungen über Österreichs Zukunft, die das Heil für diesen Staat und in gewissem Sinne für die ganze Welt in einem merkwürdigen optimistischen Rausche gerade von der

Seite her erwarten, welche früher für die ausschließliche Quelle des bisherigen Elends gegolten hat, nämlich eben von dem Beisammenwohnen verschiedener Nationalitäten innerhalb einer höheren politischen Organisation. Es ist leicht einzusehen, aus welchen Grundvorstellungen dieser Glaube seine Nahrung schöpft. Letzten Endes gründet er sich auf den unklaren Traum von den „vereinigten Völkern von Europa" mit seiner Forderung, zwar einerseits die freie Entfaltung der Nationen nicht zu hindern, andererseits aber ihre natürlichen Gegensätze durch die Anerkennung eines gemeinsamen Ideals — der Zivilisation — im Zaum zu halten. Im allgemeinen anzudeuten, wie sich in diesen Gedankenreihen Wahres und Falsches vermischt, ist vielleicht auch hier nicht unangebracht: richtig ist jedenfalls die prinzipielle Anerkennung der beiden Güter, deren Erhaltung der Zweck der ganzen Forderung ist; also die Schätzung der nationalen Individualität und die Erkenntnis, daß eine Zusammenfassung der verschieden gestalteten Kräfte zu einer allseitigeren Verwirklichung der Idee des Menschen wünschenswert sei. Aber in dieser Allgemeinheit läßt sich zu solchen Forderungen von jeder Seite her ja sagen: auch der Respekt vor der nationalen Persönlichkeit eignet bekanntlich nicht nur dem „Überwinder", sondern auch „Volk und Knechte" verkünden ihn — letztere am lautesten und bei den verschiedensten Gelegenheiten. Es kommt aber eben darauf an, daß der eine aus jener kostbaren Eigenschaft, dem „höchsten Glück der Erdenkinder", bloß einen Anspruch ableitet, der andere aber auch Pflichten. Für den letzteren haben einen legitimierten Platz unter den Völkern Europas nur diejenigen, die durch die großen Zeiten der Erneuerung selbsttätig hindurchgegangen sind; und die Frage, ob von dem schönen Grundsatz der nationalen Freiheit Gerechte und Ungerechte, die guten Originale und die schlechten Kopien, in gleicher Weise Vorteil haben sollen, ist hier der eigentliche Prüfstein der Geister. Und ebenso verwirrend ist es, von einer europäischen Gemeinsamkeit zu reden, unter der sich der englische Demokrat eine von einer wachsamen Polizei behütete Erwerbsgenossenschaft, der deutsche Pazifist eine durch die moderne Technik verbesserte mittelalterliche Christenheit vorstellt. Aber am wenigsten klar ist man sich vielleicht darüber, daß die ganze Formel von den vereinigten Völkern Europas nur einen Vermittlungsversuch zwischen zwei Gegensätzen darstellt, zwischen denen eine Vermittlung weder erwünscht, noch überhaupt denkbar ist.

Benedetto Croce hat einmal*) in meisterhafter Weise ausgeführt, daß in der humanitarischen und in der nationalistischen Ideologie (und mithin in den politischen Stimmungen des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts)

*) In seinem letzten Essaybande „Cultura e vita morale" (Bari, Laterza 1914) S. 205.

die Antithese zweier naturgemäß und von Ewigkeit her entgegengesetzten Prinzipien zum Ausdruck kommt, indem nämlich im ersteren Falle auf die allgemein menschlichen, moralischen Werte gegenüber den empirischen, historisch gegebenen Faktoren das Hauptgewicht gelegt wird, im anderen Falle aber das Umgekehrte geschieht. Rein logisch als Antithese genommen ist, wie Croce sagt, eine Entscheidung zwischen dem Prinzip der „absoluten Gerechtigkeit" und des „endlos ungerechten Kampfes" unmöglich. Die Anerkennung dieser Tatsache muß aber nicht notwendigerweise zur pessimistischen Resignation oder zum zynischen Amoralismus führen. Die Richtschnur für ein ethisch begründetes Verhalten läßt sich vielmehr finden, sobald man erkennt, daß die allgemein menschlichen und die historischen Werte — also auf der einen Seite Schönheit, Wahrheit, Gerechtigkeit, auf der anderen etwa Kirche oder Kaisertum, Monarchie oder Republik — überhaupt nicht auf derselben Ebene kontrastieren, sondern ganz verschiedenen Ordnungsstufen angehören, so daß der Einzelne es durchaus vor sich rechtfertigen kann, wenn er eben die menschliche Institution verteidigt, welcher er durch die Geburt und Erziehung zu eigen geworden ist, also in erster Linie sein eigenes Vaterland, seine eigene Rasse. Denn jede historisch gewordene Institution verkörpert bis zu einem gewissen Grade einen allgemein menschlichen Wert, ein Bruchteil Schönheit, Gerechtigkeit und Wahrheit; jede also ist zwar jenen ewigen Werten gegenüber vergänglich, muß aber in der Zeit verteidigt werden, um ihres Anteils am Ewigen willen, und zwar natürlich von jenen, denen diese Aufgabe zunächst zukommt.

Der Gegensatz, den hier das strenge Nachdenken auseinandergelegt und dadurch zur Lösung gebracht hat, ist in der Phrase vom europäischen Völkerbund heuchlerisch verhüllt; den allgemein menschlichen Werten und den nationalen Verschiedenheiten zu gleicher Zeit und für die ganze Welt gerecht werden zu wollen, heißt den prinzipiellen Bruch, der zwischen den beiden Polen der Alternative besteht, nicht erkannt haben — ganz abgesehen von der praktischen Schwierigkeit, zwischen diesen beiden Polen nun wirklich eine mittlere Linie zu finden.

Wir mußten so weit ausgreifen, um darüber genügende Klarheit zu schaffen, daß die Hoffnung, gerade auf Grund nationaler Verschiedenheiten ein staatliches Dasein aufzubauen, das für die allgemein menschlichen Werte eine reinere Verwirklichung darstellen soll, eine trügerische ist. Es ist also bloßes Gerede, wenn jetzt behauptet wird, der österreichische Kompromiß zwischen einheitlichem Staatsgedanken und nationalen Konzessionen sei kein bloßes Mittel der politischen Technik, es sei ein Irrtum, in der Vereinigung der mittleren Donauländer nur ein behelfsmäßiges, lokal bedingtes Gebilde zu sehen: vielmehr sei

alles dies nur eine Verschleierung der Tatsache, daß Österreich nicht bloß besteht, sondern auch ist, daß sich also hier ein übernationaler Typus entwickelt habe und zwar unter vollster Erfüllung des nationalen Prinzips, daß sich also seine einzelnen Völker zwar äußerlich bekämpfen, aber innerlich zu einander drängen, einander bedürfen, daß sie ihre Seelen ausgetauscht und zu einer neuen Seele vereinigt haben. Und auf Grund eines so schwachen Unterscheidungsvermögens und einer so beiläufigen Empirie (denn im Grunde liegt diesen Beschreibungen der österreichischen Volksseele nichts anderes zugrunde als die Willkür des Beobachters) will man es wagen, diese vermeintliche neue Daseinsform als ein Vorbild der ersehnten neuen europäischen Gestaltung hinzustellen, in welcher der Begriff Europa nicht wie bisher durch den differenzierenden (also erhaltenden) Kampf, sondern durch eine der gemeinsamen Zivilisation dienende neue Art von Eidgenossenschaft dargestellt werden soll.

Hat man es doch auch versucht, zur Belebung solcher Hoffnungen (die der Belebung um so mehr bedürfen, als jeder Tag das Vertrauen der Propheten Lügen straft) auf die schon bestehende Eidgenossenschaft zwischen Deutschen und Romanen, auf die Schweiz hinzuweisen. Das Beispiel scheint zunächst glücklicher gewählt als das österreichische. Insofern nämlich, als in der Schweiz tatsächlich die Seelen der Bürger kraft eines gemeinsamen Heiligtums, durch die Erinnerung an die Unabhängigkeitskämpfe und das daraus entspringende persönliche Verantwortlichkeitsgefühl für die Erhaltung der Schweizer Freiheit, aneinandergekettet sind: also durch ein Ideal, das sich in Österreich bisher nicht hat bilden wollen, obgleich doch dort unendlich größere Ströme von Blut zur Verteidigung der Heimat geflossen sind. So ist auch die Vergangenheit in Österreich nie zur typischen Legende geworden und darum fehlt dort trotz allen Heldentums der Nationalheilige; die Geltung Andreas Hofers ist provinziell begrenzt, und eben da ist es belehrend, daß auch die Gestalt des tirolerischen Tell wie die des schweizerischen dem rhätischen Bergland entstammt; und auch das hat seinen guten Grund, wenn Österreich niemals einen im legendär volksmäßigen Sinn populären Kaiser gehabt hat; denn selbst Josef II. bildet hier keine Ausnahme, weil er nicht als Führer, sondern als sentimental umgedeuteter „Landesvater" in der Erinnerung des Volkes lebt.

Aber gerade für die Schweiz hat der Krieg gezeigt, daß es einerseits nur das gemeinsame Ideal ist, was das Zusammenhalten verschiedener Rassen ermöglicht, daß aber anderseits das gemeinsame Staatsbewußtsein in die verschiedenen Völker doch auch in ungleichem Maß eindringt. So waren es eben die beiden romanischen Rassen (die sich ja auch zum Teil dem ursprünglich

deutschen Kern der Eidgenossenschaft später angegliedert haben), welche den Begriff des Schweizers in seinem Verhältnis zu dem Begriff der kulturellen Zugehörigkeit zu Frankreich oder Italien anders verstanden, als die deutschen Schweizer ihr Deutschtum (worüber wir uns eigentlich mehr freuen als ärgern sollten). Es hat also dieser Krieg die Schweiz vielmehr innerlich erschüttert und, wo nicht ihren Bestand, so doch das Verhältnis der drei Nationen, das bisher als eine vorbildliche Harmonie erschien, mindestens so fragwürdig gemacht, daß über das Wesen eidgenössischer Pflicht Streit entstehen konnte und die Forderung, der Neutralität auch die individuellen Sympathien zum Opfer zu bringen, mit den Worten abgefertigt werden konnte: „Ça n'entrera jamais dans une tête latine". Ja, man darf ruhig sagen, daß die Welschschweizer den ernstlichen Versuch gemacht haben, sich einer lächerlich aufgebauschten „Schweizerischen Dreyfusaffäre" als eines Keils zur Sprengung der mühsam gewahrten Einheit zu bedienen*).

Es soll nicht darüber gestritten werden, ob die allseitige Bejahung des schweizerischen Staatsgedankens jetzt überhaupt gefordert werden durfte; ob die Unterscheidung zwischen staatsbürgerlicher und kultureller Zugehörigkeit in so bewegten Zeiten nicht zu kniffflich ist, ob der Versuch, sein Dasein nach einer so künstlichen Überlegung einzurichten, nicht eigentlich eine Übung in der Heuchelei bedeutet. Verkleisterung und Kompromisse, um das Gesicht zu wahren, sind jedenfalls auch in dieser vorbildlich reinen und ehrenhaften Atmosphäre nötig gewesen. Und wenn man auch nicht geradezu sagen kann, daß der schweizerische Gedanke der übernationalen Gemeinsamkeit die Feuerprobe des Krieges nicht bestanden habe, so ist doch mindestens so viel sicher, daß die Ereignisse dem Träumen von einer Ausdehnung dieses Gedankens auf ganz Europa keine neue Nahrung gegeben haben.

Wer sich das sagt, der muß sich heute mehr denn je abwenden von der unklaren Verquickung zwischen dem liberalen Dogma der Freiheit aller Nationen und dem humanitären Wunsch, ihre natürlichen Gegensätze im Dienst einer gemeinsamen Sache unschädlich zu machen. Das so gestellte Problem wird auch dieser Krieg auf demselben Punkte lassen, wo er es vorgefunden hat, weil eine falsche Fragestellung zur ewigen Unfruchtbarkeit verurteilt ist. Höchstens das eine hat uns der Krieg deutlicher erkennen lassen: daß unsere Zeit von der Möglichkeit eines europäischen Ideals noch viel weiter entfernt ist, als

*) Die Schrift des Historikers Hermann Bächtold „Die national-politische Krisis in der Schweiz" (Basel 1916) hat das große Verdienst, die einschlägigen Probleme in ihrer prinzipiellen Bedeutung herausgearbeitet und durch ideengeschichtliche Analyse die gangbaren Schlagworte auf ihren wahren Wert zurückgeführt zu haben.

selbst die Skeptiker vor dem Kriege denken konnten. Man hielt für innere Verbindungen, was nur äußerliches commercium war, man glaubte, dort geistige Fäden hin und wieder laufen zu sehen, wo tatsächlich nur Telegraphendrähte schwirrten und Expreßzüge lärmten.

Einem Feinde gegenüber, der die bestehende Unklarheit über die wirkliche Berechtigung und Geltung des Begriffs der Nationalität dazu benützt, um die Geister noch mehr zu verwirren, und mit der trügerischen Verheißung prahlt, eine jede, auch die kleinste, in ihr Recht gegenüber der „Gewalt" einzusetzen, ziemt es uns am wenigsten, daraus ein Hehl zu machen, daß wir an seine Zauberformeln nicht glauben. Wir bedürfen zur Erreichung unseres Zieles des vielstimmigen Chors der Oberflächenmeinungen nicht; auf die Verlockungen der Phrase müssen wir verzichten.

Österreicher, Türken und Bulgaren haben mit unserm Heer unser ganzes Volk kennen gelernt und werden uns nun besser als der neutrale Zeitungsleser verstehn. Freilich besteht die Sorge, daß der Troß, der den Spuren des Kriegers auf der durch unsere Siege neu eröffneten großen Heeresstraße nach Osten zu folgen sich anschickt, dem deutschen Wesen nicht immer gleiche Ehre machen wird. Mit gemischten Gefühlen haben wir gierige Händler und hurtige Schmöke die ersten Balkanzüge besteigen sehen. Und es ist kein liebliches Bild, das ein österreichischer Verein in Frankfurt entrollen darf, wenn er, das Losungswort Berlin-Bagdad zum Titel einer „Revue" (man darf also schon wieder?) erniedrigend, eine solche Reisegesellschaft vorführt, der nach den Zeitungsberichten „der ungarische Schweinezüchter Zsupan . . . ein höchst gesprächiger Frankfurter, ein geschäftiger Berichterstatter, der bekannte Kommissionsrat Striese aus dem Raub der Sabinerinnen, ein österreichischer Tenor und eine Berliner Soubrette" angehören. Der widerlichen Phantasie des Gelegenheitsmachers hat hier eben das Bild vorgeschwebt, an dessen Wirklichkeit und Möglichkeit wir gar zu gerne nicht glauben möchten. Auf jeden Fall ist es aber lehrreich zu erfahren, bis zu welchem Grad die fröhliche Gemeinheit stets bereit ist, die frischen Spuren kostbaren Blutes mit ihrer schmalzigen „Aufmachung" und ihrem klebrigen „Hamur" zu entweihen.

Daß sich die Händler zusammenfinden, mögen auch die Geister beiseite stehen, damit ist wohl für viele der Inhalt der Formel „Mitteleuropa" erschöpft. Und eben deswegen muß immer wieder gesagt werden, daß das neue Leben nicht aus den verfaulenden und versinkenden Trümmern jener Welt kommen wird; und daß es besser ist, daß Babel zugrunde gehe, bevor es jenen ein Ärgernis gibt, die unsere ganze Hoffnung sind.

# Die wirtschaftliche Annäherung

## Von Dr. Moriz Dub (Wien)

Von wirtschaftlicher Annäherung zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland wird jetzt allenthalben gesprochen. In den stark eingeengten Debatten der Parlamente, in den Fachorganisationen der Industrie und des Handels, in Vorträgen und Diskussionen wird dieses Thema des breiteren erörtert. Der Verein für Sozialpolitik hat zwei dicke Bände seiner Veröffentlichungen dieser Lebensfrage der künftigen Wirtschaftsorganisation gewidmet, die allgemeinen Richtungen der Handelspolitik und die Spezialgebiete ökonomischer Tätigkeit, die ein gemeinsames Vorgehen erfordern oder wünschenswert erscheinen lassen, mit der Gründlichkeit deutscher Wissenschaftsforschung durchgearbeitet. Auch die Regierungen haben in dieser Sache wiederholt das Wort ergriffen, der preußische Handelsminister Sydow kürzlich im Abgeordnetenhause, der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza wiederholt im Reichstage. Die Empfindung ist allgemein, daß hier eine Frage der Lösung entgegenreift, welche der gesamten Konstellation der europäischen Wirtschaft das entscheidende Gepräge geben wird, daß jetzt, solange der Krieg noch tobt, wenigstens eine grundsätzliche Übereinstimmung erzielt werden müsse, um schon die Vereinbarungen über den Frieden auf das so erkannte neue Ziel einzustellen.

Dennoch herrscht trotz aller Erörterung in weiteren Kreisen über das Ausmaß des Anzustrebenden und Erreichbaren noch volle Unklarheit. Was ist wirtschaftliche Annäherung und wie weit soll sie gehen? Sichtlich haben die Vertreter des innigsten zollpolitischen Anschlusses bereits einiges Wasser in ihren Wein gegossen. In den ersten Monaten des Krieges, unter dem Eindrucke der großen Siege und der festgeschmiedeten Waffenbrüderschaft war eine mächtige Bewegung im Gange, um eine vollständige Verschmelzung beider verbündeter Reiche zu einem riesigen Wirtschaftskörper durchzusetzen. Die Zollpfähle sollten an den deutschen Grenzen fallen, Bodenprodukte und industrielle Erzeugnisse sollten ohne jede Behinderung aus einem Lande in das andere übergehen, ein riesiges, einheitliches Konsumgebiet von 120 Millionen Einwohnern, dem im weiteren Verlaufe die meisten Balkanstaaten, die europäische und die asiatische Türkei mit abermals 25 Millionen Verbrauchern von unerschöpflicher Aufnahmsfähigkeit anzureihen wären, ein Betätigungsfeld für den Gewerbefleiß

mit einem Aktionsradius von 5000 Kilometern von der Nordsee bis zum Persischen Meerbusen sollten die gewaltigsten Anregungen, einen Ersatz für den aufzugebenden inneren Zollschutz schaffen. Der wirtschaftlichen Phantasie schienen keine Grenzen gesetzt. So trat der Gedanke der Zollunion in der ersten Zeit stark in den Vordergrund und wurde damals leidenschaftlich befürwortet. Es war die nationale und politische Begeisterung, welche das alte, ursprünglich rein freihändlerischen Anschauungen entspringende Projekt liebevoll in die erste Reihe rückte. Allen Ernstes wurde damals geglaubt, daß mit dem 1. Januar 1918, wo die jetzigen Handelsverträge ablaufen, und wo wohl auch bereits der Friede längst in das Land gezogen sein wird, die Zollschranken auf der riesigen Peripherie vom Bodensee bis zu der berühmten Dreikaiserecke beseitigt, ein ungeheuerer Warenverkehr Platz greifen solle, und ein kurzer Übergangszustand von ein paar Jahren war das äußerste Zugeständnis, zu dem man sich herbeilassen wollte. Diese Meinung hat in Deutschland und in Österreich-Ungarn ihre Anhänger; namentlich waren die Vertreter aus den Kreisen der Wissenschaft besonders zahlreich, wie die berühmte Kundgebung von 500 Universitätsprofessoren bewies, in deren Reihen sich viele Anhänger der unbedingten Zollgemeinschaft befinden. Die Theoretiker befürworteten anfangs uneingeschränkt, später mit Modifikation die Zollunion, aus den Kreisen der Praxis erhoben sich aber Bedenken und bald traten die Gegensätze deutlich zutage. Agrarische und industrielle Kreise, die Schwerindustrie und die Maschinenfabriken, hunderte von kleinen Gruppen stellten ihre Sonderforderungen, wollten von dem allgemeinen Regime ausgenommen sein. Eine vollständige Zollfreiheit, eine Ausdehnung des deutschen Zollvereins auf die Donaumonarchie erwies sich bald als ausgeschlossen. Der Gedanke des Vorzugszolles trat allgemach an ihre Stelle. Die allgemeine Meistbegünstigung, welcher durch den Krieg mit Frankreich der Boden entzogen ist, soll nach dem Frieden nicht mehr unbeschränkt erneuert werden. Österreich-Ungarn und Deutschland sollen sich gegenseitig Sondervorteile einräumen, welche den anderen Ländern, den Neutralen und unseren bisherigen Feinden in Ost und West nicht von selbst in voller Höhe zufallen. Diese Zwischenzölle sollen periodisch revidiert, allmählich abgebaut und und so der Übergang zum vollkommen freien Verkehre gefunden werden. Auf Pläne dieser oder ähnlicher Art vereinigt sich jetzt die weitaus überwiegende Mehrzahl jener, die einem innigeren Verhältnisse zwischen beiden Zentralmächten zustreben. Sie gehen von der Erwägung aus, daß auch nach dem Frieden die giftige Saat, die der Krieg gezeitigt hat, nicht sofort verschwinden, die Einkreisung Deutschlands und Österreich-Ungarns nicht gleich behoben sein, vielleicht noch

manche Jahre fortdauern werde. England, Frankreich, Italien, Rußland dürften sich in der wirtschaftlichen Betätigung, in der gegenseitigen Versorgung mit industriellen Produkten immer enger zusammenschließen, sich von Deutschland und Österreich-Ungarn möglichst absperren, und diese letzteren Länder würden aufeinander fast gänzlich angewiesen bleiben. Deshalb müßten Deutschland und Österreich-Ungarn noch näher zusammenrücken, den inneren Markt sich gegenseitig reservieren und die offengebliebenen Ausfuhrwege, namentlich nach dem Balkan, in gemeinsamer Tätigkeit und einer die gegenseitigen Interessen wahrenden Aufteilung pflegen. Dieser mittlere Standpunkt hat die Freunde einer vollständigen Verschmelzung der beiden Länder anfangs enttäuscht und schien ihnen allzu konservativ; jetzt wird er bereits eher als radikal und schwierig gelten. Mit der langen Dauer des Krieges ist eben die erste Illusion gewichen und hat einer nüchternen Erwägung Platz gemacht, Freunde und Gegner der engeren oder loseren Gemeinschaft sind in Österreich-Ungarn und Deutschland deutlich in zwei Lager geschieden. Für die Zollunion ist in Österreich und namentlich in Ungarn die Landwirtschaft, soweit sie ein Exportinteresse hat oder ein solches zu erringen hofft, wenngleich auch hier ängstlichere Gemüter das Eindringen mancher Bodenerzeugnisse aus Deutschland besorgen mögen. Von der Industrie ist größeren Gruppen der innere Markt bereits zu enge geworden, sie streben auf die Weltplätze hinaus und sind einem engeren Anschluß an Deutschland geneigt. Das ist die Holz- und Papierindustrie, die stärksten Unternehmungen der Baumwoll- und Schafwollindustrie, welche die Konkurrenz nicht fürchten, die Glas- und Porzellanindustrie und manche Nebenindustrien. Gegen die Zollunion setzen sich die Schwerindustrie ein, die Eisenwerke und manche eisenverarbeitenden Gruppen, die Maschinenindustrie, die noch wenig vorgeschritten ist und erdrückt zu werden fürchtet, viele Fertigindustrien, die den ungleichen Kampf nicht bestehen zu können glauben, manche neue Unternehmungen, die unter dem Schutze der vor zehn Jahren aufgestellten Zölle entstanden, im kräftigen Aufstreben sind und wieder zurückgeschlagen zu werden fürchten. Für die Zollunion sind endlich noch die großen Konsumenten-Interessen, die Arbeiter und Beamten. Vom Anbeginn haben viele Männer des praktischen Lebens, Kaufleute und Fabrikanten, den Gedanken der Zollunion mit einem leisen Gefühl des Mißtrauens und mit einem gewissen Widerstreben reifen gesehen. Im beiderseitigen Kräfteverhältnisse ist Österreich-Ungarn der schwächere Teil, und der Schwächere glaubt nicht an die Großmut des Stärkeren, wittert auf der anderen Seite allerlei Nebenabsichten der Übervorteilung oder zum mindesten der Ausnützung, setzt auch begründeten Räsonnements eher eine ablehnende

Haltung entgegen. Was will Deutschland mit solchen Plänen und können uns die nicht eher schaden als nützen? Wo sind die Vorteile und weshalb sollen wir den jetzigen Zustand, wo wir behaglich oder zum mindesten erträglich gelebt haben, um einer ungewissen, jedenfalls sehr schwierigen Zukunft, um einer doch theoretischem Idealismus entspringenden Forderung willen aufgeben? Solche Gedanken hörte man oft äußern, der Widerstand ist schwer zu überwinden gewesen und nur zögernd hat sich die Industrie mit der Ansicht befreundet, daß die innige Vereinigung ein beiderseitiger Vorteil und, wenn sie mit schonender Vorsicht geübt wird, gar nicht zu entbehren ist. Aber auch in Deutschland ist der Gedanke der Zollunion nicht unbedingt geteilt worden. Das Interesse Österreichs am deutschen Markte ist selbstverständlich weit größer als der Anteil, den der Export nach der Donaumonarchie im Handel Deutschlands hat. In den letzten Jahren vor dem Kriege wurden 42 Prozent der österreichischen Ausfuhr nach Deutschland abgesetzt, während vom deutschen Export nur 11 Prozent den Weg nach Österreich nahmen. Deutschland mochte vielleicht hoffen, für manche jetzt verloren gehende Exportgebiete einen Ersatz auf dem zollfreien österreichisch-ungarischen Markt zu finden, dessen Aufnahmsfähigkeit aber eine volle Beschäftigung seiner Industrie doch nicht sichern kann. Wenn die großen Industrien Deutschlands, deren beispielloser Aufstieg das Lebenswerk der Ära Kaiser Wilhelms II. ist, nicht verkümmern sollen, dürfen sie den Kontakt mit dem Westen nicht verlieren und können sich der Möglichkeit günstiger Handelsverträge mit anderen Staaten nicht im vornherein begeben. Selbst wenn der Draht mit den jetzigen Feinden ganz abgerissen werden sollte, wird Deutschland bestrebt sein, jenseits des Ozeans um so festeren Fuß zu fassen. Da könnte ein Vertrag, welcher der österreichisch-ungarischen Monarchie sehr gewichtige Sondervorteile einräumt, eine schwere Fessel und ein Hindernis der Verständigung mit Amerika werden. Die Begünstigungen der Präferenzzölle müssen derart konstruiert sein, daß den anderen, vorwiegend den überseeischen Ländern ein Handelsvertrag mit Deutschland, der ein Recht auf diese Vorteile nicht gewährt, noch wünschenswert erscheint. Auf dieses Grundprinzip einer künftigen Vertragspolitik Deutschlands hat der preußische Handelsminister Sydow jüngst Bezug genommen, als er im Abgeordnetenhaus seine Erklärungen abgab. Den Anhängern eines engeren intimen Anschlusses zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland hat die Rede eine Enttäuschung bereitet, sie wollten sie vielfach dahin lesen, daß Deutschland der Zollunion bereits das Zügenglöckchen läutet, daß das Ziel der Bemühungen nach so unendlichen Vorbereitungen wieder nur ein einfacher Handelsvertrag sein werde. In Wirklichkeit zeigt sie nur, daß auch in Deutsch-

land ein festes Programm noch nicht besteht und daß sich die Regierung in keiner Weise ihre Freiheit rauben lassen will.

Eine engere wirtschaftliche Annäherung erschöpft sich nicht in einer einzigen Form. Sie wird schon erreicht sein, wenn das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit beide Teile erfüllt und jede Entschließung in Fragen, die gemeinsame Interessen berühren, leitet. Wir haben keine Statistik des Binnenhandels, für dessen nach vielen Milliarden zählende Umsätze des Alltagslebens der wissenschaftlichen und praktischen Forschung jeder Zählungsapparat fehlt. Alle Versuche, aus den Verfrachtungen der Bahnen und Schiffahrtsunternehmungen, aus dem Verkehrsstempel, dem Zahlungswesen, der Bewegung bei den öffentlichen Kassen auch nur zu ungefähren Anhaltspunkten zu gelangen, sind in den Anfängen steckengeblieben. Würde es gelingen, hierfür einen Schlüssel zu finden, so würde es deutlich zutage treten, daß der Binnenverkehr in Österreich-Ungarn im Verhältnisse zum Außenhandel einen größeren Raum einnimmt, als in Deutschland. Der auswärtige Handelsverkehr, Ausfuhr und Einfuhr zusammengerechnet, überstieg vor dem Kriege in Deutschland 20 Milliarden Mark, in Österreich-Ungarn 5,2 Milliarden Kronen. Bei allem Abstande der ökonomischen Kraft und wirtschaftlichen Entwickelungsstufe ist doch nicht anzunehmen, daß Reichtum und Schwung der Wirtschaft in Deutschland fünfmal so groß wie in Österreich-Ungarn ist. Vielmehr ist die österreichisch-ungarische Monarchie stärker im Binnenlande verankert. Für die meisten Zweige der Industrie war der durch ausgiebige Zölle und Kartelle geschützte innere Markt das hauptsächlichste Gebiet der Betätigung. Hier werden die Wurzeln der Produktionskraft auch nach dem Kriege bleiben. Er wird in erster Weise als Grundlage der einfachen nackten Lebensexistenz verteidigt werden müssen; nur dann, wenn dieser gesichert ist, werden Konzessionen in der Richtung der Zollpolitik gemacht werden können. Würden durch das Eindringen der deutschen Konkurrenz maßgebende Zweige der Industrie zu Boden geworfen, Milliarden Kapitalien vernichtet, Betriebe mit tausenden von Beschäftigten arbeitslos gemacht werden, so würde eine Konzession unmöglich sein und keine Vertretung bei den Regierungen finden können. Das muß aber glücklicherweise durchaus nicht der Fall sein. Viele Industrien sind in Österreich und Ungarn so groß geworden, daß sie eine Lockerung, manche auch ein gänzliches Fallenlassen der Zölle gut vertragen können. Für andere würde die zollfreie Zufuhr der Halbfabrikate, insbesondere des Eisens, aus dem Auslande eine wesentliche Verbilligung der Erzeugung und damit ein Aufblühen der Prosperität bewirken. Wieder anderen würde die kolossale Erweiterung des Marktes, die Möglichkeit des zollfreien Absatzes in

Deutschland einen ausgiebigen Ersatz dafür schaffen, daß sie sich in der Versorgung des österreichischen Marktes mit der deutschen Industrie teilen müssen. Auch in den am meisten bedrohten Gruppen würde es vielleicht möglich sein, durch Kartelle, die in Österreich besonders wirkungsfähig ausgebaut sind, die Absatzgebiete zu begrenzen, oder vielleicht durch eine gegenseitige Auffaugung und Vertrustung die investierten Kapitalien zu erhalten und vielleicht noch ertragreicher zu machen. Das ist aber Vorbedingung für eine intime wirtschaftliche Gemeinschaft. Nur dann, wenn man sich höheren Ertrag, bessere Wohlfahrt, günstigere Arbeitsbedingungen verspricht, wird an eine Änderung des gegenwärtigen Systems, an ein teilweises oder gänzliches Fallenlassen der Zollschranken geschritten werden können.

Kann man jetzt überhaupt schon von künftiger Feststellung von Zöllen sprechen? Alles ist noch im Flusse, die Bedingungen der Produktion und des Absatzes in der Zeit nach dem Frieden sind noch ganz unsicher. Vor allem ist der Geldwert in hohem Maße gestört. Jede Industrie rechnet sich ihre Produktionskosten, ihre Arbeitslöhne und ihre Gewinne selbstverständlich in der inländischen Währung aus, wie groß ist aber die Kaufkraft der Krone auf dem Weltmarkt oder in Deutschland, der Wert der Mark in Österreich oder in Ungarn? Das österreichische Geld hat jetzt im Kriege ein Disagio von 22 Prozent gegenüber der deutschen Valuta. Im Vergleiche mit der englischen oder gar der amerikanischen Währung ist der Wertunterschied noch bedeutend größer. Das Agio bedeutet einen neuen Zollwall gegen die Außenwelt, zugleich eine Prämie für den Export. Die auswärtigen Unternehmungen, die in ihrem eigenen, höherwertigen Gelde kalkulieren, können in einem Lande von gestörten oder verschlechterten Währungsverhältnissen nur sehr schwer mit bieten, weil sie den Kaufpreis für ihre Ware in einem schlechteren Gelde erhalten, daheim aber in ihrem eigenen höherwertigen Gelde ihre Steuern, ihre Löhne, die Materialien bezahlen müssen. So kann der Schutz, den der Zoll gewährt, durch die Unterwertigkeit des heimischen Geldes verdoppelt oder verdreifacht werden. Umgekehrt könnte das Agio der österreichischen Industrie eine Prämie für den Verkauf in Deutschland schaffen, ihre Konkurrenzfähigkeit dort bedeutend steigern. Eine so entstandene Konkurrenz aus einem Lande mit schlechterem Geldwert könnte unter Umständen selbst der deutschen Industrie in ihrem inneren Absatze unangenehm werden und ihren Gewinn schmälern. Bei gleichbleibenden inländischen Erzeugungskosten könnte sogar, solange die Entwertung des Geldes anhält, der Zoll ganz entbehrt werden. Der Zoll auf deutsches Roheisen beträgt in Österreich 1 K 50 h oder etwa 10 Prozent vom Werte. Das Geld

ist aber mit 22 Prozent unterwertig. Der Zoll kommt jetzt in der inländischen Preisbildung kaum zum Ausdrucke; würde er ganz wegfallen, die Unterwertigkeit des Geldes aber bleiben, so könnten die deutschen Eisenwerke noch immer keinen Zentner Eisen nach Österreich verkaufen. Aber das jetzige Disagio wird doch im Frieden nicht in der vollen Höhe fortbestehen können, wenn die Absperrungspolitik Englands, die es geweckt hat, aufgehoben sein wird. Schon jetzt ist durch die Organisation des Devisenhandels das unausgesetzte Ansteigen mitten im Kriege zum Stillstande gelangt. Der Friede wird wenigstens einen Teil des Agios verschwinden machen, aber die Unsicherheit und die Schwankungen des Geldmarktes werden wohl noch längere Zeit bleiben. Mit anderen Worten: eine Zollunion ist unmöglich, wenn sie nicht von einer Währungsgemeinschaft begleitet ist. Die österreichische Valuta müßte beseitigt werden, die österreichisch-ungarische Monarchie müßte zur Markwährung übergehen. Welche Fülle neuer Probleme, ganz eigenartiger Schwierigkeiten ein solcher Wechsel der Währung bereiten würde, das kann nur der ahnen, welcher die furchtbaren Krämpfe mitgemacht hat, die der Herstellung der jetzigen Kronenwährung in Österreich vorangegangen sind.

Ist aber das Problem der wirtschaftlichen Annäherung mit der Zollunion identisch oder mit ihr erschöpft? Die Frage muß entschieden verneint werden. Viel weitergehend als der Gedanke der Zollgemeinschaft ist jener der Wirtschaftsgemeinschaft, die auch bei Bestehen mäßiger innerer Zollmauern intensiv ausgestaltet werden kann. Die gesamte Volkswirtschaft und Finanzpolitik muß von gemeinsamen Zielen erfüllt, von gemeinsamem Geiste durchtränkt werden; die Ausgestaltung des Exportes, die Abwehr unliebsamer eindringender Importe, die einheitliche Begünstigung der gleichen Freunde und Bekämpfung der nämlichen Feinde muß die künftige Devise bilden. Nach dem Abschlusse des Friedens wird ein neues System der Handelsverträge geschlossen werden müssen. Da werden Österreich-Ungarn und Deutschland vereint handeln und vereint schlagen, eine imponierende Wirtschaftsmacht bilden, an der sich der ohnmächtige Grimm der Feinde brechen muß. Der Zolltarif nach außen, der die Mauer für Gegner und laue Freunde bilden wird, soll den gleichen Bedürfnissen entsprechend nach einheitlich vereinbarten Grundsätzen aufgestellt werden. Auch da ist es nicht notwendig, daß all die tausende von Positionen sklavisch in jeder einzelnen Ziffer übereinstimmen. Das würde schon aus technischen Gründen schwierig sein, weil ja auch das Schutzbedürfnis an den geographisch voneinander so weit entfernten Grenzen ein verschiedenes ist und die Gefahr des Eindringens sich auf große Distanzen

hin mindert. Aber die Grundrichtung und der Geist des Zolltarifes muß von zielbewußter Einheitlichkeit erfüllt, die Praxis übereinstimmend gehandhabt werden. Ebenso müssen die Vereinbarungen, welche zu treffen sind, im vorhinein gemeinsam ins Auge gefaßt, die Konzessionen, die gegen vollwichtige Zugeständnisse eingetauscht werden sollen, sorgfältig und unter Berücksichtigung der beiden Staaten gemeinsamen Interessen abgewogen werden. Dann aber die Exportpolitik! Österreich-Ungarn und Deutschland müssen die Welt, soweit sie noch offen sein wird, untereinander in wohlwollender Freundschaft aufteilen. Das große Ausfallstor nach dem Südosten wird weit aufgetan, der Bereich der Wirtschaftspolitik wird sich von Hamburg bis Bagdad erstrecken, der Balkan, die Levante, die asiatische Türkei werden unsere Domäne bilden. Da darf nicht kleinliche Eifersucht und mißgünstiger Geschäftsneid, wie dies vor dem Kriege leider so oft der Fall war, das Ziel darin erblicken, sich gegenseitig die Kunden abzujagen, da muß wirklich Gemeinsinn und Brüderlichkeit herrschen, weil sich die Kraft nach außen bedeutend steigert, wenn jeder sich zugunsten des anderen die notwendige Selbstbeschränkung auferlegt. Eine Saat neuer geschäftlicher Unternehmungen wird in diesen der Kultur zu eröffnenden Ländern neu aufschießen. Die Handelspolitik mit Verträgen und Zöllen ist nur ein Ausschnitt, die Finanzpolitik wird nicht minder schwer ins Gewicht fallen. Bahnen werden in der Länge von tausenden von Kilometern gebaut, Hafenanlagen errichtet, Industrien aus dem Boden hervorgeholt werden. Kleinasien ist ein Land voll der größten unerschlossenen Naturschätze, voll Reichtum an Getreide, Vieh, tierischen Produkten. In Serbien und Mazedonien sind nur die ersten Ansätze einer Bergwerksproduktion und Fabriksindustrie. Griechenland ist das einzige Land Europas, das noch keinen Schienenanschluß besitzt, ein Kulturzentrum der Welt wie Athen kann nur zu Schiffe erreicht werden. Zur Lösung aller dieser gewaltigen Aufgaben gehört Unternehmerkapital, das von Deutschland und Österreich-Ungarn aufgebracht werden muß. Die Türkei, aber auch Bulgarien, Serbien und Griechenland litten stets unter unausgesetzter Finanznot, ihre Anleihen wurden meist zu wucherischen Bedingungen auf dem französischen Markte placiert. Jetzt werden Deutschland und Österreich-Ungarn, wie sie bereits während des Krieges in die Bresche getreten sind, das Geld für die finanziellen Bedürfnisse jener Länder selbst unter eigenen Entbehrungen aufbringen; sie werden das um so bereitwilliger tun können, als sie mit dem Kapital ihre eigene Industrie beschäftigen und der größte Teil der so hergegebenen Gelder im Lande verbleiben wird. Staatliche und kommunale Anleihen werden übernommen, Gesellschaften für den Bau von Bahnen, Wasserleitungen, Ka-

nalisierungen, Elektrizitätswerken, Fabriken aller Art werden gegründet werden. Ein weitgreifendes Arbeitsprogramm auf viele Jahre wird für den Balkan und die gesamte Türkei aufgestellt werden im Einvernehmen aller Beteiligten und unter Ausschluß der früheren falschen Freunde, Frankreichs und Englands. Das wird eine der Früchte des Friedens sein, die ausgreifende Arbeit im Osten wird für die Lösung oder Lockerung mancher Verbindungen im Westen einigermaßen entschädigen. Österreich-Ungarn und Deutschland werden nach einem zu vereinbarenden Schlüssel diese großen Finanzgeschäfte untereinander teilen und es ist Raum genug für die Entfaltung der ökonomischen Energie beider Länder.

Aber auch in der umgekehrten Richtung ist Einheitlichkeit des Handels unbedingt vonnöten. Die Schwierigkeiten der wirtschaftlichen Versorgung beider Mächte hat der Krieg gezeigt. Sie sind in dem Augenblicke geringer geworden, da der Zugang zu den Kornkammern Rumäniens, Bulgariens, Kleinasiens durch die Freilegung der Donau geöffnet war. Was im Kriege unter dem Zwange der Verhältnisse geschaffen wurde, das wird im Frieden erhalten bleiben, sorglich gepflegt werden müssen. Die unglückselige Politik agrarischer Absperrung, der Zollkrieg, der im tiefsten Kern eine der Ursachen des Weltkrieges war, wird nicht wiederkehren dürfen. Die österreichisch-ungarische Monarchie lebte mit den Balkanstaaten, mit Serbien und Rumänien in Frieden und Freundschaft, bevor die Selbstsucht der ungarischen und auch der österreichischen Landwirte dem Vieh aus diesen Ländern den Eingang gänzlich sperrte, dem Getreide und Mehl den Zutritt durch hohe Zölle wesentlich erschwerte. Die eigene Bevölkerung mußte darben. Fleisch wurde ein unerschwinglicher Luxusartikel und nur für die reichen Stände erlangbar; vor den Toren des Landes mußten die reichen Viehherden ungenützt verkommen. Die Viehzucht Rumäniens und Serbiens mußte eingeschränkt werden, weil die benachbarten Absatzgebiete verschlossen blieben. Eine solche selbstmörderische Politik darf im Frieden nicht mehr wiederkehren. Deutschland und Österreich-Ungarn haben gewiß das Interesse, den eigenen Bauernstand wirtschaftlich zu kräftigen. Das darf aber nicht mehr unter Hinopferung der bürgerlichen und arbeitenden Klasse, unter Schädigung der höchsten politischen Interessen des ganzen Landes geschehen. Die Grenzen müssen geöffnet werden, nicht bloß für die Zufuhr unzureichender Mengen von geschlachtetem Fleisch, sondern für den Eintritt von lebendem Vieh in unbegrenzter Zahl aus Rumänien, Bulgarien, Serbien unter selbstverständlicher Anwendung jeder berechtigten veterinärpolizeilichen Vorsorge. Der Nachschub aus diesen Ländern wird unseren im Krieg

dezimierten Viehbestand auffüllen und ergänzen. Dann werden diese Gebiete ein dauerndes, lebendiges Interesse an der Erhaltung freundschaftlicher Beziehung zu uns als ihren Nachbarn und natürlichen Abnehmern besitzen. Österreich-Ungarn und Deutschland werden, wie sie es im Kriege waren, auch im Frieden ein gemeinsames Versorgungsgebiet werden, sich gegenseitig mit ihren Überflüssen aushelfen, die erlangbaren Zufuhren aus dem Südosten im gemeinsamen Einvernehmen zu den Stätten des Verbrauches lenken. Für die österreichische und die ungarische Landwirtschaft wird das Interesse des Exports nach Deutschland wiedererwachen, wenn die früheren Handelsbeziehungen Deutschlands mit Rußland nicht sofort wieder erneuert werden sollten. Russischer Roggen und Weizen, das Holz aus den russischen Wäldern haben eine gewichtige Rolle in der Versorgung des deutschen Volkes gespielt. Hier kann Österreich-Ungarn eintreten. Der Ertrag der Felder ist in Ungarn und Galizien trotz der Vortrefflichkeit der schwarzen Böden wegen unzureichenden Kapitals und schlechter agrarischer Verfassung beschämend niedrig. Das Hektar besten Weizenbodens bringt im ungarischen Tieflande nur 12 bis 14 Meterzentner, in dem von der Natur weit weniger begünstigten Preußen durchschnittlich über 22 Meterzentner. Höhere Kultur und intensivere Bodenwirtschaft durch größeren Kapitalaufwand können die Erträge in Österreich und Ungarn noch gewaltig steigern, für die Ausfuhr große Mengen verfügbar machen. Die Holzindustrie ist nebst der Zuckerindustrie die stärkste Exportindustrie der österreichisch-ungarischen Monarchie. Die Wälder in Galizien, Ungarn, Siebenbürgen und Slawonien bergen den größten Reichtum und ein Aufschwung des Holzexports nach Deutschland, eine Verdrängung der Zufuhren aus Rußland ist mit Sicherheit zu erwarten. Dafür werden wir in der Lage sein, größere Mengen deutscher Kohlen, Chemikalien, Farbwaren, anderer Industrieprodukte, die wir für unsere Fabrikation benötigen, aufzunehmen. Auf die innige Versorgungsgemeinschaft sind die beiden verbündeten Länder durch den Krieg gestoßen worden, und sie wird als dauernde Frucht des Friedens erhalten bleiben, unlösbar ausgestaltet werden müssen.

Wie bei dem Anschluß und der Erschließung des Verkehres mit den gemeinsamen Freunden soll auch der Abschluß der Handelsverträge mit Staaten, denen gegenüber die Beziehungen kühler und minder freundlich, die jetzt neutral oder feindlich sind, gemeinsam erfolgen. Nach dem Frieden wird die wirtschaftliche Welt ganz neu eingerenkt werden müssen. Die Abwehr der Politik der Einkreisung Englands wird die Anspannung aller Kräfte erfordern. Die Mittel des Kampfes werden nach gemeinsamen Grundsätzen zu wählen sein. Die Donaumonarchie und Deutsch-

land werden ihre Verkehrswege ausgestalten und zur höchsten Leistungsfähigkeit bringen müssen. Noch sind die großen Flußläufe nicht miteinander verbunden, der Wasserverkehr von der Nordsee zum Schwarzen Meere nicht hergestellt. Österreich und Ungarn haben überhaupt keine fahrbaren künstlichen Wasserstraßen; der Donau-Oder-Kanal ist ebenso ein frommer Wunsch geblieben, wie der Kanal von der Donau zur Elbe. Aber auch in Deutschland ist manches zu tun, um die Kommunikationen auf dem Wasserwege im Binnenlande auszugestalten. Der Main-Donau-Kanal trägt keine für die Versorgung in Betracht kommenden Schiffe und muß erst erweitert werden. Neue Bahnen sind zu bauen, die alten auszugestalten, mit doppelten Geleisen zu versehen. Die Eisenbahntarife waren vielfach vom Geiste der Konkurrenz, ja sogar der Absperrung durchdrungen und wurden gegenseitig oft so aufgestellt, daß sie dem Kampf und nicht der Gemeinschaft der Interessen dienten. Vielfach fehlen noch wichtige Eisenbahnanschlüsse oder sie werden durch weniger leistungsfähige Bahnen vermittelt. Das muß anders werden. Künftig müssen sich beide Staaten nicht entgegen, sondern in die Hände arbeiten. Die Einrichtungen des Verkehres müssen das vollkommenste, leistungsfähigste Instrument der Wirtschaftspolitik werden. Das erfordert sehr viel Kapital und das wird nach dem Kriege rar sein. Aber es muß beschafft werden, und auch hier ist eine Kooperation geboten. Deutschland ist viel mehr vorgeschritten, in Österreich und Ungarn ist deshalb noch ein weiteres Feld für Arbeit und Verdienst, für neue Geschäfte vorhanden. Deutschland wird das Kapital beistellen, das in Österreich und Ungarn seine lohnende Beschäftigung finden wird.

Wir haben nur einige Gebiete angedeutet, auf denen die künftige gemeinsame Wirtschaftspolitik sich wird bewegen können. Die Wirtschaftsgemeinschaft, der feste Anschluß beider jetzt im Kriege verbündeten Staaten ist kein Kampfproblem, aber auch durchaus nicht Zukunftsmusik, sondern lebendige Wirklichkeit. Gewiß ist gegenwärtig noch ein dunkler Vorhang vor der nächsten Entwicklung gebreitet und jetzt, da täglich die großen Entscheidungen auf den Schlachtfeldern fallen, ist noch nicht abzusehen, welche Grenzen der friedlichen Arbeit gesteckt sein werden. Nach zwei Jahren des beispiellosesten Völkerringens wird es einiger Zeit bedürfen, bis die Erholung der Welt sich durchgesetzt hat, das Feld für die friedliche Arbeit freigelegt ist. Wenn in Deutschland das Ziel nicht aus den Augen verloren wird, die Möglichkeit künftiger, besserer Handelsbeziehungen auch zu den jetzigen Feinden nicht abzuschneiden, wenn mit Recht die Note des Hasses, die in den ersten Kriegszeiten begreiflicherweise angeschlagen wurde, jetzt, wo wir uns dem Frieden mehr nähern, all-

gemach abklingt und einer ruhigen Stimmung Platz macht, so müssen wir doch bereits alles vorbereiten, um für die neue Zeit, die mit dem Frieden anbrechen wird, gerüstet zu sein. Wir müssen wissen, was wir wollen. Zunächst muß die habsburgische Monarchie im Innern ihr Haus bestellen, das Verhältnis Österreichs zu Ungarn muß eine dauernde, den Fährlichkeiten eines steten Wechsels von zehn zu zehn Jahren entrückte Grundlage erhalten. Der Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn, der den zollfreien inneren Markt, die Gemeinsamkeit der äußeren Politik und der Verteidigung des Heeres, das in der Zukunft noch viel wichtigere Beitragsverhältnis zu den Lasten der nationalen Verteidigung sichert, soll für 25 Jahre erneuert werden, für ein Menschenleben soll von den ewigen Zänkereien und unfruchtbaren Verhandlungen, welche die letzten Jahrzehnte erfüllten, nicht mehr die Rede sein. Für dieses erste Ziel wird jetzt in den intensiven Verhandlungen der beiden Regierungen die Voraussetzung geschaffen und es besteht begründete Aussicht, daß eine solche langfristige Verständigung gelingen wird. Ist sie erreicht, dann wird der Zeitpunkt gekommen sein, an die Ausgestaltung der Beziehungen zu Deutschland zu schreiten, das Band, das im Kriege geknüpft wurde, im Frieden, wenn der äußere Zwang weggefallen ist, zu einem unlösbaren zu machen. Inzwischen muß die Popularisierung der Ideen der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Verständigung fortschreiten und darf nicht einen Tag aus dem Auge verloren werden. Sie kann nicht wie ein Meteor vom Himmel fallen, sie muß langsam reifen, mit der Macht der Überzeugung alle Kreise durchdringen, allgemach zur inneren Notwendigkeit werden. Wieweit die praktischen Ziele gestellt, was schließlich erreicht werden wird, das ist noch unabsehbar: wahrscheinlich jetzt ein fester Anschluß, eine Vorstufe für eine künftige noch innigere Verschmelzung, vielleicht für ein vollständiges Aufgehen. Die Zollunion ist nicht unmittelbare Gegenwart, vielmehr ein ferneres Ziel. Würde sie über Nacht und in schwierigen Zeiten, die zunächst der wirtschaftlichen Erholung gewidmet sein müssen, eingeführt werden, so könnte sie einen katastrophalen Umsturz bewirken; später, wenn die Wirtschaft erstarkt, die gemeinsamen Beziehungen gefestigt sind, kann sie sich wie eine reife Frucht vom Baume lösen. Die Richtung der Entwicklung, die auf eine immer intimere Ausgestaltung der wirtschaftlichen Lebensbeziehungen, auf gemeinsames Handeln in allen großen Fragen hinweist, ist so klar gegeben, daß ein Abirren von ihr nicht mehr möglich ist. Die Zollunion mag Zukunft sein, die Verständigung und Annäherung ist greifbare, mit jedem Tage lebendiger werdende Wirklichkeit. Wir brauchen sie nicht anzustreben, wir sind schon mitten drinnen.

# Eine heimliche Geschichte

## Von Oscar A. H. Schmitz

Hans Eichhorn, ein philosophischer Kopf, ging vor der Schlehdornhecke seines Landsitzes Belfried auf und ab. Die eben noch durchsichtige, fast nordische Abenddämmerung eines hellen Julitages hatte sich verdüstert. Rings über den Berghalden, die den selbst hochgelegenen Landsitz im Kreis umgaben, ließen sich graue Wolkenvorhänge herab, die Belfried und die umliegenden Täler wie einen Stern für sich gegen das Weltall abgrenzten. Hans Eichhorn blieb unter einer Linde stehen, aus der Duftströme auf die Wiesen quollen und deren Krone wie die Memnonsäule einen tausendfachen Klang vernehmen ließ: eine Welt von Bienen und Brachkäfern durchsummte erregt die süßen Blütenpfade in dem schwarzen Blätterdickicht. „Welten überall," dachte Hans Eichhorn, während er lauschte und voll Lust atmete, „und doch: was veranlaßt mich zu glauben, daß jenseits der Berge und Wolkenvorhänge die Welt noch lebt, wie ich sie zum letztenmal sah oder — wer weiß? — vielleicht nur träumte: die Erde, grünes deutsches Hügelland, wimmelnde Städte, der Rhein, Paris, das Weltmeer? Was ist überhaupt Wirklichkeit? Was besitze ich so gewiß, daß es mir nicht unter den Händen zerrinnt? Alles, was ich hier gewahre, liebe, ist nur die Kräftespannung eines Augenblicks, eine bunte Perlenkette, deren Faden jeden Augenblick reißen kann, so daß die Perlen in alle Himmelsgegenden zerstäuben. Nichts ist wirklich, nichts ist mein." Wie erschreckt drehte er sich auf dem Absatz herum und blickte auf sein weiß zwischen den Kastanienbäumen des Gartens leuchtendes Haus, als müsse er sich von dessen Dasein überzeugen, und dann eilte er, beseligt von der noch immer greifbaren Welt, nach dem Gartenpförtchen, betrachtete dankbar das rauhe, noch tagwarme Holz und trat ein. Er ging über den weichen, wildgelassenen Rasen; ein zahmes Reh, das er hielt, huschte geheimnisvoll an ihm vorbei, streifte ihn sacht. In dem Dachgebälk der Laube hatte sich ein Vogel verfangen. Seine Flügel schlugen unruhig ans Holz. Hans Eichhorn öffnete die Haustür; ganz leise zitterte die Klingel. Er schauerte zusammen unter dem ihm aus vielen Wintern und Sommern wohlbekannten heimischen Klang, dann sprang er fast lautlos die dunkle Treppe hinauf und schlich ins Schlafzimmer. Beim bläulichen Schimmer eines Nachtlichts sah er, daß seine Frau schon schlief. Leise,

aber innerlich frohlockend über das wiedergefundene Dasein, über sein, noch junges, volles Leben entkleidete er sich und warf sich ins Bett. Einige Augenblicke beobachtete er die regelmäßig neben ihm atmende Frau, dann küßte er vorsichtig, um sie nicht zu wecken, aber voll Überschwenglichkeit ihre Hand und schlief ein.

Als er erwachte, waren die Vorhänge der Schlafzimmerfenster weit geöffnet, ein trüber Tag schien herein. Daß seine Frau nicht mehr neben ihm lag, wunderte ihn nicht. Sie war eine Frühaufsteherin. Aber daß ihr Bett bereits gemacht war, erstaunte ihn. Hatte er so fest geschlafen, daß er die Geräusche der Magd nicht gehört hatte? Außerdem war das gegen die Hausgewohnheiten. Er kleidete sich träge an, etwas verstimmt darüber, daß die lange Reihe sonniger Tage nun beendet schien. Als er durch das Vorhaus ging, fiel ihm die Stille auf. Im Garten vermißte er das Reh, das dort bei Sonne und Regen zu grasen pflegte. Der Hof, den sonst sieben phantastische Perlhühner belebten, war wie ausgestorben. Wie eine morgenländische Gesandtschaft pflegten die schmucken, etwas geziert wirkenden Tiere, stets in einer Gruppe zusammengedrängt, feierlich umherzuziehen. Jetzt lagen nur noch ein paar weißgetupfte, braune und graue Federn auf dem reingescheuerten Ziegelpflaster. In der Küche befand sich kein Mensch, alles war musterhaft aufgeräumt, wie vor einer Abreise. In der Fensterlaibung standen ein paar bescheidene Feldblümchen in einem Schnapsglas, als einzige Erinnerung an eine junge blonde Magd, die sonst hier flink zwischen den Geschirren zu schalten pflegte. Kopfschüttelnd betrat Hans Eichhorn das Eßzimmer. Dort stand wie immer in der getäfelten Ecke unter einem hängenden Geweih der Frühstückstisch. Während er sich den noch ganz heißen Tee eingoß, gewahrte er neben der Tasse ein vergilbtes, am Rand etwas zerfetztes Blatt. Es sah aus, wie aus einem alten Buch gerissen, und war etwas stockfleckig. In der Mitte stand, zusammengedrängt wie ein Bibelvers: „Fürchte Dich nicht, Du bist der letzte Mensch; die Übel sind vorüber. Weiter wird Dir nichts geschehen. Leben und Gesundheit, Deine geistigen und körperlichen Kräfte sind geschützt. Dreimal täglich wirst Du auf diesem Tisch die gewohnte Mahlzeit vorfinden. Die Ordnung im Haus vollzieht sich von selbst. Die Verwitterung des Stoffes ist, wenn auch nicht aufgehoben, so doch derart gehemmt, daß Du sie kaum spüren wirst. Klage also nicht!" Hans Eichhorn las und las wieder, ohne zu verstehen. Wie war dieses rätselhafte Blatt hierhergekommen? In zitternder Unruhe durchsuchte er das leere Haus bis zum Speicher. Als er in den verlassenen Garten trat, fiel ein erster Sonnenstrahl durch das lastende Gewölk. Er rief laut „Irene", den

Namen seiner Frau. In der Laube lagen ein paar Bücher, in denen sie noch gestern in den heißen Nachmittagstunden gelesen hatte. Er rief ihren Namen in den Gemüsegarten, wo er oft ihr Sommerkleid zwischen den Bohnenhecken und Sonnenblumenwänden mit den Blicken verfolgt hatte. Kein Laut war vernehmbar, als das Gesumm der dem Menschen fremden Insektenvölker und das Zwitschern von Vögeln. Sonst hatte man bisweilen einen Hund aus dem Tal heraufbellen, beim Nachbar eine Geiß meckern oder ein Pferd wiehern hören. Nicht nur die Menschen, auch die Tiere schienen verschwunden zu sein. Hans Eichhorn eilte hinaus. An dem Berghang lagen ein paar Hütten, vor denen sonst barfüßige, flachshaarige Kinder in der Wiese spielten, während die Weiber im rotbraunen Kopftuch herumwirtschafteten. Auch hier war alles still, jede Tür fest verschlossen. Hans Eichhorn klopfte an einem der Häuser an. „Lechnerin, Lechnerin!" rief er laut einer der Häuslerfrauen, aber er erhielt keine Antwort. Inzwischen hatte stechender Sonnenschein die Wolken zerteilt. Hans trat an ein Fenster und sah hinter den Geranien in die saubere Stube mit dem hohen Bauernbett und dem Kochherd. Alles war aufgeräumt, aber kein Mensch zu sehen. Verzweifelt sank er auf die von Kletterrosen überlaubte Holzbank vor dem Häuschen und lauschte in das Tal. Aus dem nächsten Dörfchen, von dem ein Teil mit dem weißen Kirchturm unverdeckt war durch die gegenüberliegende Berglehne, hörte man keines der gewohnten Geräusche, keinen Hahn, keine Glocke, keinen Pfiff der Eisenbahn. Hans nahm das geheimnisvolle Blatt aus der Tasche und las es noch einmal: „Fürchte Dich nicht, die Übel sind vorüber . . ." Das hieß also, daß er als letzter Mensch nun ungestört in der leeren Welt walten und schalten könnte. Menschenleer! Welch ein unfaßbarer Begriff! Jenseits einer grünen Mulde lag der Hof des Unterbauern. Wie es wohl bei dem aussah? Hans eilte über den Wiesenpfad, sprang über einen Bach und kam zu dem stattlichen Hof. Wie immer waren dort Tongefäße und Gießkannen auf die Pfähle des Zauns gestülpt. Ein heller, bösartig stechender Sonnenschein fiel auf die grellen Bauernblumen, spiegelte sich in der vergoldeten Kugel mitten im Garten, dem Stolz des etwas großspurigen Unterbauern. Aber weder er war da, noch seine Familie, noch das Gesinde. Alles Rufen vergeblich. Das Tor war fest verschlossen. Hans Eichhorn brach der Schweiß aus allen Poren. Um hinunter in das Dorf zu eilen, war er schon zu abgespannt. Auch konnte er sich schon denken, wie es da aussah. Es war ganz klar, es gab keine Menschen mehr, außer ihm, sonst aber war die Welt unversehrt und zu seiner Verfügung, so wie der Garten Eden Adam und Eva gehörte. „Eva", der Name des ersten Weibes ließ ihn er-

schauern, ihn, den letzten Mann, und von plötzlichem Schluchzen geschüttelt warf er sich ins Gras und dachte an Irene. Wo war die? Mit ihr wäre ihm die ganze menschenleere Welt nicht zu weit gewesen. Aber so? Gab es nicht doch noch eine Beziehung zu ihr? Wer weiß, welche Wunder sich noch erfüllen sollten! Vielleicht fand sich ein Mittel, sie wieder in die Wirklichkeit zu rufen. Da gewahrte er, daß eine menschliche Gestalt vor ihm stand. Er wollte aufspringen und dem Wesen um den Hals fallen, aber da war es eine Vogelscheuche mit einem verschabten alten Jägerhut, die der Unterbauer auf seinem Kartoffelacker aufgestellt hatte. Erschreckt und wie gedemütigt taumelte Hans ins Gras zurück. Er dachte an seine Gedanken von gestern abend. Was ist Wirklichkeit? Nichts ist ganz wirklich und alles ist möglich. Lauschen, aufmerksam hinhören auf alle Stimmen der verzauberten Welt! Das galt es nun. Vielleicht, vielleicht würde der hingegeben Gläubige rettende Stimmen vernehmen! Hans war plötzlich, als ob diese in ihm auftauchenden Gedanken rings in der Natur mit einem Widerhall beantwortet würden. Düfte, Summen, Leuchten drang auf ihn ein; beseligt rief er „Irene", und wenn er sie auch nicht sah, ihm wurde auf einmal Gewißheit, daß sie noch in dieser Welt war.

Stundenlang mochte er so gelegen haben. Die Sonne stand gerade über ihm. Er fühlte Hunger, und da packte ihn eine ganz gemeine Neugier, ob die Worte des Blattes, das die drei gewohnten täglichen Mahlzeiten verhieß, sich erfüllen würden. Er eilte heim. Im Eßzimmer stand unter dem Hirschgeweih der vertraute, dampfende Suppentopf. Hans ließ es sich schmecken. Mit einem gewissen überlegenen Humor fand er sich in seine Lage. Ohne daß er sich's versah, stand Fleisch und Gemüse vor ihm, dann ein Teller mit Himbeeren, von denen jener heiße Sommer eine Überfülle bot. Nach Tisch erhob sich Hans; nachdem er ein paar Töne auf dem Klavier angeschlagen, wendete er sich wieder nach dem Zimmer. Der Tisch war abgeräumt. Seine ihm so teure tägliche Ordnung schien in nichts gestört. Er ging, wie jeden Tag, hinaus in die Laube, um dort der Mittagsruhe zu pflegen. Die Bücher Irenes trieben ihm wieder die Tränen in die Augen. Er versuchte darin zu lesen. Es waren Romane. Aber was war das? Welcher Unsinn! Konnte man denn noch Romane lesen, wo es keine Menschen mehr gab? Was hatte es für einen Sinn, jetzt noch den Erlebnissen irgendeines Eduard und einer Marie zu folgen? Es gab ja nur noch Wiesen und Wälder, Himmel und Sonne und Wolken. Mit ihnen mußte man nun leben, ihre Schicksale teilen. Hans erschauerte einen Augenblick. Es hielt ihn nicht länger in der Laube. Er eilte davon zu dem nahen Wald.

Am Rain lief ein heißer, buntbegraster Weg, an dessen Seite schon erstes

Grummet trocknete. Wo waren die Hände, die es vor einigen Tagen gemäht hatten? Würden sie wiederkommen und es einbringen? Aus der unerträglich werdenden Schwüle trat Hans in dunkeln, feuchten Wald, einer halb verzweifelten, halb beglückten Hoffnung hingegeben, dort durch keine Menschenspuren an das Verlorene erinnert zu werden, zum erstenmal ganz ungestört durch Menschliches den Stimmen der Natur zu lauschen. Ein kühler Anhauch stieg aus der schwarzen, von einem Bach durchflossenen Erde, die fettes Grün von Farn, Nesseln, Huflattich und Sauerklee üppig hervorsprießen ließ. Die dunkeln Stämme waren wie vollgesogen von Feuchtigkeit. Wie fern war alles schwüle Menschenleben! Hans fühlte sich schon von einem Urhauch umweht; da sah er auf einem Stamm ein rotes kreisförmiges Mal, daneben einen grellgelben Tupfen und ein himmelblaues Dreieck. Es waren die ihm wohlbekannten und verständlichen Wegzeichen des „Vereins der Wanderfreunde"; da gewahrte er auch, daß der grüne Weg die Furchen von Bauernwagen zeigte und teils von sorgsam geschichteten Tannenstämmen künstlich gestützt war. In einzelnen Bäumen waren Buchstaben und Herzen eingeschnitten; noch ganz frisch leuchtete das rosa Fleisch einer jungen Birke durch die weiße seidige Rinde. Hans krampfte sich das Herz zusammen, und sein Geist verfluchte alle Erinnerungen, die in diesem Augenblick wirklicher zu sein beanspruchten, als die sichtbare, hörbare, riechbare Welt um ihn. Nein, er wollte vergessen, nur mit dem sonnendurchzitterten Buchenlaub und dem schwarzen Tannengelock leben, aber da gemahnten ihn die rötlichen Sonnenkringel, die sich am Boden malten, an die Lichtschimmer, die durch bunte Fenster auf die Steinfliesen von menschenerbauten Domen fielen in geliebten alten Städten. Er trat in ein bemooftes Felsenviereck, an dessen Wänden Schlinggewächse mit blauen und gelben Blüten emporkletterten. „Dies ist das Heiligtum," sagte etwas in ihm. Hier wollte er verweilen, in diese unentweihte Stille nun täglich pilgern. Hier würde er Stimmen vernehmen, die ihn lehrten, ohne Menschen zu sein. Trotz der reinen Kühle des feuchtigkeitgesättigten Waldes, in dem selbst der Sonnenschein wie perlende Flüssigkeit wirkte, fühlte Hans noch fiebernde Unruhe in sich. Es stach ihn etwas am Fuß. Er zog Schuhe und Strümpfe aus und stellte die heißen Füße in den Waldbach. Das beruhigte. Er saß am Ufer, und ihm war, als ob der Schlammboden des Baches seinen Gliedern etwas von der Ruhe und Unerbittlichkeit der Natur mitteilte. Kaum konnte er die Füße auf dem Boden des schnell strömenden Wildwassers festhalten, aber diese Anstrengung und das lange Blicken auf den flirrenden Spiegel nahmen ihn so sehr in Anspruch, daß er an nichts mehr dachte und seine Seele ganz ruhig und frei wurde. Als

er den Kopf wieder erhob, sah er zwischen den Felsen durch in das schimmernde Waldinnere. Da fiel ihm auf, daß die Bäume nicht regellos durcheinander standen, sondern immer in Gruppen von zwei und drei; oft wuchsen zwei aus demselben Stamm hervor und gabelten sich wie eine schlanke Leier. Da war auf einmal wieder alle seine Sammlung jenseits der Menschennöte dahin, und unwillkürlich flüsterte er: „Irene." Und nun erinnerte plötzlich alles an sie. Einige Stämme waren zerbrochen, die Kronen schleiften am Boden, zweifellos die Folgen eines abendlichen Gewittersturmes, der vor wenigen Tagen die Gegend heimgesucht hatte. Er war während der Stunde der aufgerührten Natur mit Irene in der Laube seines Gartens gewesen. Das Dach schützte sie gegen Regen, eine große Reisedecke, in der sie sich zusammengeschmiegt, gegen den Wind, und so beobachteten sie aus sicherem Versteck, wie sich die Baumkronen beugten und dazwischen senkrechte Blitze gleich umgekehrten Raketen herabfuhren. Ein paarmal schlug der Donner tosend in der Umgegend ein, und dann sah man eine Feuersäule jenseits auf einer Hügelhalde aufsteigen. Das Reh aber, so ängstlich vor Menschenlärm, graste unbeirrt zu ihren Füßen in der regendurchpeitschten Dämmerung.

Hans zog, von dieser Erinnerung traurig, die Füße aus dem Bach und während er Schuhe und Strümpfe wieder anzog, dachte er in kindlicher Verdrossenheit: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei." Verzweifelt ging er weiter und seine Beobachtung klammerte sich ratlos an jede Kleinigkeit. Auf dem Weg lagen Scherben eines Mineralwasserkrugs und schließlich stand mitten im Weg ein alter Schuh. Hans verweilte sinnend lange davor und stocherte mit dem Stock in diesem verwitterten Andenken an verschwundenes Menschendasein. Dann gewahrte er weißbraune Pilze. Gewohnheitsgemäß riß er sie aus und stellte fest, daß sie eßbar waren. Sonst pflegte er gern von seinen Waldspaziergängen Irene Pilze zum Abendessen mitzubringen; aber heute warf er sie mißmutig weg; seine drei Mahlzeiten waren ihm ja gesichert, pünktlich wuchsen sie aus dem Holz des Tisches in der Eßzimmerecke unter dem Geweih.

Der Waldweg stieg etwas an. Von einer sonnigen Wiese her drang Hitze durch die Bäume. Der Bach war verschwunden, mit ihm die feucht-schwarze Erde. Aus dem trockenen Boden voll gelben Laubes starrten von grauem Moos bedeckte Stämme. Eine welke, heiße Luft verbreitete sich. Hans setzte sich zwischen ein paar dünnen Tannen nieder und schaute einem Ameisenkrieg in der hellen bröckelnden Erde zu. Es packte ihn eine Wut gegen die Überzahl der nackten roten Ameisen, die in den Bau der viel größeren, langsameren schwarzen Ameisen eingedrungen waren und diese mit einer erbarmungslosen Gründlich-

keit vernichteten, deren Geheimnis immer die gemeine Masse gegen die edle Minderheit besitzt. Hans vertiefte sich in diesen ihm gewohnten Gedankengang, sann über Weltentwicklung, ja über Politik und wurde erst durch das Geschrei eines Hähers aufgeschreckt; ihm war, als verhöhne ihn der Vogel, ihn, der in der menschenleeren Welt noch über derartige, nun endgültig erledigte Fragen nachsann und sich dabei sogar erregte.

Hans ging einige Schritte weiter und kam nach einem Försterhaus, wo er oft auf seinen Waldgängen ein Glas frischer Milch getrunken hatte. Es erstaunte ihn nicht weiter, daß auch hier keine Menschenseele zu finden und die Tür des Holzhauses fest verschlossen war. Noch standen dort die alten Gartenmöbel aus Holz und Eisen. Oh, sie würden noch lange halten, dachte Hans mit Selbstverhöhnung, die Verwitterung des Stoffes sollte ja verlangsamt werden. Er setzte sich nieder und genoß den geliebten Blick hinab in die weite Flußebene mit einer burg- und domgeschmückten Stadt und dahinter einem hohen sanftgeformten blauen Gebirg. Das Försterhaus war sonst ein Ausflugsziel für die Besucher jener blühenden Stadt gewesen. An Freitag-Nachmittagen — heute war gerade Freitag — pflegten ein Herr Rat, ein Herr Rendant sowie Seine Hochwürden zusammen heraufzukommen. Hans hatte sich oft über ihre treuherzigen harmlosen Gespräche gefreut, die stets in der Feststellung gipfelten, daß die Zeiten schwer sind. Wo waren jetzt der Rat, der Rendant und Seine Hochwürden? Ein Schauer erfaßte Hans, als er sich die menschenleere Stadt vorstellte, er beschloß, den etwa zweistündigen Weg nicht zu scheuen, und ging in das Tal hinab. Silberblaue Haferfelder erstreckten sich längs des Weges. Der rote Roggen lag halb gemäht in der Nachmittagssonne. Neben den schweren, gebeugten Halmen standen schon Garben, in Mandeln gehäuft. Hans betrat die öde Vorstadt. Da erstreckte sich unter der Sonnenglut ein leerer Kasernenhof, wo noch vor wenig Tagen kurze Kommandorufe die Mannschaften in Drillichröcken in abgezirkelte Bewegung gebracht hatten. Jedenfalls war jetzt die Frage Weltfriede oder Kriege zugunsten des Friedens entschieden. Aus der Kaspelreiterschen Brauerei drang säuerliche Feuchtigkeit. Der schattige Wirtsgarten mit den langen Holzbänken war leer. Sogar das Storchennest auf dem Schornstein, das Hans nie verfehlt hatte, beim Vorübergehen liebevoll zu beobachten, war verlassen. Im Schuppen standen Wagen in allen Formen, bäuerliche und städtische, geflochtene und lackierte; über alle diese Fuhrwerke hätte Hans verfügen können, aber die Pferde waren fort. Ein gelber Kraftomnibus frommte ihm ebensowenig, denn er verstand nicht damit umzugehen.

Die nachmittägliche Julihitze brannte auf die staubigen Stadtstraßen. Die

Obststände waren verlassen, wo es sonst unter Leinwandzelten bunt geglüht und heiß gesummt hatte. Hans flüchtete sich unter die kühlen Steinlauben, die schwarz und leer längs der weißen Häuser hinliefen. Verödet lagen die blanken Gasthausküchen. Wo waren die vielen weißen Arme, die sich hier sonst zwischen fliegendem Geschirr schwangen? Er erreichte die alte Steinbrücke mit dem schwerfälligen Standbild eines selbst tief bedrückten und doch hilfreichen heiligen Johannes von Nepomuk. Hans blickte in die grünlichgraue Flut des starken Stroms, der sich an den Brückenpfeilern brach. Am Ufer stand aus weißem Holz die Schwimmanstalt, das Paradies glühender Sommernachmittage. Nur etwas zu voll war es dort manchmal für Hansens Geschmack gewesen; bekanntlich genügt ja ein halbes Dutzend wilder Buben, um eine Riesenschwimmanstalt für beschauliche Menschen unbenutzbar zu machen, die gleich Schwänen die Flut durchfurchen möchten. Heute war dort gewiß volles Schwanenglück möglich. Hans ging hinunter. Mit einem Fußtritt bewältigte er die verschlossene Tür. Der ihm wohlbekannte angenehme Geruch von sonnebeschienenem Holz und Teer empfing ihn, als er über das weite, leere Becken blickte, das von vielen Ankleidehüttchen umgeben war. Heute brauchte er nicht ungeduldig zu warten, bis eines frei würde, auch brauchte man es nicht erst auszulüften, daß der Menschengeruch wich. Hans entkleidete sich und ging über den schwankenden, laut dröhnenden Bretterboden. Aus einer bewußten Ecke der Anstalt drang vertrockneter, heißer Gestank. Ungestört durch allzu wilde Buben und durch eine allzu strenge Sittenpolizei konnte er sich ohne Badehose in die starke Strömung werfen, gegen die er mit den Armen ankämpfte. Er schwamm an dem Holzspalt vorbei, durch den man in die Damenabteilung spähen konnte. Dieser Spalt hatte schon zu Hansens Schulzeit bestanden und war, hochberühmt bei allen Buben, stets von den älteren den jüngeren Geschlechtern gezeigt worden, die ihre dünnen Ärmchen und Rücken dort vorüberschoben und durchzublicken suchten, weil es forsch und verboten war, indessen ohne noch recht den Reiz dieses Spiels zu verstehen. Aber die Älteren drangen nun einmal in männlicher Geschlossenheit gegen „die Weiber" darauf, daß kein Auge keusch blieb. Hans konnte sich's nicht versagen, heute einen wehmütigen Blick durch den Spalt zu werfen, durch den er früher manches in sonnigen Tropfen glitzerndes Wassernixchen in bunter Bademütze und mit flatternden Achselhärchen beobachtet hatte. Er schwamm weiter. An der Querwand der Anstalt hing ein schräger Spiegel, in dem der Schwimmer sein Bild wahrnehmen konnte. Oft war Hans dies aufgefallen, aber heute schauerte er, als er das Bild des letzten Menschen sah, dessen Arme die Flut zerteilten.

Nach dem Bad ging er den Fluß entlang bei den alten Patrizierhäusern in sanft welligen Barockformen. Beim Notar, dem Sanitätsrat, dem Bürgermeister — überall dasselbe Schweigen. Die grünen Läden waren geschlossen wie bei einer langen Abwesenheit, die Gärten mit ihren bunten Zelten und Korbmöbeln standen leer. Nur die Insekten summten in den Obstbäumen. Hans ging durch die engen schattigen Gassen. Auf dem Markt befand sich ein Kaffeehaus, das er bisweilen besuchte, um Zeitungen zu lesen. Die Tür war zu fest, um sie ohne weiteres zu durchstoßen; an die großen Scheiben aber traute er sich nicht. Er drückte die Stirn an das Glas und erkannte die Tische und Stühle im dämmrigen Raum. Auf dem vordersten Marmortisch lag noch eine große in Holz eingespannte Zeitung, ein gestriges Abendblatt. Er kannte seinen Inhalt nicht, da er Abendblätter auf seinem Landsitz erst am nächsten Morgen zu erhalten pflegte. Heute war begreiflicherweise keine Post gekommen. Jenes letzte Abendblatt der Menschheit mußte eine wichtige Entscheidung darüber enthalten, ob zwei Staaten im Osten miteinander Krieg führen oder sich friedlich einigen würden. Mit gespanntester Neugier hatte Hans bis gestern die Entwicklung der Ereignisse verfolgt, und — so unwichtig dies nun alles geworden war — Hans hätte doch gern wie bei einer fremden Schachpartie, deren Anfang er verfolgt hatte, auch den Ausgang gewußt. Es war ihm aber unmöglich, durch das Fenster den kleinen Druck zu lesen. Er ging weiter und blieb an den Geschäften stehen, die ihre alten Auslagen zeigten. „Das alles ist nun mein," dachte Hans, aber er wußte nicht, was er hätte entnehmen sollen. Selbst in der Buchhandlung sah er nichts, was er gerade brauchen konnte. Halt! In einem Notengeschäft lag ganz vorne die prachtvolle soeben erschienene Neuausgabe eines italienischen Tonsetzers aus dem 18. Jahrhundert. Für solche Musik besaß Hans eine besondere Vorliebe, doch war ihm jene Luxus-Ausgabe bisher zu teuer gewesen. Schnell entschlossen suchte er einen Stein, warf ihn nach der Scheibe, die in tausend Scherben zerbrach. Nun brach er in der Auslage ein und bemächtigte sich des Bandes. (Auch juristisch gehörte er ja ihm, denn da letzten Endes alle Menschen verwandt sind, war er der Erbe der ganzen Menschheit; als einziger Überlebender stellte er zugleich die Allgemeinheit dar, ja er war sogar der Fiskus, falls der Erbansprüche haben sollte.) Hans drang in die Handlung, in deren dämmrigem Hinterzimmer der Besitzer eine kleine Sammlung alter sonderbar geformter Instrumente angelegt hatte. Sie war Hans wohl bekannt. Einen Augenblick schwankte er, ob er eine alte Geige mitnehmen sollte, aber er hatte noch einen langen Heimweg. Was bedeutete all der Reichtum, wenn es keine Gelegenheit gab, ihn dahin schleppen

zu lassen, wo man ihn brauchte! So begnügte sich Hans mit dem Notenband, der ihm schwer genug dünkte. Er ging weiter. Vor der Auslage eines Juwelierladens dachte er an Irene. Wie reich hätte er sie jetzt beschenken können!

Die bläulichen Schatten des Spätnachmittags fielen in die Gassen und gemahnten Hans an den Heimweg. Der kürzeste Weg führte ihn durch ein sanft ansteigendes Wiesental zwischen Hängen hinauf. Der Anfang des Tals war noch von den letzten Giebelhäusern einer Vorstadt erfüllt, den ältesten Gebäuden der Stadt, die von zweideutigem, diebischem Gesindel bewohnt gewesen waren. Diese Verstoßenen lebten von Waschen, Gerben und Färben. Der Bach war daher dauernd milchig-trüb; scharfe Gerüche beizten die Luft. Auch jetzt war diese Unsauberkeit noch nicht verschwunden. Viele hölzerne Häuschen waren in Niederungen unterhalb der Straße zwischen allerlei Grün verkrochen. In zerbrochenen Töpfen gewährten ein paar kümmerliche Pflanzen ein bißchen Schönheit, die hier nicht recht gedeihen wollte. Einige zweideutige Buden befanden sich an den Ecken. Dort gab es allerlei schmierige Waren in giftigen Farben, minderwertige Süßigkeiten zum Lutschen, und wohl auch Fusel. Offene Aborte aus Holz standen in den verwahrlosten Gärten zwischen Kohlpflanzungen. An den Zäunen hingen stinkende Häute neben Weiberwäsche in grellen Farben. Auffallend waren auch die vielen zerbrochenen Nachttöpfe, die überall herumlagen. In den Büschen an der Hügelwand – ein Dorn im Auge des geistlichen Herrn – pflegten sich nachts die Töchter dieser Gerber und Färber, die tags wuschen, den Burschen der umliegenden Bauerngemeinden gegen Münze preiszugeben. Diese ganze Vorstadt war in ihrer Menschenleere besonders grauenhaft. Nun schien alles früher halb Verborgene, Gemeine, was ihre Bewohner seit undenklichen Zeiten geübt hatten, offen zu liegen. Fest verschlossen – wie grollend – kauerte die kleine Kapelle am Ende der Vorstadt, dann begann unentweihtes Wiesenland. In diese Kapelle hatten die Bewohner ihre schmutzigen Sünden getragen, vielleicht gar ihre Lieblingsheiligen um Förderung ihrer dunklen Pläne angefleht. Hans war oft hier gegangen und hatte diese Welt als eine Merkwürdigkeit beobachtet. Heute, wo doch das Schlimmste in ihr, die Menschen fehlten, ertrug er dieses versteinerte Entsetzen nicht. Er atmete auf, als ihn wieder reine Wiesenluft umfing. Bald befand er sich oben auf der Landstraße. Dort stand ein altes Muttergottesbild. Vor ihm kauerten sonst in der Dämmerung die Bauernweiber, zündeten Kerzen an und murmelten unaufhörlich Gebete. Den Alten und Bresthaften wurden kleine Hocksitze hingestellt. Die heilige Jungfrau schien ihren unsichtbaren Mantel durch die trostreichen Abende zu breiten über alles im dämmernden Land, was hilfs-

bedürftig war. Hans stand lange stumm vor dem Muttergottesbild. „Was ist ein Gott in Menschengestalt," dachte er, „wenn es nur noch einen Menschen auf der Erde gibt, der obendrein unglücklicherweise ein Philosoph ist?"

In der Dunkelheit kam Hans nach Hause. Es hatte fast etwas Aufreizendes, daß der Eßtisch pünktlich die Abendmahlzeit in der gewohnten Weise von sich gab. Hans warf unwillig den schweren Notenband auf die Tischplatte, so daß die gezauberte Mahlzeit klirrte. Er aß traurig. Dann legte er sich zu Bett, wie zerschlagen von seinem langen Gang.

Am nächsten Morgen weckte ihn das Rauschen eines der erbarmungslosen Regen, die in der Gegend viele Tage zu dauern pflegten. Der Sommer, der noch gestern durch offene Türen und Fenster blau und golden in das Haus gezogen war, schien wie ein Prinz Karneval vertrieben. Hans setzte sich im Eßzimmer neben den Kachelofen und starrte auf den einsamen, pünktlich gedeckten Eßtisch in der Ecke gegenüber. Sonst war ihm solche Aschermittwochstimmung mitten im Sommer, wenn sie nicht zu lange dauerte, zur Abwechslung ganz recht. Sie fesselte ihn mehr an das Behagen des Hauses, an die Bücher, an den Schreibtisch, das Klavier und vor allem an Irene, der nur in ihren vier Wänden wohl wurde, die nur dort ganz sie selbst war und ihre stille Holdheit zu entfalten vermochte. In der Natur konnte Hans ihrer bisweilen auf Stunden vergessen, aber das Haus ohne sie war ein Gefängnis. Hans saß fast den ganzen Tag wie erstarrt in seiner Ecke neben dem kalten Kachelofen. In der Dämmerung ging er durch den Vorraum und öffnete Irenes Schränke. Er wühlte den Kopf in ihre Kleider und umfaßte sie, ihre entschwundene Form, ihren zarten Duft suchend. Tagelang schlich er müßig im Haus umher; manchmal flüchtete er in die Laube, der Regen rann unaufhörlich ins Gras. Als die Dunkelheit eintrat, entzündete sich von selbst die Lampe im Eßzimmer. Hans ging hinein und setzte sich zu seiner trüben Mahlzeit. Schon überlegte er eines Abends, ob noch genug von dem Schlafmittel da war, das Irene vorigen Winter während einer Krankheit hatte nehmen müssen. Ein paar Pulver genügten wohl für den ewigen Schlaf. Da gewahrte Hans neben seinem Teller wieder ein vergilbtes Blatt, wie vor einigen Tagen. Hastig griff er danach und las erstaunt: „Fünf Worte sind erlaubt." Plötzlich fiel die Einsamkeit wie ein Mantel von ihm ab. Also man kümmerte sich um ihn, man wollte ihn sogar zu Wort kommen lassen? Eine ungewohnte Lustigkeit schüttelte ihn plötzlich, er sprang auf, pfiff und tanzte: „Fünf Worte! Offenbar darf ich etwas wünschen! Es gilt nur, diesen fünf Worten wie einer Zauberformel den mächtigsten Inhalt zu geben." Er dachte an die einfältigen Wünsche im Märchen,

deren Erfüllung schließlich dem Wünschenden so unerträglich wurde, daß er sie wieder wegwünschen mußte. Nein, er, Hans Eichhorn, wollte klüger wünschen. Sinnend und beglückt durchmaß er das Zimmer. Im Büfett stand noch eine angebrochene Flasche Burgunder. Hans begann zu trinken, um seine Gedanken zu beflügeln. Halt, dachte er, ich werde noch gar nicht gleich wünschen. Der Zustand, noch alles vor sich zu haben, über das ganze Leben zu verfügen, ist zu schön. Alle Wünsche seiner Jugend tauchten auf: Weite Reisen, stärker als alle sein, Ruhm, zuzeiten auch Reichtum. Nein, nein, das alles galt ihm, dem Gereiften und vom Glück Gesegneten, heute nicht mehr viel. Er setzte sich an das Klavier und stellte die Flasche mit dem Glas neben sich. Wie an den schönsten Winterabenden, die er mit der lauschenden Irene verbracht hatte, begann er zu fantasieren und dazwischen bisweilen einen Schluck Burgunder zu trinken. Seine Kraft bestand hauptsächlich darin, Volkslieder aus allen Teilen der Erde auf dem Klavier wiederzugeben. Von vielen wußte er auch die Worte, und oft fiel seine Baßstimme singend ein. In solchen Stunden pflegte er das Leben am tiefsten zu fühlen, und wenn er dann aufsprang und sein ebenso hingerissenes Weib in den Arm nahm, dann verjüngte sich ihre Liebe und sie fühlten sie wieder, wie sie tief und süß aus den alten Liedern klang. Dann dachte Hans oft des Lutherschen Spruches: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der beibt ein Narr sein Leben lang." Auch heute ging ihm der wieder durch den Kopf. Er sprang auf, Irene war nicht da; aber da lag doch das alte Blatt, das von ihm fünf Worte verlangte. Schnell entschlossen schrieb er darauf: „Gebt Wein, Weib und Gesang." In diesem Augenblick wuchsen einige verstaubte dicke Burgunder Flaschen und einige schlanke Rheinweinflaschen aus der Tischplatte; von der Decke herab aber tönte reich wie aus der Kuppel von Sankt Peter der Chor: „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium." Die Lampe verlöschte. Hans fühlte ein paar Lippen auf den seinen und weiche Arme, die sich um seinen Hals schlangen. Die Nacht ging wortlos hin unter Trinken, Küssen und Gesang. Gegen Morgen flüsterte eine Stimme: „Ich komme wieder, wenn es dunkel wird." Dann war Hans allein. Die erste Frühdämmerung drang durch die Fenster. Hans war unfähig, über irgend etwas nachzudenken. Trunken ging er durch das dämmernde Vorhaus und tastete sich in sein Bett, wo er sofort in schweren Schlaf verfiel.

Spät erwachte er und gleich wiederholte sich in ihm das Wort: „Ich komme wieder, wenn es dunkel wird." Er stand auf. Er sah weder den Himmel, noch die Bäume, er wußte nicht, ob die Sonne schien, oder ob es noch regnete, ob er gegessen hatte oder nicht. Er saß lange in der Laube und wiederholte nur

immer: „Ich komme wieder, wenn es dunkel wird.“ Gegen Mittag kam ihm der erste folgerichtige Gedanke, er fragte sich: „Wann wird es denn dunkel?“ Und dann verwünschte er die langen Sommertage, an denen erst um neun Uhr die Nacht eintritt. Sein Geist erwachte langsam: Wer war dieses Weib, vielleicht der Teufel, oder war es gar — er erschauerte — Irene selbst? Das mußte er herausbekommen. Auf Wein würde er heute nacht verzichten, tunlichst auch auf Gesang; vielmehr wollte er seine Genossin zum Reden bringen. Er wurde immer kühner in seinen Gedanken: hatte er nicht früher manches spröde Frauengeheimnis keck erforscht? Mit beflügelten Schritten eilte er ins Schlafzimmer, denn dort wollte er sie heute erwarten, und schloß alle Läden in der Hoffnung, die Dunkelheit früher zu erzwingen. Leider aber drang immer noch genug Licht herein, um ein Antlitz erkennen zu können. Gegen acht Uhr wurde es endlich merklich finster. Hans war so kühn, sich zu Bett zu legen. Bald darauf trat in dem Zimmer völlige Nacht ein. Er fühlte Frauenglieder in seinen Armen.

„Wer bist du, woher kommst du? steh mir Rede!“ rief er.

Das Weib kicherte leise.

„Was sind das für törichte Fragen für einen Philosophen! Wußte man denn sonst, was der Mensch ist, woher er kommt, wohin er geht? Weißt du denn, was du selber bist?“

„Ich bin ein Mensch, aber du? Vielleicht bist du der Teufel.“

Das Weib ergriff im Dunkel Hansens rechte Hand und ließ ihn ihre Stirn berühren.

„Habe ich Hörner?“ Hans fühlte glatte, frische Haut und volles duftiges Haar.

Dann führte sie seine Hand an ihre schlanken Füßchen.

„Habe ich einen Pferdefuß? Rieche ich vielleicht nach Schwefel?“

Hans warf sich berauscht in ihre Arme, wie in einen feuchten Rasen voll zarter Frühlingsblumen.

Nach einiger Zeit begann er von neuem: „Warum wird mir dies entsetzliche Schicksal zuteil?“

„Was fehlt denn dem alleinigen Herrn der Erde?“

Hans überlegte, was er sagen sollte. Das einzige, was ihm ernstlich gefehlt hatte, war Irene, aber dies jetzt zu sagen, verbot ihm doch der ritterliche Anstand. Ja, was fehlte ihm eigentlich? Um nur irgend etwas zu sagen, antwortete er: „Nun, als ich vor einigen Tagen in der verlassenen Stadt war, hätte ich doch gern eine Tasse Kaffee getrunken, wie sonst.“

„Ist das alles? du wirst künftig das Kaffeehaus geöffnet und dort alle die Erfrischungen finden, die du zu nehmen gewohnt warst. Nur was die Zeitungen

betrifft, mußt du entbehren lernen, denn wie du weißt, erscheinen keine mehr. Hast du weitere Wünsche?"

Hans wurde keck. Es reizte ihn, gerade das Unmögliche zu verlangen.

„Gewiß. Am Donnerstag pflegte mein Freund Dr. Specht vom Land durch die Stadt zu kommen. Dann trafen wir uns meistens in dem Kaffeehaus."

„Gut, morgen ist Donnerstag, er wird wieder dort sein."

Hans traute seinen Ohren nicht. Durch die Läden drang erste graue Dämmerung ins Zimmer.

„Auf Wiedersehen, mein Lieber," flüsterte eine zärtliche Stimme. „Ich komme wieder, wenn es dunkel wird."

Hansens Arme tasteten ins Leere. Zuerst war er unwillig, aber dann mußte er sich sagen, daß das Wesen doch recht verständig war. Nichts von dem alten Märchenschnack, keine von den abgedroschenen Drohungen: „Falls du Licht anzündest, bin ich dir auf ewig verloren." Wenn es hell wurde, entschwand sie einfach von selbst, ihrer nächtlichen Natur gemäß. Ob sie wirklich ihr Versprechen halten würde, den Dr. Specht in das Kaffeehaus zu zaubern?

Den Tag verbrachte Hans in freudiger Unruhe. Am Nachmittag ging er in die leere Stadt hinunter. Die Straßen unterschieden sich in nichts von dem öden Anblick, den sie neulich geboten hatten. Als er aber auf den Markt kam, stand wahrhaftig die Glastür des Kaffeehauses offen. Das rot und graue Zelttuch zum Sonnenschutz war herabgelassen. Hans trat ein, und da sah er auch schon das gelbliche bartlose Gesicht des etwas fetten Freundes Specht an dem gewohnten Platz über eine Zeitung gebeugt. Mit den Fingern zerbröselte er einen Zigarettenstummel. Er blickte auf. „Grüß Gott, Eichhorn, schön, daß du kommst." Hans war etwas betreten und hielt die Hand des Freundes ungläubig in der seinen. Sie war schwer und weich wie immer.

„Was sagst du zu dieser Erfindung?" lachte Dr. Specht; die fleischigen Lippen zeigten zwei Reihen kerngesunder Zähne. „Welche Erfindung?" fragte Hans, fast ärgerlich über Spechts unbefangenen Ton. „Nun, wenn das kein Sieg der exakten Naturwissenschaft ist . . ." sagte Specht.

Er schien die alte, zwischen den Freunden stets schwebende Streitfrage zwischen metaphysischer und naturwissenschaftlicher Welterklärung sofort in seiner gutmütig frozzelnden Art aufnehmen zu wollen.

Hans setzte sich an den Marmortisch. Vor ihm stand der gewohnte Milchkaffee. Auf einem Tellerchen lagen zwei mürbe Kipferln. Er wollte nicht weniger Fassung zeigen als sein Freund.

„Wie lebst du?" begann er.

„Na, meine Praxis ist natürlich eingegangen. In dem ganzen Nest lebt keine Menschenseele mehr. Aber ich habe jetzt Zeit, mich ausschließlich mit Naturwissenschaften zu beschäftigen."

„Bist du auch ganz allein?"

„Ganz, das heißt, wie man's nimmt . . . So wie früher."

Die braunen, mandelförmigen Augen des Dr. Specht schienen zu lachen, so wie einst, wenn er Mädelgeschichten erzählte.

„Kommt auch zu dir eine Frau?" fragte Hans fast schüchtern.

„Du weißt, ich war nie monogam veranlagt."

„Also kommen mehrere?"

„Wie du nur fragst. Ich habe — bis auf die ausgefallene Praxis — mein Leben in nichts geändert."

Hans konnte sich vor Staunen kaum fassen.

„Was hat dich denn heute hierher geführt?" fragte er weiter.

„Es ist doch Donnerstag."

„Ja, wußtest du denn, daß ich da sein würde — trotz allem?"

„Trotz allem ist gut," lachte Dr. Specht. „Ich habe dich doch kommen lassen."

„Wa — as?" rief Hans fast erschrocken. „Du mich? Ich dich!"

Der Doktor schüttelte sich vor Lachen.

„Wie hast du denn das angestellt, Philosoph?"

„Ich habe einfach dein Erscheinen gewünscht."

„Bei wem denn, wenn ich fragen darf?"

Hans kam in Verlegenheit. Er suchte nach Worten. Er wollte doch sein zartes Geheimnis nicht preisgeben. Dann sagte er entschlossen.

„Nun, bei der metaphysischen Kraft, die mich umgibt."

Das runde Gesicht des Doktors wurde immer aufgeräumter und zeigte beständig die gesunden Zähne des fast kreisrunden dicken Mundes.

„Ja, bist du denn immer noch nicht geheilt von deiner Metaphysik?" fragte er. „Ich, der letzte Mensch, habe ein ganz einfaches Naturgesetz entdeckt, das mir ermöglicht, alle Formen — natürlich nur solche, die im Leben einmal vorgekommen sind, natura non facit saltus — mit Hilfe von Strahlen neu zu beleben, und so, Freunderl, bist du soeben entstanden."

„Ich?" rief Hans empört.

„Ja, du," sagte der Doktor und begann immer lebhafter sein Steckenpferd zu reiten. „Also meine Erfindung ist so: links stell' dir vor . . . eine riesenhafte radioaktive Platte, daran schließt sich ein breites Gestänge . . ."

„Um Gottes willen . . . hör auf," rief Hans, der Worte wie Gestänge nicht vertragen konnte. Aber der Doktor ließ sich in seinem Eifer keinen Einhalt gebieten.

„Über dem Gestänge ist ein Gebläse mit einem Riesenkolben . . ."

Hans sprang auf und schrie: „Genug von dem Unsinn . . . ich kann das nicht hören."

Der Doktor aber lächelte gutmütig und sagte: „Dir fehlt eben die exakte naturwissenschaftliche Vorbildung — was ich immer gesagt habe. Also setz dich wieder hin."

Hans setzte sich — dann sagte er trocken: „Ich habe dich ohne Gestänge und Gebläse durch die geistige Kraft meines Wunsches hier entstehen lassen, dich genau wie diese zwei Kipferln. Das alles ist mein Geschöpf."

„Da erkenne ich wieder den Hochmut des Philosophen," rief Dr. Specht und schlug auf den Tisch, hochbefriedigt, den Gegner nun da zu haben, wo er ihn ins Herz treffen könnte. „Geschöpf! Nichts können wir schaffen. Ich bin so wenig dein Geschöpf, wie du meines. So anmaßend sind wir schlichten Naturwissenschafter nicht. Wie ich schon gesagt habe: wärst du nicht bereits in der Welt der Erscheinung vorgekommen, so hätte ich dich mit meinem Gebläse (Hansens Gesichtsnerven zuckten) ebensowenig beleben können, wie diesen Kaffee. Die Naturwissenschaft erstrebt nichts anderes, als das Vorhandene zu erkennen, zu ordnen und zu nutzen. Nur dieser bescheidenen Tätigkeit verdankst du dein Dasein. Geschaffen habe ich dich nicht."

„Aber ich habe dich geschaffen. Ich bin der letzte Mensch und ich werde weiter schaffen."

„Bitte, laß dich nicht stören, laß mich sehen, was du kannst."

„Ich muß erst wieder zu meinem . . . Gebläse zurück." Hierbei wandte sich Hans lächelnd um; dann rief er: „Kellner, zahlen!" Aber schon im nächsten Augenblick lachte er über seine Zerstreutheit. Es gab ja keinen Kellner. Plötzlich erschrak er aber. Wenn es am Ende doch einen gab? Den hätte dann Dr. Specht mit seinem Gestänge hergezaubert. Das wäre freilich ein Beweis gegen die metaphysische Weltanschauung gewesen. Aber auch das sonst so selbstsichere runde Gesicht des Dr. Specht schien ungewisse lauernde Angst zu verraten. Offenbar dachte er Ähnliches. Auch er hatte versäumt, die Form eines Kellners vorzubereiten, und wenn nun doch auf Hansens Wunsch einer kam, so wäre es ein Sieg der Metaphysik über die Naturwissenschaft gewesen. Aber es kam keiner.

Wieder einmal stand die große Frage dicht vor der Lösung und blieb schließlich wie immer ungelöst.

Hans reichte seinem Freund die Hand zum Abschied.

„Nichts für ungut," sagte dieser. Hans lachte.

„Aber keine Spur," erwiderte er. „An solche Streitereien sind wir doch nachgerade gewöhnt. Also, Servus."

„Servus," rief der Doktor. „Kommst du nächsten Donnerstag?"

„Falls bis dahin das beiderseitige Gebläse nicht versagt," spottete Hans, der schon in der Tür war.

Dr. Specht lachte pfiffig, als sei er seiner Sache wieder gewisser als je.

Hans kehrte nachdenklich nach Belfried zurück. Er beschloß die Kraft seines Wunsches zu versuchen und in der Nacht von seiner Geistergattin das Unwahrscheinlichste zu verlangen; die Metaphysik mußte dieses Mal über die Naturwissenschaft siegen. Um acht Uhr lag er im Bett, bald darauf fühlte er das Weib in den Armen.

„Warst du mit deinem Tag zufrieden?" fragte die ihm schon vertraute Stimme.

„Nicht ganz. Diese unbelebte Welt ist gräßlich. Beleben wir sie."

„Gerne, ich tue für dich alles, was ich kann."

„Lasse die alten Bewohner in die Stadt zurückkehren," wagte Hans zu fordern.

„Morgen werden sie dort sein."

Er glaubte sich verhört zu haben. War denn das alles so leicht?

„Dann belebe auch wieder das Dorf, den Garten, gib mir das Reh zurück, die Hühner, das Gesinde, die — —"

Hier stockte Hans. Er hatte die Liebe jenes Geisterwesens genossen. Vielleicht würde es ihm alles geben, die Gattin aber würde es ihm gewiß vorenthalten.

„Das Dorf, das Gesinde, das Reh, die Hühner, den Garten — alles wirst du morgen wiederfinden."

Voll überschwenglichen Dankes umarmte Hans das Wesen und schlief in seinen Armen ein. Aber im Schlaf setzten sich die Ereignisse fort. Ihm war, als wisse er, daß er träumte, und er vermochte den Traum zu lenken.

„Ich habe aber noch einen Wunsch," begann er heimlich.

„Ich weiß ihn wohl," erwiderte das Wesen.

„Dann erfülle ihn mir."

„Nicht ehe du ihn ausgesprochen hast."

„Warum ist das nötig?"

„Bist du so feige?"

In diesem Augenblick nahm Hans sich zusammen und schrie aus Leibeskräften: „Irene."

Er fühlte, wie sich das Wesen über ihn beugte, umarmte und erschreckt fragte:

„Was ist dir . . . Da bin ich ja."
„Nein," rief er, sich wehrend, „dich will ich nicht. Ich will meine Frau."
„Hier bin ich ja, hier bin ich ja," rief die Stimme.
Hans erwachte und er sah, daß er in Irenens Armen lag.

# Über das Wesen französischer Macht

## Glossen und Fingerzeige

Von Firmin Coar

I

Militärische Macht war stets der gewalttätige Leib einer leitenden seelischen Macht. Außergewöhnliche Herrschaft und Größe eines Staates baute sich stets auf die Grundkraft großer Gedanken auf.

Dreimal in der Geschichte wurde französische Macht zur europäischen. Das erste Mal geschah es durch die Ausbildung des christlich-patriarchalischen Gedankens, daß Dienen Gott am wohlgefälligsten wäre. Die ritterlichen Tugenden der Beschützung Schwacher und der gegenseitigen Hilfe wuchsen aus der Wildnis barbarischer, heftiger Eigensucht als seelische Blüten empor; Tugenden, die durch die Regeln des höfischen Rittertums und später durch die Satzungen der Zünfte wie ein Ideal gelehrt und zur gesellschaftlichen Sitte umgewandelt wurden. Es war ein Bildungsideal, womit die Sprößlinge jener Normannen, die England erobert hatten, den Adel der britannischen Insel zivilisierten und womit französischer Geist Europa zu den hingebungsvollen Kreuzzügen begeisterte. Den bildlichen Ausdruck fand dieses ritterliche himmelwärts strebende Dienen unter Ludwig dem Heiligen in den zu Gottes Thron demütig jubilierenden Formen der gotischen Kirchen Frankreichs, den Kathedralen. Das zweite Mal erlangte französische Macht die Vorherrschaft in Europa durch die Ausbildung des Gedankens der italienischen Renaissance von der Herrlichkeit nicht mehr Gottes, sondern des Menschen. Menschliche Stärke und Schönheit, und wäre sie die eines Tyrannen, wurde verherrlicht und zur gesellschaftlichen Mode, zur Sitte verbreitert. Das Leben verlor für diese Zeit seinen Wert als Weg zu Gott. Das Leben selbst wurde das Ziel menschlicher Tätigkeit, und außerordentlich als Mensch zu sein, wurde für göttlich schön gefunden. Am meisten bewunderte

und ahmte man nach das Walten des Stärksten, des Größten: des Königs. Das ganze Volk bildete Stufen zum Königsthrone; jeder hatte seinen Anteil, seinen Rang im Wirken des königlichen Waltens. Es war der Absolutismus, der von dem königlichen Schlosse und Garten von Versailles aus, dem bildlichen Ausdrucke dieser Ansicht, sich über Europa ausdehnte, und ihm folgte der Einfluß französischer Geselligkeit, Dichtung, Sprache. Das dritte Mal erhöhte sich französische Macht zur europäischen, als man unter den famosen Volksmännern Danton, Robespierre und Genossen durch die Schlagwörter Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit mit blutigster Gewalt lehrte, daß das selbstherrliche Walten nicht mehr durch große Werke, durch kühne Taten erworben, sondern als Recht jedem Menschen in die Wiege gelegt werde. Nicht mehr Gott, nicht mehr der begabte, der hochgestellte Mensch, sondern der Mensch schlechtweg wurde der Mittelpunkt des Lebens. Zum vorbildlichen Ideale nahm man sich Persönlichkeit, Individualismus. Wie Wellen, die neue wecken und, zum Strome anschwellend, über die Ufer treten, so ergossen diese Gedanken sich von Frankreichs Grenzen aus befruchtend über die europäischen Völker.

Diese ganz allgemeinen Andeutungen rufen wie Stichworte die Ausdehnung und die Größe französischer Macht in dem Gedächtnis des Lesers ohne weiteres hervor. Die Ursache dieser Macht besteht in der Eigenheit französischen Geistes. Sie hat ihren Ursprung im menschlichen Hirne. Das Rittertum war der erste glänzende Versuch des Verstandes, den Menschen aus der Wirrnis der Leidenschaften, aus dem Chaos der Naturtriebe zum Gliede einer Gesellschaft zu machen und seine Sinnlichkeit gefällig zu regeln. Die Baumeister der Kathedralen wollten nichts anderes, wie mit den edlen Maßen ihrer mathematischen Verständigkeit das dumpfe, ungestüm brandende religiöse Gefühl durch die himmelansteigenden steinernen Formen zu Gott empor läutern und verklären. In der französischen Renaissance unternahm es der reinste Geist, alle menschlichen Dinge im Verhältnisse zur höchsten irdischen Macht, zum Königtume zu ordnen. In der großen Staatsumwälzung triumphierte schließlich die Aufklärung durch sich selbst. Darin und vor allem danach wollte man alles im Leben, Menschliches sowohl wie Göttliches, aufklären, erforschen, erleuchten. Die menschliche Vernunft wurde zum Gotte eingesetzt. Stets also bestand französische Macht wesentlich in der Regelung, Ordnung, Befreiung menschlicher Gemüter. Sie begehrte nach der Beherrschung der menschlichen Seele. Sie strebte danach weder durch Gewalt noch durch Zwang. Vielmehr stellte sie dem Menschen eine Ansicht verlockend dar, so daß er sich davon erleuchten, gewinnen, berauschen ließ. Im Glücke, oft im Wahne, sich eine neue Freiheit, ein neues Ackerland

für seinen Ehrgeiz errungen zu haben, verfiel er einer neuen Unfreiheit, der der Abhängigkeit von der Aufklärungskraft französischen Geistes. In der Freude, die neue Ansicht verstanden zu haben, glaubte er sie selbst erfunden zu haben, und so kam es, daß er sich begeistert dem französischen Genius hingab. Also wurzelt sogar das Eroberungsverfahren französischer Macht im Geiste.

Das ist eigentümlich französisch. Ganz im Gegensatze zu ihr will deutsche Macht die Beziehungen der Menschen unter sich durch Vereine, Verbände, Gesellschaften regeln. Triebe und Leidenschaften aber zu ordnen, überläßt sie der Neigung des Einzelnen. Jeder mag selbst sein Verhältnis zu Gott oder zum Schicksale finden; der persönlich errungene, persönlich durchbildete Glaube allein macht selig, ist eine Ansicht, die durch die Reformation als deutsche Denkungsart zum ersten Male weit wirkenden Ausdruck erreichte. Der deutsche Mensch erobert sich stets selbst eine sittliche Anschauung und einen Glauben. Wenn es kein ganz neuer ist, so ist es eine neue persönliche Tönung des alten. Das geht durch Enttäuschungen, Bitternisse, Herzenskämpfe hindurch, was die Ansichten erst schmieden hilft. Man sieht, diese sind nicht rein geistigen Ursprunges, sie wurzeln in den Tiefen der Seele und ihrer Leidenschaften. Deutsche Macht ist gefühlsmäßige Macht. Wenn Taine sagt, Ideen erzeugen Leidenschaften und folgerungsweise Handlungen, so kann er damit nur den französischen Menschen gemeint haben, denn der Deutsche verfährt gerade umgekehrt. Läßt der Deutsche so das Innenleben des Menschen frei, so übt er seine Macht auf sein Außenleben aus. Äußerliche, wirtschaftliche, gegenseitige Abhängigkeit, Einordnung, Unterordnung ist deutscher Machtausdruck. Der Deutsche will weniger walten, als verwalten, weniger ordnen, als anordnen, weniger Einsichten in einen Zustand geben, als Eindrücke schaffen. Deshalb ist sein Ziel nicht, einer Person zu gefallen, sie durch Aufklärung für sich zu erobern. Er strebt danach, eine Sache oder eine Ansicht recht gründlich ins Werk zu setzen, sie für die Menschen recht nutzbar zu machen. Es ist seine eigenartige Lust, eine gestellte Aufgabe zu bewältigen, mag er noch so sehr dagegen öffentlich murren. Es reizt ihn durch Lösung der Aufgabe, neben seinem Geiste auch sein übriges Wesen zu zeigen, sein Ich einer Sache aufzuprägen. Als Faust dem Meere neues Land abgerungen und darauf Menschen angesiedelt hat, da ruft er, begeistert von diesem Werke seiner Persönlichkeit, aus:

Fast könnt ich zu dem Augenblicke sagen:
Verweile doch, du bist so schön.
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aonen untergehn.

Ja, der Franzose schafft weniger persönliche Werke, als geistige Regeln, gesellige Manieren, die den Menschen zur Arbeit und zum Leben leichter befähigen. Innerlich ist der Franzose gebunden. Er hat keine direkten Steuern, denn sie würden den Staatsbeamten erlauben, seine Fähigkeit und seinen Erwerb auszuspionieren und zu mißbrauchen. Er hat keine Arbeiterversicherung, keine Krankenkassen, oder er hat sie nur unter sich, in kümmerlichen Gemeinschaften, denn die staatliche Fürsorge würde ihn dem Staate gegenüber verpflichten und ihm die Freiheit des äußerlichen Handelns nehmen. Aber seine Gedanken sind nicht zollfrei, seine Gedanken sind abhängig, gebunden von dem Gedankenflusse, der aus der herrschenden Sitte oder Mode sich über seinen Geist zwingend ergießt.

Dreimal war diese Gebundenheit eine Kraft, die zur europäischen Macht anwuchs. Es waren die geistigen Satzungen des Rittertums in der Zeit des heiligen Ludwig; es war in den Regeln des königlichen Waltens zur Zeit des Sonnenkönigs; es war in den sehr harten Gesetzen der allgemeinen Menschenrechte zur Zeit der Herrschaft der Blutmänner während der großen Staatsumwälzung.

Das ist ein Umriß der Wesenheit französischer Macht, ein grober, nüchterner Umriß. Ihn durch einzelne Nachweise und Belege und Glossen auszugestalten und zu beleben, ihm durch Fingerzeige eine Fernsicht auf die Zukunft zu geben, soll der Zweck der folgenden Streifungen durch die Geschichte und die Seele des Franzosentums sein.

2

Ein Volk, dessen Kraft im Geiste wurzelt, besitzt als notwendigste Beigabe den Geschmack an der Einheit. In Wirtschaft, Politik, Kunst kann es nicht lange ohne eine einzige leitende Stelle gedeihen. Schon früh wurde deshalb die Stadt Paris zum ordnenden, herrschenden Zentrum, zum Hirne Frankreichs. Diese Stadt ward das Sammelbecken jeder Kraft, die dort geordnet, verteilt, angewendet wurde. Paris war trotz des Fremdenstromes, der zu ihr wie einem See flutete, keine Völkerstadt wie Wien es immer war, wie Neuyork es heute ist. Weder Neuyorker Rassendrang schreit und schrillt, noch Wiener Rassenmelodie tönt und klagt in seinem Stadtgebilde. Eine geistige Reizsamkeit zittert empfängnisbereit wie ein Bündel Nerven in seinem Körper. Paris zieht die verschiedensten Elemente an, verwandelt sie oder stößt sie ab, gibt ihnen aber immer eine gewisse Haltung, die sie dem Leben der Stadt einordnet wie einem Organismus.

Die viel verzweigten Ströme völkischen Verkehrs werden in der Seinestadt stets geregelt durch die Wirkungskraft der gerade dort herrschenden geistigen Ansichten. Wenn ein neuer Gedanke sich der Herrschaft über die Geister bemächtigt hat, dann huldigt dem neuen Herrscher nämlich alles. Königtum, Kaisertum oder Republik wird ihr Vertreter. Die Kunst schafft ihm einen Stil in Möbel, Bauwerk, Wort, Farbe, Stein und Geselligkeit. Selbst die viel gerühmte und verrufene Pariser Mode ist in ihren echten Pariser Erzeugnissen nie etwas anderes gewesen als ein mehr oder weniger starker Ausdruck der modernen Idee. In blendender Einheit dienen der Göttin alle seelischen Kräfte des Landes, bis ihr Ansehen zu erblassen beginnt und ihr Reiz welkt. Dann setzt die Gärung einer neuen geistigen Zeit ein. Der alte Gedanke verteidigt sich mit seiner letzten Kraft gegen den Ansturm des neuen. Die seelischen Wellen, die die Kämpfer des alten gegen die Krieger des neuen schlagen, erregen jedesmal die Schichten des Volkes. Daher kommt es, daß die eigentliche Entscheidung dieser geistigen Schlachten oft in offenen Bürgerkriegen, auf den Straßen und Barrikaden fällt. Diese Herrschaft einer Idee, oder das Hin- und Herwogen geistiger Wellen für oder gegen eine Idee, bildet die eigentliche seelische Luft von Paris. Die Stadt ist davon durchweht, wie ein Schlachtfeld vom Pulvergeruche. Es zieht den Fremden oft gegen seinen Willen in seinen heißen Rausch, macht ihn zum Freunde oder zum Feinde, wirkt jedenfalls immer auf ihn wie ein Aufreiz oder wie ein Anreiz.

Aus den französischen Provinzen und aus der ganzen Welt strömten nach Paris große Geister, angezogen von seiner Magie. Jene, die von ihr wieder fort gingen, taten es in Liebe oder in Haß, doch niemals, ohne eine Aufrüttelung ihres Wesens erfahren zu haben. Viele der Besten blieben, stürzten sich in sein geistiges Leben und versuchten es zu lenken oder zu bestimmen. Namentlich war dies für die Geister der Provinz fast immer der Fall. Es ist unglaublich, aus wie verschiedenen völkischen Elementen die Paris regierende geistige Welt zusammengesetzt ist. Wer hält es für möglich, daß in Frankreich ein Mann, dessen Vater noch ein leidenschaftlicher Preuße war, Minister wurde? Und doch geschah es, unter der Bedingung, daß er Franzose würde. Der Mann heißt Steeg. Der Dichter Rostand ist ein halber Spanier, was ihm von der nationalistischen Zeitung „La Libre Parole" mehr als einmal vorgeworfen wurde, was aber seiner Volkstümlichkeit nie geschadet hat, denn wer erschiene gallisch französischer als der Dichter des Cyrano? Der Lyriker Moréas ist ein Neugrieche und wurde Mitglied der französischen Akademie. Nirgendwo verlieren die Juden mehr ihre geistige Selbständigkeit als in Paris; nirgendwo sind sie

aber auch mächtiger. Dieser Pariser geistigen Macht zur Eingemeindung fremder Persönlichkeiten beugte sich der Baron Grimm im achtzehnten Jahrhundert, fügte sich geschmeidig Heine, gab sich hin der Kritiker Hildebrandt. Strindberg lehnte sich dagegen auf. Friedrich der Große überwältigte sie. Mozart entfloh ihr, Goethe mied sie. Es wäre merkwürdig, die Geschichte jener zahllosen Deutschen, Engländer, Slawen, Italiener, Spanier, Amerikaner zu schreiben, deren Köpfe vom französischen Geiste neu geregelt und umgestempelt wurden. Nichts bewiese klarer die süße Verführungskraft der formvollendeten, allgemein in Sitten glanzvoll verkörperten Ideen. Nichts würde die Kraft der Vererbung mehr begrenzen und die Kraft der vergeistigten Umgebung bedeutungsvoller machen. Ein, zwei Geschlechter, oft nur einige Jahre genügen, bis daß die Pariser Luft den Fremden zum leidenschaftlichen Anhänger gemacht hat. Er wird sozusagen durchtränkt von der gerade herrschenden Geistesströmung, wird mit seiner ganzen Seele Pariser. Die berühmtesten sind die Italiener Mazarin und Napoleon; die erstaunlichsten sind aber der Maler Philipp von Champaigne und der Kunsttischler Riesner. Der erste stammte aus Brüssel und war ein Flame; der zweite aus Gladbach und war ein Rheinländer. Champaigne wußte auf seinen Gemälden die vornehme, herrenhafte Eleganz der großen Herren und Damen unter Ludwig XIII. mit einer den Modellen verwandten, meisterlich leichten Stoffbeherrschung zu verkörpern. Riesner, der schwerblütige Deutsche, wurde der größte Meister jenes schwebenden letzten königlichen Möbelstiles, der am feinsten und zartesten von französischem Geiste beflügelt wird.

In der Tat, alles was den Geist betrifft, darf in Paris gewiß sein, irgendwie vernommen zu werden. Alles was aber nur den Körper betrifft und seine Wünsche nach Bequemlichkeit, wird hier immer etwas vernachlässigt oder verspottet werden. Daher sind die Straßen und oft die Häuser jener, die keine Dienstboten haben, nicht so lecker sauber wie bei uns. Auch die Einrichtung der Spitäler, der Postanstalten und der Eisenbahnen sind sehr unvollkommen in Beziehung auf Verwendbarkeit, Genauigkeit und Reinlichkeit. Erfindungen, die praktischer Natur sind, werden hier kaum gemacht, schlecht ausgebaut und immer später als in den anglo-germanischen Ländern angewandt; so ging es mit den Ofen, den Eisenbahnen, dem Telegraphen, dem Telephon, der Luftschiffahrt. Wie oft, wie laut hat man nach dem Bau von Kanälen verlangt, die von Deutschland und der Schweiz kommend den starken Güterverkehr Süd-Osteuropas nach Cherbourg ziehen und den Umweg über Hamburg, Bremen, Amsterdam, Antwerpen ersparen würden. Pläne wurden zwar ausgearbeitet, doch nur um glänzende Reden und Schriften zu veranlassen. Meist

geht es den Pariſern im allgemeinen, wie dem großen Italiener Leonardo da Vinci im beſonderen. Dieſer begnügte ſich damit, eine neue Sache, eine Erfindung geſtaltet und ſich als möglich bewieſen zu haben. Nach dem Trunk dieſes geiſtigen Glückes deuchte ihn die Ausarbeit, die eigentliche Tatwerdung ſeiner Anſichten, nebenſächlich, und der Ruhm davon ſchal.

Stets aber war es ſo bei den Franzoſen. Nur kann man feſtſtellen, daß zu den Zeiten der Herrſchaft volkstümlicher Ideen die Sorgloſigkeit gegenüber rein körperlichen und mechaniſchen Dingen geringer war. Die praktiſche Lebenseinrichtung, die Sauberkeit der Straßen und die Reinlichkeit der Häuſer, ja Menſchen, war in den Jahrhunderten der Gotik größer als in denen der Renaiſſance. Nach Franklin, dem Erforſcher des alten Paris, war es ſchrecklich, wie wenig die Herrſchaften an den Höfen der glänzenden Ludwige ihre Leiber pflegten. Der Körper wurde in dieſen Zeiten ruhmvoller franzöſiſcher Geiſtesgeſchichte faſt mönchenhaft verachtet, nur nicht zur Ehre des Gekreuzigten, ſondern aus Luſt an geiſtiger Beherrſchung der körperlichen Tätigkeit, aus Leidenſchaft zu Haltung, Form, Stil. Die Bequemlichkeit war ſo verpönt, daß man in Paläſten und Gemächern, die eine Weide für den Geiſt waren, auf Dinge verzichten mußte, die der heutige ſittliche Anſtand verbietet niederzuſchreiben.

Selbſt das ſinnlichſte aller menſchlichen Erlebniſſe, das der Liebe, iſt für den vollkommenen Franzoſen lieber ein koſtendes Schlürfen als ein ſich ſelbſt vergeſſendes Untertauchen. Das gewaltigſte Gefühl empfängt er frei und gemeſſen wie ein Gaſtgeber. Er überliefert ſich ihm nicht gern taumelnd wie einem Rauſche. Liebe wird ihm unter der Hand zur feinſten Form jenes geiſtigen Genuſſes, der ſich um die Erkenntnis fremder Liebe dreht. Liebe iſt in der gewöhnlichſten Art Verführung; in der zarteſten Art Kokettierung wie in den Perſonen des Marivaux. In der ſtärkſten und reinſten Art iſt ſie Beherrſchung wie in den Perſonen des Corneille oder eine ſchaubegierige Zergliederung wie in den Perſonen des Racial.

Hinter allen guten und ſchlechten Erſcheinungen des Pariſer Lebens ſtößt man letzten Endes immer auf geiſtige Triebe und geiſtige Leidenſchaften.

An den Ufern der Seine wirkte nie als Zauberformel der Goethiſche Spruch: Im Anfang war die Tat. Jene Tat, die möglichſt lange dauern ſoll, die deshalb möglichſt vielen Menſchen und Geſchlechtern nützen muß, die daher die geduldige, weitſichtige und oft uneigennützige Mitarbeit vieler Arbeiter erfordert, dieſe germaniſche Tat iſt unter dem ewig wechſelnden, ſtets von neuem und zu neuem reizenden Himmel der Isle de France unbekannt. Hier wird das Leben von dem anderen Zauberſpruche beherrſcht: Im Anfang war das Wort.

Jenes Wort, das eine neue Idee zu einem Blitze für die Finsternis des Geistes macht, jenes Wort, das begeistert, aufreißt und hinreißt zum Kampfe für die neueste Wahrheit; jenes Wort, das Taten schafft und sie nachher erklärt, deutet, bewertet; jenes Wort, das mit seinem Witze die Schwere der Sorgen und Leiden in köstliche Lächerlichkeiten aufhebt; jenes Wort, das oft, sehr oft fanatisiert im guten oder im schlimmen, aber immer durchschlägt, immer Erfolg hat, und danach allein geschätzt und gepriesen wird. Durch dieses Wort offenbart sich an den Ufern der Seine der Gott, aber auch der Götze.

Seine wunderbare Macht erlebt man, wenn man im Amphitheater eines der Säle der Sorbonne sitzt und Faguet oder Croiset über Literatur sprechen hört und förmlich sieht, wie diese Geister mit dem Lichte ihres Wortes in den tiefsten Grund eines Gedankens steigen und wie sie dann mit Hilfe ihrer metrischen Sprache die Tiefe in leuchtend klare Flächen verwandeln.

Ach ja, das Wort, dieses vornehmste Werkzeug reiner Verständigkeit, regiert in Paris. Durch das Wort und als Schriftsteller erlebt der Franzose die Welt und sowohl ihre glücklichsten wie unglücklichsten Ereignisse. Das erfährt man am überzeugungsvollsten in Kriegszeiten. Schriftstellers Eigenart ist es, die Leiden und Freuden nur zum Zwecke in sich aufzunehmen, um ein Wort zu finden, das sie recht lebendig, recht klar darstellt. Hat er sein Wörterbild, das nicht immer ein reiner Vers zu sein braucht, das auch ein Schlagreim oder ein gemeiner Witz sein darf, gefunden, dann löst sich seine Seele von der Sache; er fühlt sich von ihr befreit, und sei dies das Unglück und der Tod seines Volkes. Nichts ist uns Deutschen wesensfremder als diese tiefste Wirkung der Leidenschaft zum Worte. Wir erzittern, wir erbeben in unseres Wesens Tiefen von einem Unglücke, einem Leiden, einer Freude so sehr, daß es uns aufrüttelt und zu fortlaufenden Handlungen treibt, bis daß unser Gewissen uns sagt: Alles haben wir getan, was uns nötig schien, das Unglück zu heilen, die Not zu lindern, die Aufgabe zu erfüllen, freilich auch die Freude wie den Sieg bis zur Neige zu leeren. So aber haben wir die erste Unruhe, die erste Sorge, die erste Gewissensangst, den ersten Reiz so lange verfolgt, bis er gestillt war. An den ersten Auftakt schloß sich nach dem wechselvollen Auf und Ab des Ringens um Befriedigung der Schlußtakt der Erfüllung. Wie eine Melodie erleben wir den Krieg vom Stachel seiner Sorgen an, durch die Tumulte seiner Aufgaben bis zum jubilierenden oder wehklagenden Ende. Die besten von uns Deutschen lassen die freudigen und schmerzlichen Dinge der Welt nicht wie Schriftsteller, sondern wie Musiker sich durch die Seele ziehen.

Der letzte Triumph französischer Lust zum Worte war in der Kunst Rostands

famoser Cyrano von Bergerac. Er enthüllt uns, wozu das Wort so viel gilt. Mit der Zunge und mit dem Degen weiß Cyrano so gut umzugehen, daß jeder Stoß ein Treffer ist. Dieser Gaskogner ist von einer solchen geistigen Herrschlust besessen, daß er noch im Tode den Jammer und das Elend seines Herzens mit den schönsten Redeblumen verkleidet. Die ihm liebste Person soll ihn so sehen, daß es ihr nicht wehe tut. In geistiger Herrschbegierde, nicht ganz in eitler Ruhmsucht, wie man bei uns vielfach glaubt, besteht die Triebfeder seiner Handlungen.

Auch die Lebenshandlungen von Cyranos Bewunderern, den Franzosen und vor allem den Parisern, rühren aus der Lust an geistiger Herrschaft. Alles körperlich Schwere durch den Geist leicht zu machen und zu überwinden, das ist ihr Ideal; es zu erreichen ist ihr Ruhm und danach zu streben ist ihre Ruhmsucht. An dem gewöhnlichen Tagewerke des Menschen, dem Kochen, dem Essen, dem Ankleiden, dem Handeln, dem Reden, bewährt er seine geistige Machtbegierde, indem er demselben eine möglichst glänzende, möglichst elegante Form gibt. Alles möchte er auch verstehen, um es zu beherrschen. Daher ist er neugierig, aber auch sehr konservativ, hält geistig fest, was er als gut ererbt oder erkannt hat. Eine außerordentliche geistige Zucht besitzt er; dagegen fehlt ihm fast die äußere, mechanische. Er fügt sich gern in allem, was Sitte, Gewohnheit, Einsicht und vor allem Anstand heischen, ist indessen heftig rebellisch gegen jeden unerklärten Druck, der seine äußerlichen Handlungen beeinflussen will. Gegen die Einführung der direkten Steuern wird er sich wie gegen eine Überwachung und Bevormundung durch die jeweils herrschende Regierung verzweiflungsvoll wehren. Der Franzose ist mißtrauisch, denn er kennt den Menschen, wenn er auch nicht immer die Menschen kennt. Seine große Einsicht in menschliche Dinge hat ihn gelehrt, daß man eines Menschen Gründe niemals gänzlich kennen lernt, daß man deshalb nie mit voller Gewißheit einen Menschen verurteilen und beurteilen könne, daß deshalb aber auch alles an sich möglich sei. Daher ist er erfindungsreich und scharfsinnig. Daher läßt er sich auch leicht zum Glauben an etwas überreden, was Humbug ist, doch wie etwas Gescheites und Neues aussieht. Freilich geschieht es meist nur in der Form; auch hier gibt er sich nicht gänzlich hin. Sein Geist ist mißtrauisch auf Wache. Wehe, wenn der Scharlatan in Medizin, Luftschiffahrt oder Reklame sich eine Blöße gibt. Das Vertrauen ist unrettbar dahin. Daher kommt es, daß bei dem Pariser der äußere Erfolg so viel bedeutet. Zeppelin mit seinen Mißerfolgen im Anfange wäre hier unter einem Hagel von Witzen getötet worden. Freilich hätte ein anderer, vielleicht nur sein Strohmann, das Werk ausbauen dürfen. Des Parisers

Geist ist so scharf, sagte ich oben, daß er weiß, daß alles an sich möglich sei. Daher ist er der Wahrsagerei, dem Spiritismus und anderen geistigen Geheimwissenschaften so zugänglich wie kein anderer Mensch. Aber auch da wieder nicht ernstlich; und dies wieder aus Furcht, der Albernheit, Dummheit und Lächerlichkeit zu verfallen. Das erklärt aber die merkwürdige Erscheinung, daß in dem geistreichsten Abschnitte der Pariser Kulturgeschichte, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte, der Zeit des Racine, Montesquieu und Voltaire, das Unglaublichste an Wahrsagerei geglaubt wurde. Hohe und bedeutende Personen bis hinauf zu den Stufen des Thrones verfielen diesem geistigen Fieber der Allesswisserei. In wahnsinniger Giftmischerei, als deren Hauptschuldige die Zauberin Voisin enthauptet wurde, hat diese geistige Seuche einen bekannten Höhepunkt erreicht. Ichsüchtig ist der Pariser wie jeder, doch auch da zeigt er es geistig. Der erste im Verständnisse zu sein, einen anderen zu seiner Meinung zu bekehren, zu seinem Vorteile zu verpflichten, weniger durch den machtvollen Zauber eines Eindruckes, wie es deutsche Art ist, als vielmehr durch das erleuchtende Licht einer Einsicht, einer Überführung, das ist ihm immer wieder ein Vergnügen. Er will dabei noch absichtlich gefallen. Er setzt deshalb nicht durch Hartnäckigkeit und unter Kummer seine Persönlichkeit durch, wie etwa ein Wagner, der immer seine Sache verwirklichen will; er tut es mehr geschickt, unter Ausnutzung der Umstände, wie einer, der immer mit der Wandelbarkeit der menschlichen Natur rechnet. Liebenswürdig ist daher der Pariser, damit andere es gegen ihn seien. Alles muß irgendwie liebenswert sein. Arbeitsam und sparsam ist er nicht wie der Deutsche, um Betriebsgelder zu neuen Unternehmungen zu gewinnen, um seinen Kindern größere Erbgüter, größere Aufgaben zu hinterlassen. Er spart und arbeitet vielmehr, um sich das Alter schön und angenehm zu gestalten, um wenigstens dann nach seinen Neigungen, die nicht häßlich sein dürfen, ein wenig leben zu können. Und das ist der Sinn des von uns oft zu Unrecht bewitzelten französischen Rentnerdaseins. Alles im Leben muß den Durchschnittsfranzosen liebenswert sein. Nicht nur Menschen, Handlungen, Einrichtungen. Vor allem Ansichten. Wer ihn zu einer Tat hinreißen will, der muß zuerst Meister des Wortes sein, gewiß, aber das Wort, das er meistert, muß irgendwie schmeicheln. Niemals würde ein Franzose in den Krieg ziehen, nur um sich zu verteidigen. Selbst der Krieg muß ihm als eine liebenswerte Sache dargestellt werden. Ein Krieg, der nur zur Verteidigung der völkischen Freiheit diente, wäre zu „materiell praktisch", um die französische Jugend zur Hingabe ihres blühenden Lebens zu entflammen. Er muß zur Verteidigung sittlicher und geistiger Ideale dienen, wenn er tüchtig

geführt werden soll. Soll er aber volkstümlich sein, dann muß er zur Befreiung fremder Völkerschaften, zur Erleuchtung und Veredelung von Barbaren hingestellt werden, wenn er deswegen auch nicht tatsächlich unternommen wird. Auch die Art der Kriegführung muß für schön gehalten werden können, selbst wenn sie es für fremde Augen nicht ist. Für schön, nicht für sachlich, wie bei uns. Kanonenrohre mit Rosen, den lieblichsten Siegeszeichen, bekränzen, was die Soldaten zu hellem Übermute anfeuert, obgleich es das Ziel des Feindes besonders auf sie lenken und die größten Opfer fordern würde, entspräche tiefstem französischem Wesen. Kanonenrohre verstecken, damit der Krieg mit größter Einfachheit, Kürze, Sicherheit unter geringsten Verlusten an Gut und Blut beendet werde, entspricht deutschem Wesen.

Zum Schlusse dieses Charakterbildes habe ich die Eigenschaft aufgespart, die wie ein Brennpunkt alle anderen in sich sammelt: die Geselligkeit. Ihretwegen liebt der Pariser, sich gegenseitig zu vorzüglichen Mahlzeiten einzuladen; ihretwegen liebt er die Teestunde, den Bummel, das Theater, die Rennen. Ihretwegen hat er die lebendigsten und vornehmsten Speisehäuser. Der Leidenschaft zu ihr verdankt er, daß er in unserer aschgrauen Zeit noch die farbenfrohesten Feste feiert. Er genießt so wenig gern allein, daß er Landschaften nur dann aufzusuchen liebt, wenn er es in Gesellschaft tun und den Rasen und anderen Boden der Natur in einen Saalboden verwandeln kann. Geselligkeit ist das Gefäß von des Parisers ganzem Wesen, denn nur in der Gesellschaft kann er seine geistigen Leidenschaften am besten befriedigen. Da hat er Gelegenheit, nicht mit Kenntnissen, die zur Darlegung Zeit erfordern, wohl aber mit den flinken Schlaglichtern seines Urteils zu glänzen. Er hat dort Gelegenheit, seine Meisterschaft im freien und feinen Verkehre zu entfalten, und zeigen kann er dort auch, wie fein er zu essen, sich zu kleiden, sich auszudrücken versteht. In Gesellschaft vermag er höchste Geistigkeit zu erproben, indem er eigene Wünsche unterdrückt oder mäßigt, oder unverletzbar gestaltet. Der Nächste soll nie so gekränkt werden, daß ein Mißton den Wohlklang des Zusammenseins zerreißt. In der Gesellschaft kann der Pariser seine feinste Eigenschaft, den Takt, entwickeln. Leider nicht immer zum guten. Oft macht es ihm ein hölliſches Vergnügen, jemandem die höchste Verachtung zu bezeigen, oder über jemand den Stab des Ansehens zu brechen, ohne dazu grob oder unartig zu verfahren. Nichts fürchtet er mehr als Lächerlichkeit. Nichts ist tödlicher als sie. Glaubt man bei uns, daß ein Kriegsminister die Gelegenheit zum Rücktritte suchen mußte, weil er bei der Parade am Nationalfeste ungeschickt vom Pferde gefallen war! Lächerlich wird für den Franzosen jeder, der den Gepflogenheiten der

Gesellschaft sich nicht frei anzupassen vermag, der in gesellschaftlichen Lagen, also im Verkehre mit den Menschen, steif und mechanisch handelt. Nichts sieht er schneller als solch geistiges Versagen. Schnell lacht er und er fühlt sich dabei überlegen; er fühlt sich, das heißt seinen Geist, denn um etwas Lächerliches zu bemerken, muß man ja schon Geist haben. So zu lachen ist ihm Bedürfnis. Daher seine Witzgüsse und Spottraketen jetzt während des Krieges über angeblich deutsche Plumpheit, Steifheit, militärische Mechanik. Kann er nicht über den Ausländer lachen, dann lacht er über seinen Nächsten. Versagt auch das, dann lacht er über sich selbst. Lachen muß er, wenn auch nicht immer so gelungen, wie es Daudet in seinem Tartarin über die Südfranzosen tut. Das Lachen des Parisers ist zwar oft silbern fein, aber es ist gemütlos; oft hat es lange, böse Spitzen; manches Mal erklingt es aber auch über das Elend der Welt, um wie bei Figaro ein Weinen darüber zu verhindern.

So ist der Pariser, so erscheint seines Wesens Kraft und Schwäche hinter der Mauer der Boulevardfranzosen, die ihn dem Auge der Ausländer so oft verbirgt. Hat man bemerkt, in welch mannigfachen Beziehungen die Verständigkeit, der reine Geist die Quelle ist, woraus die Ströme seiner Macht ursprünglich quillen? Weiter bezweckte ich nichts mit diesen Streifereien. Nur ein Querschnitt durch die französische Seele sollten sie sein. Der Querschnitt durch eine Pflanze gibt aber nur eine Andeutung ihrer Bauart; er verrät uns nichts darüber, wie nun einzelne Fähigkeiten oder Beschränktheiten im Leben der Pflanze wirken; er sagt uns nicht, was für Tugenden, was für Laster gestern oder heute im Leben des französischen Volkskörpers vorherrschten und vorherrschen. Wie sieht nun die französische Macht aus, wenn wir nicht mehr nach Art eines Botanikers nach ihrem Querschnitte, sondern nach Art eines Arztes nach ihrem Zustande suchen?

3

Dreimal in der Geschichte, so sagte ich im Anfange, gelangte französische Geistigkeit zu einer großartigen Machtentfaltung. Durch den Gedanken des ritterlichen Dienens, der in Gott, durch den Gedanken des absoluten menschlichen Waltens, der in begabten und königlichen Menschen, und durch den Gedanken der Gleichheit, die in geborenen Rechten des Menschen gipfelte. Sieht man, daß diese Gedanken wie Sprossen derselben Leiter zusammengehören? Wer die Gebundenheit der menschlichen Seele, ihre demütige Abhängigkeit von Gott für einen Glücksborn ansieht, wird sagen, daß die Leiter französischer Gedanken seit Ludwig dem Heiligen von der Höhe hinab in die Tiefe führte. Wer

die seelische Ungebundenheit des Menschen, seine gottähnliche Selbstherrlichkeit für einen Glücksborn ansieht, wird sagen, daß die Leiter französischer Gedanken aus der Knechtschaft des Mittelalters in das Himmelreich eines Rousseau und Voltaire, eines Mirabeau, Danton, Robespierre, den Schmieden französischer Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, emporführte. Wir bekennen uns zu der ersten Ansicht, denn sie verhalf den Franzosen zu den vornehmsten und sanftesten Sitten und zu dem reinsten Stile in allen Arten menschlichen Schaffens. In den Zeiten der königlichen Ludwige, als sich Gottesdienst und Menschendienst noch ziemlich die Wage hielten, war französisches Leben in Geselligkeit, Schrifttum, in der Ausstattung und in der Baukunst von weithin strahlender Schönheit. Nach dem Triumphe der Menschenrechte verfiel aber die geistige Gebundenheit. Es war kein gemeinsamer Gedankenrahmen mehr vorhanden, wohinein sich alle Schichten des Volkes wohl abgestimmt und anmutig wie zu einem Bilde fügen konnten. Willkür wurde das oberste Gesetz der französischen Geistigkeit. Zerrissenheit im religiösen Glauben, persönlicher Eigensinn in Handel und Wandel, Mangel an einheitlichem Stile in Kunst und Geselligkeit waren die Folgen davon. Die Geschichte des letzten Jahrhunderts französischer Macht ist die niederdrückende Geschichte einer Volkskraft, die in Anarchie ausartet, oder bis zu diesem Kriege ausarten zu wollen schien, sagen wir vorsichtiger und gerechter.

Der Gedanke der menschlichen Gleichheit, der im zweiten Kaisertume noch freisinnig war, wuchs nach dem unglücklichen Kriege von 1870, in den Blutbädern des Kommunenaufstandes üppig zu sozialistischen und anarchistisch-gewaltsamen Ansichten der menschlichen Allmacht heran. Die Wiedererrichtung irgendwelcher monarchischen Gebundenheit schien unmöglich. Besonders nach der Zeit der zwei Weltausstellungen von 1878 und 1889. Bis dahin hielten die freisinnigen, aber noch altfranzösischen Elemente einen gewissen äußeren Zug nationaler Tätigkeit aufrecht. Dann aber brach der Amerikanismus, mit dem Grundsatze, daß der äußere Erfolg das Maß des Lebens wäre, sich im öffentlichen Leben Bahn, indem er die französische Gefallsucht mißleitete und mit dem französischen Bedürfnis nach Kurzweil Raubbau trieb. Es geschah vor allem durch Reklame und Zeitungswesen. Der 1884 gegründete Matin war der Pionier dieser neuen Zeit. Sie brachte der Stadt kein Glück, das von ihr geschätzt worden wäre. Nach der letzten Weltausstellung von 1889 legten sich die grauen Schleier der Sorge und Mißzufriedenheit auf ihre sonst so lebensfrohen Kinder. Modernes Jakobinertum unter dem Namen der radikalsozialistischen Partei vernichtete das Edelste, was aus der Vergangenheit noch lebte.

Die neuen Machthaber verfolgten absichtlich die Auflösung aller bisherigen Verbände unter dem Vorwande, einen einzigen großen Verband, den des Volkes, des republikanisch-sozialistischen Staates, zu bezwecken. Die Ehescheidung wurde erlaubt, die Kirche wurde vom Staate getrennt. Die Klöster wurden aufgehoben. Die Zeit der Arbeiterherrschaft brach an; die Anarchie zerrüttete alles. Aus den Volksschulbüchern strich man Gott; die französische Geschichte begann man darin mit dem Sturme auf die Bastille; die Taten des Königtums wurden unterschlagen oder verdreht. Die modernen freien Geister Renan, Darwin, Nietzsche mißverstand man dilettantisch. Die Entdeckungen eines Pasteur, eines Claude Bernand hielt man für die Anfänge der Entdeckung des Gottesrätsels. Das Volk glaubte in verdorbener Eitelkeit jetzt alles zu können, zu verstehen, zu vermögen. Es wähnte sich Gott. Das Werk der großen geistigen Revolution von 1789 schien jetzt vollbracht. Überall Mißmut, überall Einbildung und Aufruhr. Anarchistische Krawalle (1893), Dreyfushändel und Skandale. Keine Genossenschaften mehr, sondern nur Industrien, die sich in immer größere rein materielle Genossenschaften zusammentaten, um ihre Willkür zu rechtfertigen. Kein gemeinsamer Stil mehr in Kleidung, in Gesellschaft, in Kunst. Zola schrieb Volksromane, worin der einzelne Mensch schamlos und taktlos vertiert, worin aber die Masse, ja eine Einrichtung wie ein Bergwerk oder eine Fabrik göttlich belebt wurde. Damit schien die Idee der Gleichheit ihre höchste Gestaltung erreicht zu haben. Aber Anatole France erreichte noch etwas Höheres. An Stelle der weltbewegenden Macht einer Masse oder einer Maschine setzte dieser feinste, aber grundsatzloseste Schriftsteller der dritten Republik die menschliche Dummheit und Leidenschaft als die Schöpfer von Gott und Religionen, Vaterland und Geschichte ein. Ein öffentliches Gewissen, eine gemeinschaftliche Sittlichkeit oder irgendeine gemeinsam bindende Idee gab es nicht mehr. Die persönliche Ansicht des Einzelnen zersetzte in Politik, Wirtschaft, Kunst alles. Zwar wurde auch hier eine geistige, echt französische Leichtigkeit erzielt, aber sie wurde von nichts gebändigt oder geadelt; sie war keine Leichtigkeit, die den Stoff formt und beherrscht; sie war scheinbare Leichtigkeit, die von der Freiheit der Sinnlichkeit herrührt und Willkür ist. Soweit es der Atavismus der Rasse erlaubte, lebte jeder nach seinen Neigungen, die oft edel waren; doch sie waren es nicht wie früher aus Mode oder gesellschaftlicher Erziehung, sondern aus persönlichem Hange. Viele ließen sich sehr gehen, unglaublich gehen, und so zerriß das Familienleben wie das religiöse Leben. Die furchtbaren Gefahren des Alkoholismus und der Entvölkerung traten auf. Zur Willkür wurde Gutes wie Böses und wenig galt mehr Überlieferung und

gesellige Verpflichtung. Diese Stützen, die gerade der französische Mensch zum Leben so nötig braucht, hatte er fortgeworfen, um leichter, wie er wähnte, leben zu können. Solche Leichtigkeit der Willkür lebte in den letzten Büchern von Anatole France und von Abel Hermant und in den vielen Ehebruchskomödien. Ihre tolle Steigerung aber fand sie in den Bildern, Symphonien und Poesien der Kubisten und Futuristen. Die Sprache, die nur ausdrücken kann, was aufeinander folgt, sollte wie die Musik die gleichzeitige Verschmelzung und Verschlingung von Stimmungen und Gedanken darstellen. Die Malerei, die nur zur Ausbreitung von Flächen und zur Verwebung von Linien und Farben benützt zu werden vermag, wurde zu umseitigen, plastischen Darstellungen, wie sie nur die Bildhauerei zu geben gestattet, begrifflos mißbraucht. Kritik und Geist hatten die Leichtigkeit erreicht, die die unbegrenzten Möglichkeiten einer willkürlichen Einbildung allein erlauben. Wie im Anfange der Welt das Chaos, so schien in der jüngsten Zeit die blinde Macht der Anarchie in Paris zu wuchern.

Gegen diesen Anarchismus des Geistes kämpften aber schon früh die Vertreter neuer Ansichten. Sie setzten der äußersten persönlichen Ungebundenheit die Lehre von der menschlichen und gesellschaftlichen Gebundenheit entgegen. Ich sage die Lehre, denn die Tatsache an sich wurde auch von Zola und France festgestellt. Aber Zola sog daraus einen Rausch über die Macht der Masse, und France holte aus ihr wie aus einem Hexenkessel immer neue Vorwände zum ironischen Lächeln. Die neuen Geister aber folgerten daraus eine neue Kunst und eine neue Sittlichkeit. Es waren vor allem außer Aulard alle Historiker (Masson, Lacour-Gayet, Chuquet, Welschinger, Brentano); es waren die Kritiker Taine und Brunetière, Lemaitre und Faguet; die Romandichter Bourget, Barrès, Bordeaux, Rolland; die Dramatiker Hervieu, Lavedan, Donnay, Claudel; es waren andere, die mir gerade nicht einfallen. Alle besseren Zeitungen stehen im Dienste dieser neuesten Geister. Jeder von seinen Aposteln vertritt zwar eine sehr persönliche Anschauung, die oft sogar ein wenig seicht ist, einig sind sie sich aber im Kampfe für die Erhaltung der sittlichen Grundlagen der französischen Familie, des Vaterlandes und gar der Religion, selbst wenn diese nur äußerlich erhalten blieb. Sie wollten wieder jenen alten überlieferten Rahmen geistiger Regeln zusammenzimmern, wonach es sich für die Franzosen so erfolgreich, so gesund, so ruhmvoll leben ließe. In den letzten Jahren haben sie an Einfluß bedeutend gewonnen. Ihre Ansichten gewannen selbst unter den Arbeitern, ja den Sozialisten, in den verschiedensten Formen Boden. Ehe sie sich aber friedlich in der Regierung des Landes und der Sittlichkeit des Volkes

haben durchsetzen können, ist der Weltkrieg gekommen, der wieder wie so oft in der Geschichte von Paris eine neue geistige Umwälzung für die Stadt und für das Land heraufbeschwören wird. Ob diese den Traum der Nationalisten verwirklichen wird? Oder ob sie im Gegenteile der sozialistisch-anarchistischen Ichsucht zu einer noch kühneren Form verhelfen soll?

4

Französischer Sozialismus ist nämlich durchaus verschieden von deutschem Sozialismus. Trotzdem sich beide in Friedenszeiten gern international nennen, sind sie getrennt durch die Rassenunterschiede der zwei Völker, denen diese volkstümlichsten Ansichten moderner Zeit angehören. Den Unterschied könnte man auf diese Formeln bringen: der französische Sozialist glaubt wie jeder Franzose, daß die staatlichen Regierungsformen nur der Menschen wegen da seien und daß folgerungsweise jeder Staatsbürger sie da ausnützen dürfe, wo er könne. Der deutsche Sozialist glaubt, selbst wenn er es nicht gesteht, mit jedem Deutschen, daß die Staatsbürger nur beständen, um den staatlichen Regierungsformen irgendwie zu dienen, besser hauszuhalten, damit ihr Segen sich so gerecht wie möglich auf die Menschen verteile. Das scheint Wortspielerei und im Inhalte dasselbe zu sein. Man möge mir gestatten, aus einem scheinbar entlegenen Vergleich diese Formeln klar unterscheidbar herauszuschälen.

Von Ludwig XIV., dem Könige des menschlichen Waltens, rührt der Ausspruch her: L'état c'est moi; ich bin der Staat. Das anschaulichste Bild dieser Ansicht liefert uns heute noch in lebendigster Schöne der Anblick von Versailles, seines Schlosses und seiner Gärten. Auf einem Hügel, einem künstlich von Menschenhand geschaffenen, erhebt sich ein zwar nicht vollkommen rein abgeteiltes einförmiges, doch großartiges Gebäude mit Reihen prachtvoll hoher Fenstern, mit zwei riesigen Flügel im Stile der letzten französischen Renaissance; davor eine weit ausgebreitete, überaus herrliche Terrasse. Es ist ein königlicher Sitz, der bauliche Ausdruck des Höchsten hier auf Erden. In einer sich sanft senkenden lang gezogenen, ebenfalls künstlichen Niederung dehnen sich Gärten aus. Gärten sind es mit Beeten und Wasserbecken, von diesmal vollkommen reinen geometrisch abgezirkelten majestätischen Linien. Weder Bäume noch Blumen, nichts wächst darin ungebunden frei; alles ist wie die Beete abgemessen, abgestimmt, beschnitten, alles ist eingeordnet, alles gehorcht dem Walten des königlichen Besitzers, indem es sein Dasein schmückt und durch die königliche Form ihres Schnittes von diesem Dasein zeugt. Durch Gänge mit Bildsäulen vornehmster Haltung, durch Kreuzwege mit großartigen Fern-

sichten, an den unzähligen Springbrunnen vorbei, über einen diesem weiten Bilde erhaben eingepaßten See in der Tiefe, durch einen Wald mit edel gewachsenen Stämmen und prachtvoll ragenden Gipfeln steigt der Park im Westen in die Höhe, wird zum baumbestandenen Hügel, der am Horizonte den Himmel zu berühren, der sich mit der Wohnung Gottes, jener andern Kraft des höchsten Waltens zu verweben scheint. Durch die Kunst Lenôtres, des Schöpfers dieser Anlagen, ist jedem Dinge vom bescheidensten Pflänzchen bis zum Baume sein Platz angewiesen, sein Rang. Bildsäulen sind darin nur ein Zierat. Und auch die Höflinge, die sich darin an den Schwänken und Possen Molières bei feenhafter Beleuchtung und bei den himmlisch leichten Weisen Lullys, bei Balletten und Tänzen und Liebeleien ergötzten, taten es in einem bestimmten, wohl abgezirkelten Verhältnisse zum Ergötzen der Majestät. Selbst Gott, gezwungen durch den königlichen Willen Ludwigs, mußte die irdische Macht seines Vertreters auf das hellste erstrahlen lassen. Lenôtre wies in seinen Gärten dem Himmel eine Stelle an, wie es Bossuet, der größte Kanzelredner des Königs, in diesen Worten tat: „O König, du Gott aus Lehm und Staub, du stirbst gleich dem Menschen. Aber was tut das! Du bist ein Gott, selbst wenn du stirbst." In der Tat: l'état c'est moi; der Staat ist der König, das heißt Unterordnung in ein königliches System, Gebrauch von Lebens-, Denk-, Bauformen, die den königlichen Stempel trugen. Von herrlich abgezirkelten seelischen Bildern in den Tragödien Racines bis zu den herrlich zentralen philosophischen Systemen eines Descartes und Malebranche, vom Werkeltage eines Bauern bis zu dem Festtage eines Höflings, alles drückte die bare Göttlichkeit des Königs aus. Der König war überall. Im Reiche des Geistes war diese Gebundenheit außerordentlich fruchtbar. Ihr verdankt Frankreich seinen höchsten Ruhm. Im Reiche der nur christlich liebevollen Betätigung der menschlichen Kräfte zu dem bescheidenen Zwecke, allen Staatsbürgern immer etwas mehr Wohlhabenheit und eigenes Glück zu sichern, war diese Gebundenheit eine Not. Die Schlauen und Geriebenen nutzten sie zur persönlichen Bereicherung schamlos aus durch Ausbeutung der Ungeschickten und Ehrlichen. Sittenverderbnis, unglückliche Kriege, Staatsverschuldung, Staatsbankrott, Staatsumwälzung brachen aus den Staatskörper wie tödliche Geschwüre auf. Wahrhaftig: l'état c'est moi; den Staat kann ausbeuten, wer es vermag. Man übersah nur, daß er dabei sterbenskrank wurde . . .

Friedrich der Große, dessen deutsche Wesensart uns Thomas Mann in dieser Zeitschrift so glanzvoll klar umrissen hat, war auch überall, doch nicht da im Reiche, wo man dachte, ordnete, schuf, sondern da, wo man verwaltete, an-

ordnete, schaffte. Sein Ehrgeiz bemühte sich darum, daß die Staatsmaschine, dessen Lenker er war, auf das vorteilhafteste und sparsamste arbeitete. Nicht wie der Sonnenkönig beschien er alles, er bekümmerte sich um alles. Er sagte nicht: L'état c'est moi, er sagte: Ich bin der erste Diener des Staates. Und die Folge? In geistiger Hinsicht eine große Ungebundenheit, wonach jeder nach seiner Fasson selig werden durfte; in wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht eine gleich große Gebundenheit, die jeden zu jenem Pflichteifer anspornte, den deutsche Menschen nur aufbringen können. Damit behauptete er seinen Staat in vielen Jahren schwerster Feldzüge gegen den Ansturm Europas; damit sicherte er seinem Volke nach der Erschöpfung durch die Kriegsnöte neue Wohlfahrt, neues häusliches Glück. Wahrhaftig, jeder Staatsbürger war unter ihm nur da, um der Regierung zu helfen, recht viel Segen auf alle Menschen zu verbreiten.

Und die Nutzanwendung dieser zwei Beispiele auf französische und deutsche Sozialisten, auf französische und deutsche Zustände von heute? Französischer Sozialismus ist wie der Gedanke der französischen Staatsumwälzung von der Gleichheit aller Menschen nur eine Erweiterung, eine Verbürgerung des Gedankens vom Walten hervorragender Menschen. Er ist eine Entartung. Und so sehen wir denn auch die französischen Sozialisten ohne jedes königliche Denken, durch politische Intrigen und Streike, die Regierung ausbeuten, während sie für die Hebung der Bildung und Wohlfahrt der Masse weniger tun als die monarchisch gesinnten Parteien. Deutscher Sozialismus ist eine Verallgemeinerung des friderizianischen Staatsgedankens. Sein Ideal enthält als den tiefsten Inhalt, die Unterschiede von Reich und Arm zu beseitigen, indem aus Reichen und Armen Beamte eines allein segensreichen Staates gemacht werden sollen. So sind französischer und deutscher Sozialismus weit vorgeschobene Vorposten der Machtzüge ihrer Rassen. Während der französische Sozialismus uns nicht anders als ein Vorkämpfer des Anarchismus erscheinen kann, sehen wir im deutschen Sozialismus nur einen Vorgänger des Staatssozialismus. Sind wir mit der Arbeiter-, Kranken-, Angestelltenversicherung, mit der Verstaatlichung von Eisenbahnen, mit unseren Erwerbsgenossenschaften nicht auf dem besten Wege dazu? Über diesen Krieg meint man, daß er wie eine große moderne wirtschaftliche Unternehmung eingerichtet sei, daß geistige und mechanische Kräfte so verwertet würden, um zu leisten, was sie nur irgend zum Gedeihen des Gesamtzieles vermöchten. Vor dem Kriege versuchte man im deutschen Lande aber wohl Ähnliches. Man tat es nur weniger vollkommen; aber viele tüchtige Menschen vollbrachten da schon das, was Friedrich

der Große in seinem Staate fast allein probierte. Und man vollbrachte es mit ähnlich großem Erfolge. Der Krieg war die Feuerprobe, das Gottesurteil über die Güte dieser deutschen Machtbetätigung. Daß sie so zufrieden für uns, so nachahmenswert für andere ausfiel, ist nicht nur eine Gnade des Geschickes; es ist auch die Belohnung unserer Sorge, womit wir die Nöte der Zeit verstanden haben. Die Menschen in den Zeiten französischer Machtentfaltung verlangten triebartig nach Ordnung, nach Regelung, nach Aufklärung ihres Innenlebens, namentlich ihres Geistes. Menschen von der barbarischen Zügellosigkeit ihrer sinnlichen Triebe zu erlösen, war eine Aufgabe, die dem französischen Wesen vornehmlich entsprach. Seelenzüchter auf die sanfteste und deshalb erfolgreichste Weise sein zu können, verhalf ihnen zu so großer Meisterschaft auf allen Gebieten geistiger Erziehung. Die äußere Machtentfaltung war die Belohnung für diese ursachliche Anstrengung der Rasse. Die Menschen der heutigen Zeit aber fordern Gleichberechtigung in Wirtschaft und Politik, sehnen sich nach gedeihlichem, häuslichem Fortkommen, um geistig und seelisch jenes Glück auskosten zu können, wozu die Menschen der Vergangenheit sie erzogen haben. Menschen, die im Schweiße des Angesichts ihr Brot verdienen, im Staube der Erde ihre Werktage verbringen, so zu bilden, so wirtschaftlich gut zu stellen, daß die Sonne der Schönheit auch ihnen leuchte und auch ihren hungrigen Seelen der wärmende Genuß geistiger Besitztümer beschieden werde, ist die Aufgabe unserer modernen Zeit. Nachdem die französische Aufklärung allen Menschen die Rechte zur Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit in die Hirne säte, sind daraus ichsüchtige Leidenschaften nach persönlichem Behagen und Wohlsein aufgeschossen, die gezüchtet und gepflegt, die veredelt werden müssen, um befriedigt werden zu können. Frankreich, so sahen wir, ist dieser „Organisations"aufgabe nicht gut aus eigenen Kräften gewachsen. Auch dieser Krieg beweist es, der ein Sieg deutscher Arbeitseinteilung und Verwaltungsart ist. Will Frankreich nicht in die Schwäche der Anarchie zerfallen und sich auflösen, dann muß es dieses moderne Verfahren sich anzupassen und bei sich einzubürgern versuchen, denn auch in Frankreich wünschen die Herzen und fordern die Hirne aus der Dumpfheit ihres Menschenloses nach mehr Luft, nach mehr Behaglichkeit, nach mehr Glück, nach mehr seelischem Frieden. Hat man in Frankreich, wie übrigens auch in England und anderen Ländern nicht schon jetzt noch während des Völkerringens angefangen, deutsche Arbeitsweise in der Industrie, Finanz, Sanitäts- und anderen Anstalten zwar vorläufig nur zum Kriege, doch dadurch schon zur Wohlfahrt des Volkes, nachzubilden? Wenn wir mit liebevoller Hingabe daran arbeiten, unsere deutsche Lebensauffassung immer reiner, edler auch in den Formen

ihrer Betätigung zu gestalten, so kann es nach dem Kriege wirklich Wahrheit werden, daß an deutschem Wesen die Welt genese. Die geistige, friedliche Macht reinsten Deutschtums würde ihrerseits zur europäischen werden können. Nachdem es jahrhundertelang von fremden Völkern, namentlich vom französischen, so vieles an geistigen Besitztümern empfangen hat, vermöchte es die also gemachten Schulden auf großartige Weise auszugleichen. Über den Trümmern und Ruinen des Weltkrieges erhöbe sich glückverheißend die Morgenröte des Tages der Deutschen.

# Die Himmelsleiter

## Gedichte von Klabund

### Sybil Smolowa zu eigen

» Aus deiner Rippe brichst du doch die Sprossen
Der Himmelsleiter, die dich aufwärts führt.«

Uns ist gegeben:
Ein wolkiges Lächeln,
Ein stürmisches Segel,
Ein waldiger Schatten,
Ein mildes Gestirn.

Wir binden die Blüten
Im Frühling. Wir heben
Die Früchte vom Baume
Und keltern den Herbst.

Und winket der Winter
Mit schwingenden Tänzen,
Und locken die Nächte
Mit tönendem Wein:

Uns zittern die Füße,
Uns dämmern die Augen,
Uns sinken die Hände,
Die leeren, die schweren,
Verschüttet am Boden
Rollt spielendes Blut.

Die Kinder verlachen
Die Tränen der Alten.
Sie deuten das Läuten
Verdunkelter Glocken
Am Abend als Hoffnung,
Am Morgen als Sieg.

## Wanderung von Kopenhagen nach Skodsborg

Die Fliederblüten, über den Zaun gehängt,
Streifen die Hand mir, daß ich bleibe.
Ihr seid an mich, ich bin an euch geschenkt
Wie die Erinnerung einem Weibe.

Blau rollt das Meer. Und violetter blüht
Des Herzens schwankende Syringe.
Mimose naht. Und blonder Frühling früht
Und lockt, daß ich mich in die Fluten schwinge.

Ein schmaler Finger winkt die andre Küste,
Die schwedische, auf der der Nebel wohnt.
Und meine Hände halten wie zwei Brüste
Die Sonne und den Mond.

## Das Mädchen

Man wacht des Morgens hold eratmend auf.
Die Sonne blinkt durch blasse Fensterscheiben.
Man wird in dieser Welt ein wenig bleiben.
Für Leben nimmt man manches Leid in Kauf.

Man zieht sich an. Man setzt sich zum Frühstück.
Dann geht man fröhlich in den Tag spazieren.
Nebel fällt. Und Schnee. Und es wird frieren.
Fröstelnd kehrt man in sein Haus zurück.

Am Kamin sitzt man im Dämmerschein.
Ein Mann ist plötzlich da und viele Kinder.
Eins ist schon Sekretär. So wird das Leben linder.
Dann kommt die Nacht und man schläft ein.

## Abend

O mag nun Abend mich halten!
Der Tage wolkige Ruh
Versank im Teich. Und in Falten
Deckt sein Antlitz sich zu.

Nun mögen die Fackeln entbrennen!
Und röter das Trunkene nun!
Wir werden einander erkennen
Und Schulter an Schulter ruhn.

Wir sind nicht sonnebeisammen,
Uns ferner als Vogel und Firn.
Doch werden wir sterbend entflammen
In Leidenschaft und Gestirn.

Und dem ich Blut und Vernichtung
Ins bleichste Antlitz spie:
Er steigt als Reh aus der Lichtung
Und sinkt vor mir in die Knie.

## Stanzen

Ich glaubte allen Schmerzen mich entbunden,
Und war ein Kind, das über Wiesen sprang.
Ich band die bessern meiner guten Stunden
Wie einen Strauß zu blühendem Gesang.
Ich eilte wie ein Wächter meine Runden
Und stieß ins Horn des Mondes, daß es klang.
Ach, alle Lust war wie der Rausch von Kerzen.
In Rauch und Elend schwelte Herz am Herzen.

Die du mich wieder leichte Tränen lehrtest,
Dank ich mit einem Fluch, fluch ich dir Dank?
Ich glaube nicht, daß mein Gebet du ehrtest,
Das sich wie Winde um den Eichbaum schlang.
O Winzerin, wenn du den Korb entleertest,
Ich war des Traubenblutes ewig krank!
Hob ich den Becher in den Herbst der Nächte,
Ich wußte, daß kein Winter Tänze brächte.

Der vielen Frauen Liebe war ein Grüßen,
Das Schwenken eines Tuches nur. Ein Kuß,
Ein Seufzerblick. Ein Schrei. Mit heißen Füßen
Erstrebte Wanderung den kühlen Fluß.
Und ihre Tränen wollten für mich büßen,
Der ich nun für ihr Lächeln büßen muß.
O Dämmerung! Nun bin ich ganz allein.
Mein Schritt erlahmt. Die Fledermäuse schrein.

## Im Morgengrauen

Niemand weiß, wozu
Diese Felsenruh,
Diese Sträucherwildnis uns verliehn.
Segelschiff auf See
Und im Wald das Reh
Möchten unserm bleichen Blick entfliehn.

Keine Straße weiht
Uns zur Zärtlichkeit,
Wenn das Morgengrauen sie betritt.
Lampen löschen aus.
Stehend schläft das Haus.
Und die Trambahnhaltestellen gehn wie Späher mit.

Schlauer Mörder schleicht,
Den kein Ruf erreicht.
Ach, ein Augenaufschlag täte gut!

Himmel, sei bedankt!
Eine Wolke rankt
Rosa sich um unser blasses Blut.

Eine steife Magd
Garteneinwärts stakt
Und im schwangren Leib das Kindlein nickt.
Keine Glocke schlägt.
Gott ist unbewegt.
Nur die Taschenuhr am Herzen tickt.

## Sonett des Abschieds

Laß mich noch einmal meine Wimpern heben!
Laß jenen Blick in heiliger Wildheit rollen.
Wir wollen uns des ewig wundervollen
Und nie verschmerzten Abschieds nicht begeben.

Es sei der Abschied uns ein ewiges Leben.
Das Leben uns ein Abschied, sanft zu sollen.
Wenn Sterne kindlich durch den Nebel tollen,
Sind wir wie Mütter, die in Angst verbeben.

Denn ewig ist nur, was wir ewig wähnen.
Und deines Fußes Spur, verweht im Kiese,
Rauscht durch die Luft mit sausenderen Sehnen.

O Mond! O letztes Glück am Saum der Wiese!
Es blühen zwischen Gräsern ihre Tränen,
Und niemand weinte Tränen je wie diese.

Da ich wieder mit dir schreite,
Fühle ich dich traulich nah.
Leis entwölkt sich Meer und Weite,
Die dich schattenhafter sah.

Darf ich deine Hände fassen?
Sind so kühl und gut.
Sieh, wie sich die Wolken lassen,
Erd und Himmel sich umfassen,
Und das Wasser spiegelnd ruht.

## Wanderung unter Sternen

Du wanderst deinen kleinen Weg alleine.
Der Wind, der dünengrün am Strande weht,
Er klirrt auch durch die moosigen Gesteine
Und durch der Städte staubiges Gerät.

Doch wenn du stirbst, fühlst du mit dir Erbarmen,
Und müde fällst du schwach auf dein Genick.
Es ruht wohl sinnlich wer in deinen Armen,
Doch sein Gesicht verbirgt sich deinem Blick.

Du wanderst würdig auf betauten Auen.
Der Blumen Farbe dünkt dir königlich.
Und aus den Tälern steigt ein Hauch von Frauen.
Wie sommers er durch die Kastanien strich.

Doch dieser Atem wuchs aus keinem Munde,
Und seine Zärtlichkeit ist so bedroht
Von dem Gedanken einer irdenen Stunde,
Daß du es weißt: so duftet nur der Tod.

Du ahnst, daß er dir wie ein Sohn bekannt ist;
(Wer Ahnung hat, der ist nicht mehr allein . . .)
Geführt von einer Hand, die keine Hand ist,
Gehst du bestrahlt im Firmamente ein.

## Begegnung

Seligkeit der Welt,
Die er selbst erschaffen,
Wollte Gott erhellt
Sehnend sich erraffen.

Und in fleischlicher Gestalt,
Die ihn dunkel drückte,
Ging er in den Wald,
Wo die Geisha Blumen pflückte.

Und er sah, wie zahm zu Füßen
Ihr Lazerten schlängelten.
Froh verhielt er vor der süßen
Jungfrau seine Schritte. Denn

Wem die Tiere sich vertrauen,
Trägt den Heiligenschein,
Und er braucht nicht hoch im Blauen
Engel sein.

Aber sie stand wie erstarrt,
Glaubte sich erfüllt.
Ihre Anmut wurde hart,
Ihre Härte mild.

Und sie sank ins Moos,
Sich vor ihm zu bücken.
Wie ein Adler groß,
Tanzte er auf ihrem Rücken.

# Gott und die Sprache

## Von Wilhelm Michel

Wenn ein Blitz durch die Wolken fährt, sagt der Mensch: Es blitzt. Die Erscheinung des Blitzes ist eins und ungeteilt. Der Ausdruck aber teilt sich sofort in zwei Teile von verschiedenem funktionellen Sinne, in Subjekt und Prädikat.

Dieses Subjekt wird nicht aus der Erscheinung des Blitzes, sondern aus der Sprache geboren. Es ist und bleibt im angeführten Beispiel eine rein formale grammatische Funktion. Dieses „Es blitzt" stellt das Blitzen noch nicht etwa klar als Handlung eines unbekannten „Es" hin. Aber die Teilung ist immerhin vollzogen. Die mythologische Ausdeutung des Vorganges als Handlung hat begonnen. Die Geburt des Subjektes aus etwas fraglos Ungeteiltem hat stattgefunden.

*

Die Sprache ist triebhaft mythologisch, weil sie notgedrungen dualistisch ist. Schon in den einfachen grammatischen Funktionen ist ein Wetterleuchten von Mythus. Was ewig eines ist, muß die Sprache auseinanderlegen. Sie verabscheut die Einheit und das Ungeteilte. Die Sprache vollbringt seit je die dramatische Entfaltung des Weltbildes in Subjekt und Prädikat, in Hauptwort und Beifügung, in Hauptsatz und Nebensatz.

Die „Seele", das, was nicht spricht, nur fühlt und innerlich anschaut, geht auf die Einheit. Der Ausdruck aber muß scheiden. Die Welt als Ganzes ist dem Bilde einer Landschaft vergleichbar, vor deren fließende, lebendige Linien die Sprache ein Netz von starren Hilfslinien webt. Durch diese Hilfslinien wird das in sich einheitliche Bild in faßliche Ausschnitte, Quadrate, zerlegt. Vor die geschlossene Erscheinung des Weltganzen muß der Ausdruck, sooft überhaupt von der Welt gesprochen wird, seinen notgedrungenen Mythus weben. Die Welt und die Einheit sind das Unfaßliche; der Mythus ist das Faßliche. Wie er aus der Erscheinung des Blitzes das Subjekt gewinnt, so gewinnt er auch Handlung, Drama, Subjekt aus der Welt. Sobald wir sprechen, ist „Gott" virtuell vorhanden.

*

Daraus ergibt sich zweierlei.

Fürs erste: Der naive religiöse Mensch, der ganz an der Sprache entlang denkt, reißt den Gott ewig aus der ungeteilten Einheit heraus. Da er dem Polarisierungstriebe der Sprache wehrlos unterliegt, vollbringt er in allererster Linie die Trennung von Geist und Stoff, von Gott und Welt. Insoferne ist die Sprache das Material, in dem sich zuerst die Verwirklichung des Gottes, sein In-Beziehung-treten zum Menschen vollzieht. Das bedeutet, daß „Gott" mit dem naiven religiösen Menschen so notwendig verbunden ist wie die Sprache, als die große Artikulierung der Welt, so wie die Sprache die Artikulierung der Empfindungen und Gefühle ist.

Diese Aussonderung des Gottes aus der Einheit vollbringt nicht nur der naive (= frühgeschichtliche) Mensch. Sie wird vielmehr ständig und überall vollbracht von demjenigen Bestandteile unseres Wesens, der recht eigentlich volkstümlich und menschlich ist und daher seine Fühlung mit der Sprache nicht verloren hat. So ist für alles breite, volkstümliche Gestalten religiöser Dinge die Setzung der scharfen Trennungen zwischen dem Gotte und der Welt charakteristisch. Die Sprache und das ihr entsprechende ursprüngliche Empfinden der Menschheit duldet nicht den ununterschiedenen, ungestalteten Gott. So ist also der Name und die plastische Gefühltheit „Gott" in gewissem Sinne von der Sprache abhängig als von einem mütterlichen Elemente. Wobei Sprache nicht ein nationales Vokabularium bedeutet, sondern die unausweichliche, natürliche Gezwungenheit des Menschen zur Sprache. So war in der Tat „im Anfange das Wort". Das bedeutet, es war im Anfange die Gezwungenheit, zu sprechen, und mit der Gezwungenheit zur Sprache war unmittelbar auch die Gezwungenheit zur sprachlich-plastischen Aussonderung „Gottes" aus der Einheit gegeben.

*

Zum zweiten ergibt sich:

Die „Seele", sagten wir, will die Einheit. Sie schaut sie an, sie fühlt sie. Sie hat ihr Wesen und Leben in der Einheit. Wenn nun trotz des dualistisch-mythologischen Grundtriebes der Sprache die ungeteilte Einheit ausgedrückt werden soll, so kann dies ersichtlich nur in einem gewissen Gegensatze zur Sprache erfolgen. Die Sprache, sich selbst überlassen, drückt allemal nicht die Einheit aus, sondern die Vielheit. Sie drückt den faßlichen, der Welt vorgewobenen Mythus aus. Überall also, wo das Bedürfnis vorliegt, eine synthetisch-gesammelte Empfindung von der Einheit auszudrücken, bedarf es einer ganz besonderen Handhabung der Sprache. Es bedarf einer Handhabung, die der natürlichen Erpichtheit des Wortes auf die Trennungen entgegenarbeitet.

Das Streben, die Einheit der Welt auszudrücken, ist seit Urzeiten vorhanden beim Dichter und beim Mystiker.

Die Anschauungsweise des Dichters zeichnet sich dadurch aus, daß er die Welt begreift als etwas spezifisch Lebendiges und aus eigener Kraft Lebendes. Er hat als Grundtugend das Gefühl für die Allgegenwart und die innere Identität des Lebens in allen Erscheinungen. Das eigentliche dichterische Schibboleth ist der Satz: Eines ist, was in allem wirkt und lebt. Der oberste Begriff des Dichters ist der von der inneren Ungetrenntheit der Dinge. Er sieht Zusammenhang, Fügung, Bezogenheiten, Abhängigkeiten, Verschmelzungen. Mit dem Augenblicke, da er dieses Grundgefühl der inneren Identität alles Lebens auszusprechen sucht, erfährt er den Widerstand der Sprache, die auf die Trennungen erpicht ist. Ihm ist nur an der Einheit gelegen. Die Sprache aber will die Vielheit. Indem er sich nun anschickt, das triebhafte Zerlegungsstreben der Sprache zu bekämpfen, wird etwas Neues geboren: die Sprache des Dichters. Sie beruht durchaus auf dem Kampfe gegen die Trennungen. Man mag die Sprache des Dichters von irgendeinem Punkte her untersuchen, so zeigt sie stets das Merkmal, daß sie Gegensätze aufhebt, Beziehungen nachweist. Sie bewerkstelligt das auf verschiedene Arten. Sie gesellt Vorstellungen, die sonst getrennt sind. Sie bildet innige Gruppen aus einander feindlichen Begriffen, oft im Verhältnis von Hauptwort und Beifügung. Sie bewegt sich in rascher Flucht der Anschauungen, läßt eine Vorstellung gleich durch andere verdrängen, so daß jede nur als Anklang oder als ein sanftes Glänzen im Geiste bleibt. Sie liebt die Gleichklänge. Sie liebt vor allem das Bild; denn Bilder sind Analogien, und Analogien sind Beziehungen. In fast allen Schulbegriffen der Poetik, die ja heute nicht mehr viel Achtung genießen, ist das Gemeinsame die Beziehungsfülle zwischen dem, was eigentlich zweierlei ist; so, wenn der Teil fürs Ganze steht, oder ein Wort für zwei Begriffe, oder zwei Worte für einen Begriff, oder wenn parallele Wiederholungen verwandt werden oder Vergleiche. Die Dichtersprache meint, daß alle Benennungen vertretbar sind. Es ist in ihr ein Zurufen von einem Ding zum andern, ein Vertauschen der Namen und ein Wiedererkennen. Sie ist voll von Übergängen, Erweiterungen und Widerhallen. Auf diese Weise arbeitet sie der sprachlichen Individuation entgegen und gestaltet inmitten der anscheinenden Zerklüftung die intelligibele Einheit.

*

In einen noch ernsteren Kampf mit der Sprache sieht sich der Mystiker verstrickt. Dem Dichter ist die Einheit zunächst der Fokus der ästhetischen Be-

glückungen. Dem Mystiker ist sie Lebensnotwendigkeit und Lebensermöglichung. Sie ist ihm der Gott, den er in allen Trennungen fühlt. In allen sprachlichen Äußerungen der Mystik ist das Gemeinsame das Streben nach dem Ausdruck der Untergetauchtheit Gottes in der Schöpfung oder wie man diesen stets gleichen mystischen Urbegriff sonst benennen mag. Irgendwie ist es stets die Anonymität Gottes, die der Mystiker darzustellen sucht. Der von der Welt getrennte Gott ist für ihn nicht brauchbar. Da er diesen aber stets in der Sprache vorfindet, liegt auch er wie der Dichter mit der Sprache im Streit. Er haßt sie manchmal, verachtet sie. Er geht über sie hinaus zum prägnanten Verstummen, oder er bedient sich in äußerster Resignation der fremdartigsten Ersatzmittel, wie jene mystischen Kulte, die bei den Anrufungen die Laute des Schnalzens, Heulens, Brummens verwendeten. Oder er bedient sich ihrer Feindseligkeiten mit Meisterschaft und selbst mit künstlerischem Genusse. Es gibt viele Beispiele für mystisches Ringen mit der Sprache. Ich greife heraus die Worte des nihilistischen Gnostikers Basilides, der um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christus in Alexandria lehrte*):

„Es war eine Zeit, da nichts war; doch nicht einmal das Nichts war etwas, sondern im schlichten und ungedeutelten Verstande war es schlechterdings gar nichts. Auch meine ich, wenn ich sage: ‚es war', nicht, daß es gewesen sei; vielmehr beabsichtige ich damit bloß anzudeuten, worauf ich hinweisen will, wenn ich sage, daß schlechterdings nichts war. Denn das, was unaussprechlich genannt wird, ist nicht schlechterdings unaussprechlich, sondern heißt nur so; aber das, wovon wir reden, ist nicht einmal unaussprechlich. Und dieses nicht Unaussprechliche wird auch nicht unaussprechlich genannt, da es vielmehr höher ist als jeder genannte Name. Auch für die Weltordnung genügen nicht die Namen, so mannigfaltig ist sie, sondern sie bleiben hinter ihr zurück. Ferner vermag ich auch nicht für alle Dinge bezeichnende Namen zu finden, sondern bin genötigt, mit meinem Geiste ihre Eigenschaften unausgesprochen bei dem Namen, mit welchem sie genannt werden, zu denken ... Da nun nichts war, weder Stoff, noch Wesen, noch Wesenloses, noch Einfaches, noch Zusammengesetztes, noch Unfaßbares, noch Unempfundenes, noch Mensch, noch Engel, noch Gott, noch überhaupt etwas Genanntes, durch Wahrnehmung Erkanntes oder Gedachtes, da wollte der Gott, der nicht war, gedankenlos, empfindungslos, willenlos, vorsatzlos, leidlos, begierdelos — die Welt machen. Wenn ich aber sage: ‚er wollte', so sage ich das nur zur Andeutung von dem Willenlosen, Gedankenlosen und Empfindungslosen."

*) Der Wortlaut nach Wolfgang Schultz, Dokumente der Gnosis (Jena 1910).

Hier tritt das Wesen der Sprache mit seinen eingeborenen Widersprüchen klar zutage. Die Sprache soll hier den vorweltlichen, vorsprachlichen Zustand des absoluten Nichts ausdrücken, das Weltnichts, zu dem kein menschlicher Begriff in irgendeiner Beziehung steht; das Nichts, das gleich ist dem noch nicht geschaffen habenden Gotte, also das der Vernunft und der Sprache durchaus unzugängliche Geheimnis. Dieser Mystiker will sich dabei jedoch nicht mythisch ausdrücken. Er will vielmehr möglichst direkt und eigentlich die Sache selbst hinstellen. So hat er den mythenbildenden Grundtrieb der Sprache gegen sich. Sein Ausdruck wird daher beherrscht von dem Streben, den aus jedem Worte quellenden Mythus sofort zu dämpfen. Er bringt dies zustande durch ein äußerstes Mißtrauen gegen jedes Wort und durch sofortige Abtötung alles mythischen Lebens, das daraus entkeimen will. Die typische mystische Ausdrucksnot tritt hervor: am Anfange im Kampfe mit dem Doppelsinn von „sein" als einfacher Kopula der Aussage (es war nichts) und als Setzung eines Positiven (es war etwas, nämlich das Nichts); am Schlusse im Kampfe zwischen positiven und negativen Bestimmungen, die sich gegenseitig vollkommen neutralisieren. Rein sprachlich ergibt dies die vollkommene Absurdität. Aber durch die Aufstellung dieses undenkbaren Widersinnes gewinnt die „Seele" klar den gewünschten Begriff dieses Zustandes vor allem Sein und ohne Beziehung auf irgendwelches Sein. Es ist im Grunde genommen unrichtig, diese Art der Herausarbeitung als ein Aushilfsmittel infolge von Audrucksnot zu betrachten. Vielmehr ist solcher Widersinn der einzig zweckmäßige Ausdruck dessen, was hier ausgedrückt werden soll. Man fühlt dies deutlich, wenn man diese Schilderung des Basilides etwa mit der Chaosschilderung des Ovid vergleicht: diese bleibt diesseitig und materiell, während Basilides durchaus das Jenseits der Sprache erreicht und eine wortlose Empfindung so anonym darstellt, wie dies kaum die Musik oder der Naturlaut des Elementes vermag. Da Sprache nicht nur Mythus, sondern auch getreues Abbild des Menschengeistes und der Vernunft ist, *muß* der unmythische Ausdruck mystischer Inhalte gezwungenermaßen der Widersinn sein. Der sprachliche Widersinn ist also in solchen Fällen *keine* Widerlegung, sondern er ist die Bestätigung dafür, daß hier sprachfeindliche mystische Inhalte vorliegen. Daher Tertullian: credo quia absurdum. Nur der *mythologische* Ausdruck dieser Inhalte ist vor dem sprachlichen Widersinn geschützt. Er weicht dem *formalen* Widerspruch aus, indem er dafür andere sachliche Denkschwierigkeiten in Kauf nimmt, nämlich eben die Schwierigkeiten, die den Mystiker zum unmythischen Ausdrucke treiben, weil der hart unterschiedene, zerspaltene Gott für ihn nicht brauchbar

ist. Zurück zum Zitat des Basilides: erst nachdem er den unmythischen Ausdruck der ungeteilten Einheit im Kampfe gegen die Sprache erzwungen hat, gibt er den Streit gegen die Sprache auf und läßt ihrer Mythenbildung freien Lauf: „. . . da wollte Gott die Welt machen." Nachdem er gesagt hat, daß hier weder der Name Gott noch überhaupt irgendein anderer Name angewendet werden könne*), wendet er ihn an. Dieser Widerspruch ist der Hauptbestandteil einer jeden Metaphysik der Sprache, an die auch in unserem Zitat durch das in der Mitte eingeschaltete Theorem gerührt wird: Alle Namen scheinen diesem Mystiker ein Notbehelf und wohl anwendbar für die Dinge des empirischen Lebens, nicht aber für die „Weltordnung". Sie bleiben hinter ihr zurück; im Geiste, also ohne das Wort, muß man bei allen Namen das Eigentliche denken, was gemeint ist.

*

Von hier aus ergibt sich die Rückkehr zum Ausgangspunkte.

Die ewige Rechtfertigung des Mythus liegt in seiner entlastenden Wirkung auf den Geist. Der gegen die Mythenbildung der Sprache kämpfende Mensch ist gezwungen, alle Dinge in ihrer natürlichen Kompliziertheit zu denken und auszudrücken. Der Mythus ist zwar logisch ein Umweg des Ausdrucks; praktisch aber ist er eine wertvolle Abkürzung. Er nimmt, indem er an Stelle einer verwickelten und noch dazu chimärischen „Eigentlichkeit" ein sinnlich gestaltetes Bild setzt, von dem Geiste des Denkenden und Ausdrückenden eine schwere Last. Er wird so zur Lebenssteigerung, auf die der gewaltige instinktsichere Lebenshunger der großen geistigen Gesamtheiten nicht verzichten kann. Ist das gestaltlose, im Fließen bleibende Gotteserfassen des Mystikers das ewige und unentbehrliche Verjüngungsbad des Mythus, so ist dieser die Vermenschlichung und Überwindung des Formlosen, in der alles menschliche Mühen sein großes Ziel hat.

*) Daher die problematische Stellung, in der der Mystiker häufig zum legitimen Mythus (Orthodoxie) steht. Seine laute oder stille Gegnerschaft gegen die Namen erscheint als Gott-Losigkeit. Trotz seiner Gott-Innigkeit wird er so dem legitimen Mythus gegenüber häufig zum Ketzer.

# Die Flucht nach Indien

## Von Arnold Ulitz

### I. Die Überwältigung

Der Doktor Johannes Effe gestand sich eines Tages: „Ich bin ein feiger Schuft," und fand kein heilsames Lächeln für den Überschwang dieses zerknirschten Wortes, denn es war am Anfang des Krieges, — ganz genau am siebenten Kriegstage nachmittags um fünf Uhr dreizehn, — in jener seltsamen Zeit, als große totgesagte Worte wieder auferstanden von den Bahren und leibhaftig wandelten: Vaterland, Heldentum, Sturmangriff und Begeisterung; als sie wandelten und Ehrfurcht fanden bei den Reichen und in den Vorstädten nicht auf Trotzige trafen. Zwar es gab Menschen, die nicht an Totenerweckungen glaubten; sie gingen genießerisch und mit schwer erkennbar frechem Lächeln durch die heiße Wirrsal jener Tage und behaupteten, sie sähen noch das Leichenlaken, das hinter den neuen Heiligen schleifte, doch sie sprachen dergleichen nicht laut, sie wären gesteinigt worden.

Der Doktor Effe gehörte nicht zu ihnen. Ohne Mißtrauen und mit geschulter Gründlichkeit ergab er sich der edlen Raserei, sprach den Helden heilig und bespie den Feigling, bespie sich selbst. Daran ging er zugrunde.

Das Kollegium des Gymnasiums zu Sankt Elisabeth, dem er angehörte, glaubte zu begreifen, als es von seinem sonderbaren Ende vernahm, deutete auf eine grobe Weise und erklärte am Ende alles aus einem Mangel an Methode, der schon in seiner Art zu unterrichten erkennbar gewesen sei. Diese alten Männer hatten allerdings zu wenig Anhalt, als daß sie durchschauen konnten, wie er, eine tragische Zierde seines Berufs, gerade infolge einer bis zum Wahnsinn gewissenhaften Methode und sozusagen durch philologisch-saubere Sittlichkeit unterging.

Das Unheil begann am siebenten Kriegstag und hätte recht wohl am zweiten, am dritten schon beginnen können, denn seine Seele war rasch durch Schmerzen bereitet, wurde aber am siebenten erst durch den Anlaß überwältigt: als ein Regiment älterer Männer, siebenundzwanzigjährig etwa wie er, zum Bahnhof zog, überflattert von winkenden Tüchern, umschrien, umschluchzt und umjubelt, mit prächtigem, niederstampfendem Paradeschritt hinter der erzenen Musik. Die Sonne fiel über die Grauen, über die sommerweißen Mädchen und

fiel auf den goldenen Zeiger der Bahnhofsuhr, der fünf Uhr dreizehn wies. Johannes Effe stand an der blitzenden Straßenecke, sah und hörte alles, obwohl er sehr matt dareinschaute, sah sogar das Windspiel eines Studenten, das an schräg gestraffter Leine, von einer alten Frau geführt, neben seinem Herrn dahinschritt, und blickte auch, wie das Windspiel es tat, seltsam erregt in die immer wieder zerschnittenen Sonnendreiecke zwischen den marschierenden Beinen. Daß sie hingingen, daß viele sterben würden, nichts Gescheiteres und Unalltäglicheres, daß sie zum letztenmal die heimatliche Bahnhofsuhr sahen, dies dachte er und sah schmerzlich hinauf. Und da ballte sich in eine einzige Minute, die da oben golden angezeigt war, grenzenlos schwer ein Schmerz, als sollte er selber davongehen, und die Erkenntnis zugleich, er würde zu feige sein.

Er war zum Dienst nicht tauglich, der Krieg kam für ihn nicht in Frage, aber seine Erwägungen begannen in gutgebauten Gedanken: Wenn ich tauglich wäre, so . . .! Er spintisierte sich mit ungeheurem Eifer tief in Verworfenheit hinein, und drollig genug, sein erster, feierlicher und sogar festlicher Entschluß war, sich zu entloben. Er raffte sich sofort auf und ging dem Hause seines Mädchens zu, um sich zu entloben, so wie man zur Braut geht, um ihr ein Buch zu bringen, genau so pflichtbewußt und sachlich, und nur begleitet von einem kalten Schmerz.

## II. Große Szene

Als er durch das grüne hölzerne Tor in den stillen Garten trat und Susannens drei Hunde ihn gleich umsprangen und zärtliche Pfoten gegen seine Schultern stemmten und sich prächtig reckten, um seinem vertrauten Antlitz ganz nahe zu sein, da wurde ihm diese Hundeliebe sehr verdächtig, und es tat ihm weh, daß dies nun doch nur etwas Angelerntes sein sollte und ein verlogener Drill, aber er ließ nicht ab davon, es sich vorzurechnen, wie das Mädchen manchmal gestanden hatte, von den drei Aufmerksamen umschart und dem davonschreitenden Johannes mit der Hand nachzeigend: Seht ihr den da, mit dem lieben schmalen Leibe und den hängenden Händen und dem schlappen Hut? Den müßt ihr lieben, dem bin ich verlobt, und darum geziemt es sich so!

„Ja, meine lieben hängenden Hände und mein schlanker Leib," dachte er böse; dann sprach er zwischen den Zähnen wie einen Befehl: „Es ist ein Unfug und eine Sünde, wenn du mich liebst!"

Plötzlich blieb er stehen, von einem verrückten Gedanken so freudig betroffen, daß er errötete. Er streichelte die Hunde, die sich nach seinen Händen sehnten, dann tat er ein paar glückselige Schritte tiefer in den Garten hinein. Es war

ihm fünf Sekunden lang, als dürfe er den Hunden getrost vertrauen, als irrten Tiere niemals in ihrer Liebe und seien Gottes Boten und Wahrheitssager und wie der Spiegel im Märchen, der sich fleckt, wenn Böse hineinschauen, aber vor dem Angesicht der Reinen kristallen verharrt. Als würden sie geheimnisvollerweise nur stets dem Tüchtigen und Tapferen entgegengetrieben, und er müßte sich nicht länger beschimpfen, da sie ihn liebten. „Hunde, Hunde!" sprach er zärtlich.

Aber beim nächsten Platanenstamm hatte er seine Ehrlichkeit wieder und hielt sie wie mit der Faust umspannt. Er lachte und blickte finster und verächtlich in die Tieraugen hinein, die großaufgetan und voller Licht gleich edlen Steinen vor ihm standen, sehnsüchtig nach einem Befehl. „Was wollt ihr von mir?" fragte er gehässig. „Was kaufe ich mir für eure Sympathie? Den Geruch der Hand liebt ihr, die euch streichelt und euch zu fressen gibt, aber ich rieche bei aller Feigheit vielleicht sehr tapfer. Warum sollen die Menschen nicht auch mit ihrem Geruche lügen, ihr dummen Hunde?" Dann wurde er traurig und wandte sich beschämt von den ergebenen Augen ab. „Laßt mich doch," wehrte er, „ihr irrt euch ungeheuer in mir. Nach einer Stunde werdet ihr's wissen und werdet verlegene Augen machen."

Susanne stand, von ihm noch nicht gesehen, unter der Laube, von der die steinerne Treppe üppig behütet war, und endlich rief sie voll großer Liebe: „Deine Herolde, Johannes!"

Er erschrak sehr, weil sie so schön und fröhlich war, und betrachtete sie in tölpischer Bewunderung wie eine Fremde. „Meine Herolde," wiederholte er, und war glücklich, denn daß er gekommen war, um Schmerzliches zu sagen, hatte er vergessen. Doch als sie fragte, ob er im Garten bleiben wolle, entgegnete er in ängstlicher Hast, der Garten sei heut gar zu hell und voll von Sommersonne, er müsse in die hohen kühlen Säle des alten Hauses und nur in der weinlaubverhangenen Finsternis drinnen könne er gestehen, was ihn bedränge.

„Was dich bedrängt, Johannes, was dich bedrängt?" fragte sie verwundert und wandte ihm voranschreitend ihr Antlitz zu.

Er gab aber keine Antwort, sondern stand in der Diele vor dem urgroßväterlichen schwarzen Ledersofa mit den vielen weißen Knöpfen, stand einfältig wie ein Bauer vor einem tiefsinnigen Bilde und wußte, über sich selber gerührt, daß er Abschied nahm, von allem hier im Hause und von der stillen Fülle der vererbten Sicherheit, die hier heimisch war, zumeist.

„Ich komme, ich komme," rief er im Tone eifriger Beschwichtigung, und dann saß er und sollte beginnen.

Als er sich jedoch in dem alten schweren Sessel fand, vom bürgerlichen Frieden und Wohlstand wie von zwei Händen gestreichelt, und als er im Angesicht des Sommers, der seine warme lichte Woge durch die aufgetanen Fenster schwemmte, als er in dieser Stunde etwas Unerhörtes sprechen sollte, etwas von Schmach und Unglück und Verzichten, da erschien er sich mit einem Male winzig vor den großen Worten und wollte ihnen nicht länger glauben und spürte seine Beine zucken und seine Hände wohltuend wehtun, wie Glieder, die wachsen, hob schon die Augen, vor denen etwas zerflatterte, und schmeckte schon fröhliche Worte im Munde: „Susanne, Liebste, tragisch kam ich herein, und nun sehe ich dich und dein Haus und stehe wieder auf zwei festen Beinen."

Doch da erkannte er an ihren Augen, daß sie auf irgend etwas Schweres wartete, und wußte gleich, was getan werden mußte. Jetzt war er dem weiten Wege sehr dankbar, den er hatte wandern müssen vom Bahnhof bis Susannens Hause, denn dieses Weges konnte er sich gut entsinnen, jeder Gasse und Ecke und sogar des wechselnden Pflastergrunds, und mit jedem Dinge dieses Weges, der seinen Sinnen in vollendeter Deutlichkeit auferstand, entsann er sich auch einer kleinen Schmach und wieder einer und schließlich aller, die er aus verschütteten Jahren herausgeschaufelt hatte, seitdem der goldene Zeiger auf fünf Uhr dreizehn gestanden.

Darum sprach er ganz langsam; seine Worte wandelten gleichsam Schritt für Schritt; jetzt gingen sie am Hotel vorüber, dann waren sie an der Kreuzungsstelle der Straßenbahn, dann wichen sie einem Wagen aus, dann streiften sie an einen feldgrauen Offizier, der artig die Hand hob und um Verzeihung bat. Er erzählte wie ein uralter Mann von fernen Sachen, er schien unsäglich müde und ohne Wunsch, an Schmerzen bar und des Lachens unkundig geworden, glutlos, aber klar. Susanne begriff entsetzt, daß in diesen Worten kein Frageton mehr klang, alles war entschieden wie Testamentessprache, datiert, unterschrieben und mit einem Siegel versehen. Ein grauenhafter Automat plapperte eine Rolle, und das Mädchen faltete die Hände mit einem kleinen Geräusch auf der samtenen Decke und bat mit den Augen (nicht um andere Worte, das war unerfüllbar), nur um eine andere Stimme, um die alte Stimme.

Jemand spricht das Wort „Hase" und meint nicht den spaßigen Kumpan, der Männchen macht, sondern meint Todesangst und gebrochene Augen, die betteln, aber er spricht „Hase", und vor der Drolligkeit des Wortes hat er keine Furcht oder Scham. So sprach Johannes.

Knabengeschichten, Dummheiten, winzige Schmerzlein, und er meinte Ehrlosigkeit und verlorenes Recht auf Glück.

Von drei tapferen Knaben, namens Effe, sprach er, die über die Eisschollen der Oder liefen, Halt verloren, Halt ersprangen, mit fingernden Händen Gleichgewicht aus der Winterluft angelnd, von drei Knaben, die mit leichtsinnigem Gelächter über den Tod weghopsten, während der vierte, namens Johannes Effe, am Fenster über Gullivers Reisen saß und aus Angst auf Gullivers gelbe Lederhosenbeine weinte, zwischen denen Liliputs Heere posaunten.

Von Beulen und blutenden Nasen der drei, von Fluchten des vierten, von den Klimmzügen der Jungen in der Schule und von Johannes, der wie ein toter Klumpen an der Reckstange hing; von den Tapferen, die vier Meter hinab ins Sägemehl sprangen, und von dem Feigen, der auf dem Sprungbrett stand und bat: „Herr Lehrer, Herr Lehrer!" Von den Brüdern wieder, die ihn schlugen, deren er sich nicht erwehrte, denen er hinter Türen entwischte, Türen verschloß und durch das Holz hindurch tapfer war: „kss kss!" Vom Primaner Lenort, der die Stiefeln mit Birkenteer einschmierte, den er deshalb ärgerte, bis der ihn am Gelenk in sein Haus zwang und in den Keller verschloß. Und vom Johannes, der auf der obersten Stufe der Kellertreppe horchte, das Tageslicht durchs Schlüsselloch trank und sprach: „Lenort, lieber Lenort!" Damals wuchs hinter seinem Betteln groß und giftig der Haß auf gegen alle Starken, ein vorsichtiger Haß, der sich vor Worten hütete, doch hinter Türen beredt und witzig war.

„Ich bin ein geborener Feigling," sprach er.

Nach diesem Worte, das keineswegs mit stärkerem Ton gesprochen war, forschte er, fast erschrocken, zu Susanne hinüber, die immer geradeaus und still an den schlanken goldenen Stegen dahinsah, welche die Sonne, quer durch die grüne Dämmernis schlug, und er stützte die Backen fest auf die geballten Hände, starrte und starrte und glich einem kleinen Jungen, der einem Erzähler ins Antlitz horcht. Als aber aus der warmen Stille keine Antwort brach, vergaß er wiederum für eine kleine gnadenvolle Spanne, was er wollte, und bestaunte nur ehrerbietig Susannens unbewußte Kunst, sich gefällig niederzusetzen, im Garten, im Hause, gleichgültig wo, aber immer wie eine gemalte herrliche Frau in einem meisterlichen Bilde; ganz fromm ergab er sich der schönen Schau, daß ein Mädchen in sommerlichem Kleide, getigert von gebrochener Sonne, vor ihm saß, und daß drei edle große Hunde zu ihren Füßen auf dem tiefen Teppich ruhten, den Sonnenstegen aus stäubendem Golde ehrfürchtig zugewandt, und er lächelte wieder einmal auf gemütliche Weise, weil er, Johannes Effe, ein Mann aus viel bespottetem Stande, eine kühne Ehe hatte wagen wollen, mit einer, die in ihres Vaters Werkstätten half, die berühmten Zornschen Möbel zu entwerfen, und die eine halbe Künstlerin war, wenn nicht gar eine ganze.

Susanne aber fürchtete sich sehr in der großen Stille, denn sie spürte seine Augen und wähnte, daß sie bereits um die Antwort baten, die sie nicht fand und nicht fand. Sie wurde ratlos neben diesen Augen, die sich nicht wenden wollten, ja ihr war, als müßten seine Augen gänzlich verwandelt sein, so wie auch seine Stimme verwandelt war, und sie begann im Gesicht sachte zu zittern, und ihre Brauen flimmerten vor Unruhe und auch vor Zorn über ihre Ohnmacht. Vielleicht überhaupt waren seine Augen bar an Betteln und Gram, vielleicht waren sie steif vor Hohn, und sie wollte irgend etwas sprechen, aufs Geratewohl mit einem halben Gelächter, möglichst derb, burschikos und ernüchternd: „Johannes, sei doch nicht so dumm," oder: „sei doch nur nicht so gefühlvoll!"

In dieser Sekunde fragte er: „Sag mal, Susanne, dein Bruder hat dich wohl niemals geschlagen?"

Sie antwortete überrascht: „Nein, wirklich niemals," und blickte ihm ein wenig unwillig ins Gesicht, doch er winkte mit der Stirn und befahl: „Sieh mich nicht an, das stört mich, ich bin erst am Anfang!"

Susanne gehorchte. Als noch die Stille zwischen ihnen gestanden, hätte sie die Kraft zum derben Wort gefunden, nun war seine Stimme wieder da, nun war sie wieder wehrlos. Etwas Schlimmes schlich heran, und sie erschien sich wie befleckt und gekrümmt.

„Ach, Deutschland war ein sehr schönes Vaterland," sprach er verliebt. „Niemand durfte mir etwas anhaben, so viele Polizisten spazierten an den Ecken. Denke dir nur, wie viele starke Menschen durch die Straßen gehen! Sie laufen an den Schwachen vorüber und wagen nicht, einen zu schlagen. Das ist so wunderbar und so lächerlich. Wenn es ihnen zum Beispiel einfiele, zu sagen: ‚Heut prügeln wir alle Schwachen durch'? Wer könnte sich denn wehren! Aber es fällt ihnen einfach nicht ein, wegen der Polizisten. Man kann sogar einem Starken die Braut abspenstig machen, aber er wird einen schwerlich auf der Straße überfallen. Ist das nicht zum Lachen? Die Starken haben abgewirtschaftet, sie gelten genau so viel wie ich und meinesgleichen, und sie beschweren sich nicht einmal darüber. In den Ringkämpferbuden kann man eine gewisse Abart der Starken für Geld sehen wie wilde Tiere. Man hat sie eigentlich immer ein bißchen verachtet. Ein gescheiter Kerl mit einem Buckel war einem lieber, und die Schwachen wurden allmählich frech. Bedenke doch, Susanne, ich bin weder schön noch stark, aber ich bin zu dir gekommen, und du liebst mich wahrhaftig! Ist das nicht ein Unsinn und ein Unfug?"

Er errötete, als er sagte, „du liebst mich", denn er spürte beängstigt, daß er

ihre Liebe insgeheim schon längst für sehr erstaunlich gehalten hatte, und wurde unsicher. Er stand nahe vor dem Allerschwersten, die Sachlichkeit wankte, er hielt inne und konnte nur mit Mühe atmen.

Susanne wandte sich ihm zu. „Du liebst mich wahrhaftig," hatte er gesagt, und sie lächelte glücklich, denn das war wahr. Sie glaubte, nun müsse alles gut sein, weil er das wußte, und sie fragte heiter: „Johannes, warum quälst du dich so?"

Er sprang auf, und der Tisch stand schräg unter seinen beiden Fäusten. Wie eine Feindin sprangen seine Blicke sie an. Er hatte sich zu hüten vor ihrer Liebe, das war ihm klar, er hatte das verfluchte milde Lächeln schon geahnt, er mußte ihr die Mißachtung der Starken ausreden und mußte ihrer geistreichen Seele beweisen, wie dumm die Mode war, das Kluge für schön und das Starke für gemein zu halten, und endlich lachte er ihr unverschämt ins Gesicht; es war so ungeheuer lächerlich, daß er, der Schwächliche und Feige, dem deutschen Mädchen die neuen, die richtigen Freier weisen sollte, die Männlichen und Tapferen; und daß von ihnen kein einziger sich gefunden hatte, um das einmal zu sagen und zu heischen: „Uns müßt ihr lieben!" Ja, die Tapferen waren bescheiden und tölpisch und kleingekriegt, und die Frauen waren dumm und ungesund, und Johannes Effe hatte eine Braut.

„Ich will es dir sagen, ich will es dir sagen," schrie er höhnisch, und auch stolz, weil er der Apostel einer neuen Wahrheit war, und auch mit dem hochmütigen Ingrimm eines Gekreuzigten: „Ich will es dir sagen!"

Da hob sie in Angst vor seiner Wildheit beide Hände gegen ihn, und er fiel an seinem heldischen Kreuze jämmerlich zusammen. „Jetzt werde ich sie verlieren, jetzt schickt sie mich weg," dachte er, und auch der Hunde gedachte er, die ihn nicht mehr achten würden. Da erschienen ihm seine tollen Schreie mit einem Male prahlerisch, und als er noch zum viertenmal rief: „Ich will es dir sagen," erklang es schon kleinmütig und beinahe weinerlich, und die Fäuste hob er vom Tisch und hielt sie eine Weile töricht in der Luft, als wisse er nicht, wohin er den Trotz fallen lassen solle, der darinnen geballt war.

Was er ihr sagen wollte, war sehr schwer; er wollte den Worten noch einmal entrinnen, er versuchte mit verzogenem Munde ein Gelächter und glaubte, es werde ihm gelingen, wenn er sich nur recht bemühte. „Es ist ja wirklich Unsinn, was ich da sagen will," dachte er Wort für Wort und blickte dabei auf seine haltlosen Fäuste. „Das ganze kommt bloß vom vielen Nachdenken," sprach er leise, nicht etwa zu Susanne, sondern zu diesen Fäusten, aber endlich entsann er sich der grauen Soldaten und des Uhrzeigers. Die

Fäuste fielen herab, und er wurde bleich; seinen Leib verbog er, als wolle er einem Fußtritt entgehen, die rechte Hand fesselte er um das Gelenk der linken, und so lief er den Wänden entlang, wie ein geängstigtes Tier. Es graute ihm, daß er hatte lachen wollen, und er bat es allen kämpfenden Heeren ab, daß er der Verlockung fast erlegen wäre. In Todesangst und Todeshast bereute er diesen schon erloschenen lästerlichen Wunsch, zu lachen; und dann begann er, wie einer, der vor einem hohen Herrn um eine armselige Stellung bettelt, und wußte nicht, wie inbrünstig er noch hoffte.

„Ich muß dir nämlich noch das sagen, Susanne. Wir gehen einmal, wenn wir verheiratet sind, zusammen ins Feld hinaus, unter den Rüstern dahin, wo wir noch im Juni gingen. Aber wir nehmen leider die Hunde nicht mit, so sehr sie auch betteln. Wir wollten einmal ganz allein sein. Und da kommt einer, stark und breit, frech mit heißen Augen, er ist noch drei Bäume weit, doch ich zittere schon, ich weiß schon alles. Er tut, als wolle er vorüber, aber er schiebt die Hand zwischen deinen linken Arm und deine Brust, und du hast die Bluse von heute an, Susanne, er fühlt dich!"

Johannes sprach die letzten Worte wie eine Frage, zurückhaltend, scheu, noch in dieser Stunde ein anständiger Mann, dem es nicht leicht ist, etwas so Häßliches zu erzählen. Er hob die Hände, als habe gar nicht er, sondern ein anderer, ein Schamloser solches gesagt, wich in großem Entsetzen rückwärts durch die Stube, und rasend, rasch, als schmerzhafte Schreie fielen die letzten Worte:

„Er reißt dich von mir weg, er reißt dich in die Haselnußbüsche, die dort stehen, kurz vor dem Kreuze, Susanne! Ich höre die Äste knistern, aber ich komme nicht, ich habe Angst vor Prügeln. Daß ich vor dem Kriege Angst habe, das ist es nicht allein, das brachte mich nur auf die Wahrheit; ich wollte dich nicht belügen, ich wußte sie nur so lange nicht. Jetzt weiß ich's, ich komme dir nicht zu Hilfe, das ist schuld an allem!"

Das Mädchen weinte, aufrechtstehend, in unaufhörlicher Masse, und eilte über den Teppich dem Weichenden nach. Die Hunde rafften sich neugierig auf, glänzten folgsam an ihre weit vorwärtsbittenden Hände hinan und folgten ihr langsam, Schritt für Schritt. Da war es dem Mann, als dränge alles in einem heran, Mauer und Möbel, Mädchen und Getier, und alles, Lebendiges und Totes, reiche ihm die Hände, während Susanne die seinigen berührte. Eine unendliche Hoffnung strudelte durch seine Seele und zwang seinen Mund der vielen Liebe, die sich ihm darbot, entgegen, und des rechten Wortes, das die Geliebte jetzt gleich sprechen mußte, war er ganz gewiß.

Da sagte sie: „Johannes, quäle dich nicht, das ist ja nicht wahr, du würdest mir ganz sicher zu Hilfe kommen!" Sie lächelte sogar: „Jeder Mann wird in einer solchen Stunde tapfer und stark, das glaube ich bestimmt."

Er faßte ihre beiden Hände, die während dieser Worte um die seinen gefaltet waren, hart an, hielt sie eine Weile, als schätze er ihr Gewicht, forschte dann mit gerunzelter Stirn auf diese guten schlanken Hände und warf sie hierauf voll Ekel zurück.

„Falsch geantwortet," sagte er, „völlig falsch geantwortet! Du hättest sagen müssen: ‚Ich würde dich dennoch lieben!'"

Er ging. Die Hunde drängten um Susannens Kleid und fragten: Sollen wir? Doch sahen sie, daß ihre Herrin ihre Hände ratlos ineinanderrang, und spürten, sie mußten bleiben. Sie rief:

„Johannes, Johannes, gehe nicht. Ich würde dich dennoch lieben!"

Er wandte sich an der Tür um und antwortete höflich: „Das glaube ich jetzt nicht mehr, und du irrst dich auch," dann ging er hinaus und hinab.

Auf der Treppe fiel ihm noch beiläufig ein, daß er etwas ziemlich Schreckliches vergessen hatte. Gesetzt den Fall, so formte er es in Eile, wir hätten ein Kind, und es stürzte ins Wasser, ich würde es nicht retten. Doch die Sache erschütterte ihn nicht ernstlich, er schüttelte mißbilligend den Kopf; er hätte ja schwimmen lernen können, dann wäre die Angelegenheit erledigt gewesen.

Der Garten tat ihm wohl. Sein Herz schlug kühl. „War es muffig in dem alten Hause?" dachte er. Er atmete tief.

An der Tür vermißte er die Hunde, die ihn so viele Male geleitet hatten, er erschrak ein wenig. Dann entsann er sich deutlich des Herwegs und seiner Worte: „Ihr werdet verlegene Augen machen." Er war geradezu gerührt über die armen verlegenen Hundeaugen. Susanne war erloschen.

Sie saß oben im grünen Sessel und zitterte noch unter dem Spuk der Stunde, die so rasch und so heftig und seltsam gewesen wie noch keine in ihrem Leben. Aber eben weil sie seltsam war, glaubte sie dem Trüben dieser Stunde noch nicht, sondern sah nur noch die Leidenschaft, sah die zwei Fäuste mit bleichen Knöcheln auf den Tisch gestemmt, verliebte sich in das Unvertraute und Unerhörte und sehnte sich, von Johannes geküßt zu werden. Sie errötete, weil sie zum erstenmal nach Küssen durstig war, ihr Herz war nicht mehr still, ihr Haus war nicht mehr still, ihr Leben wurde toll und schämte sich des bisherigen ruhigen Trotts. Als sie nach ihrer Gewohnheit die Hände auf die horchenden Häupter der Hunde legte und dann ihre weichen Flanken liebkoste, da war es ihr ein wundersames Gefühl, wie sonst noch niemals, ihre Wärme

zu spüren und ihre Herzen, die pochten; und sie erkannte, daß dieses süße Gefühl Tröstung war, und daß noch etwas in ihr harrte, was getröstet sein wollte, und daß noch nicht alles gut war. Darum erschrak sie sehr und wünschte, der Vater käme bald, denn sie hatte zum erstenmal Furcht vor der Stille und vor ihrem Hause.

## III. Die Nacht

Johannes schlief. Um die dritte Stunde der Nacht wurde die Finsternis seines lang hingeworfenen Schlafes in einer großen Ferne, tief am Horizont, erhellt, doch nicht von einem rechten Lichte, sondern von einer dunklen breiigen Gräue, und nach einer Weile, während deren die Gräue sich zur Kugel knäulte, spürte sein Leib, daß die sonderbar heranwandernde Dämmerfarbe ein dumpfes Mühlengeroll war, aber seine Seele wußte das noch nicht und zuckte nur ein einziges Mal, weil auch der Leib sich unruhig regte, uud dann war das Geroll nahe, steil unter dem Fenster, schwoll nicht mehr und verebbte auch nicht, sondern verharrte in einer furchtbaren Gewaltigkeit, und er erwachte zitternd, eilte ans Fenster, öffnete und sah unten auf dem Boden einer unendlich hohen und warmen Sternennacht Artillerie ziehen, Regiment um Regiment.

An den vielen Fenstern, die, eines dem anderen gleich, in langen Scharen Stock über Stock sich schichteten, standen Menschen vor dem Geleucht langsam auflohender Lampen, ins Linnen der Schlafgewänder unbestimmt gehüllt, doch diese Männer und Frauen, die sich in lauter Neugier aus den Fenstern bogen, wenn einmal die Feuerwehr durch die Finsternis scholl, schauten in dieser Stunde steif und zurückhaltend wie Würdenträger, mit zurückgeneigten Köpfen wortlos hinunter. Johannes, der anfänglich die weißen Gaffer mit Freuden erspäht und Tröstung darin gefunden hatte, daß nicht ihm allein die nächtliche Erscheinung über den Schlaf sprang, stutzte voller Entsetzen, als er die vielen Frauenhände in gefrorener Unbeweglichkeit vor schlafwarme Brüste gekrampft sah; er bedachte nicht, daß diese Finger in gewohnter Gebärde verriegeln und verhüllen wollten, sondern es war ihm mit einem Male klar: ihm und den Gaffern da drüben, ihnen allen ward dieses Begebnis zu tiefer Erschütterung gegeben, auf daß sie alle, aus warmen Betten getaumelt, erkannten: über die Erde wandert der Krieg.

Das war heute nachmittag noch nicht der Krieg, das Bild mit dem goldenen Uhrzeiger unter der breiten Sonne.

Nun aber rollte über das schöne Pflaster, das nur mit Mehlwagenrädern und Bierwagenrädern vertraut war, die Artillerie, und die Steine erbebten

in ihren gemörtelten Fugen, weil so viele Zentner Stahl über sie stampften. Und da gab es keine sonnenhellen, singenden, quicken Burschen mehr, sondern nachtfarbene metallene Leiber, auf metallene Pferde genietet, nachtfarbene eiserne Kästen, von eisernen Achsen getragen, von eisernen Rädern bewegt, und sie bewegten sich, aber sie waren nicht lebendig, sie wußten nicht zu sprechen, und sie atmeten nicht, sondern sie rollten, weil der Kaiser am Uhrwerk drehte, und der Kaiser hatte den ernsten Heerführerblick, den alle Deutschen von Bildern her kannten und auch alle Feinde; der Kaiser drehte und blickte in die Straßen, ob da drinnen die Hunderttausende genugsam rollten und um die richtigen Ecken bogen, den Bahnhöfen zu, wo die eisernen Züge halbkilometerlang warteten mit abgeblendeten Lichtern, bis sie, feinhörig einem Wink gehorchend, ins Dunkle fuhren, auf eisernen behutsam wimmernden Gleisen, der russischen und französischen Grenze zu und den Brüdern entgegen ins Galizische.

Gar nichts verblieb in seiner Seele von bürgerlicher Freude an soldatischem Tumult; gar kein Bravo und Hurra schrie diese Seele, und sie klatschte nicht in die Hände, sondern sie krampfte gleichsam, gleich jenen Weibern, die Finger zusammen und stand bleich und kalt am Fenster. „Kaiser, Kaiser!" flüsterte Johannes, und heute war dies Wort stärker als die großen Worte des alten Lebens, als „Gott" oder „Tod". „Kaiser!" sagte er, und ihm war, als müsse der Kaiser hinter seiner eisernen Artillerie herreiten, nachdenklich, hoch und finster auf nachtfarbenem Pferde. Dann schloß er die Augen, hörte nur noch das ewige Gedröhn, sah keine Häuser, keine Lampen, keine Frauen, keine Truppen mehr, sondern hörte nur den Schritt der Krieger und ihrer Werkzeuge, und nun lächelte er zärtlich. Das Grauen verfloß spielerisch wie Sand in der Brandung, und er war einer innigen Sehnsucht ergeben, denen, die da unten zogen, zu gleichen.

Er ist einer von ihnen, ein metallener Soldat, er hat seinen bestimmten Kameraden, wie ein Stein in der Mauer seinen Kameraden hat, zur Rechten und zur Linken, Arm an Arm. Johannes zieht polnische Chausseen, die sich winden, ewig dahin, und wenn er sich wendet, sieht er die Unzähligen: Züge, Kompagnien, Bataillone, Regimenter, Brigaden, die deutschen Armeekorps, nein, keine Zügel, die mürber Mörtel zur Mauer verkittet; deutsche Soldaten, Eisenbeton, unzerstörbar, jeder Mann ein zementenes Korn, Johannes ein zementenes Korn, unlöslich mit den anderen verstampft. Die polnischen Chausseen immer dahin, mit der Stirn gegen die Luft, Eisenbeton im Anmarsch, in die Schlacht.

Johannes führte in dieser dröhnenden Nacht einen simplen veralteten Krieg, auf tausend Schritt zwei Heere stier gegeneinander, Gewehrfeuer, Sturm.

Aber da leuchtet über den Wäldern der orangene Globus eines Fesselballons, und er entsinnt sich mitten in Rußland des Ballons, der jeden Juli orangefarben und kindskopfrund über der Festwiese schwimmt. Meterhohe schwarze Lettern: Festwiese, Festwiese! Er stampft über Stoppelfelder und riecht die Erde, er läuft über Erikainseln und muß etwas Süßes, Gefühlvolles, Heimatliches denken: Haus am Walde mit rotem Schornstein und blauem Lockenrauch, etwas Märchenbücherbuntes und einen Knabenfinger dazu, der unter dicken Wörtern Silben sucht und Wörter strickt, und dann ist wieder Festwiese in der Welt, Schießbuden sind aufgetan und Photographenzelte und Konditoreien unter blauem Himmel. Ein Kosakenoffizier springt ihn an, hochgewachsen, mit großen tollen Augen, er holt mit dem Säbel zum Hiebe aus, Johannes stößt ihm nicht das Bajonett in den Bauch, sondern er fällt auf die Knie, zerknickt die Erikasträucher: „Verschonen Sie mich, mein Herr!" bettelt er auf französisch, — denn Französisch sprechen sie alle, wähnt er, — „schlagen Sie mich bitte nicht tot. Ich will ein Lump sein, aber nur lebendig. Ich will Ihr Bursche sein, und Ihre Schuhe putzen, ich hab sie auch bei uns zu Hause für den Vater immer geputzt." Er weiß nicht genau, wie Bursche zu übersetzen ist, flüstert „garçon, garçon", und hat große Furcht, es könnte das falsche Wort sein. —

Johannes stand vorgebeugt, seine Arme waren steif, seine gespreizten Hände ruhten auf dem Fensterblech. Die Artillerie zog noch immer vorüber. Er zuckte jäh zurück. „Ich komme nicht mit," rief er, als wolle er die Narren da unten ärgern, dann versteckte er sich hinter die Gardine, nistete sein Gesicht in ihre Falten und äugte durch die Maschen hinab. Einer blickte unversehens herauf, mit schwerer Wendung des behelmten Kopfes. Es war ein nachtfarbener metallener Kopf, vielleicht mit einem Eisenstift auf den eisernen Leib gesteckt. Johannes glaubte, genau seine Augen zu sehen, und regte sich nicht. Der da unten kann den Zeigefinger heben, hat vielleicht seine Pupillen durch die Mullmaschen hindurch erspäht, kann rufen: „Komm mit, Junge, komm mit. Der Krieg ist eine fröhliche Sache!"

Als die Nacht lautlos geworden war, war ihm ums Herz wie nach einer überstandenen Prüfung. So Böses wie in dieser Stunde konnte ihm fortan nicht mehr begegnen; die Soldaten mußten ihn in Ruhe lassen, sie saßen schon im Eisenbahnwagen, und er hatte nur sieben Schritt bis zum Bett. Eine Wolke Wärme schwamm noch heraus, als er die Decke hob. Bis ans Kinn vergraben lag er in der wachsenden Molligkeit. „Was geht mich der Krieg an," dachte er frech.

Er hatte einen drolligen Traum. Eine Frau, die man in Europa mit hal-

dem Ernst und halbem Spott als Friedensengel pries, trug in der Linken ihr berühmtes Buch, an der Rechten führte sie Johannes vor den Kaiser. Der saß traurig auf dem Throne. „Majestät," sprach die Frau von oben herab, „dieser Jüngling wird Ihnen die Wahrheit sagen!" Der Kaiser fragte mit einer höflichen Verneigung: „Nun?" Und Johannes antwortete kurz und gebietend: „Die Waffen nieder, Majestät!"

Als er erwachte, fand er einen herrlichen Tag am Fenster, wusch sich und stellte sich in die Sonne; er schloß die Augen und spürte sie auf den Lidern. Die Sonne mußte immer wieder kommen, keiner konnte sie ihm nehmen, und wenn er sich selber verachtete, sie verachtete ihn nicht, und wenn er es sich verbot, glücklich zu sein, sie schien dennoch über ihn, und sein Leib konnte nicht anders dann, er mußte sich freuen.

Niemand könne ganz verlassen sein, dachte er in dieser Stunde.

## IV. Kameraden

Das Schulhaus, staatliches Gebäude, billig in die Höh gemauert, stand rot und sachlich, mit sechsunddreißig stieren Glasvierecken, die alle wiederum durch weiße Stäbe geviertelt waren, in der müden Luft des Morgens, der einen schlaffen Tag versprach, und in den hinab die trägen schwarz-weiß-roten Fahnen fielen, schlapp und wellenlos, wie geöltes Papier. Der Doktor Effe fürchtete sich nicht vor dem ersten Schultag, und den langen blauen Ferien, die er verließ, blickte er diesmal nicht schmerzlich nach, sondern er ging schleunigen Schrittes und hatte eine Freude, so frisch wie sie in diesem Herzen noch sein konnte, eine frische Freude und Begierde nach den kühlen, kahlen Tonnenkorridoren und ihren gerieften Fliesen, auf denen achthundert Stiefelsohlen schlurrten. Freute sich auf die eigene Stimme, der gehorcht werden mußte, er freute sich auf alles, was er den Knaben bringen wollte, und auf das Ungeliebte am meisten, weil ihm in diesen Tagen jeder Ekel und jede Kasteiung zur Wohltat geworden war.

Um die nahe Straßenecke bogen Burschen mit roten Kappen, wildhändige Knaben, die langsam gingen, aber lebhaft sprachen. Die acht Gongtropfen, die von den Turmuhren herab in den Morgen stürzten, trieben sie heute nicht zu rascherem Gang, denn der Krieg war über der Welt, und alle Schulmeister wurden zu Narren. Johannes nickte ihnen zu: „Ihr habt recht," und hinter der dicken Bohlentür wartete er noch eine Weile, bis er die Knabenschritte auf dem Pflaster draußen hörte. Mußte er denn nicht stehen bleiben und sie barhäuptig, gleich einem Diener, erwarten, bis sie vorüberschritten? Da sie doch

fünfzehnjährig waren, breitschultrig schon, mit geraden Nasen, mit kühnen mageren Gesichtern? Ihr rechter Fuß, in Fußballwettspielen geschult, stieß auch beim ruhigen Gehen auf heftige Art einwärts nach vorn; schwimmen konnten sie alle, sie sprangen vier Meter weit, Bäche nahmen sie wie Hengste, und hohe Zäune wurden mit Gelächter überflankt. Johannes senkte den Kopf in Demut. „Warum lacht ihr nicht, wenn ich euch befehlige? Warum schlägt keiner die Faust auf die Bank und lacht mir ins Gesicht von unten herauf und blinzelt: Komme nur an?" Sein Herz hämmerte, so schwer fiel die Erinnerung an manche Stunde in es hinein, da er Herrisches gewagt hatte, unnötig Gewaltsames aus reiner Wollust des Sklavenhalters, und nicht gewärtig, daß die starken Knaben sich erheben und mit fünfzehnjährigen, schmalfingrigen, harten Fäusten den schwachen Mann aus dem Tempel verjagen konnten. Er wollte demütig zwischen den Reihen der Knaben schreiten von heute an, er wollte sie nur liebevoll rügen, er wollte auch die Dummen nicht mehr beschimpfen, wenn sie Starke waren. Nicht mehr regieren wollte er, der schwache Mann, Nichtschwimmer, Nichtturner, geistreiche Kopf!

In diesem Augenblick wurde die Bohlentür aufgetan, breite Sonne schoß herein. Die Knaben erschraken fast vor dem Mann, der gebeugt vor der untersten Treppenstufe stand, ratlos scheinbar und irre daran, ob er im richtigen Hause sei. Sie grüßten ihn tief, denn sie waren ihm gut. Sie gingen vor ihm die Treppe hinauf; ihre Rücken wischten braun- und blaujackig zwischen den mattglasigen Flügeln der Windfangtür davon. Johannes lächelte diesen schönen Rücken zu, er hatte eine große, jäh aufstechende Sehnsucht, einmal verborgen, unter dem Dach vielleicht, zwanzig solcher Knaben im Badehaus zu sehen, perlmutterblanke, schlanke Körper, wunderbar anzusehen in der reinen Flut, die über den grünen blanken Kacheln des Grundes stand.

Im Beratungszimmer warteten schon alle auf ihn, der Direktor begann irgend etwas zu reden, aber Johannes begriff noch nicht; sein Zeigefinger ruhte blaßrosig auf dem grünen Tuch, von dem das lange Oval des Tisches bekleidet war, und er lächelte verstohlen beglückt, weil er noch an die nackten Schwimmer dachte, perlmutterblank im tiefen grünen Becken. „Pädagoge!" sprach er zärtlich für sich hin. „Pädagoge, Knabenführer, durch blühendes Land Schreitender, nackt, von zwanzig Knaben gefolgt. Menschen blicken klar und lauter ihren schönen Leibern nach, um deren wandelnde Glieder die Sonne greift. ‚Knabenführer,' sagen die Menschen, ‚glücklich, wer das sein darf!' Wie sie ihn alle lieben, und wie er sie alle liebt! Gymnasium," dachte Johannes, „wir wissen es alle, es hat mit dem Nackten zu tun, das schöne Wort, und

dennoch, wenn die Knaben Flüche sprechen wollen, dann sagen sie Gymnasium und Pädagoge." Er verzog den Mund. Ach, Knabenführer wäre er gerne, der schönste, stärkste, gewandteste vor Kameraden, die fünfzehnjährig sind; ihnen möchte er den Homer lesen, und die Bäume der befreiten Welt würden den Rhythmus skandieren, und die Muskeln seiner ins tiefe Gras gestemmten Läuferbeine würden zucken und verebben mit Flut und Ebbe der brandenden Sprache, und die Knaben würden Arm an Arm liegen unter dem hohen Himmel, ihre Herzen würden zu Helden brüderlich reden, ihre Gesichter würden sich sehnen, an einer Brust zu liegen und einem Herzen zu lauschen, das viel erfuhr, und sie würden den Himmel lieben, die Bäume, die Menschen und die Kunst.

Johannes erinnerte sich der Jungen, deren Gruß voll Liebe war. Er redete ihnen gut zu: „Liebt mich nicht, ihr Tüchtigen, ich bin ein feiger Schuft!" Er mußte leise lachen, aber es war laut genug, daß einige Professoren unwillig aufsahen; er lachte nur ein wenig, weil es ihm eben einfiel, daß er niemals, wahrhaftig niemals über einen Zaun geklettert war, er nickte den alten Männern begütigend zu und schrak verwundert zurück, weil ihre Lederköpfe vergoldet und feurig waren, und nun lauschte er in nachträglich übertriebener Aufmerksamkeit dem Redenden da am Fenster, dem Direktor Holdefleiß, uraltem Manne, dessen viele Falten auch geebnet schienen, während er sprach, und der auch vergoldet und feurig aussah wie alle anderen.

„Heut wird alles, was wir leisten, ein wenig dumm," sagte Holdefleiß erschüttert, „denn es ist schmerzlich, wenn eines halben Jahrhunderts Inbegriff an den Ohren geschüttelt wird von der Inbrunst und Kraft einiger Sommertage, die vom Kriege funkeln. Ein bißchen dumm! Was wir Alten tun können, läßt sich durch Zahlen aussprechen. Ich verzichte auf ein Viertel meines Gehalts zugunsten der Staatskasse."

Johannes legte beide Hände weit über den grünen Tisch und fragte stumm den Greis in die Augen: „Meinst du mich? Meinst du mich?" Er sah plötzlich, daß alle jungen Lehrer fehlten. Greise nur waren im Raume, alte brüchige Stimmen stäubten durch die Luft. Er duckte sich, ihm graute vor den vielen weißen Jahren, die hier versammelt saßen. Nun konnten sie ihn mit Füßen treten, da er einsam geworden war. Keinen gab es mehr hier, dem er „du" sagen durfte. Alle Starken waren feldgrau, fern, erhaben. Die Greise blieben zurück.

Da sprang er am langen Tisch dahin. Die Männer erschraken vor ihm. Er faßte den Direktor an beiden Händen, abbittend, reuemütig. „Ich auch," schrie

er, „ich auch!" Dann weinte er, auf beide Arme gekauert, und blickte nicht auf. Doch die leidenschaftliche, theatralische Gebärde hing weiterhin unheimlich über den alten Schädeln, in diesem Raume der gemessenen Worte. Unerhörtes hatte sich begeben; ein Mann, der Knaben gebot, saß da und weinte. Es war den Professoren unbehaglich, sie wandten sich zum Gehen und vergaßen, auf ein Viertel ihrer Gehälter zu verzichten. Direktor Holdefleiß strich seine weißen kühlen Finger sachte über Johannes' Hand. „Ich gehe in Ihre Klasse," sagte er milde, „ich werde selbst mitteilen, daß der Unterricht für nächste Woche aus militärischen Gründen ausfällt." Dann ging er, und es gingen alle.

Türen fielen, und Lärm brach ab. Quer durch altes Gemäuer arbeiteten sich tiefe Stimmen. Er horchte in die große Stille. Er wußte, daß er geweint hatte, vor vielen Fremden, und fürchtete sich, weil er erkannte, daß er über seine Seele nicht länger regierte, und er bat diese große gefährliche Stille, abzulassen von ihm. Sehnte sich nach einem Schulbubenliede der kleinsten Klasse, nach: „Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald!" oder nach einem Knabengelächter, das die Wände sprengte und an den Decken rüttelte. Ihm war zumute wie Tieren bei Sonnenverfinsterung. Eine große Unsicherheit und ein Irrewerden bei jedem Schritt, ein Suchen mit jammervollen Augen nach festen Menschen, die furchtlos stehen, aber kein Mensch ist da. Das Haus steht gestorben in der vielen Sonne, die Korridore sind lichtlose Tonnen, und wenn einer über die Fliesen schreitet, dann schlurren sie wie im Spuk, als raschelten achthundert Stiefel durchs Haus, lederne hohle Stiefel, ohne Beine, ohne Menschen!

Da zerplatzte die Luft in viele große schwere Klumpen, und zwischen den Klumpen posaunte und schmetterte und pfiff Knabenfreudelärm. Freie unerhoffte Tage taten sich auf. Das Eisen vor der Treppe läutete unter den springenden Füßen. Johannes stand steif, verstört und wartete, daß die blanke Messingklinke jetzt herunterklappte. Sie wurde bewegt, sieh doch, eine Hand lastete darauf. Aber sie hob sich wieder, die Tür wurde nicht aufgetan. Er lächelte, denn er ahnte hinterm Holze ein törichtes altes Gesicht, dem nicht wohl war, ganz allein und jeder Leidenschaftlichkeit anheimgegeben, jenes tolle Antlitz zu sehen, das geweint hatte. Da raffte er sich schleunig auf und lief davon, jungenhaft ungezogen an dem Professor vorüber, den er nicht ansah, um ihm eine Miene zu ersparen; drängte zwischen letzten Schülerschwärmen hindurch, indem er ins Treppenhaus hinaufschaute, und verließ das rote Haus durch die Hintertür.

Er ging über den Kies, der sehr laut knirschte, und zog den Kopf zwischen

die Schultern, denn er spürte gut, daß alle alten Augen ihm steif nachfolgten, und erst als er unter den Bäumen am Hofzaun war und von da aus in eine kühle Straße trat, richtete er sich auf und eilte, eilte, von Greisen fort und Knaben fort, kein Freund der Alten, kein Führer der Jungen, ganz allein geblieben, für immer ohne Kameraden.

## V. Bier und Tabak

Er verfiel in eine alte, aber keineswegs schöne Gegend, die einen Namen trug, der ihm wohltat, nicht nach einem Feldherrn oder Dichter oder einer Schlacht oder Stadt, sondern es war die lange Holzgasse, wo die Waschfrauen und Aufwärterinnen in Stube und Küche wohnten und Korbflechter, Böttcher, auch ein schmieriger Uhrmacher und ein Klempner. Spitz und schnüffelnd mündete die arme Gasse in die breite Avenue, und Johannes machte es ihr nach, roch mit der Nase ins andere Reich hinüber, wo es hoch herging mit Mensch, Tier und Gefährt, und ihm war, als spiele er der ganzen Professorenwelt und dem Kunstgewerbe der Firma Zorn und Susannen einen Schabernack, weil er nicht wich von diesem schmalen Armleutepflaster und keinen Schritt auf den Asphalt tat, wo jemand ihn kennen, grüßen oder gar anreden konnte. Er verhöhnte sie allesamt, die Kriegsbegeisterten und die Gehaltverzichter, die christlichen und die jüdischen Weiberchen, die zur Krankenpflege drängten, die kräftigen Knaben, die sich was befehlen ließen; alle verhöhnte er aus Rache für diesen Krieg, als sei der ganze Wirrwarr nur bestellte Arbeit, eigens, um seine kleine geruhige Seele zu verwirren wie eine große politische Macht, und es bereitete ihm Vergnügen, dann und wann einem Handwerker, der vorüberging, zuzunicken, denn er war jovial gelaunt und suchte eine neue Gemeinschaft. Er hoffte Leute hier zu finden, die diesen Krieg keine heilige Sache nannten, dem Pöbel wollte er zuhören und dennoch die Nase rümpfen: Pöbel, pfui Deuwel! Er wollte auch die Gasse verachten, nicht nur die Avenue; alle wollte er verachten.

So wurde Johannes zum Helden und lächelnden Märtyrer, während er die lange Holzgasse zwanzigmal durchwanderte, einer, dem ein großes Unrecht geschah und der nicht seinesgleichen in Deutschland fand, weil keiner sonst in Deutschland so feige war wie er. Das gestand er sich mit Behagen.

Zum zwanzigstenmal ging er an der Kneipe „Zum Tannapfel" vorüber, stutzte, lachte, kaufte eine Handvoll Zigarren im nächsten Lädchen und kehrte ein. Das war um zehn Uhr vormittags, und bis in die achte Abendstunde verbrachte er hier einen reichen Tag.

Sofa mit weißen Porzellanknöpfen wie in der Diele des Zornschen Hauses und Schnapsplakate an den Wänden. Er faulenzte im Sofa und schmierte den Kopf an einen grauen Streifen Mauer, speckig von tausend Köpfen, die hier dran gerieben hatten. Er steckte die Hände in die Hosentaschen und spürte seine Beine, die er steif machte, als einen sicheren Besitz, an dem er was hatte, und trank Glas um Glas, rauchte dazu und blieb zum Mittagessen da, zum Krautsalat mit Speck, der das Haus durchbrenzelte, und viele Stunden lang dachte er eigentlich nur dies: es ist schön, zu trinken, und es ist schön, zu rauchen und die Hände in die Hosentaschen zu stecken. Auch fiel ihm einmal ohne stärkere Betonung ein, daß er vielleicht zum Bohemien geboren, daß er vielleicht ein verbürgertes Genie sei (denn Verse machte er zuweilen), vergaß das aber wieder, und erst, als das Bier seine Seele ganz aufgeweicht und geschmolzen hatte, nahm er sich auf eine so trunkene Weise groß und bemerkenswert, daß er mit hochrotem Kopf und hämmernder Stirne sein ganzes Leben aufs unsinnigste deutete.

Ja, Johannes Effe, jetziger Philolog und königlicher Beamter, der eine Doktorarbeit über die Elisabeth Browning geschrieben hatte, war dieser Deutung zufolge nichts als ein kapitaler Schurke, ein Genüßling unerhörtester Art. Er belachte die Staaten und Vaterländer der ganzen Welt. Er hatte große Lust, einmal am Kaiser vorbeizugehen und ihn von oben bis unten zu taxieren, den Jackenkragen hochzuschlagen, die linke Hand in die Tasche zu stecken, um in bezeichnender Schnuppigkeit mit den Schlüsseln und dem losen Gelde zu klimpern und dann vorüberzugehen. Johannes Effe war demzufolge ein Anarchist und würde ein Barrikadenstürmer sein, wenn er nicht zu weise wäre, um Temperament und Haß zu kennen. Ihm war der Krieg ein unsagbar lächerliches Schauspiel und eine Geschmacksverirrung, die er lange geahnt hatte. Er hustete laut in die Wirtshausstube, weil ihm der Krieg so lächerlich erschien. Ihm war der Krieg, ganz grob gesagt, ein gefundenes Fressen und setzte ihm unermeßlich viel Appetitliches vor, stellte ihm, allein schon in dieser Stadt, die er kannte, wohl fünftausend Frauen und verlassene Bräute zur Disposition. Er blickte an die Decke und machte einen kennerischen Blick. Er konnte sich die Witwen naturgetreu vorstellen, arme Weiber, blonde etwa (blonde sind am schönsten), hübsche Dinger, die das Gewohnte entbehren. Sie begreifen den Seufzer der willenlosen, unerfreuten Duldung nicht mehr, den sie gluckſten, wenn der bierschwere Mann ihnen winkte; sie fassen es nicht mehr, daß es kein Schrei der Hingabe war, denn heute würden sie schreien. Sie wissen auf verjüngte Art zu lieben, sie sehen auf ihre Finger, die sticken und stricken können,

und lächeln auf diese Finger, die jetzt neue Sachen verrichten könnten, ungeahnte, wilde, süße und gemeine. Wie Fürstinnen in bösen Büchern, so sah er die Bürgersfrauen an. Die Männer werden totgeschossen, die Witwen tragen Schleier durch die Straßen und wiegen sich und wippen. „Prost, Witwen," sagte Johannes, der traurige Narr, und nahm sie sich alle, insbesondere die Blonden.

Und die notgetrauten, fast jungfräulichen Witwen, die nur einmal genossen haben und Federhalter und Bleistifte vor Erregtheit zerkauen: „Prost, die kleinen, schlanken, frischen Witwen!"

Und die Mädchen, die noch nie einen hatten! Sie tragen helle Kleider und laufen neben den Soldaten her, die zum Bahnhof ziehen, und ihre Beine beben, wenn Johannes sie in gewisser Weise ansieht, und ihre Blusenausschnitte sind ihm aufgetane Fenster, und ihre Leiber sind Zimmer, die billig sind, weil so viele Mieter in den Krieg ziehen mußten. „Prost, die keuschen Mädchen!"

Nun aber wagte er es und gedachte Susannens und hatte ihrer selbstverständlich — das gestand er sich frech — schon vorher gedacht, als er sprach: „Prost, die keuschen Mädchen!" Ja, er trat unverschämt vor sie hin, und die abgeschmackteste Gebärde war ihm noch nicht abgeschmackt genug, um es ihr zu zeigen: „Du, hübsches Mädel, halbe Künstlerin, und noch so keusch?"

Um diese Stunde hatte er schon sehr viel getrunken; er lümmelte den Kopf auf beide Hände, und seine gläsernen Augen spiegelten sich im Bier. Wort für Wort dachte er es sich aus: Er vergaß nicht, die Hunde zu begrüßen, er vergaß auch nicht, sich der Tapeten zu entsinnen und des Windes, der gerade im Weinlaub nistete. Alles Einzelne und Kleine und neben der großen Sache Einherlaufende bedachte er in pedantischer Wollust. So wurde ihm das Ungeschehene wahrer und wahrer, und er entsann sich auch manches hinterhältig und lauernd geredeten Wortes, das in seine Knabenzeit von derben Burschen gegen ihn geflattert war. Solche Worte sagte er zu Susanne, und sie erwiderte ihm mit lange verborgenen Weisheiten aus schlimmer Mädchenjugend, feige lächelnd zuerst, dann laut, dann fanatisch, toll und voll besoffen von der verschwiegenen Gemeinheit. Und die Hunde horchten zu. Johannes zitterte, er mußte sich den gierigen Mund wie ein Fresser wischen, dann aber spürte er den Speichel an seinem Finger, und ihn ekelte. Ein scharfer Kopfschmerz schlug ihn, und er wurde sich des ganzen letzten Erlebens ganz klar bewußt. Er erkannte auch, daß am Boden aller Geilheit nur eine große und gute Inbrunst stand, daß er Susanne wahrlich schon viele und viele Male begehrt hatte, gar nicht absonderlich und gar nicht keusch, aber auch nicht gemein, sondern nur so: „Susanne, Geliebte, deine schöne Brust, deine schönen Arme!"

Johannes schüttelte recht schulmeistermäßig sein Gesicht gelinde hin und her, sachlich und nur ein bißchen wehmütig, und sagte abschiednehmend, leise und hochachtungsvoll: „Susanne, Susanne!" Er bat nicht um Verzeihung, er bat sie nur in die Ferne hin, die Schnödigkeit samt seiner eigenen Person zu vergessen. Das Gespräch, das er gestern mit ihr gehabt, dünkte ihn heut ein wenig albern und sogar lächerlich. Gestern hatte er nicht gewußt, wie sehr er sie liebte, gestern war die Entlobung gar kein schmerzliches Stück. Nun wußte er mit tiefer Befriedigung, daß er viel verloren hatte, so viel und so Schönes, daß der Krieg ihm nicht mehr weiter zürnen durfte, wie bisher.

Der Tannapfelwirt war froh, als er den sonderbaren Säufer abends los wurde; er hielt ihn im stillen für einen Spion. Johannes mußte sehr viel zahlen, wunderte sich, daß er nicht betrunken ging, und trat in die Gasse hinaus, durch welche jetzt die Dirnen wandelten. „Sie verdienen wenig im Kriege," sagte er sich mitleidig und sah einer nach. Als sie sich wandte und zu ihm sprach, blickte er ihr nachdenklich auf den Mund. Er neidete ihr die Gabe, sich nicht zu ekeln, oder ihre Not, dem Ekel nicht zu gehorchen. Er dachte: „Es muß schön sein, zu sein wie du! Sich allen hingeben, sich ihre Gesichter nicht merken, keinen lieben, von jedem ein Tröpflein Vergnügen haben, es muß schön sein!" Er war nicht einmal verlegen, als ihn das Weib davonwies und beschimpfte und ihm sagte, er mache ein blödes Gesicht, sondern er gab ihr vollkommen recht und wanderte der Avenue zu, die mit breitem violetten Licht in der Ferne vorüberfloß. Trommeln und Querpfeifen wirbelten plötzlich durchs Geleuchte, Soldaten zogen vorbei, ein schlanker Leutnant voran mit schmalem Degen, der im Licht zerfloß. Winzig, zierlich und exakt marschierte das Bild vorüber, wie im Kino die Paraden auf der schmerzenden grellen Leinwand.

Doch er war nicht beunruhigt, die Soldaten waren erledigt. Ihren Wert kannte er, und seinen Unwert bemaß er gerecht. Es handelte sich nur noch darum, den Krieg durch Schmerzen zu versöhnen und ihm so zu entfliehen, daß er für seine Seele nicht mehr da war, wenn auch noch die ganze Welt von ihm brannte.

## VI. Der Himmel und die Katze

Der Minister hatte alle Säulen der Stadt bedrucken lassen: „Erntearbeiter gesucht!" Schüler, Studenten, Lehrer, alles, was einen Säbel oder ein Gewehr nicht halten konnte, war für die Sense und Sichel noch kräftig genug. Garben konnte man binden, man brauchte sie nur zu umarmen wie Fräuleins beim Tanz, und wenn auch neun Städter nur das vollbrächten, was sonst ein einziger Bauer geschafft, die Ernte mußte herein!

Johannes lachte dem gelben Plakat freundlich ins Mondgesicht, nicht etwa, als hätte er sich übers Ohr hauen lassen, nicht etwa, als hätte ihn der Herr Minister trösten können. Er runzelte die Stirn beim bloßen Gedanken, ihm sollte niemand ausreden dürfen, daß er ein Feigling war, Nichtschwimmer, Nichtturner, Doktor, geistreicher Kopf. Er wollte auf den Feldern helfen, aber ihm war es nur um die Sonne zu tun, um den Schweiß und um mühsames Keuchen, und darum auch, daß er die Stadt verlassen konnte, wo Susanne wohnte, die vielen Greise und die schönen Knaben.

Er gab dem begeisterten alten Rechtsanwalt auf der Auskunftsstelle seinen Namen an, aber nicht seinen Rang und Titel, denn er wollte kein Aufseher sein, faul auf den Feldern, sondern mitten in der Arbeit stehen, Spreu im Gesicht, Dreck an den Kleidern, und wollte müde werden. Er reiste mit gestempeltem Ausweis in seinem feinen Rock, dessen Lächerlichkeit er nicht erkannte, noch gleichen Tages dreißig Kilometer ins Ackerland hinein. Die Häuserböschungen schwanden, Wiesen taten sich auf, Schrebergärten mit Dachpappelauben scharten sich, und dann war alles in der Welt nur Land und Himmel, ein heißer trockener Himmel, durch dessen Bläue ein paar Flieger surrten. Zwischen den Doppelfittichen schoß das zerschnittene Licht, Johannes sah begeistert empor. Er sah alles, hörte alles, verliebte sich in jedes Ding. Er plauderte mit dem Musiker, der zur gleichen Arbeitsstelle reiste, und dem es auf Nachtlager, Essen und Pfennige ankam. Er liebte auch die heiße gepferchte Luft des Wagens, und zum Fenster beugte er sich weit hinaus, damit ihn die Birkenzweige, von Soldaten an die Wagenwand genagelt und schon völlig welk, im Gesicht kitzeln konnten, und er merkte es nicht, daß er auf der Flucht war.

Im großen Gutshof schafften nur noch die Mägde und ein alter knickeriger Knecht. Der Herr war auf dem Felde, um selbst einmal Hand anzulegen, was er nur selten tat, und die Gutsfrau, die etwas Feines und Hochmütiges an sich hatte, behandelte den Doktor, den Musiker und die drei davongelaufenen Lehrjungen von oben herab, sah weiße Hände, schmale Brüste und versprach sich nicht viel für die Ernte. Mägde, die der Neulinge ansichtig wurden, lachten dreist, und Johannes, den Feingekleideten, nahm eine aufs Korn und lockte mit lockerer Bluse. Er aber war zunächst verdrossen, seine Hände hingen ihm im Wege. Er steckte sie in die Jackentaschen und folgte der führenden Magd aufs Feld, und der Herr ließ ab von der Arbeit, zeigte fahrig, erklärte barsch, pulverte die Städter nach einer halben Stunde gewohnheitsmäßig an, aber er tat Johannes damit nicht wehe. Der krümmte sich behaglich bei jedem Schelt-

wort. Seine Welt war nicht mehr doktorhaft, und wo war die Ehre? Die Ehre bündelte er in Garben ein, die er umfaßte, die Ehre gabelte er auf drei Zinken zum Fuder hinauf, unter dem der Leiterwagen zu ächzen begann. Er blinzelte vergnügt auf seine Finger, darauf schon weiße Blasen trieben, und die aus feinen Distelwunden in kleinen Tropfen bluteten. Die Tropfen verschmierten sich und hafteten am goldenen Gehalm. Und er übernahm sich, der feine Herr, dessen Kleider schon grau waren. Er wurde bleich, sein dienstuntaugliches Herz taumelte, seine Stirn wurde schweißig und kühl. Die Garben wirbelten unter seinen Fingern, und das Gold wurde blau wie Nacht. „Sie können wohl nicht weiter, Mann?" höhnte der Besitzer. Johannes antwortete: „Entschuldigen Sie, bitte, es wird bald wieder nachlassen!" Und er arbeitete weiter bis zum Abend. Ein graues Gesicht trug er heim, das kein Lächeln fertigbrachte, obwohl er gerne lächeln wollte, wenn der kleine Musiker fluchte und zwischen Flüchen schwindsüchtig husten mußte. Er machte einen Bogen um die grüne Brunnenpumpe. Sein Gesicht wollte er nicht waschen, nicht die schöne Müdigkeit, nicht die häßliche liebe Gräue aus seiner Haut. Buttermilch und Käsebrot wurde ihnen aufgetischt. Er hatte noch niemals Hunger gehabt, das spürte er nun, er war noch niemals müde gewesen wie an diesem Tag. Ob der Herr in einer Kammer für sich schlafen wolle, fragte man ihn, denn sein feiner Anzug war beachtet worden. „I wo," sagte er heiser zur Magd, „ich schlafe im Heu," und sie dachte, das solle etwas Zotiges sein und streifte ihn mit dem nackten Arm. Er kitzelte ein bißchen ihre knorrige Haut, und als der Musiker, der es sah, verschämt lächelte, machte er ein weltliches Gesicht, welches sagen sollte: „Ja, ja, so bin ich!" Er war glückselig. Er hatte keine Junggesellenwohnung von drei Zimmern mehr, keine Bücher, keine Bilder, keine Möbel aus der Firma Zorn; er las nur noch Witzblätter mit ganz gewissen Sachen. Ein Landstreicher war er, der für Tagelohn schuf.

Er war ganz toll und verlogen; daß er auf der Flucht war, merkte er nicht.

Heufinsternis umfing ihn, Strähnen juckten ihn über und über und schlüpften unter sein Hemd, das burschenhaft offen stand. Sein Leib brannte, und die müden Schwielenhände quirlte er in die Bündel. „Holla," sagte er zum Heu und biß hinein, wie Pferde in reichliche Raufen, und bespaßte sich damit, zu niesen gleich einem vergnügten Füllen. Verschwunden, vergraben, auf einem Heuboden verschollen im nordöstlichen Winkel der Provinz. Süß duftete das Heu, er schlief ein.

Es folgten Tage, die dem ersten glichen und seine Hände mit Hornhaut tapezierten. Das Essen war ihm noch viel zu gut bürgerlich. Schüsseln, Teller und

Bestecke klingelten ihm noch viel zu sehr nach städtischer Art, ihm wäre das liebste etwas Breiiges gewesen, nahrhaft, derb, saure Bohnen zum Beispiel, in tiefem tönernen Troge in die Mitte des Tisches gestellt, und dann alle zusammen beim gemeinsamen Fraße, über das rohe Holz gelümmelt, Arm an Arm mit gierig vorgerecktem Kinn, und er Ellenbogen an Ellenbogen mit jener Magd. Nachts schaufelte er Heu über das Gesicht, und die Halme wehten schläfrig über seinem Atem.

Vor dem faulen Sonntag hatte er Furcht. Er konnte sich ihn gut ausmalen mit grellen Mädchen, blanken Herrschaftswagen und Mundharmonikas nah und fern, und es war ihm bange vor dem Idyll. Aber es kam zu keinem Sonntag, denn am Freitag abend schon wurden die hellen Garben fahl, und die Erde roch muffig zwischen den Stoppeln. Der Horizont vereiterte mit schwarzgelben Wolkenbeulen, und der Herr peitschte mit gemeinen Worten zu schleunigster Arbeit an. „Es wird regnen und wird lange regnen," das sagten alle Mägde, und dann waren die Städter unnütze Esser. Johannes griff herzhafter und hastiger zu, als wolle er zeigen, daß er nicht verdiene, so hart gestraft zu werden, aber als er gegen neun Uhr die Leiter zum Heuhaus hinaufstieg, hoffte er von diesem niederen Himmel gar nichts mehr, und in die süße Müdigkeit tropfte Bitternis und Ekel.

Er konnte nicht einschlafen, die Schwüle der Luft sog Schweiß aus seinen Poren, und dann fiel es herab, gleichmäßig, in langen Linien zuerst, die sich Zeit ließen, und traf an vieltausend Punkten aufs trockene pochende Dach, fiel, fiel und wurde niemals leidenschaftlich. Es regnete, und Johannes wußte, morgen früh würde er verjagt werden, abgelohnt und mürrisch noch zu einem Imbiß aufgefordert und dann davon! War wiederum Doktor, Feigling, Nichtschwimmer, Nichtturner, gescheiter Kopf, hatte wiederum eine Dreizimmerwohnung und eine verfluchte Braut, und er schalt sich, weil er nur dreißig Kilometer weit geflüchtet war und nicht dreitausend.

Ja, er merkte, daß er geflohen war, und ärgerte sich, daß er nur bis in einen Heuhaufen geraten und wieder hinaus. Wohin, wohin?

Und da kam die Katze, lang, weich und ihren Weg geräuschlos klimmend, witterte den Menschen und stellte ihm große, grüne Augen nahe vors Gesicht. Er erschrak nicht, vertraute sich dem stillen Tiere völlig an, abwartend und von einer warmen Hoffnung jäh überschwemmt. Er sah ihr ruhig in die Augen und spürte ihren spitzen kühlen Atemhauch, und nun setzte sie eine filzstille Pfote auf seinen Leib und horchte; hierauf die zweite, saß auf ihm, schwang sachte den Schwanz, der über seine Wangen puderte, legte sich, ringelte sich,

neigte den Kopf auf die Brust, schnurrte warme, lange Minuten, während derer er mit geschlossenen Augen ergriffen horchte, und dann schlief sie. Sie lastete mit Wärme auf seinem Leibe und ließ sich wiegen, und er fand mit den Händen behutsam an das tiefe Fell ihres Bauches. Sie zuckte nicht, sie kannte und liebte ihn schon, sie war sein geworden, und er lächelte Menschen und Städte aus seiner Welt hinaus. Geblieben waren nur die Tiere, die nicht sprechen, nicht lesen, nicht schreiben und von Ehre nichts wissen. Er wandelte unter ihnen, als einziger Mensch, den sie verehrten, weil er aufrecht ging.

Johannes schluchzte laut und faltete beide Hände über der atmenden Brust des schlafenden Tieres. „Einsamsein!" sagte er, als riefe er die Katze beim Namen, „Einsamsein!".

Das war die Ernte dieser heißen Tage, und das regnete nun herunter in dieser Nacht. Er kannte noch nicht die Straße, die zum Einsamsein führte, aber er fühlte in einer frommen erschütterten Ahnung, daß er sie finden werde, verließ noch in gleicher Stunde den Heuboden, schlüpfte am schläfrigen Gebell des Hundes vorüber und wanderte davon, der Bahnstrecke entlang. Es fuhr kein Zug vor dem nächsten Abend, doch er durfte nicht zaudern. Es mußte etwas Hilfreiches geschehen in der großen Stadt, dessen war er gewiß.

Züge mit Truppen rollten auf dem Damme und bewarfen ihn mit den fliegenden Rauten aus Licht, die erdwärts aus den Fenstern stürzten. Er blinzelte unter dem Licht und wandte den Kopf den schäumenden Äckern zu. Posten hielten ihn an, er legitimierte sich müde. Nach zwanzig Kilometern las ihn jemand vom Wege auf, wo er umgesunken war, zufrieden mit der Kälte und der Nässe, als seien sie schon das Angesicht des Einsamseins. Er wurde mit Grog zum Leben gebracht und gab nichtsnutzige Antworten. Einer sagte: „Von zwanzig Kilometern fällt er schon um!" Und prahlte: „Was würdest du erst machen feldmarschmäßig gerüstet, mein Lieber?" „Ja, das könnte ich wohl kaum schaffen," erwiderte Johannes, und die Soldaten lachten selbstgefällig und neideten ihm seine Freiheit nicht.

In einem Bauernwagen fuhr er heim, und als der Wagen über die ersten Katzenköpfe der Vorstadt hüpfte, beugte Johannes den Kopf ganz tief. „Was soll ich hier?" fragte er traurig. Alles war ihm schmerzlich während dieser absonderlichen Fahrt, die Menschen, die Häuser, die Namenschilder und die Steine des Pflasters, alles war ihm zu vertraut, zu schön, zu deutsch. Heimat war ein viel zu guter Sattel, und sogar ein schlechter Reitersmann fiel nicht heraus. Ihn ekelte Europas.

## VII. Auswanderer

Seine Wohnung war in keiner Linie verändert. Er saß verdrossen im Sofa und verspottete bitterlich die birkenen Möbel aus der Zornschen Fabrik, die schönen und friedlichen alle, die in einer scheuen Ecke ein ehmals freundliches Zeichen trugen: S. Z. Ja, S. Z. hatte sie alle entworfen, die schöne junge Dame, namens Susanne Zorn. Als Christus am Kreuze starb, barsten doch ein paar Gräber, und Tote standen auf, riß doch der Vorhang des Tempels, und die Sonne verfinsterte sich, aber nun stürzten Hunderttausende von Toten und Verwundeten auf die sommerlichen Felder, Schneiderlein waren Krieger, Schulmeister waren Heroen, Häuser wurden in die Luft gesprengt, Schiffe wurden ins Meer geschossen, Ungeheures begab sich, aber die Zornschen Möbel standen noch rein und fein. Rauch quoll aus den Schornsteinen, Kochenszeit war in Mitteleuropa. Johannes war müde. Alles blieb beim Alten und Ekelhaften.

„Warum wirkst du keine Wunder mehr, lieber Gott?" spottete er.

Dann schrieb er ein Gedicht, wollte es recht ingrimmig gestalten, aber der Ingrimm zerlief ihm zu Sehnsüchtigkeit.

### Auswanderer

Schwestern, Basen, Muhmen, Brüder und Schwäher,
Der Zigarettenkaufmann oder ein Kollege!
Mich ekelt vor euch, ihr geschneiderten Europäer,
Schmerzlich ist euer Gruß! Ihr verfinstert meine Wege!
Kopf und Glieder und Rumpf und europäische Tracht
Trag ich wie ihr! Bin ich euresgleichen?
O Gott, gib mir ein Zeichen,
Oder hülle über den Ekel des Tags deine Nacht!

Ich bin mit Europa blutsverwandt,
Das Kreuz des Heilands hat meine Seele verbrannt.
Sie leuchtet von der Renaissance in nackter Glut,
Sie poltert mit wittenbergischer Bauernwut.
Den Erdfeind hasse ich, Napoleon lieb ich auf Knien
Und möchte dennoch ausziehn und ihn ermorden.
Mein Blut schreit mit, was die Ahnenblute geschrien,
In jedem Tropfen bin ich geworden, geworden!
Ich bin zusammengeschweißt in der kaukasischen Schmiede,
Ich trage das Erbe Europas in jedem Gliede,

Aber mich ekelt vor meinem alten Blut.
Ja, ich bin euresgleichen!
O Gott, gib mir ein Zeichen,
Oder falte über den Ekel des Tags deine Nacht!

Auswanderer hocken vor ihrem Quartiere,
Sie glotzen dumpf und dunkel wie eingejochte Stiere.
Ihre Schuhe kleben von dürrem Erdenschorf,
In ihren Jacken haftet faſrige Spreu:
Das iſt noch Erde aus ihrem galiziſchen Dorf
Und iſt aus Bettelbuden galiziſches Heu.
Sie werden in Newyork betreten die neue Welt,
Sie werden nicht ſtaunen, ſie werden nur Arbeit tun.
Aus ihren Kleidern wird duften heimatliches Feld,
Heimatliche Erde wird rieſeln von ihren Schuhn.
Und in Amerika werden ſie Sonntag feiern,
Die Augen werden golden ſein und waren lange bleiern.
Sie ſingen in die Augen dem zappelnden Jüngſten:
Eia, eia, wir ſind im galiziſchen Dorf zu Haus!
Zu Hauſe iſt Weihnachten und Oſtern und Pfingſten,
Eia, eia, wir ſind im galiziſchen Dorf zu Haus.

Aber wo bin ich zu Hauſe? Überall ſind ich zurecht.
Alle gebildeten weißen Leute ſind mein Geſchlecht.
Ich miete eine Wohnung und ſage: Hier bin ich zu Haus!
Und wenn die Öfen ſchlecht brennen, ziehe ich wieder aus.
Ich habe Baſen, Muhmen, Braut, Brüder und Schwäher,
Sie rempeln mich freundſchaftlich an auf allen Wegen;
Der Zigarettenkaufmann verneigt ſich, es winken die Kollegen.
Ich möchte einſam ſein, und bin ein Europäer!

Ich möchte aus einem dumpfen Dorfe ſtammen,
Ich möchte Augen haben mit ſtumpfem Schein,
Und Kinder haben, und möchte ein Anfang ſein,
Und erſt die Augen meines Enkels müßten flammen!

Doch ich bin ihresgleichen.
Ich werde nicht entweichen!
O Gott, falte deine Nacht über den Ekel des Tags.

Johannes versäumte nicht, seinen Namen und das Datum unter das Gedicht zu schreiben, und war eine Weile rein froh, als ein Dichter, der wieder etwas fertig hat, fünf Minuten lang war er glücklich und las halblaut und mit Betonung; dann jedoch schrieb er an den Rand des Blattes recht schmerzliche Glossen.

„Oho!" schrieb er und lachte laut, weil er sich erkühnen wollte, den großen Napoleon zu ermorden. „Ich hätte ja vor seinen Augen Angst, und vor seinem Dreimaster fiele ich schon in Krämpfen um! Oho!" Und was begab sich doch in seiner edlen Seele, daß er der Kollegen so vom Kirchturm herab gedachte? Und was hatte Europa seinem Seelchen getan? „Holla! Freches Machwerk!" schrieb er zensierend unter das Manuskript. Europa war nicht aus schlechtem Holze geschnitzt. Europa war feldgrau und lief mit Gesang und Gelächter gegen den Tod, war ein Heldenvaterland, war ein romantischer Erdteil, völlig zureichend für dichterische Gemüter, gar nicht müde, sondern frisch und tapfer wie zu Zeiten Homers.

Johannes riß das Blatt in viele viereckige Fetzen, nachdenklich und ernst. Er spottete nicht länger, nur sehr verwundert war er, daß es ihm hatte beifallen können, eine Gloriole um seine Schwäche zu schleiern: armen Schlachtopfers Gloriole, bedauernswerten Gegenstandes europäischer Intrigen und Urahnensünden. Er runzelte die Stirn, unwillig über seine Verlogenheit.

Nur nicht herausschwindeln aus der klaren Qual, nur nicht schwindeln!

Da warf er sich übers Bett. Er hatte wieder ein gutes Gewissen, er tat dem braven Europa kein Unrecht mehr. Seine Seele war nicht dazu gemacht, Anfang zu sein; Enkel zu haben, besaß er kein Recht. „Kleine Kinder, Susannens kleine Kinder!" mußte er denken. „Habe du doch Kinder!" lächelte er in ehrlichem Verzicht.

## VIII. Die Versuchung

Johannes lag in nassen Kleidern über dem Bett, von Heugespinsten befasert wie von beregneten Haaren. Um die Mittagsstunde sprang die Sonne über den Schläfer und fächerte spitz und brennend um seine blassen Lider. Er blinzelte und spürte einen Kitzel in der Nase rumoren, meinte erst, das sei auch die Sonne, und lachte dann, schon wieder dem Schlaf zugleitend: das ist die Sonne nicht, sondern ist ein Schnupfen, ein Tröpflein Andenken an Getreide, Himmel und Katzentier. Er nahm es in den Schlaf mit, diesen Schnupfen als souvenir d'Europe oder muß es heißen: de l'Europe? Ein treuherziges und drolliges Abschiedsgeschenk in seinen Schlaf hinein, und sein Schlaf war

wie ein grasbeſtandener Abhang zwiſchen zwei Fichtenwänden, die vor Wind bewahrten, und den Abhang rutſchte er wohlig hinunter unendlich, unendlich!

Er ſchlief noch viele Stunden. Beim Erwachen erkannte er wieder, doch diesmal ohne Haß, die Möbel mit dem Zeichen S. Z., erkannte die große Schar ſeiner Bücher, und blickte endlich beluſtigt auf ſeine Stiefelſpitzen, zwei hohe Piks von Teneriffa, von allen Erdſorten des Regierungsbezirks überkleiſtert. Ihm war ſehr wohl, und für alle Dinge ſuchte er in dieſer Stunde ein kameradſchaftliches Wort, denn er glich genau einem Manne, der in tolldurchlebter Stadt alle Schulden bezahlt, alle vorwurfsvollen Mädchen befriedigt hat, und nun abreiſen darf, in ewige Ferien tief hinein.

Er wuſch ſich, ſprudelte und pudelte im ſchal aufſchäumenden Waſſer und ſeinen nackten dünnen Armen war er gewogen. Ihnen war von jetzt ab nichts mehr vorzuwerfen, von ihnen wurde nichts mehr gefordert. Ferienſchlummerzeit bot ſich ihnen dar. Er wollte heut noch einmal durch die Straßen wandern und es mit allen Qualen genug ſein laſſen für dieſen Tag. Dem Böſen entrann er doch nicht, das wußte er gut.

Aber um dieſe Stunde hatte ſich Suſanne Zorn ſchon aufgemacht und ging zum drittenmal den Weg zu ihm, zum drittenmal auch mit der großen Hoffnung, ihn zu finden und dann zu zwingen. Es war ihr nicht gegeben, am Gewöhnlichen und Verjährten, das jedem ihrer Schritte begegnete, an Kolonialwarenläden, deren Schilder ſie las, an Menſchen, die ſie grüßten, am geräuſchvollen Betriebe, der auch im Kriege nicht ſtumm ward; es war ihr nicht gegeben, an all dieſem Gebliebenen zu erkennen, daß ſie ſelber eine Neue war. Verlernt hatte ſie, ſich zu beſinnen, bedeutungslos und ſchemenhaft erſchien ihr das Gewöhnliche, und ſie war dem Sonderbaren verfallen: einer großen Liebe und Begierde. Sie ſchritt ſeine Treppe ohne Erregung hinan als einen vertrauten Weg. Sie klingelte, und ihr Herz ſchlug ſchwer, aber nur aus Furcht, vergeblich zu kommen, ſonſt aus keinem Grunde. Als er ihr auftat, erſchrak ſie auch nicht, daß er einem Straßenläufer und Grabenſchläfer glich, ſie fand ſich ohne Frage in das Fremde und Beunruhigende, ſchaute nur in ſein Geſicht, deſſen aufſteigende Angſt ſie nicht bemerkte, und ſprach:

„Johannes, ich hatte ſolche Sehnſucht und ſolche Angſt, du hätteſt dir was angetan!“

Sie lächelte, als ſie das ſagte, ein Kleinmädchenlächeln, kein Damenlachen, ſondern wahrlich voller Sehnſucht und von vielen Wünſchen befrachtet und ſogar ein wenig keck. Sie merkte nicht, daß er erſchrak, und daß ſeine Hände, von ihren Fingern umbettelt, Luſt bezeigten, hinter den Rücken zu flüchten.

Sie vermochte das alles nicht zu sehen, hatte keine Zeit dazu und auch keine Zeit, sein blödes Schweigen zu deuten, denn alle Sekunden in dieser Stunde der scheidenden Nachmittagsonne waren nur dazu da, daß sie sich freue und laut lache vor Glück, damit sie nicht weinen müsse. Die vielen Tage, die ohne ihn gewesen, mußte sie einbringen in dieser Stunde, und die Angst mußte völlig erlöschen.

Im Grunde sagte sie nur immer: „Ich bin froh," und indem sie diese Worte und diesen Sinn immer wieder sagte und fühlte, wurde ein irrsinniger Silbenreigen daraus, sinnvergessen, „ich bin froh", und bedeutete etwas Neues, das noch zu schwer für ihre Mädchensprache war: „Nacht und Beidirsein"; doch weil die Sprache noch unwissend war, indessen die Sinne schon alles wußten, beließ sie es bei diesen paar armen Worten. Die Hände aber taten schon anderes, vollbrachten schon das Neue, faßten an seine Arme, tasteten auf seine Schultern, und dann gruben sie sich hinein. Da wurde Johannes zurückgedrängt von ihrer Kraft und Inbrunst, willenlos, angstvoll und ohne Rat, und er beteuerte es unaufhörlich vor sich selbst: „Etwas muß unbedingt geschehen!"

„Johannes," sprach sie, und es klang wie Bitte, aber er wußte, daß nicht sie die Schwache war, die bitten mußte. „Liebster!" sagte sie auch, als wolle sie sich beschenken lassen, aber er wußte, daß nicht sie die Ärmere war.

Sie kniete vor ihm, ihr Haupt war wie ein Keil in seinen Schoß gerammt, und sie küßte seinen Schoß. Niemand konnte ihre Augen sehen, sie waren vom Tuch seines Rockes blind. Unsichtbar war ihr Mund. Susanne mauerte die beiden Hände neben ihren Kopf, sie löste ihr Haar und flocht es behütend gegen das Licht, und erst, als sie in Wärme und Finsternis lag, war es ihrem Munde gegeben zu sprechen, und sie sprach in das Dunkel seines Schoßes.

„Johannes, heiraten wir doch bald! Ich bleibe heut bei dir!"

Wiederum erwartete sie keine Antwort, sie wiederholte nur die gleichen Worte, als freue sie sich, sie endlich gefunden zu haben. Johannes aber hob beide Arme hoch, um der Berührung, die er spürte, zu entrinnen, und sah auf ihr tolles Haar mit Entsetzen hinab.

„Ach, du liebst mich sehr?" flüsterte er mit hoher Stimme.

Sie nickte mit dem Kopf in seinen Schoß und lachte sanft. Er fühlte ihr Lachen in kleinen Stößen warmatmig an seinen Beinen.

„Ja, ich liebe dich sehr!" sagte sie.

„Aber ich — —" antwortete er und ließ seine Hände auf ihre Schultern stürzen.

„Was denn?" fragte sie. „Was denn?"

„Hast du denn ganz vergessen?"

„Den Vater, meinst du, Johannes?"

„Nein, nein, nein! Weißt du nicht mehr, ich darf doch nicht?"

Sie preßte sich inbrünstiger an ihn und lachte:

„Wenn wir doch bald heiraten?"

Da sprang er auf und flüchtete vor ihr.

„Ich darf mich nicht lieben lassen," schrie er zornig, „ich habe es mir verboten. Ich habe dir doch deutlich gesagt, warum!"

Er machte ein strenges Lehrergesicht.

„Weil ich doch ein Feigling bin und gar nicht ein Mann," sprach er ungeduldig.

Als es gesagt war, und nun die Stille hereinbrach und Susanne sich erhob, zerzaust und weinend wie eine geprügelte Frau, begann er zu zittern, weil er alles erschaute, daß eine ihn um Liebe gebeten und ihren schönen Leib ihm dargeboten hatte, und es war nicht irgendeine, sondern ein unheftiges kühles Weib und hatte sich dennoch vom Geheimnis peitschen lassen müssen, die Straßen entlang, bis in sein Haus. Er sah das Geheimnis leibhaftig auferstanden, Schuld und Begierde und Wahnwitz und große Szene waren keine gedruckten unwahrhaftigen Worte mehr, sondern lebendige Wesen. Das Sonderbare ging durch die gemeinen Straßen des nüchternen Tags, es trug keine heroischen Gewänder, es schritt in geschneiderten käuflichen Kleidern, nach Modeschnittbogen genäht. Große Dinge begaben sich noch immer wider den Alltag. Die Natur war noch nicht tot.

Er trat vor das Mädchen, küßte es lange und sprach:

„Alles, was ich tat und sagte, war unruhig und ohne Form. Jetzt weiß ich es schlicht: Ich muß einen Weg gehen, der führt nicht zum Seligsein. Ich war auch als kleiner Junge schon danach geschaffen. Wer sich so viel schämte, wie ich mich geschämt habe, der muß umkommen am Ende. Das ist so!" schloß er in einfacher Trauer.

Sie schwiegen beide.

Nach langer Zeit sprach er wieder:

„Ich liebe dich wahrscheinlich gar nicht, sonst wäre ich doch jetzt sehr glücklich gewesen. Es gehört nicht zu mir, jemanden lieb zu haben. Ich muß mit einem Thema fertig werden, für euch habe ich keine Zeit."

„Du glaubst nicht? — —" fragte sie in schwerer Gefaßtheit.

„Nein, du kannst mir nicht helfen. Bleibe noch eine Weile bei mir."

Sie saßen nebeneinander, ohne sich zu berühren.

„Was wirst du jetzt beginnen," fragte er, „ich habe Sorge um dich."

„Ich werde arbeiten, Johannes, und nicht, um zu vergessen; vergessen will ich nicht. Ich habe meine Arbeit lieb, und ich habe auch den Vater. Aber wie wirst du denn fertig werden?"

Er antwortete: „Ich bin sehr glücklich. Arbeite du, so ist es gut. Ich weiß auch, was ich tue. Ich werde nach Indien fahren und will Mönch sein! Ich habe vorher noch nie daran gedacht, jetzt, während du sprachst, wurde es mir offenbar, und ich muß darauf gewartet haben, sonst könnte ich jetzt nicht so glücklich sein."

„Wirst du sehr bald fahren?" fragte sie.

„Ja, sehr bald. Das ist das beste. Habe keinen Kummer um mich. Ich bin glücklich, ich habe keine Schuld mehr."

## IX. Das Buddhaläbchen

Johannes saß bis tief in die Nacht, und anfänglich dachte er nicht viel Bestimmtes oder Gescheites; er war nur glücklich, wie ein Knabe vor großem Fest. Er lehnte sich zurück, faßte mit beiden Händen sein rechtes Bein, wiegte sich, wiegte sich und hatte glückliche Augen.

Wo war der Mann, Karl Lazarus? Ehedem Buchhändler in einem schmalen finsteren Lädchen? Er war in Burma und trug das gelbe Gewand.

Buddhaläbchen, schmal und dunkel! Es lag in der Katharinenstraße, unscheinbar, ein Antiquariätchen. Studenten waren dort gute Kunden. Sie kamen mit frommen, biederen Augen und schüttelten dem jungen, graugesichtigen Mann die Hand. „Ah, neue buddhistische Literatur!" taten sie eifrig. Der Graue sprach in künstlicher Zurückhaltung: „Wie, Sie interessieren sich?" Und da log man, im Schopenhauer habe man Schönes von Buddha gelesen, eine wahre Sehnsucht fühle man seitdem, und dann ließ man es geschehen, daß Lazarus seine Seele sperrangelweit auftat, ahnungslos, ein keuscher Narr, und man hörte ohne Ehrfurcht sein frommes Bekenntnis: „Alles ist Leiden!" Ließ ihn schwatzen, den Hüstelnden, den Schwachen an Leib und Seele, und war nur erpicht, ihn immer dreister ins Bekennen zu verlocken und ihm am Ende guten Abend zu wünschen und ihn beiläufig zu bitten: „Würden Sie mir den Casanova bestellen? Zahlen kann ich freilich erst später!" Und man schämte sich nicht vor dem guten Lächeln des Mannes, der liebenswürdig in sein unordentliches Buch schrieb, und den Kunden bis an die engbrüstige Ladentür geleitete und ihm

freundlich nachrief: „Lassen Sie sich bald wieder sehen, damit wir weiter darüber sprechen!"

Karl Lazarus, Mensch! Johannes schloß die Augen, die sich im Lächeln fältelten, um ihn deutlich vor sich zu sehen, den arm Gekleideten, der manchen Tag nur einen blauen Briefumschlag mit ausländischen Marken losward und auf ein Zweimarkstück mit Mühe herausgeben konnte. Seine Stimme hätte er jetzt so gern gehört, in diesen Sommerabend gehörte seine Stimme gut. Glich sie nicht einem weichen dicken wolligen Löschblatt, das alles Kräftige und Farbige auffaugte und ins Wolkengestaltete und Unbestimmte verwusch?

Wie konnte er überhaupt die Ladenmiete bezahlen, und wie ernährte er obendrein seine Mutter? Oh, sie aß reichlich und gut, aber Lazarus aß nur Reis, und nur selten wurde der mit Zucker bestäubt.

„Und niemals Fleisch, Herr Lazarus? Ich brächte das gar nicht fertig!"

Lazarus lächelt. „Herr Doktor," spricht er löschpapieren, „im Fleisch wachsen begreiflicherweise erst die Lüste, und das sind wiederum die Leiden und die Sünden. Ich brächte es nicht fertig, Fleisch zu essen. Warum fressen Sie denn keine Menschen, Herr Doktor. Es sollte Ihnen doch auf einen Mord mehr oder weniger nicht ankommen! Da Sie ja doch mit solcher Wollust gemordete Tiere fressen?"

„Haha," lacht Johannes. „Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie den Begriff des Lebendigen viel zu grob auffassen? Meinen Sie denn im Ernst, lebendig sei nur alles Sechs- und Vier- und Zweibeinige, alles was krabbelt und läuft und hopst? Und wenn ich Ihnen sage, daß dieser Reis da etwas Ermordetes ist, und daß die Pflanze lebendig ist gleich Ihnen und mir?"

Dann muß Lazarus freilich erröten. „Ich kann Ihnen nicht antworten, Herr Doktor, ich bin nicht gebildet genug, Sie wissen es, und es macht Ihnen Spaß, mich in die Enge zu treiben. Aber Sie können's nicht. Auch der Meister aß Reis, er wußte, warum er es durfte. Ich bin nicht so weise wie er, aber einmal bin auch ich Buddha und werde es wissen!"

Johannes haut gutgelaunt auf den Ladentisch. „Aber Lazarus, Sie sind mir ein schöner Katholik; weil's der Papst gesagt hat, wird es schon stimmen!"

Lazarus legt seine löschpapierene schlaffe Faust auf Johannes' Arm. „Freilich," gesteht er, „freilich, vieles ist blinder Glaube in mir. Doch unterschätzen Sie nur den Glauben nicht. Er führt zur Liebe und damit zur Weisheit." — —

Johannes duckte sich tief in die Sofaecke, hingegeben und voller Sehnsucht. — —

„Ein bißchen von Ihrem Glauben schenken Sie mir!" spricht er in den Abend. Er weiß sehr gut, daß er niemals so innig glauben könnte, er ist, so meint er, viel zu klug und sauer dazu. Es schmerzt ihn nicht, er liebt den Frommen ohne Neid.

„Lazarus, Sie verrückter Kerl," spricht er über den Ladentisch, „gestehen Sie's doch selber, wenn einer hereinkommt und gibt Ihnen eine Ohrfeige aufs rechte Ohr, halten Sie ihm dann auch das linke hin?"

„Ich hoffe," antwortet er, „ich weiß es nicht genau. Es ist noch viel Böses in mir, vielleicht würde ich den Angreifer schlagen. Aber denken Sie ja nicht etwa," sagt er eifrig, „daß meine Duldsamkeit von Christi Art ist." Er stottert, weil das Gebiet schwierig wird. „Christi Liebe", sagt er, „ist eine blinde Liebe, möchte ich's nennen; wir aber dulden aus einer Liebe, die offene Augen hat, aus Weisheit dulden wir. Denn ich weiß, wer mich schlägt, der schlägt sich und wird sich noch oftmals schlagen, und würde ich wiederschlagen, dann schlüge ich mich. Denn du bist ich, und ich bin du. Und wer mich schlägt, der nimmt in seine Seele eine Ursache auf, Herr Doktor, als ob wir nicht schon genug fortwirkende Ursachen und klammerndes Leben in der Seele mit uns schleppten, Daseinszugewandtes, Bejahendes! Verstehen Sie mich recht! Ich schlage nicht zurück, bin eine Ursache glücklich wieder los, bin leichter geworden, ich habe verneint, habe einen kleinen Schritt getan, und so werde ich einmal so leicht sein, daß ich hinüberwehen kann in die Erloschenheit! — Was würden Sie tun?" spottet er milde, „Sie würden den groben Menschen fordern, wie?"

Johannes nickt errötend. „Das würde ich allerdings tun," lügt er verlegen.

„Ja," lacht ihn Lazarus aus, „Sie würden einen Schritt rückwärts tun, weil Sie der Weisheit nicht teilhaftig sind!"

„Aber die Ehre, Herr Lazarus?"

„Ehre, Ehre, Ehre," antwortet er, „ist das überhaupt ein Ding? Und wenn es eins ist, dann ist es eitel, hinfällig und geht vorüber. Auch so ein morsches Brett im Sansarahause. Ihr hängt daran und zappelt mit den Beinen in der Luft, pfadbegierig, und findet doch den Pfad in alle Ewigkeit nicht. Laßt den Balken los, laßt alle Balken los! Reichtum, Frauen, Ehre, Herr Doktor, glauben Sie denn wirklich daran? Aber freilich, Sie sind ja mit dem reichen Fräulein Zorn verlobt, nicht wahr?" — — —.

Wiederum duckte sich Johannes, nun war die Nacht schon da. Wo bist du, Lazarus? Unter burmesischem Himmel, funkelnd bestirnt! „Ich glaube noch immer ein wenig daran," sagte er laut. — — —

„Lazarus, ich muß Sie schon wieder interviewen. Das ist doch Unsinn, alles sei Leiden! Es geht doch sicher kein Tag ins Land, an dem nicht auch Sie so etwas Ähnliches wie glücklich sind?"

„Weil meine Sinne leider nicht tot sind, Herr Doktor, aber meine Erkenntniskraft sagt mir, daß sie lügen, und daß ich dennoch leide! Das weiß ich durch die Betrachtung."

„Betrachtung! Sind Sie der Ansicht, daß man sich hinsetzen kann mit der festen Absicht, zu betrachten, gleichgültig was; und so hockt man, und die Glieder schlafen ein, und man betrachtet, betrachtet. Was ist das: Betrachten?"

„Ei," entgegnet der Schalk, „gehen Sie doch unter der Promenade dahin und betrachten Sie die Blätter! Können Sie jemals fertig werden damit?"

„Und weil sie welken, soll ich traurig sein und sagen: Alles Leben ist Leiden? Der Sommer kommt wieder und der Herbst freilich auch, aber beide sind schön! Sie lieben zu wenig, Lazarus! Ich liebe auch das Verwelkte, auch das Gestorbene. Ja, auch der Tod ist zum Lieben da, alles was da ist, ist der Liebe wert!"

„Der Liebe wert und muß doch vergehen? Und Sie sagen das auch nur, weil Sie ans eigene Sterben nicht denken. Der Tod ist Leiden!"

„Ja, und weiter, weiter?" schreit Johannes ärgerlich.

„Nun, lohnt es sich also?" fragt es ohne Schmerz zurück.

„Ich werde Ihnen die Wahrheit sagen," ruft Johannes zornig, und er erscheint sich ziemlich gewaltig dabei, weil er meint, er habe alle Torheit der Verneiner in einem Teekessel zusammen. „Ihr hängt so jämmerlich fest am Schönen, so geil und gierig seid ihr darauf, daß ihr es fürs ganze Leben haben wollt und das Leben für die ganze Ewigkeit. Gerade eure Sinngebundenheit beweist ihr durch das Verneinen. Habe ich recht?"

Lazarus sieht ihm in die Augen. „Sie haben recht," sagt er. „Aber glauben Sie denn, die Sinnesfesseln lockern zu können, wenn Sie immer tapfer draufloslosbegehren und drauflosliebeu und alle Vierteljahre auch einmal drauflosverzichten? Unsere Sehnsucht nach Nirwana wurzelt in der Unfreude am Sansara, denn wir sind Menschen. Wir wollen darüber hinweg, sonst nichts."

„Schießt euch doch tot, meine weisen Väter!"

„Das wäre Verzweiflung um der großen Begierde willen."

„Jesuit, Jesuit, ich pfeife darauf."

„Sie haben Furcht, aber Sie kommen noch zu uns!"

Johannes schlägt die Ladentür zu, in die Sonne springt er, jeden Bürger der Straße liebt er, und jedes Mädchen spricht er heilig um ihrer Anmut willen. Und Mönch ist ein Schimpf und ein Fluch! — — —

Johannes Esse atmete erregt im Gedenken an jene Stunde.

„Du irrst," sprach er laut in der Dunkelheit, „das Leben ist selig, aber jeder muß es sich erst verdienen!" — — —

Die Mutter des Lazarus war seit einem Jahre tot. Der Sohn verkaufte seine Scharteken zu Schleuderpreisen. Ein kleines Heftchen ließ er drucken, das hieß: Pabbajjâ, der Gang in die Heimatlosigkeit. Es war sein Vermächtnis an Deutschland, an Europa. Es rief: „Reißet die Wurzeln aus, reißet die Wurzeln aus! Alle Heimat ist Bitternis!" Dann reiste er nach Burma, um das gelbe Gewand zu tragen. Seinen schwarzen kohlenäugigen Kater, der den dummen Namen Schnuckel hatte, nahm er mit. Er liebte ihn, aber wenn ihn ein Fuhrmann überfahren, wenn ihn ein Hund zerbissen hätte, würde er nicht geweint haben, und die versteckteste Traurigkeit hätte er sich verboten.

## X. Der Hymnus

Die Nacht war so finster und füllig, daß Johannes seine Beine nicht mehr sah; finster war jegliches, Wand oder Holz, Polster oder Leib, und die Hände, die noch schimmerten, steckte er in die Tasche, damit nichts anderes mehr in der vollendeten Nacht bestünde als seine Seele, die träumte.

„Pabbajjâ," sprach er leise und kostete jeden Laut des sonderbaren Wortes in seiner Fremdheit und Verheißung aus. Es war ein seltsames und auch ein spaßiges Wort; Lallen und Gesang war es in einem, und die Seele, die in der stillsten Nische der Nacht saß, war sprachenkundig genug, um sich einer philologischen Seligkeit begeistert zu ergeben.

Alle Worte der Erde traten die große Pabbajjâ an, alle nach Indien, aber es war kein Gang in die Heimatlosigkeit, sondern die sehnsüchtige Heimfahrt erwachsener Wesen, umgestaltet und ungestalt durch die Mühle der Jahrtausende, und wanderten alle auf die schöne Wiese zurück, darauf sie einmal ersprossen waren wie Blumen und Gras.

Aller Seelen Heimat ist Indien, und wer dorthin heimkehrt, wird die Sprache nicht erlernen müssen, sondern eines Tages erwacht er, von einem braunen Manne angeredet, begreift sogleich und gibt ohne Mühe Antwort, und wird es erbebend spüren: Ich spreche wieder Worte meiner Heimat, ich bin erlöst!

„Sakuntala," sprach Johannes und wußte im Augenblick kaum, ob das ein Weib, eine Stadt oder einen Gott besage; er gab sich nur dem Wort hin, wie ein nackter entzückter Leib, den das Meer trägt und schaukelt und den die Sonne bescheint. Dann sprach er auch „Savitri", ein Wort aus Tausendundeinenacht. Des Märchens entsann er sich nicht mehr, darinnen dieser Name ge-

läutet hatte, aber das linde Feuer einer glückseligen Knabenstunde schlug schwesterlich in die Tiefe dieser Nacht, und ein Frauenname war es sicherlich! Savitri, Savitri!

Hierauf rief er mit lauter Stimme den eigenen Namen: „Johannes Effe" und lachte ihn von Herzen aus. Kein Singvogellaut war es! Wie Hölzer klang er, die gegeneinander knirschen; umgewandelt sollte er werden, von der Sonne geläutert und vom Rasen des Südens umwuchert, bis seine Formen erweichten.

So war es sachte und unbemerkt und wie ein Zufall gekommen, das große Glück und Wissen um den rechten Weg.

Zu dreihundert Millionen fremden Menschen führte er hin, die seiner nicht achteten. Es gab keinen Besseren und keinen Schlechteren dort, denn alle waren sie Fremde, niemals seinesgleichen. Waren Menschen, die auf dem gleichen Erdreich wandelten wie er, und waren doch gar nicht da. Er wollte niemals mit ihnen reden, er wollte die Sprache ganz verlernen und nur selten im Jahre ein Feiertagswort sagen: Savitri, oder Sakuntala, oder Buddha, erhaben über alle sinnliche Bedeutung. Die Tiere würden ihm vertrauter als die Menschen sein, und seinem Wesen am nächsten stünden die Bäume und die Blumen, die Niebefragten, die Immerstummen, die in Seligkeit da sind und ohne Klagen sterben.

Krieg, wo bist du, Ehre, Kraft, Wille, wo seid ihr? Seid ihr denn überhaupt? Einmal habe ich euch geträumt. Farben wart ihr in meinen kranken Augen. Heldentum und Feigheit sind nur Regenbogenlichter, mit den Händen niemals zu erfassen und nur von den Toren als Dinge geachtet. Wirklich sind nur die Blumen, die Luft, die Wärme und ich in ihnen, wirklich und lebendig nur für eine bestimmte Zeit. Nur ein müßiges Atmen und Spüren der eigenen Sinne ist übriggeblieben, dann weht das Sterben über die Erde, und gar nichts ist länger da!

O Tod, o Nirwana, o letztes Glück, auf dem Schlammgrund des tiefsten Meeres, von acht Meilen Flut unüberwälzbar übermauertes Glück des Nichts!

Ich wandre im gelben Gewande, und es wird nur aus Flicken genäht sein. Ich trage meine Gabenschüssel in der Linken, und den Wasserseiher trage ich am Gurt, und jeden Trunk will ich sieben, daß mein Durst nicht zum Mörder an winzigen Tieren werde. Und wenn die Menschen Gift für die wilden Hunde streuen, dann will ich die Hunde locken und sie an einen besseren Ort geleiten, denn ich bin du, und du bist ich! Wenn mich hungert, bettle ich stumm mit der Gabenschüssel, und sie wissen, daß ich Buddhas Kind und Diener bin, werden

Reis hineintun oder Linsen, oder sie sprechen: „Vater, komme!" Und vor der Tür ihrer Häuser esse ich mein Mahl. Ich werde niemals mich sorgen: „Wo werde ich schlafen?" Denn wo wohnt der Mönch? Im Walde, auf Bergen, in Höhlen oder Hütten. Hütten haben die Frommen an allen Wegen für uns erbaut. Schweigend trete ich unter ihr Dach, Gelbgewandete sind drinnen, und ich lege mich neben sie und schlafe. Jeder Tag ist des anderen Tages Zwillingsbruder. Nur einmal werde ich erschüttert sein vom Gewitter des Südens, Monate werde ich nicht mehr kennen und des Gesichtes der Jahreszeiten nicht achten. Ich werde am Meere stehen und nicht fragen: Wohin jetzt? Ich werde mich wenden und weitergehen, eine Stunde an einem Tag, sechzehn Stunden am zweiten, und manchmal keinen einzigen Schritt, denn mein Ziel ist nicht zu erschreiten. Aber Wanderschaft ist mein Wesen und sie ist meiner Sehnsucht Ebenbild. Niemals komme ich ans Ende der Erde, das ist meine Seligkeit. Ich werde vor den Füßen eines Gebirges stehen, Gletscherwind weht mich an; aber ich frage keinen: Wie nennt ihr das Gebirge? Und heißt doch Himalaya in der Sprache der Menschen; mir aber gilt er wie ein vergängliches Gewölk, dem auch kein Name geschenkt wird.

Einmal auch sehe ich ein schönes Weib, das über den Rasen mit nackten Füßen geht, aber ich werde ihrer nicht begehren, ich werde ihrer nicht begehren, und ihr gälte es doch gleich, wer ihren Schoß selig macht, ein Edler oder ein Niederer.

Und ich wandre zur Rechten und wandre zur Linken, heute ans Meer und morgen vor den Fels, und werde einmal ein Greis sein und am Ende ein Leichnam, und keiner kennt ihn, so wie auch die Wolke von keinem gekannt und genannt wird.

Johannes weinte lange Zeit vor Glück. Wäre doch die Erlösung ein Wesen mit einem Leibe, so sehnte er sich, damit ich knien könnte und ihr Gewand mit der Stirne küssen!

## XI. Der Befund

Er war zu dicht umsponnen.

Kein Schlaf vermochte das Gespinst mehr zu lockern, und der Tag, der heranbrach, berstend von Sonne und deutscher Himmelsmilde, konnte es nicht mehr durchleuchten. Kein Gelächter sprang aus seinem Herzen, es juckte ihn nicht in den Händen, einmal an die Stirn zu schlagen, klatschend und mit gesundem Schmerz, und schallend zu sagen: „Was ist denn los mit mir?" Und seemannsmäßig und naturburschenhaft „Hallo" und „Ahoi" zu rufen, und

in den quicken Sonnenalltag mit straff gemuskelten Beinen zu springen. Er geriet nicht auf den heilsamen Gedanken, daß ein preußischer Feldwebel ihm ganz Indien in Fetzen gehauen hätte. Das war sein Geschick, sich einsam zu fühlen und von Gott erlesen zu einer besonderen Qual. Er entrann nicht mehr.

Er erwachte nicht fröhlich, rieb sich nicht die Augen, schüttelte sich nicht, sondern er war sogleich feierlich und ein stiller Mann, und als er auf die deutsche Straße hinaustrat, redete er sich nicht etwa ein, daß er friere, sondern ihn fror wahrlich wie einen Singhalesen im nordischen zoologischen Garten. Die Sonne lag in dicker Schicht auf Zement und Granit, Menschenstiefel und Pferdehufe wateten in Sonne an jenem Tage, und die Mädchenfüße leuchteten durch die lockeren Geflechte der Strümpfe. Die Sonne kümmerte sich nicht um den großen Krieg, aber an diesem Tage waren die Bürger alle ihrer schweren Sache gewiß. Ein großer Sieg mußte schon irgendwo liegen, auf einer großen Wiese im warmen Grase. Nächstens mußte er aufspringen, über Stachelzäune flanken und durch die hellen Straßen laufen. Aller Augen funkelten: Kaiser und Reich, Kaiser und Reich!

In dieser Sonne fror ihn. Er blickte zu Boden und schätzte es keineswegs hoch ein, daß seine geblendeten Augen schmerzten. Ihn dürstete nach einer viel feurigeren Sonne. Er zitterte vor Begierde, wenn er „Indien" dachte. Südlandsgeil war sein Herz. Als er über Asphalt ging, war es, als hafte der Boden an seinen Sohlen, und es roch leise nach Teer. Er soff den Geruch. Er haßte seine ledernen Stiefel, er war schon toll nach dünnen Sandalen, und indische Erde konnte er sich sehr sinnlich einbilden, wie sie in tausend Poren der Haut sticht, mit tausend glühendheißen Krumen.

Mit den Spiegelscheiben und den Messingstangen vor den großen Läden war er zufrieden. Funkelnder Tumult raste in Glas und Metall. Zuweilen stand er still, um die Hände an das überkochte Messing zu legen, und dann rann die Wärme aus seinen Handflächen wie eine Flut über seinen ganzen frösteln-den Leib.

Vor der großen Südfruchthandlung blieb er lange stehen. Orangen lagen hinter der kristallenen Scheibe, Kugeln aus Feuersbrunst, und Zitronen in makellosem Gelb; sie waren schön und wunderbar, aber sie waren ärmlich neben den Bananenbündeln, an dicken Schäften Frucht bei Frucht über starke Haken an die Pfosten der Tür gehängt. Zottige Kokosnüsse füllten einen tiefen Korb, und Ananas mit Blätterschöpfen lagen schwer zwischen Äpfeln und Birnen.

Was sind Äpfel und Birnen und Kirschen? Winzige Krüppelkinder einer entkräfteten Sonne, Früchte mit englischer Krankheit und krummen Beinen! so

spottete Johannes, und alle Liebe schenkte er den Großen, den Seltenen, die reich an Säften sind, den Früchten der Länder, wo die nackten Menschen wandeln und ernten und niemals säen. Sonne und Himmel in Süße und flaumiges Fleisch verwandelt, in Süße, die wie Wein brennt und rauchig ist, Sonne und Himmel sind in den Früchten des Südens!

Da gibt es Lehrer, die den Kindern von der Natur erzählen, und sind bezahlte Lügner allesamt. „Brotfruchtbaum" plappern die Knaben und Mädchen und wissen nicht, daß sie vom Wunder reden. Johannes wird an ungeheuren Stämmen horchen, Verwandlungen wird er hören, Früchte wird er auf seinem Wege finden, Gott selber streut sie vor seine Hände und heißt ihn nehmen und essen. In wenigen Wochen wird er in Indien sein.

„So ein schönes Land!" jubelte Johannes. Er fand an diesem Tage keine tieferen Worte für sein Glück als nur diese.

Das war auf dem Wege zum Generalarzt, zur Kommandantur und zum Kommissariat. Es bereitete ihm ein gewisses heimtückisches Vergnügen, noch einmal mit dem Organismus, aus dem er schied, in Verhandlung zu treten, mit dem nordischen, kalten, begriffbeladenen Vaterland.

Er habe gewiß unsinnig geraucht, meinte der Arzt, sein Herz sei, gelinder könne er das nicht benamsen, einfach zerrüttet, auch gäben seine Nerven dem Herzen nichts nach, und für den Krieg, selbst in seiner bürolichen Abart, könne man ihn nicht verwenden.

„So, ist es so schlimm?" fragte Johannes ohne Kummer.

„Ja, es ist sehr schlimm. Ungestörtheit, großes Meer, großer Himmel, das dürfte Ihnen heilsam sein."

„Großer Himmel?" lächelte Johannes, aber er verriet nichts.

Er erwog nicht, was geschehen wäre, wenn dieser Mann gefunden hätte: Als Landsturmmann tauglich. Er war nicht im geringsten verwundert, daß alles sich fügte, und er dachte auch nicht an die Engländer, die ihn fangen würden, nur an das Schiff dachte er, als sei ein Schiff aller Geborgenheit Inbegriff.

Doktor Johannes Effe erhielt einen Auslandspaß. Deutschland verlor nichts an ihm. Es gab dem Schwachen den Paß ohne einen einzigen erstaunten Aufblick.

Nach drei Tagen reiste Johannes ab.

## XII. Pabbajjâ

Daß am Tage seiner Abfahrt Regenwetter hereinbrach und die heimatliche Stadt unschön machte, half ihm viel; er aber wähnte, daß er Deutschland ohne

Schmerzen verlasse, und mit geschlossenen Augen reiste er die ersten Meilen, um die Menschen nicht sehen zu müssen, unter denen auch ein Verwundeter war. Aber als er in die Nähe von Breslau kam, sammelte sich um die Türme, die in grauem Brodem standen, ein blauer Dunst, der Klarheit verhieß, und als er zwischen den ersten Drahtverhauen hindurchfuhr, funkelten die beregneten bösen Stacheln schon in unverhohlener Sonne, und als er das Getöse vernahm, das von den ersten Straßenfronten herauf über den Bahndamm schwappte, tat er die Augen auf, überwältigt von einer sonderbaren Begierde, die gedrängten Häuser der Menschen zu sehen. Er mußte blinzeln, weil alle Scheiben brannten, und dann erschrak er, denn aus vielen Bodenluken schoben sich Arme und zwängten geballte Bündel heraus, und Köpfe sahen aus dem Gemäuer mit lustigen Augen, und die Fäuste öffneten sich zu gespreizten Fingern, aus denen es rauschend hinabfiel, breit und viele Meter tief, und wollüstig auf der blauen Luftflut segelnd, schwarz-weiß-rot, Fahne bei Fahne, Haus bei Haus, überall Fahnen. Die Menschen drehten die Köpfe in den Nacken, kindlich schauten sie drein, glückselig; und die Männer lachten über und über. Blaue Fahnenschatten taumelten über die Gesichter, über die Gefährte und das Pflaster. Gesang und Wehen flatterten über die Stadt, alle Geräusche wurden sanfter und bescheidener, alle Dinge lauschten, weil die Fahnen knisterten. Die breiten Straßen, die gegen die Bahnstrecke führten, waren ganz eng und traulich geworden, eingebauscht von beiden Seiten, und hatten ein frühlinghaftes Wesen, gleich überblühten Pfaden in alten Gärten.

Die Menschen des Eisenbahnzuges, der auf hohem Walle durch das Festliche fuhr, zuckten vor Glück und hatten die unordentliche Sehnsucht, hier einfach auf offener Strecke halten zu dürfen, über die Gleise zu laufen, den Damm hinunterzurutschen, und mitten unter ihnen zu sein, den Wissenden, die unter Fahnen wandelten. Ihnen war, als würden sie in einem Rechte verkürzt, sie preßten sich an die schmalen Wagenfenster, und endlich winkten sie gleich Verzweifelnden oder Betrunkenen und begrüßten die da unten, die Fahnenkinder, die alles schon wußten, was sie erst ahnten: daß der große Sieg gekommen war.

Ja, Tänzerfüße hatten all diese guten Bürger, die Reisenden mit den Musterkoffern, die Großväter und die Beamten, und der Verwundete lächelte ein wenig gefallsüchtig und schien bescheiden-abweisend darauf gefaßt, daß alle auf ihn einstürmen würden, um ihm zu danken. Sie traten nicht auf das vorteilhafte Trittbrett beim Aussteigen, sie sprangen sogleich auf den schneeweißen Bahnsteig, hörten die Nachricht schon jubeln, wandten sich, auf ihr Wissen stolz,

noch rasch einmal dem Zuge zu, schrien es den Langsamen noch rasch ins Gesicht: „Ostpreußen befreit, die Russen vernichtet."

Johannes blieb allein im Wagen zurück. Keiner achtete seiner noch, alle liefen nach den Treppen, alle waren verdurstet vor Liebe und Begierde, alle hatten sich wie verworfen im stickigen Wagen gefühlt, der gar nichts hörte und nur stumpfsinnig rollte und rollte.

Ihm war, als seien alle Leute eigens nach Breslau gefahren, um ein großes Fest zu feiern, und ihm hätte man verschwiegen, was sich begab. Er fühlte sich beleidigt, und sein Herz wurde weinerlich. Aber erst als der Zug wieder fuhr, und als die ersten Felder mit spärlichen Gestalten sich weit auftaten, wußte er, daß er Deutschland verloren hatte.

Nur noch in dieser Stunde hätte es geschehen können, daß er sich besann, doch es geschah nicht.

Er verließ Deutschland, er verließ Österreich, er war im niegesehenen Italien, und er goß in die Schönheit des Landes seine angelernte bücherhafte Begeisterung und glaubte, er fange an, glücklich zu sein. Fruchtbäume sah er und nickte ihnen zu, wie einer, der belobigend sagt: „Ganz recht, ganz nach meinen Wünschen!" Alles Schöne war nur der Vorhof zur neuen Heimat.

Als er auf dem Schiff stand, das schon erzitterte, und als es sich bewegte, stockte sein Herz eine kleine fanatisch-selige Spanne. „Ich bin gerettet!" sagte er. Er atmete anders als zuvor, ohne daß er es wußte, und sein Gesicht war gramlos und reisefroh.

Dann blickte er lange Zeit, viele Stunden lang ins Meer, das am Rumpf zerstob und zerstäubte, und war ein wenig schwindlig, als er den Kopf wieder hob. Doch er war geheilt, er prüfte mit kühlen und fast hochmütigen Augen Menschen und Schiff, dann kehrte er erstaunt zur eigenen Sache zurück.

Ohne zu erschrecken, erkannte er in einer kalten Scharfsinnigkeit, daß er auf der Fahrt in ein seliges Leben war. Kein Wort der hymnischen Nacht war gelogen, alles in Indien war balsamisch und schön. Er schüttelte den Kopf, so tief erstaunt war er über sich: daß er hatte büßen wollen, wo jedem Sinne Wollust beschert war. Mit der Flucht war es nicht getan! Das erkannte er, ohne zu erschrecken.

„Nur mit der Buße ist es getan!" sprach er.

„Ach, wie sollen wir büßen? Büßen ist kein Kleidernähen, wobei man sitzt und Geräte braucht und um zwei Uhr anfängt und fünf Minuten vor dreiviertel vier Uhr fertig ist. Wie sollen wir büßen, es ist keine Arbeit, die erlernt werden kann und die einen Anfang und ein Ende hat. Sollen wir etwa sagen:

Ich büße, ich büße, ich büße, und dann wäre es vollbracht? Soll ich etwa sagen: Ich bin feige, ich bin feige, ich bin feige, zehntausendmal Tag um Tag in der Heimat Savitris?"

Seine Augen waren wieder wie in der hymnischen Nacht, nur von keinem Rausche heute, sondern von erlösender Weisheit trunken.

„Alles Leben ist Lust," sprach er weinend vor Liebe zum Leben, „und nur der Tod ist Leiden!"

Er klomm geruhig über die Brustwehr und sprang mit weit gebreiteten Armen ins Meer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Arthur Kauffmann. Verlag Georg Müller München-Berlin
Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO
3 8198 322 322 817